Nach einem Ölgemälde von Klemm aus dem Jahre 1861.

Erinnerungen aus meinem Leben

von

Friedrich [illegible]

Erinnerungen aus meinem Leben

von

Friedrich Spielhagen

Erinnerungen aus meinem Leben

von

Friedrich Spielhagen

Durchgesehene Auswahl aus „Finder und Erfinder“, mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben

von

Dr. Hans Henning

Mit zwei Bildbeilagen

Leipzig ::: Verlag von L. Staackmann ::: 1911

Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Inhalt.

Seite

Einleitung des Herausgebers 7
Magdeburg 15
Stralsund 26
Berlin 108
Bonn 135
Berlin 206
Greifswald 213
Stralsund 221
Pustow und Stralsund 255
Leipzig 293
Hannover 382
Post festum 401
Zeittafel 411
Anmerkungen des Herausgebers 418
Register 423
Anhang 427
Lebenslauf von F. Spielhagen aus dem Jahre 1847 429
Gedächtnisrede von Walther Nithack-Stahn 434
Gedächtnisrede von Hermann Sudermann 438

Einleitung des Herausgebers.

Nachdem Friedrich Spielhagen mit seinem ersten, in seinem zweiunddreißigsten Lebensjahre erschienenen Roman „Problematische Naturen (1861) gleich in die vorderste Reihe aller deutschen Romandichter aufgerückt war, hat er es sich in steter, angestrengtester Pflichterfüllung angelegen sein lassen, diese ehrenvolle Stellung durchaus zu behaupten. Er vermochte dies um so mehr, als sein großes Talent ihn dazu befähigte, die Geschicke seines Volkes von den Tagen der Befreiungskriege über die Zeit der Freiheitssehnsucht und des Philhellenentums, der Revolution und Reaktion, der Bewegung um Lassalle, des Emporkommens des dritten Standes, des Krieges von 1870/71, des wirtschaftlichen Zusammenbruches der Gründerjahre, der Attentate auf Wilhelm I, des Wachsens der Sozialdemokratie hinweg bis zum Ende des Jahrhunderts durch einen dichterischen Rahmen zu einem gewaltigen, wunderbar bewegten, in allen Farben schillernden Weltbilde zusammenzufassen.

Aber nicht allein die politischen und sozialen Kämpfe seiner Zeit haben in ihm einen hervorragenden dichterischen Darsteller gefunden, sondern auch alle großen Fragen des Menschenlebens und der Weltanschauung: Weltbejahung und Weltverneinung, Materialismus und Idealismus, Schopenhauers Pessimismus und Nietzsches Übermenschentum treten uns in plastisch herausgearbeiteten Persönlichkeiten bei ihm entgegen und lassen ihn erkennen als den philosophischen Dichter, der von den Tagen seines erwachenden Persönlichkeitsdranges mit der Energie tiefbohrender Gedanken des Daseins letzte Gründe zu enträtseln versuchte und auf seinem Ikarusfluge halt machte, als er die Mächte entdeckt, mit denen er Herr werden sollte über das Weltübel und den dunkeln Drang in der eigenen Brust: angespannteste Arbeit im Dienste seines Ideals für die Entwicklung seines Volkes und den Zauber der Phantasie, die ihn zwangen, in leuchtenden Bildern zu schauen und zu schaffen,

was anderen Menschen nur durch Begriffe zugänglich und verständlich werden kann.

Es hat wenige Dichter gegeben, die über das Wesen und die immanenten Gesetze ihrer Kunst so tief gesonnen und sich so geistreich-beredt ausgesprochen haben, wie er, der ungewöhnlich belesen niemals müde wurde, die Werke der Meister aller Zeiten und Völker, unter denen ihm Homer und Goethe obenan standen, auf ihre Technik zu studieren und seine theoretischen Einsichten mit denen der erlauchtesten Denker zu vergleichen. So gehen durch sein arbeitsreiches, ausschließlich der Ausübung seiner Kunst geweihtes Leben als die Grundzüge seiner geistigen Persönlichkeit die dichterische Betätigung und die ästhetisch-philosophische Reflexion Hand in Hand; gleichwertig neben seinen bedeutendsten Romanen und Novellen, die seine übrigen sehr beachtenswerten dichterischen Versuche auf dem Gebiet der lyrischen und dramatischen Poesie mehr in den Hintergrund treten lassen, stehen die scharfsinnigen, in vielfacher Hinsicht grundlegenden ästhetischen Studien, die er in sieben Bänden gesammelt hat.

Wie er der unumstößlichen Überzeugung lebte, daß der Mensch in jedem Augenblicke seines Lebens Hammer und Amboß zugleich sein müsse, so war er fest davon durchdrungen, daß das von Homer streng befolgte Gesetz der künstlerischen Objektivität die conditio sine qua non für alles epische Schaffen sei und daß der Dichter gerade wie der Bildhauer und Maler nach sorgfältig studierten Modellen zu schaffen und die Resultate seiner beobachtenden Erfahrung und erfahrenden Beobachtung in der Retorte der Phantasie zu läutern, mit einem Worte Finder und Erfinder zu sein habe. Seitdem er diese Forderung im Jahre 1871 in einem scharfsinnigen Essay, der mit Fug die Einleitung seiner „Beiträge zur Theorie und Technik des Romans" bildet, zum präzisesten Ausdruck gebracht, hat er diesen Gedanken während seines späteren Lebens bis in die letzten Konsequenzen verfolgt und schließlich am Beispiel des eigenen Werdegangs überzeugend dargetan.

Ein ästhetisches Problem hat ihn so veranlaßt, das — nach Goethe — „immer bedenkliche Unternehmen" einer Autobiographie zu wagen und der breitesten Öffentlichkeit die Geschichte seines Lebens von der Geburt bis zur Vollendung der „Problematischen Naturen" mit rücksichtslosestem Freimut und ausgebildetstem Taktgefühl so zu erzählen, daß der Leser deutlich zu erkennen vermag, auf was

für Erlebnisse die in seinen Dichtungen geschilderten Vorgänge zurückzuführen sind.

In seine geistreich-paradoxe Beurteilung der von der Zeit des Tacitus bis auf unsere Tage von den Forschern so verschieden bewerteten literarischen Spezialität der Selbstbiographie könnte demnach F. Schlegel noch einen besonderen Fall aufnehmen, der seine folgende Zusammenfassung, wenn nicht vervollständigen, so doch wesentlich bereichern würde:

„Reine Autobiographien werden geschrieben: entweder von Nervenkranken, die immer an ihr Ich gebannt sind, wohin Rousseau mit gehört; oder von einer derben künstlerischen oder abenteuerlichen Eigenliebe, wie die des Benvenuto Cellini, oder von geborenen Geschichtschreibern, die sich selbst nur ein Stoff historischer Kunst sind, oder von Frauen, die auch mit der Nachwelt kokettieren; oder von sorglichen Gemütern, die vor ihrem Tode noch das kleinste Stäubchen in Ordnung bringen möchten und sich selbst nicht ohne Erläuterungen aus der Welt gehen lassen können; oder sie sind ohne weiteres bloß als Plaidoyers vor dem Publikum zu betrachten. Eine große Klasse unter den Autobiographen machen die Autopseusten aus.“

Um dieses ästhetischen Prinzipes willen sah sich nun Spielhagen, der sein zweibändiges, „Finder und Erfinder“ betiteltes Werk in seinem einundsechzigsten Lebensjahre zum Abschluß brachte, genötigt, den Lauf der Erzählung häufig mit literarischen, kritischen, ästhetischen, philosophischen Ausführungen zu unterbrechen, die zwar für den Ästhetiker und Literaturforscher äußerst wichtig und zur Beurteilung unseres Dichters von größter Bedeutung sind, die aber für die weiteren Kreise, ich kann nicht sagen: schwerverständlich — Spielhagen schreibt so klar und überzeugend, daß ihn jeder bei redlichem Bemühen verstehen muß —, wohl aber von geringerem Interesse sind und es daher auch verschuldet haben, daß eins der lesenswertesten Werke des Meisters von seinem Volke leider zu wenig gekannt wird.

Schon zu Lebzeiten des Dichters habe ich mich daher oft mit dem Gedanken beschäftigt, dieses köstliche Werk durch Ausscheidung der erwähnten Exkurse allen denen zugänglich zu machen, die über den Dichtungen Friedrich Spielhagens unvergeßliche Stunden der Freude und Erhebung genossen haben, und es namentlich der ringenden Jugend in die Hand zu geben, die aus diesem Buche

Trost und Mahnung mit ins verantwortungsvolle Leben nehmen kann. Auch mit seiner Tochter Toni, die durch ein tragisches Geschick dem greisen Vater um wenige Monate im Tode vorausgegangen, habe ich mehrfach, zuletzt noch im vergangenen Sommer unter den hohen Bäumen des Tegeler Schloßparkes, über diese Frage gesprochen. Obwohl wir uns über die Notwendigkeit einer derartigen Arbeit völlig einig waren, wagten wir es bei dem leidenden Zustande des teuren Mannes doch nicht, ihn um die Genehmigung unseres Planes zu bitten, da wir wußten, einen wie hohen Wert er gerade auf den wissenschaftlichen Teil seiner Lebensarbeit legte.

Wenn ich es jetzt aber doch übernehme, — im Einverständnis mit seinen Erben — dieses Vorhaben durchzuführen, so weiß ich mich auch des leisesten Anfluges von Pietätlosigkeit frei, allein deswegen weil das zweibändige Werk „Finder und Erfinder" ja erhalten bleibt und ich des aufrichtigen Glaubens bin, daß der Leser dieser gekürzten, hie und da durch Tilgung kleiner Gedächtnisfehler berichtigten „Lebenserinnerungen" danach verlangen wird, nunmehr das ganze Werk kennen zu lernen und sich eindringlicher mit dem zu beschäftigen, was der Meister über seine stets mit heiligstem Ernst gepflegte und mit dem Bewußtsein strengster Verantwortlichkeit geübte Kunst gedacht und geschrieben. — Mit einer andern Änderung die ich vorzunehmen mir erlaubt habe, ist er unzweifelhaft einverstanden: mit der Tilgung einiger unnötiger Fremdwörter, wozu er ausdrücklich die Erlaubnis erteilt hatte, als die Volksausgaben seiner bedeutendsten Romane vorbereitet werden sollten. Wenn ich endlich bei dieser Ausgabe den Titel geändert habe, so glaubte ich mich hierzu berechtigt halten zu dürfen, weil er im Vorwort des ersten Bandes von „Finder und Erfinder" besonders hervorhebt, daß die Behandlung des dem Werke zugrunde liegenden, durch den Haupttitel angedeuteten ästhetischen Prinzips mehr für seine jüngeren Berufsgefährten bestimmt sei, während der in der ersten Ausgabe in bescheidenerem Druck hinterherkommende Titel „eigentlich der Haupttitel ist". Dieser andere Titel „wendet sich an ein Publikum, von dem ich hoffe, daß es größer sein wird, als das, für welches der erstere einen Fingerzeig geben sollte. An jenes Publikum, das glücklicherweise dem Poeten gern die von Horaz als unerläßlich erachtete Pflicht des prodesse („nützen") schenkt, wenn er nur mit der andern: dem delectare („ergötzen") rechten

Ernst macht. Nicht als ob ich so sicher wäre, ihm in diesem Buche so besonders Ergötzliches zu bieten! Aber ich getröste mich, daß sie, die ich jetzt im Sinn habe, wesentlich aus solchen bestehen, denen ich schon ein und das andere Mal durch meine Schriften ein Vergnügen bereitete, aus welchem Vergnügen dann bei ihnen der Wunsch sich regte, von dem Manne genaueres zu erfahren, ihm einfach menschlich näherzutreten; — mit einem Worte: solchen, die bereits meine Freunde sind, oder, falls die nähere Bekanntschaft sie nicht enttäuscht, nichts dagegen haben, es zu werden. Möchte doch die Enttäuschung nicht eintreten! Möchte ich doch alle, die das Buch gelesen, zu meinen Freunden zählen dürfen!"

Wenn Goethe recht hat:

„Was in der Zeiten Bildersaal
„Jemals ist trefflich gewesen,
„Das wird immer einer einmal
„Wieder auffrischen und lesen"

so wird auch Spielhagens Wunsch in Erfüllung gehen und so mögen denn diese Lebenserinnerungen, denen ich sogar ihren ersten ahnungslosen Vorläufer in Gestalt seines mit der Bitte um Zulassung zum Maturitätsexamen im Jahre 1847 versehenen Lebenslaufes dank der Liebenswürdigkeit des Herrn Gymnasialdirektor Prof. Dr. Hahn-Stralsund beizufügen vermag, zum zweiten Male in die Welt hinausziehen und in der klassischen Sprache des Dichters erzählen, wie er anfangs sich des rechten Weges noch nicht bewußt sich immer strebend bemühte und so endlich nach harten Kämpfen und schmerzlichen Enttäuschungen bis zu dem Punkt gelangte, von wo aus er alles das schaffen konnte, womit er sich einen Ehrenplatz in unserer nationalen Literatur und im Herzen seines dankbaren Volkes errungen als einer der edelsten und im schönsten Sinne vorbildlichsten Männer unseres Vaterlandes.

Als Friedrich Spielhagen diese etwa um das Jahr 1877 begonnenen Aufzeichnungen vollendet hatte, glaubte er, daß es an der Zeit sei, mit diesem Buche Abschied von seinen Lesern zu nehmen. Aber die gewaltigen Anregungen, die ihm namentlich die Evolutionen der neuesten Literatur in den neunziger Jahren des abgelaufenen Jahrhunderts boten, bewegten seinen Geist und reizten seine jungstische Schaffenskraft so mächtig, daß er in dem siebenten Jahrzehnt seines auch durch einen ungewöhnlichen Fleiß geadelten

Lebens unter den Schaffenden einer der ersten blieb. Elf großartig aufgebaute Romane und Novellen, darunter so hervorragende Leistungen wie „Sonntagskind“ und „Stumme des Himmels“, „Mesmerismus“ und „Selbstgerecht“, „Faustulus“ und „Herrin“, „Opfer“ und „Freigeboren“, ein zweiter Band formvollendeter Gedichte und zwei Sammlungen wertvollster ästhetischer und kritischer Untersuchungen, in denen er den Schöpfungen der neuen Zeit ein liebevolles Verständnis entgegenbrachte, bezeichnen die reiche Ernte seines goldenen Herbstabends.

Als das alte und das junge Deutschland, die Vertreter des Auslandes und der eigenen Heimat dem von seiner Gattin, seinen sämtlichen Kindern und Kindeskindern umgebenen Altmeister bei der Feier seines siebzigsten Geburtstages den Dank und die Huldigung in seiner stillen Werkstatt darbrachten, da glaubte wohl jeder, daß wir noch viele Gaben von ihm erwarten dürften, daß er sich auch noch entschließen könnte, die Geschichte seines Lebens, die er ursprünglich nur bis zum Erscheinen der „Problematischen Naturen“ erzählt, die er aber in den letzten Jahren durch einige später in die Essaysammlung „Am Wege“ aufgenommene und auch unserer Ausgabe angefügte Kapitel weitergeführt hatte, fortzusetzen, bis ihm dereinst der Tod die Feder aus der Hand nehmen würde . . .

Aber die Eiskälte erstarrenden Winters, die grausamsten Leiden des Alters sollten ihm nicht erspart bleiben: Kummer und Krankheit und Pein ihn heimsuchen und bis hart an den Rand des Grabes verfolgen, in dem er erst Schutz zu finden vermochte vor den grauen Gestalten, die seinen Lebensabend umdüstert hatten. Zuerst wurde ihm die Gattin, die in selbstlosester Hingabe fast vierzig Jahre nur für ihn gelebt, durch einen plötzlichen Tod hinweggerissen, dann starben seine Brüder, seine Schwester Sophie und die alten Freunde. Immer einsamer wurde es um ihn, dem schließlich auch die Augen den Dienst versagten, so daß er nur auf Vorlesen und Diktieren angewiesen war. Mit rührender heiligster Aufopferung haben seine vier Töchter die Gattin zu ersetzen versucht, jede auf ihre Weise. Toni, die Jüngste, Unvermähltgebliebene, durch ein bedeutendes dichterisches Talent Ausgezeichnete, gab ihren Beruf — sie war Lehrerin — auf, um sich ganz der Pflege des geliebten Vaters widmen zu können. Aber ihre zarte Gesundheit war dem Martyrium nicht gewachsen, und so mußte sie es geschehen lassen, daß ihre inzwischen verwitwete Schwester Hedda dem Vater Hand und Auge

ersetzen mußte. Als Toni am letzten Tage des vergangenen Oktober plötzlich einem Herzschlage erlag, verbitterte sich das Gemüt des Kranken so sehr, daß er von der Welt nichts mehr wissen wollte.

Was ihm in den nun folgenden Monaten seine Tochter Hedda, sein „Maienkind", wie er sie einst in dem schönen Gedicht „Erfüllung" genannt, gewesen ist, wie sie mit nie ermüdender Treue dem Vater bis an die Grenze ihrer Kraft gelebt, das kann mit armen Worten kaum erzählt, das darf auch wohl hier nicht geschildert werden. Mit ihren Schwestern Elsa und Jenny weilte sie dann auch an seinem Lager, als sich das Grau der Bewußtlosigkeit über sein edles Antlitz gelegt und er den letzten kaum hörbaren Atemzug getan.

Am 25. Februar, wenige Minuten vor neun Uhr morgens, fand er den ersehnten Frieden. In seinem Arbeitszimmer wurde die sterbliche Hülle aufgebahrt und vor dem Totenschrein wurde in überreicher Fülle das Schönste niedergelegt, womit die Menschen einen teuren Entschlafenen zu ehren suchen. Hier versammelten sich am 1. März, seinem goldenen Hochzeitstage, um ihn noch einmal alle, die ihn gekannt und geliebt hatten, zu einer erhabenen Trauerfeier, bei der nach den getragenen Klängen des „Integer vitae" Walther Nithack-Stahn, der Dichter und Prediger, und Hermann Sudermann und darauf der Erste Chargierte der Bonner Burschenschaft „Frankonia" und der Oberbürgermeister von Magdeburg sprachen, . . . und dann sind wir dem Sarge gefolgt und haben draußen in Westend der Erde gegeben, was Erde und Staub war von Friedrich Spielhagen.

> Quidquid ex eo amavimus, quidquid mirati sumus, manet mansurumque est in animis hominum, in aeternitate temporum, in fama rerum.
>
> (Tacitus.)

Hamm (Westfalen), 27. März 1911.

Dr. Hans Henning.

Magdeburg.

Für bürgerliche Menschen pflegt die Familientradition eine wortkarge Muse zu sein. Kaum, daß sie noch von den Großeltern ein Weniges und das Wenige meistens auch nur gelegentlich, ohne rechte Folge und Zusammenhang zu berichten sich herbeiläßt. Fragt man sie nach den Urgroßeltern, so kann man schon von Glück sagen, wenn sie noch einen oder den andern Umstand aus ihrem lückenhaften Gedächtnis herausfindet. Die Regel ist, daß sie dem Frager jede Auskunft verweigert.

Freilich dürfte sie auch bei bestem Willen und nicht getrübter Erinnerung in den seltensten Fällen etwas mitzuteilen haben, das für andere als die zunächst Beteiligten — ich meine: die Frager selbst — von irgend einem wesentlichen Interesse wäre. Sie, nach denen gefragt wird, hatten eben nichts getan, was sie aus der Menge heraushob: gemeine Soldaten in dem unübersehbaren Heere, das von Generation zu Generation den heißen Kampf um das kärgliche Dasein kämpft; tüchtige, brave Leute, nehmen wir an, die ihren bescheidenen Platz ausfüllten, ehrlich ihre Pflicht taten, um dann ruhmlos zu ihren ruhmlosen Vätern versammelt zu werden.

Ein Umstand kommt hinzu, der die Gedächtnisschwäche besagter Muse zu erklären, allerdings auch zu entschuldigen geeignet ist. Man überläßt sie zu sehr ihrem natürlichen Hange der Vergeßlichkeit, hält sie nicht durch eifriges Nachfragen wach; fragt sie wohl gar nicht oder so spät, daß sie mit Fug und Recht für ihr Nichtmehrwissen sich auf die Wohltaten des Verjährungsrechtes berufen kann. Und das letztere mit besonderem Rechte, wenn die späten Frager zu einer Familie gehören, in welcher das zweifelhafte Glück verhältnismäßiger Langlebigkeit sich durch ein paar Generationen fortgeerbt hat. Ein paar Generationen nur, die dann wohl ein volles Jahrhundert umfassen, zu dem, falls man noch eine Generation weiter zurückgeht, ein halbes Jahrhundert leicht hinzukommt.

Dieser durchaus nicht wunderbare, aber für den Beteiligten immerhin verwunderliche Fall ist der meinige.

Mein Vater, im Jahre 1785 geboren, starb 1855, siebenzig Jahre alt. Sein Vater, dessen ältestes Kind er war, muß also, — bereits hier stoße ich auf eine Lücke in der Familientradition — falls er sich, wie landesüblich, in dem Anfang seiner dreißiger Jahre verheiratete, wenig nach Goethe und jedenfalls fünf Jahre vor Schiller das Licht der Welt erblickt haben. Mit meinem Urgroßvater würde ich bereits über Lessing hinaus, vielleicht bis an den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts geraten.

Von diesem meinem Urgroßvater väterlicherseits weiß die Erinnerung nichts mehr. Nur vermuten möchte ich, daß er an demselben Orte gelebt und dasselbe Amt bekleidet hat, wie sein Sohn, mein Großvater. Dieser aber lebte in oder doch bei dem Dorfe Tuchheim, — nicht weit von Genthin, in jenem Teile der preußischen Provinz Sachsen, der zwischen Elbe und Havel liegt und altmärkischer Boden ist, — seines Amtes herrschaftlicher Förster der gräflich Schulenburgschen Familie. Und wenn ich vermute, daß bereits der Vater des Großvaters dieselbe Stellung inne hatte, so ist es deshalb, weil mein Vater wiederum zum Nachfolger seines Vaters bestimmt, ja, nach dem Tode desselben bereits in seine Stelle getreten war und sie auch Jahre hindurch verwaltet hat, bis er sich bewogen fand, die Jägerei als Gewerbe aufzugeben und sich einem andern Berufe zu widmen.

Vielleicht der erste, der auf diese Weise aus dem engen Kreise trat, in welchem sich seine Vorfahren seit unvordenklichen Zeiten bewegt haben mochten. Die Familie aber möchte ich als eine gut märkische in Anspruch nehmen. Ich habe dafür freilich außer jenem mutmaßlichen Erbförstertum nur einen Grund, dessen Beweiskraft allerdings zu wünschen übrig läßt: ich meine die äußere Erscheinung, wie sie deutlich genug bei vielen Mitgliedern meiner Familie angetroffen wird und die völlig gleich ist mit der, welche Franz Ziegler als die durchgängige der dortigen Bevölkerung bezeichnet:

„Er“ — der Landwehrmann Krille — „war an Gestalt (und Geist) das richtige Kind seiner märkischen Heimat. Etwa fünf Fuß vier Zoll groß, mit langem Oberleib, kurzen, kräftigen Beinen, breiten Schultern, tüchtigem Brustkasten und festen Rippen, die, ohne Rücksicht auf Taille, für Lunge und Leber hinreichend Platz gewährten, starken Armen, einem kräftigen Kreuz, war er der richtige Mann zu aller Arbeit und der richtige Tornisterträger. Aus seinem runden Kopfe, den braunes, etwas von Sonne, Regen und Wind

verschossenes Haar bedeckte, sahen ein Paar blaugrauer Augen, die den fröhlichen, fast neckenden märkischen Ausdruck hatten, und seine gesunden, starken, weißen Zähne konnten alles, was eßbar war, leicht zermalmen."*)

Das ist, wenn ich der Körpergröße zwei Zoll zulege, Zug für Zug das leibliche Bild meines Vaters. Ich, der ich im übrigen durchaus seine Gestalt geerbt habe, bin sogar gewissenhaft genug gewesen, das von Ziegler angegebene Durchschnittsmaß des Märkers streng einzuhalten.

Übrigens kann die Familie, aus der ich väterlicherseits stamme, eine sehr verbreitete nicht gewesen sein. Den immerhin etwas wunderlichen Namen habe ich sonst in Deutschland nirgends angetroffen; und auch in der Mark, wohin ich die Heimat der Familie verlege, war er noch vor fünfzig Jahren äußerst selten, während allerdings die letzten Generationen durch zahlreiche Nachkommenschaft für seine weitere Verbreitung über die benachbarten Landschaften, besonders aber auch in Berlin, tätig gewesen sind.

Von meinem Großvater-Förster hat sich kein Bild, nicht einmal einer jener Schattenrisse erhalten, welche damals wohl die kahlen Wände kleinbürgerlicher Stuben zu schmücken pflegten; und ebensowenig von meiner Großmutter, der Frau Försterin. Die gesamte Tradition über sie ist in dem bescheidenen Umfang folgender Geschichte zusammengefaßt. Es war den Ortsarmen in Tuchheim verstattet, sich an bestimmten Tagen in den gräflichen Wäldern Raff- und Leseholz zu sammeln unter der Bedingung, daß sie sich beim Verlassen des Forstes mit dem gesammelten Bündel in der Försterei meldeten und über ihre Berechtigung auswiesen. Da kam es denn häufiger vor, daß sich in die Schar der Berechtigten solche einschlichen, die dieses Vorzuges ermangelten, und denen der Großvater vorschriftsmäßig die Bündel mit Beschlag belegen mußte. Nun war die Försterei so gelegen, daß der Weg in einer Schleife um dieselbe herumführte, und die vorne am Hause gewesen waren, auch die hintere Seite des Gehöftes zu passieren hatten. Da aber, an der Hofpforte, stand die Frau Försterin und machte gut, was der Herr Förster an der Haustür hatte bös machen müssen, d. h. sie drückte den Armen, über die das Strafgericht ergangen war, ein reichliches Schmerzensgeld verstohlen in die schwieligen Hände. Und wenn die Prozession vorüber, das letzte Bündel einbehalten und der letzte Groschen verausgabt war, trafen sich, er von vorne, sie von hinten

*) Franz Ziegler. Gesammelte Novellen. I. S. 326.

kommend, die beiden Gatten auf dem Hofe und lachten einander in die guten, ehrlichen Gesichter.

Ich gestehe, daß ich dieses Eine und Einzige, was ich von meinen Großeltern weiß, — sicher weiß; ich habe es aus dem wahrheitsliebenden Munde meines Vaters — nicht für eine lange Ahnengeschichte hingeben möchte. Und sollte ich darin fehlgehen, wenn ich in diesem schönen Verein treuer Pflichterfüllung und herzlicher Gutmütigkeit wiederum echt märkisches Wesen ausgesprochen finde?

Bin ich nun so in der wohligen Lage, der Großeltern froh gedenken zu dürfen, meine ich, dem Schicksal noch besonders dafür dankbar sein zu sollen, daß es mich aus einer Familie hervorgehen ließ, deren Leben sich Generationen hindurch in Wald und Feld abgespielt hat. In Wald und Feld, die auch mir, ihrem Nachkommen, von frühester Jugend an der liebste Aufenthalt gewesen sind, so sehr, daß ich das Stadtleben, in welches ich mich durch die Verhältnisse und von berufswegen eingeschlossen sah und sehe, stets als einen mir angetanen Zwang, als eine Beeinträchtigung meines Wesens empfunden habe und empfinde, — um mich dann, so oft ich solcher Notlage entfliehen durfte, in die Natur zu flüchten, wie ein Kind an den Busen der Mutter; in ihr zu leben als in meiner eigentlichen Heimat. Oder, wenn mir diese Wonne auf Wochen und Monate versagt war, von heimlicher Sehnsucht verzehrt zu werden und in dieser Sehnsucht, wo und wann ich in meiner dichterischen Arbeit die Natur zu schildern hatte, Töne zu finden, die aus dem Herzen kamen und so, wie das ja zu sein pflegt, leichtlich den Weg zu den Herzen anderer fanden.

Meinem Vater ist es wenigstens in den Jugendjahren vergönnt gewesen, diese herrlichste Lust der Liebe zur Natur, die auch bei ihm der eigentliche Nährboden seines Gemütslebens war, voll auskosten zu dürfen. Er ist ganz eigentlich im Walde groß geworden. Selbst der Weg zur Schule erforderte jedesmal eine halbstündige Wanderung durch den Wald, aus der dann im Morgendunkel zur Winterszeit auch wohl eine stundenlange wurde, während der Knecht mit der Laterne durch den knietiefen Schnee vorausstampfte, hinter ihm mein Vater, als das älteste der Geschwister, in dessen Fußstapfen dann wieder die jüngeren traten.

Das Licht in der Laterne des braven Knechtes ist auf lange Zeit der einzige helle Punkt der Familientradition. Wenn sie wieder anhebt, sind Jahre verflossen, und die Idylle hat sich in ein Drama verwandelt. Die Tuchheimer Gegend ist von Franzosen

überschwemmt; ein Haufe Marodeurs durch den Wald bis zu dem Försterhause gekommen, — hungrige, verwilderte Menschen, denen aus den Nachbardörfern, wo sie erbarmungslos geplündert und gewüstet haben, ein fürchterlicher Ruf vorausgeht. In dem Forsthause zu Tuchheim finden sie nicht viel. Man hat die Annäherung des Trupps rechtzeitig ausgekundschaftet, und der Vater — der Großvater ist inzwischen gestorben, und er ist, trotz seiner Jugend, das Haupt der Familie — seine Maßregeln klüglich getroffen. Die wertvolle Habe — sie dürfte in unsern verwöhnten Augen wertlos genug erscheinen — ist in den Wald gefahren auf einem Leiterwagen, an den die beiden Kühe aus dem Stall gebunden sind. Die Familie, von der jedes noch sein Bündel mit sich schleppt, ist im Begriff, dem vorausgesandten Wagenzug zu folgen. Da tut der um ein paar Jahre jüngere Bruder meines Vaters einen Fehltritt und bricht sich ein Bein oder verstaucht sich in schlimmer Weise den Fuß — jedenfalls ist er unfähig, von der Stelle zu kommen. Der vorausgesandte Wagen ist längst im Walde verschwunden, im Verzuge äußerste Gefahr. Rasch entschlossen lädt sich mein Vater den Lahmen, Hilflosen auf die breiten märkischen Schultern und trägt ihn — wir müssen annehmen: in Absätzen — aber trägt ihn den weiten Weg über Stock und Stein bis zu dem bestimmten Versteck im Walde. Unterdessen lassen die Franzmänner an dem verlassenen Försterhause ihre Wut über die getäuschten Erwartungen aus, indem sie, was nicht niet- und nagelfest ist, wegschleppen, und dabei ein paar Goldstücke übersehen, welche — zweifellos die einzigen im Besitz der Familie — in der Übereile von den Fliehenden vergessen, auf der Kante der Kachelofenröhre, in ein Stückchen Papier gewickelt, liegen geblieben sind.

Ich vermute, es ist gelegentlich einer späteren Invasion gewesen, daß mein Vater in dem Tuchheimer Amtshause einer Schar von Offizieren, die sich, mit ihrem Marschall an der Spitze, dort einquartiert hatte, dann doch als Küchen- und Kellermeister aufzuwarten gezwungen war. Er hat den vorübergehenden Dienst, zu dem ihn seine Anstelligkeit und Gewandtheit auch besonders befähigten, gewiß gern verwaltet, nicht um der verhaßten Franzosen, sondern des gräflichen Amtmanns Francke willen, mit dessen Familie die Försterfamilie in freundschaftlichem Verkehr, ja in irgend einem verwandtschaftlichen Verhältnis stand. Das letztere, vermute ich, durch die Frauen; wenigstens gehörten beide Familien in irgend einem Grade zu einer dritten, Namens Ziering, von der ein wohlhabendes und wohlwollendes Mitglied sich durch ein Legat verewigt

hat, dessen Zinsen zur Unterstützung studierender Jünglinge der Gesamtfamilie verwandt werden und unter andern auch mir während meiner Studienzeit zugute gekommen sind. Ob es eine richtige Vetterschaft war, welche meinen Vater und den ältesten Sohn besagten Amtmanns miteinander verband, wüßte ich nicht zu sagen. Ich weiß nur, daß die beiden Männer, von denen der junge Francke später Oberbürgermeister von Magdeburg und als solcher auch in weiteren Kreisen bekannt wurde, sich Vettern nannten, ihr langes Leben hindurch in treuester Freundschaft verbunden blieben und — was mir immer höchst merkwürdig war — genau so dieselbe Hand schrieben, daß sie selbst die eine von der andern nicht zu unterscheiden vermochten.

Was nun dann meinen Vater veranlaßt hat, den Beruf des Forstmanns, zu dem er geboren schien und erzogen war, aufzugeben und sich dem Baufache zu widmen, habe ich nie erfahren. Ich vermute: es war in erster Linie die ihm früh zugefallene Sorge für die verwitwete Mutter und die jüngeren Geschwister, die den Guten, Gewissenhaften, in schönster Weise Selbstlosen, einen Weg einschlagen ließ, auf dem er hoffen durfte, die Mittel, deren er zur Erfüllung so schwerer Pflichten bedurfte, leichter oder doch sicherer zu erwerben. Womit ich nicht gesagt haben will, daß es nur die Not gewesen ist, die ihn aus seinem heimischen Forst in die Stätte der Menschen und so andere Verhältnisse führte. Sehr wohl mag er auch von dem Drang getrieben gewesen sein, seine Kräfte und Gaben auf einem höheren und weiteren Felde auszunutzen. War es der Fall, so hat er sich jedenfalls nach einer Seite nicht überschätzt. Er hat in seinem Fache zwar nichts Hervorragendes geleistet, aber sich überall und in schwierigen Verhältnissen als ein Baumeister bewährt, dessen Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit von seinen Vorgesetzten gebührend anerkannt wurden und ihn eine nicht glänzende, aber ehrenvolle Beamtenlaufbahn zurücklegen ließen. Wobei ihm für den Anfang dieser Bahn zu statten gekommen ist, daß man in jener Zeit an die Baubeflissenen hinsichtlich der Schulkenntnisse die heutigen Anforderungen nicht stellte. Oder aber man hat — was ich indessen nicht für wahrscheinlich halte — bei meinem Vater, vielleicht in Rücksicht seiner besonderen Verhältnisse, eine Ausnahme statuiert. Jedenfalls war der Schulsack, mit dem er ins Leben zog, nicht schwer gepackt: das Griechische ein völlig Fremdes, und auch das wenige Latein, das er allenfalls in dürftigen Schulen und mangelhaftem Privatunterricht gelernt, hatte er in späteren Jahren so ziemlich bis auf das letzte Wort vergessen. Dafür hatte er die „Bauschule“

rite absolviert, sich während der Berliner Jahre eines näheren Verkehrs mit so ausgezeichneten Männern wie Schinkel und Beuth zu erfreuen gehabt; dann — in den praktischen Dienst getreten — ich weiß nicht welche Stellungen bekleidet, bis wir ihn Ende der zehner und Anfang der zwanziger Jahre in Magdeburg als Königlichen Wasser-Bauinspektor wiederfinden. In Magdeburg hatte er sich im Jahre 1821 mit meiner Mutter vermählt.

Ich werde in einem anderen Zusammenhange die Charakteristik meines Vaters, die ich hier nur skizzieren konnte, weiter auszuführen und ebenso Natur und Wesen meiner Mutter zu schildern haben. Vorderhand möge mir, was die letztere betrifft, nur die trockene Notiz gestattet sein, daß sie — ungefähr sechs Jahre jünger als mein Vater — gewiß aus leidenschaftlicher Liebe für ihn, sich von einem ersten Gatten, einem angesehenen Kaufmann in Magdeburg, dem sie bereits fünf Kinder geboren, getrennt hatte — in aller Güte darf man sagen, soweit das bei einem im besten Falle traurigen Schritte möglich ist. Wenigstens war und blieb das Verhältnis der Geschiedenen einer- und das des ersten und zweiten Gatten andererseits ein durchaus würdiges, hinüber und herüber wohlwollendes, gewissermaßen freundschaftliches. Einer Kaufmannsfamilie in Stettin entsprossen, deren einst glänzende Verhältnisse der Krieg zerrüttet hatte, war sie nach dem frühen — wohl infolge jener Unglücksfälle verfrühten — Tode ihres Vaters, während die Mutter eine andere Ehe geschlossen, bei Verwandten in Magdeburg erzogen worden. Ob sie wirklich väterlicherseits von einer französischen Familie abstammte, die sich nach der Aufhebung des Edikts von Nantes in die Niederlande geflüchtet und von dort nach Deutschland verzweigt; ob diese dunkle Tradition nur eine Sage ist, die sich an den freilich verwunderlichen Familiennamen „Robrahn“ knüpft, der eigentlich „Robran“ gelautet haben soll — ich weiß es nicht zu sagen. Immerhin war es auffallend, daß sie, deren Schulunterricht, wie ich aus späteren Mitteilungen weiß, ein höchst mangelhafter gewesen, ein fließendes Französisch mit dem reinsten Akzente sprach, den sie schwerlich den französischen Okkupationstruppen Magdeburgs während der Kriegsjahre abgelauscht haben konnte.

Als ich am 24. Februar 1829 zur Welt kam, war die Ehe meiner Eltern bereits mit drei Kindern — sämtlich Söhnen — gesegnet. Während der sechs Jahre, die ich in Magdeburg zu verleben hatte, wurde ihnen noch ein fünfter Sohn geboren und ein Töchterchen, das bald nach der Geburt starb. Diesen Verlust — wie ich gleich hier der Vollständigkeit halber hinzufügen will —

hatten sie das Glück, ein paar Jahre später, als der Vater bereits nach Stralsund versetzt war, durch ein anderes Töchterlein ersetzen zu dürfen, welches dann das letzte Kind der Ehe geblieben ist. So hatte ich das Glück, inmitten einer zahlreichen Geschwisterschar aufzuwachsen. Ich nenne es ein Glück wie jenes, in einem Klima zu leben, das weder einen ewig blauen, noch ewig grauen Himmel bietet, sondern in welchem Sommer und Winter, Regen und Sonnenschein erquicklich miteinander wechseln. Kommt doch selbst der Umstand, daß die Eltern einem jeden der Schar ihre Sorge nicht ausschließlich widmen können, den Kindern insofern zu gute, als es — wenigstens in den von Haus aus tüchtigen — eine frühere Selbständigkeit zeitigt. Und daß die so zu freierer Entfaltung bestimmten Bäumchen nicht in den Himmel wachsen, dafür sorgen gründlich die geschwisterlich benachbarten. Auf der anderen Seite aber, wer, der in solcher kleinen Republik groß geworden, vermöchte zu sagen, welche Welt von Anregungen für Geist und Gemüt, ja selbst eine wie heilsame Förderung seiner physischen Entwickelung er dieser beständigen, in Freud und Leid, Scherz und Ernst kaleidoskopisch wechselnden Berührung mit den geschwisterlichen Genossen und Genossinnen verdankt!

Nun gäbe ich viel darum, den Leser aus voller Überzeugung versichern zu dürfen, daß ich ein Kind gewesen bin wie andere Kinder auch. Es scheint mir aber auf eine gewisse — ich will nicht sagen: Abnormität, sondern lieber: Wunderlichkeit meines Wesens hinzudeuten, daß ich mir in der Familie einen Spitznamen zuzog, der sich für ein Kind so wenig als möglich eignet, ja das genaue Gegenteil der Kindlichkeit bezeichnet. Man nannte mich — in sächsisch-märkischem Dialekt — „das alte Männeken“. Gott sei Dank hat man es nicht lange getan — ich glaube, nicht über mein sechstes Jahr hinaus, — aber daß man es überhaupt und gerade während dieser meiner jüngsten Jahre tun konnte, ist mir auffallend und bedenklich. Um so mehr, als ich nichts weniger als ein kränkliches Kind war, bei dem scheue Zurückgezogenheit, trübsinniger Ernst, frühreif-altkluges Gebaren aus physischen Ursachen unschwer zu erklären sind. Meine physische Natur ließ scheinbar nichts zu wünschen; ja, es ist mir von meinen älteren Geschwistern bestätigt worden, daß ich mich in den Knabenspielen vom frühesten auf durch Kraft, Gewandtheit, Dulde- und Wagemut hervorgetan habe. Dennoch muß in meiner Organisation irgendwo ein Zuviel oder Zuwenig gewesen sein, oder wie hätte mir sonst jenes Scherzwort anhaften können? Wohl nur ein auch in der Psychologie erfah-

rener Physiologe vermöchte über einen derartigen Fall, wenn er ihm in allen Einzelheiten vorläge, genügenden Aufschluß zu geben. Ich muß mich damit begnügen, jene Absonderlichkeit auf eine übergroße Reizbarkeit des Nervensystems zurückzuführen, welche die Beobachtung des Kindes zu früh herausforderte, den Eindrücken eine verhältnismäßige Stärke gab und dem weichen Gehirn eine Arbeit aufnötigte, der es nicht gewachsen war, oder doch nur mit einer die kindliche Unbefangenheit beeinträchtigenden Anstrengung genügen konnte.

Nach heutigen Erziehungsgrundsätzen würden einsichtige und gewissenhafte Eltern mit peinlicher Sorge alles fernhalteu, was jene Übergeschäftigkeit einer vor der Zeit aus der Dämmerung der Kindheit herausstrebenden Seele noch vermehren müßte. Vor zwei Menschenaltern dachte man in dieser Beziehung anders; oder — ich fürchte — dachte auch gar nicht, sondern ließ sich vom Zufall leiten, der es dann nach seiner willkürlichen Laune gut oder schlecht machte. Bei mir hat er es herzlich schlecht gemacht, indem er es so einrichtete, daß ich durch fortwährendes Fragen, ewiges Wissenwollen: warum dies so und jenes anders sei? allen Hausgenossen lästig fiel, und die Eltern sich frisch entschlossen, den winzigen, noch nicht vierjährigen Quälgeist in die Schule zu schicken. Es war freilich nur eine kleinste Privatschule, die der Küster der Petrikirche, welche unserm Hause gegenüberlag, in seiner Wohnung hielt: indessen ich habe doch eine Zeit, die ich tausendmal besser verspielt hätte, in der dumpfen Stubenluft zwecklos versitzen müssen. Oder was in der Welt hat es mir genützt, daß ich auf diese Weise zwei oder drei Jahre früher als andere Kinder lesen und schreiben lernte? der würdige Ordinarius der Sexta der Vorbereitungsschule, der man mich ein Jahr später anvertraute, über ein solches ihm in seiner Praxis noch nicht vorgekommenes Phänomen von Gelehrsamkeit schier erschrocken war? Und die Prophezeiung des guten Mannes: ich würde es noch einmal weit bringen in diesem Leben — du lieber Gott, wie weit bringt es denn im besten Falle ein deutscher Schriftsteller?

Ich habe nicht die böse Absicht, den Leser in der Schulstube festzuhalten. Aber auch in die Kinderstube, in welche ich zu dieser Zeit noch gehörte, will ich ihn nicht führen; ebensowenig in Hof und Garten hinter dem Hause; auf die Gasse, die wenige Schritte von der Wohnung steil zu dem unmittelbar am Ufer des Flusses liegenden Teil der Stadt abfiel und im Winter zu den herrlichsten Rutschpartien Gelegenheit gab; auf den Friedhof, über dessen eingesunkenen Gräben hochaufgeschossenes Gras wehte, in der Wette mit den an langen Leinen von Pfahl zu Pfahl baumelnden Wäsche-

stücken. Ich könnte ihm, wollte er mir auf diese unsere Spielplätze folgen, und auf den Weg zur Vorbereitungsschule, der über den Marktplatz und den „Breiten Weg“ führte, manches erzählen, das mindestens von meinem bis auf den heutigen Tag treuen Gedächtnisse für die Eindrücke so junger Jahre beredtes Zeugnis ablegte; doch scheue ich die Konkurrenz der Unzähligen, denen dasselbe Zeugnis zur Seite steht. Und so möge mir der Leser nur eine Geschichte verstatten, deren Inhalt doch wenigstens auf den Beruf, welchem ich später verfallen sollte, hinzudeuten scheint: wie nämlich der kleine Bursch, mit einer Schürze drapiert, von einem Stuhl in der Küche dem Personal den „Alten Hans“ deklamiert — die rührende Ballade von einem grauen Krieger, der beim „lodernden Schein“ der Wachtfeuer abseits von den Kameraden sitzt, trauernd über den Verlust seines Pferdes — eben jenes „alten Hans“ —, welches ihm, als sie „heut über die Alpenhöh“ zogen, im Schnee versank und eben jetzt, während „der Feldherr“ den Braven „mit gütigem Wort“ tröstet, „durch die Nacht gesprungen kommt,“ vor Lust wiehernd, und seinen Kopf an des Greises Brust legt.

Daß ich das lange Gedicht bis auf den heutigen Tag Wort für Wort auswendig weiß, will nicht viel sagen: ich habe es seit jenem ersten Debut in der elterlichen Küche noch oft auf Schulaktus, oder — in früheren Jahren wenigstens — wenn man vor den Hausfreunden den stets Willigen zum Deklamieren aufforderte, vorgetragen.

Hier kann, vielmehr muß ich das Kapitel der Erinnerungen meiner ersten Kindheit schließen. Nicht, weil ich mittlerweile sechs Jahre alt geworden bin und Anstand nehme, mich noch im eigentlichen Sinne Kind zu nennen, sondern weil jetzt ein Ereignis eintritt, das nicht nur einen scharfen Schnitt durch meine Erinnerungen macht, sondern auch tief in meine Entwicklung eingreift, ja für dieselbe in vielfacher Hinsicht richtunggebend geworden ist. Dieses Ereignis war, daß mein Vater im Frühjahr 1835 als Regierungs- und Baurat nach Stralsund versetzt wurde.

Die Weise, in der die Übersiedelung stattfand, ist charakteristisch für die Zeit, von der ich spreche; und so sei es mir vergönnt, ein paar Augenblicke bei der Schilderung derselben verweilen zu dürfen.

Daß die Fahrt nicht auf der Eisenbahn zurückgelegt werden konnte, dafür war in jenen Tagen gesorgt. Von Magdeburg nach Berlin und von Berlin weiter nach Nordwest ins Pommernland hinein zogen sich, als einzig brauchbare Verkehrswege, die mit

Pappeln oder krüppelhaften Obstbäumen bepflanzten Chausseen schier endlos, wenn sie, wie in unserem Falle, nicht einmal mit der Post durchmessen werden sollten. Das würde schon um deshalb unrätlich gewesen sein, weil so die beiden dem Vater gehörenden Wagen: eine „Vollchaise“ (mit Seitenledern statt der Fenster) und eine „Halbchaise“ (die sogar, wenn das Schutzleder heraufgezogen war, auch noch mit einem von der Decke heruntergelassenen Fenster verwahrt werden konnte) — ich sage: weil diese beiden Fuhrwerke unbenutzt geblieben wären, ebenso wie die zwei Wagenpferde — ein Paar tüchtige, ausdauernde Füchse (nach ihren Lieferanten, zwei wackeren, dem Vater befreundeten Domänenpächtern, Koch und Eckert genannt). In der viersitzigen Voll- und der zweisitzigen Halbchaise war die aus sieben Personen: den beiden Eltern und uns fünf Jungen bestehende Familie offenbar bequem unterzubringen; und so gings denn in behaglichem Trabe und noch behaglicherem Schritt die staubige oder verregnete Straße dahin, voran die von den Füchsen gezogene und vom Kutscher geführte Halbchaise, hinterdrein die Vollchaise, für welche die Posthaltereien Bespannung und Lenker stellten. Daß „Koch und Eckert“ sich nicht übernahmen, wurde mit gewissenhafter Sorgfalt verhütet, indem man die Tagestour nur auf vier, höchstens fünf Meilen bemaß und jeden dritten Tag einen Ruhetag sein ließ.

Unter besagten Umständen hätte die Reise, die man jetzt in ungefähr acht Stunden zurücklegt, auch ohne sonstige Unterbrechung mindestens vierzehn Tage in Anspruch genommen; nur daß wir, wenigstens solange wir uns durch die Provinz Sachsen bewegten, die Vetternstraße zogen, das heißt, wenn der Umweg nicht allzugroß war, von der Heerstraße abbogen, Befreundeten und Verwandten einen Abschiedsbesuch zu machen, der — hätte es sich sonst der Mühe gelohnt? — leichtlich auf eine halbe Woche oder so ausgedehnt wurde. Offenbar hatte es niemand von uns eilig: nicht der Vater, der seinen ihm für die Übersiedelung zugemessenen Urlaub ausnützen wollte; nicht die Mutter, der es überall behaglich war: in der engen Wagenecke, oder dem weiten Gutsbesitzerhause; und am wenigsten die Kinderschar, die es am liebsten gesehen haben würde, wenn diese für sie märchenhafte Fahrt ewig gedauert hätte.

Stralsund.

Indessen, auch im Jahre fünfunddreißig kam man, war es des Schicksals Schluß, an den Ort seiner Bestimmung.

Es war ein Tag im Mai und bereits Abend geworden, als die Türme der alten Hansastadt durch leichten Nebeldunst vor uns aus der in sanften Wellen sich hindehnenden Ebene auftauchten. Wir hatten Zeit, uns die Situation einzuprägen; bald hinter Greifswald war auch die Chaussee zu Ende gewesen; die beiden Gefährte schlichen auf einer durch vorhergegangene starke Regengüsse aufgeweichten Landstraße mühsam dahin. Das ist wohl auch der Grund, weshalb ich mich der Stunde mit ihren Einzelheiten so genau erinnere, als sei seit ihr nicht über ein halbes Jahrhundert vergangen, sondern als habe sie dem gestrigen Tage angehört.

Das Verdeck ist von dem Wagen zurückgeschlagen, trotz der Trübe des Wetters, das jeden Moment einen neuen Regenguß bringen kann. Die Mutter lehnt in ihrer Ecke, mit den schönen, geistvollen Augen in gewohnter Weise ruhig um sich schauend. Der Vater steht aufrecht im Wagen und wendet das Gesicht, das sich braun aus dem gelben Nankingmantel abhebt, in sichtlicher Spannung bald hier-, bald dorthin, gelegentlich mit kurzen Worten die beiden jüngsten, die auf dem Vordersitz herumkrabbeln, zu einer Ruhe verweisend, an der es ihm selbst in diesem Augenblicke gebricht. Ist er doch nun in seinem „Reviere" wirklich angelangt! Links von der Landstraße, auf der wir uns hinschleppen, arbeitet man an der neuen Chaussee, die demnächst zu seinem Ressort gehören wird; rechts über die welligen Wiesengründe hinweg liegt grau die breite Wasserstraße, die Rügen von dem Festlande trennt, und für deren gute Schiffbarkeit er in Zukunft verantwortlich sein wird.

Tiefe Rührung ergreift mich, gedenke ich dieser Stunde. Für die Eltern, wie immer sie sich die Zukunft ausmalen mochten, bedeutete sie doch den Anfang ihres Lebensabends; für uns Kinder, speziell für mich, den Beginn jener „Jugendzeit", aus der das Lied dem Dichter immerdar im Ohre klingt.

Nun fährt der Wagen durch das bastionbewehrte „Frankentor", das holperige Pflaster enger Straßen hinauf und hält vor der „Ressource", deren behäbige Wirte die ihnen im voraus angemeldeten Gäste freundlich empfangen.

Als wir zu Abend gegessen haben, ist es schier Nacht geworden. Der Wirtskinder weiße Kaninchen, die wir doch noch besuchen und

mit dem Kraut der verspeisten Radieschen füttern müssen, schimmern eben nur durch das Dunkel.

Ich vermute, daß ein Krähenpaar, welches sich sein Nest in dem Wipfel des Eichbaumes zusammenträgt und nicht in dem der benachbarten Buche (oder umgekehrt), dies nicht ohne reifliche Erwägung der einschlägigen Umstände, mithin nach eigener und — von den besonderen Umständen abgesehen — freier Wahl tut. Wenn es der Fall sein sollte, so sind die Krähen in dieser Beziehung denjenigen Menschen, die zum Offizier- und höheren Regierungsbeamtenstande gehören, jedenfalls über. Ihr (der genannten Personen) Wunsch und Wille spielt bezüglich des Ortes ihres Aufenthalts meistens gar keine und jedenfalls eine untergeordnete Rolle. Ja, sie haben — eingedenk des Wortes, daß der rollende Stein kein Moos ansetzt — alle Ursache, wenn sie auch innerlich noch so wenig wanderlustig gesinnt sind, die seßhafte Neigung im stillen Busen zu bergen und, wenn die Versetzungsordre kommt, die fröhlichste Miene zu dem in so mancher Hinsicht für sie oft recht traurigen Spiel zu machen.

Unter solchen Umständen ist es begreiflich, daß bei ihnen ein Heimatsgefühl im alten pfahl- und spießbürgerlichen Sinne nicht wohl aufkommen und fröhlich gedeihen kann; sie sich vielmehr gewöhnen müssen, als ihre Heimat eigentlich nur den Staat anzusehen, dem sie hic et ubique zu dienen haben.

In dem Kreis dieser Anschauung, die, wie jede Einseitigkeit, ihre guten und schlimmen Folgen hat, bewegen sie sich aber um so viel leichter und bequemer, als sie in denselben, wenn nicht immer, so doch sehr häufig, wir dürfen sagen: meistens hineingeboren, das heißt: selbst bereits die Kinder von Offizieren oder Beamten sind und als solche das Nomadenleben der Eltern von früh auf geteilt haben. „Bald gras' ich am Neckar, bald gras' ich am Rhein" — das alte Volkslied ist zwar für solche Verhältnisse nicht gesungen, paßt aber auf sie nicht übel. Mir ist eine ganze Reihe von Fällen bekannt, in welchem Beamtensöhne, den Kreuz- und Querzügen des Vaters durch die Länge und Breite des Staates folgend, bevor sie zur Universität kamen, die Bekanntschaft der Bänke von vier, fünf, ja noch mehr Gymnasien in ebensoviel verschiedenen Städten machen mußten. Wie kann da von einem gemütlichen Sicheinleben in so verschiedenartige Verhältnisse, einer innigen Anhänglichkeit auch nur an einen dieser vielen Orte, die einander ablösen wie die Kulissen eines Theaters, die Rede sein!

Ebensowenig wie von einem freien Überblick über die Breite der Erfahrungswelt, einem raschen Sichanschmiegen an die mannigfaltigen Lebensbedingungen bei dem, den das Schicksal in einen bestimmten Kreis hineingeboren werden läßt und in diesem Kreise festhält. Es sei denn, daß dieser Kreis, wie der einer Groß-, einer Weltstadt, an und für sich schon ein Großes sei und dem inquisitive traveller, der sich in ihm bewegt, eine Welt bietet. Aber auch er wird Mühe haben, sich vor einer gewissen Einseitigkeit der Anschauung zu bewahren und den Maßstab, an den er sich nun einmal gewöhnt hat, an Dinge zu legen, die anders gemessen sein wollen. Entgeht er aber glücklich dieser Gefahr, so droht ihm noch immer die andere, wie jener, den sein Wanderleben niemals zu einer gedeihlichen Ruhe kommen läßt, von der Überfülle der von allen Seiten auf ihn anstürmenden Eindrücke zermürbt und verschlungen zu werden.

Nun ist es für jeden um der Harmonie seines Seelenlebens willen wünschenswert, daß er auf eine behagliche Jugend zurückblicken könne, — behaglich nicht im landläufigen Sinne, sondern in dem, daß ihm die Muße gewährt wurde, sich in die ihn umgebende Welt, wie sie nun eben war, mit allen Sinnen einzuleben; für den Dichter — den Künstler überhaupt; aber der Dichter mag hier als Teil für das Ganze stehen, — ist es einfach notwendig. Wenn „auch uns“ — den Spätgeborenen, der Natur durch die Verkünstelung des Kulturlebens Entfremdeten, die Sonne Homers scheint, so ist es, weil sie dem Dichter geschienen hat, und auch ihm nur, wenn er — in dem obigen Sinne — wahrhaft jung gewesen ist. War er es nicht, so wird ihm der Nährboden fehlen, aus dem seine Gebilde den lebensvollen Saft und die überzeugende Kraft saugen. Denn sein Wirken ruht in der Phantasie; in der Phantasie aber spielt die Erinnerung eine große, wenn nicht die entscheidende Rolle; und welche Erinnerung könnte sich an Deutlichkeit und Dauerhaftigkeit auch nur annähernd mit der messen, die auf mächtigen, kaum bewegten Schwingen, geiergleich, über unserer Jugendzeit heiligem Raume schwebt? Wenn wir — die Älteren und Alten, durch das Leben Gewürfelten, durch die unzählige Wiederholung gegen den Reiz der Eindrücke Abgestumpften — wissen wollen, wie Sonne und Mond scheinen, die Sterne flimmern, die Blumen duften, der Morgen heraufdämmert und der Abend herabsinkt; wie Pferde wiehern, wenn der Kutscher die Haferkiste öffnet, und Hunde bellen, wenn sie am Abend das Heranrollen des Wagens hören, der den Hausherrn zurückbringt, — wenn wir dies und tausend und aber

tausend desgleichen wissen wollen — o, glaubt doch nicht, daß wir aus unserem heutigen Empfindungsvermögen heraus die Fragen beantworten könnten! Es sind Weisheiten, Geheimnisse, die sich einzig und allein dem Kindergemüt erschließen, und die wir jetzt, so gut es gehen will, dürftig nachstammeln.

Was nicht noch stammeln wir der unbewußten Kinderweisheit nach! Börne sprach einmal das hübsche Wort; „Ich war ein großer Mann, als ich noch ein kleiner Junge war!“ Es ist viel mehr als ein hübsches Wort: es ist eine tiefsinnige Wahrheit. Welcher kundigste Lavater wäre nicht ein Stümper im Vergleich zu dem Kinde, das dem Fremden auf den ersten Blick ansieht, ob es Gutes oder Schlimmes von ihm zu gewärtigen habe! Der Feldherr mag sich für seine Findigkeit auf dem Schlachtfelde, die Klarheit seiner Dispositionen, die Schnellkraft seiner Entschließungen bei dem zwölfjährigen Jungen bedanken, der als Anführer der Unterquartaner den Tannenwald auf der Uferhöhe gegen die stürmenden Oberquartaner zu verteidigen hatte und die Schlacht gewann. Den Diplomaten rettet in einer kritischen Szene die Erinnerung der eisernen Stirn, mit welcher der Quintaner dem Herrn Ordinarius, der schon beinahe die Wahrheit herausgebracht hatte, zu guterletzt dennoch ein X für ein U machte. Wer, und erreichte er das Alter des Methusalem, vergäße jemals Miene und Stimme, Gestalt, Haltung und Gang, das Räuspern und Spucken seines Lehrers in der Sexta! Dieser und alle, mit denen wir in der taufrischen Maienzeit unseres Lebens in Zu- nnd Abneigung, Liebe und Haß, überquellenden oder dumpfklopfenden Herzens des Weges zogen, sie waren uns die Repräsentanten der Menschheit und werden es uns in gewissem Sinne für immer bleiben: die wenigen Themata, auf die wir die zahllosen folgenden Variationen mit Leichtigkeit zurückführen; die paar festen Punkte, um die sich der Wirrwarr der späteren Erfahrungen schicklich kristallisiert. Deshalb, wenn ihr den Dichter, der über seine Kunst ernsthaft nachgedacht hat, fragt: woher er seine Modelle nimmt, so wird er ohne langes Besinnen antworten: die besten, ergiebigsten unbedingt aus der Jugendzeit, zu denen dann das spätere Leben noch einige, nicht eben viele, hinzufügt, auf die ich mich nicht mit derselben Sicherheit verlassen kann.

Dies nun alles wohl erwägend, muß ich sagen, daß, wenn mich das Schicksal zu einem Dichter machen wollte, es mir wenigstens die ersten, vorbereitenden Stadien der Laufbahn schicklich geebnet und bereitet hat. Wie es mich hinsichtlich des äußeren Glücksstandes in eine Lage hineingeboren werden ließ, die von entnervendem Überfluß,

wie von lähmender Dürftigkeit gleich weit entfernt war, so wollte es mir auch in meiner Jugend — ich will nicht sagen: alles — wir werden später sehen: wieviel an dem „allen" noch fehlte — so doch gewähren, daß sich das Schifflein meines Lebens zwischen der Scylla pfahl- und spießbürgerlicher Heimatlichkeit und der Charybdis der Heimatlosigkeit glücklich hindurchwinden konnte.

Wir sahen, daß ich Magdeburg, trotzdem ich dort geboren, und die Provinz Sachsen, obschon meine Familie väterlicherseits dorther unzweifelhaft stammte, als meine Heimat im gemütlichen Sinne nicht betrachten kann. Wiederum darf ich Stralsund und Neuvorpommern als solche, wenigstens im landläufigen Sinne, nicht beanspruchen. Schon um deshalb nicht, weil die Eingeborenen dagegen Protest erheben würden. Ihnen blieben wir Eingewanderte, oder, wie der Frankfurter sagt: „Zugeloffene", denen man Neigung und Vertrauen nicht ohne weiteres entgegenzutragen brauchte, ja, die sich glücklich schätzen mochten, wenn man ihnen so kostbare Dinge nicht ein für allemal völlig vorenthielt. Denn diese kamen — ebenso wie die öffentlichen Ämter im Gemeinwesen vom Bürgermeister und Syndikus bis zum Ratsdiener und Nachtwächter — selbstverständlich den Stadtgenossen zu, mit den man durch Abstammung, Sitte, Gewohnheit, Verschwägerung und Blutsverwandtschaft, Geschehnisse und Tradition (letztere mindestens bis zur Belagerung der Stadt durch Wallenstein hinab) sich verbunden wußte und fühlte. Auf solche Erbschaft hatten die Zugewanderten offenbar nicht den mindesten Anspruch, sie, die sich nach dem Verdikt der Eingeborenen schon dadurch als Fremdlinge auswiesen, daß sie nicht einmal das heimische Platt regelrecht zu sprechen vermöchten.

Dem war leider in der Tat so. Von den Eltern konnte freilich nicht wohl verlangt werden, daß sie sich in so späten Jahreu des nie zuvor gehörten Idioms nachträglich bemächtigten; aber auch meine älteren Geschwister lernten es nur eben verstehen; und wenn wir jüngeren es auch fließend sprachen — wir sprachen es als eine fremde, angelernte Sprache, ohne den Ton zu treffen, der die Musik und auch eine Sprache macht.

Die Eingeborenen haben also recht: ganz und in jedem Sinne ist Neuvorpommern mir zur Heimat nicht geworden und konnte es, wie die Dinge lagen, nicht werden. Indessen möchte ich hier einen zweiten Punkt, wenigstens in Form einer Frage, zur Erwägung geben: ob nämlich, wie jemand von einer Sprache, die er mühsam erlernt, oft besser Bescheid zu geben weiß, ja ihre Schönheiten tiefer empfindet, als der, welcher sie aus dem Munde der Mutter und

von Kindesbeinen wie Essen und Trinken frei behandelt hat, — ob, sage ich, nicht gerade meine, des Halbfremden, Situation eine zur eindringlichen Erfassung und objektiven Würdigung pommerscher Art und Weise besonders günstige und speziell für meine späteren Zwecke geradezu geforderte war?

Und hätten wirklich die zwölf Jugendjahre — von meinem siebenten bis zum neuzehnten — und die drei Jahre, die ich nach meiner Universitätszeit in Stralsund und Umgegend verleben durfte, noch immer nicht ausgereicht, mir das Geheimnis pommerschen Menschentums zu erschließen — die Natur, die Dinge überhaupt sind nicht so spröde wie die Menschen, lassen sich gerne finden von dem, der redlich nach ihnen sucht, erschließen ihr Wesen willig dem, der seinerseits ihnen seine Liebe warm entgegenbringt.

In dieser Liebe, die wahrhaftig uneigennützig genug gewesen ist, denn ich hatte auch nicht die leiseste Ahnung von den reichen Früchten, die sie mir einstmals zeitigen würde, — in dieser Liebe fühle ich mich jedem pommerschen Ureinwohner ebenbürtig; in dieser Liebe bin ich Pommer durch und durch; ist Pommerland in des Wortes schönster Bedeutung mein Heimatland.

So steige denn vor dem gerührten Blick der Erinnerung auf, altehrwürdige Stadt am Ufer der Ostsee mit deinen ragenden Türmen, langgestreckten, schmalbrüstigen, ziegelgedeckten Giebelhäusern und den Gassen, die man nicht breit nennen könnte, auch wenn die vor jedem Hause von beiden Seiten vorragenden Kellerhälse weniger Raum beanspruchten. Die bösen Kellerhälse! Nicht bloß, daß sie die Rinnsteine nach der Mitte der Gasse gedrängt haben, sie schließen auch die Möglichkeit der Anlage von modernen Bürgersteigen, ja nur altertümlichen Trittsteinen, völlig aus. Und doch wären dergleichen Hilfsmittel für ein leichteres und schnelleres Fortkommen aufs innigste zu wünschen: das Pflaster besteht aus Steinen, die den Höllenweg, wäre er mit ihnen gepflastert, zu einem wenig betretenen machen würden.

Indessen, nirgends steht geschrieben, daß der Mensch leicht und schnell vorwärts kommen muß. Langsam führt auch zum Ziel. Überdies ist es keineswegs immer Sommer, und im Winter wandelt sich das Straßenbild. Freilich, unter den letzten Herbstgüssen haben die Rieselbäche in der Mitte noch ganz besonders ungebührlich gestrudelt, dann aber sich mit einer Eisrinde bedeckt, die, je länger der Winter dauert — und er dauert in Neuvorpommern manchmal recht lange — immer dicker und immer breiter wird, bis sie zuletzt die Kellerhälse rechts und links erreicht. So ist denn auf die ein-

fachste, natürlichste Weise eine aus der Mischung von Schnee, Schmutz und Eis bestehende ebene Straße hergestellt, auf der sich die Jungen mit ihren „Pekschlitten“ lustig tummeln, die mit vier Pferden bespannten Kornschlitten vom Lande glatte Bahn finden und sich auch Fußgänger mit verhältnismäßiger Sicherheit bewegen mögen, vorausgesetzt, daß sie nicht in eins der Schlaglöcher geraten, was ihnen leichtlich passieren kann. Besonders des Abends wenn Tauwetter eingetreten ist, der Wind vom Meere heraufheult, und die an kreischenden, von einer Straßenseite zur anderen gezogenen Ketten in respektvollen Abständen baumelnden Öllaternen über den Graus da unten ein spärliches Licht verbreiten, das die entschiedenste Neigung hat, ganz und gar auszugehen. Dann fehlt bloß noch, daß man — dem Tauwind zu Hilfe zu kommen, der sein Werk selbst für die geduldigen Eingeborenen zu langsam verrichtet, — tagüber angefangen hat die in der Mitte leicht ein paar Fuß dicke Eisbahn aufzuhacken und am Feierabend von der halbgetanen Arbeit gegangen ist, ohne Erbarmen mit dem Ärmsten, der nach eingebrochener Nacht ahnungslos in diese von Sturzbächen durchbrauste und berghohen Schmutzmoränen eingezwängte Gletscherwelt gerät!

Doch nur dem Stadtfremden oder dem Eingewanderten mögen dergleichen Zustände schwer leidlich erscheinen. Der Eingeborene stößt sich nicht daran. Er nimmt sie als etwas Gegebenes, Notwendiges hin. Ja, er hat nicht übel Lust, in ihnen eine berechtigte Eigentümlichkeit zu sehen, wie in dem Choral, der abends neun Uhr vom Turm der Nikolaikirche geblasen wird; dem „Mallen Heinrich“, der den Musikanten mit der Laterne vorleuchtet; dem blinden „alten Hallier“, der an den Straßenecken seine Geige kratzt und dazu von Zeit zu Zeit in ein Horn bläst, das ihm über der Schulter hängt. Und weiter: in den ichthyosaurenlangen „Strandkarren“, auf denen er das Korn vom Hafen herauf-, zum Hafen hinabfährt; dem Grundwasser, das ihm gelegentlich ellenhoch in seine Keller steigt; den Ratten von denen seine Böden überschwärmt sind; dem Zunftzwang, dem sich seine Handwerker unterwerfen; dem Kastengeist, den sich seine Bürger gefallen lassen müssen; dem „Vogelschießen“, das alljährlich einmal im Sommer, — wie in Korinth die Wettspiele der Griechen Stämme, — so die Eingeborenen jung und alt, vornehm und gering: Senatoren, Ratsverwandte, Groß- und Kleinbürger auf der Vogelwiese froh vereint.

Das Vogelschießenfest ist der Silberblick des Stralsunder Lebens, dessen Eintönigkeit es für ein halbes Jahr mit der holden Erinnerung an das letztvergangene durchleuchtet und das andere

halbe Jahr mit der frohen Erwartung des nächstkommenden erwärmt. Während der dem Fest geweihten Woche herrscht in der Stadt ein saturnalischer Zustand: die Geschäfte ruhen, die Arbeit feiert, alle Welt ist „aus dem Häuschen“, nicht bloß in der übertragenen Bedeutung des Wortes. Nur die Kranken, Bresthaften und schlechterdings Unabkömmlichen sind in der verödeten Stadt zurückgeblieben. Wer nur noch halbwegs gesunde Beine hat und sich frei machen kann, ist draußen, wo um das Schützenzelt, als Mittelpunkt, sich die anderen Zelte breiten — eine ganze Stadt. Denn jede Familie, die es sich zu leisten vermag, hat ihr eigenes Zelt, in welchem vom Morgen bis zum Abend für die Verwandten und Befreundeten offene Tafel gehalten wird, während das leve vulgus der minder glücklich Situierten durch die Kaffee-, Bier- und Punschzelte schwärmt, an den Honigkuchen- und Spielwarenbuden würfelt, die Karussellpferde in Atem hält; es überall singt und jauchzt, trommelt, geigt und dudelt, und durch den vieltönigen Lärm vom Schießplatze in abgemessenen Pausen der Knall der Büchsen dröhnt. Sie haben es aber auch dazu, die Büchsen! Wenn sie nicht aus der Zeit der Wallensteinschen Belagerung stammen, so kann sie doch keiner, „wie jetzt die Menschen sind“, hantieren. Sie müssen mit einer besonderen Maschine geladen, für den Schuß aufgelegt werden, und es gehört eine kräftige Schulter dazu, um den Rückschlag von dem Schusse auszuhalten. Der Vogel, dem es gilt, ist solcher Büchsen wert: ein riesiges, aus festem Eichenholz gezimmertes, rot bemaltes, mit einer Krone geschmücktes, lang vorgestreckten Halses auf ausgespannten Schwingen an die Spitze der turmhohen Stange kunstvoll geschmiedetes mythologisches Ungetüm, das es an Zähigkeit der Widerstands- und Lebenskraft mit dem dicksten Aberglauben aufnimmt. Schon ist der Abend des zweiten Tages angebrochen und die Schar seiner Angreifer da unten — der Biedermänner mit den derben Schultern und Fäusten, den falkenscharfen, blauen Augen in den braunen, erregten Gesichtern — hat ihm noch immer nicht den Garaus machen können. Zwar Krone, Kopf und Kragen, die mächtigen Schwingen, den charaktervollen Schweif hat es gestern bereits eingebüßt; der eichene Leib ist ihm heute Stück für Stück abgesplittert worden bis auf ein allerletztes, nur noch ein paar Kubikzoll messendes. Aber gerade um das handelt es sich. Solange das noch festsitzt, ist der Vogel nicht „abgeschossen“, und ermangelt die brave Schar ihres „Königs“, des „neuen“ nämlich. Der „alte“, der vom vergangenen Jahr, könnte es zwar zum zweitenmal werden; aber er hat eben seinen Schuß abgegeben, — umsonst; und bis er

wieder an die Reihe kommt, ist der entscheidende sicher längst gefallen. Die Aufregung hat jenen höchsten Grad erreicht, in welchem keiner mehr sprechen mag, kaum noch zu atmen wagt. Die Augen der tausendköpfigen Menge, die in diesem kritischen Momente von allen Seiten, Ecken und Enden aus dem Zeltlager zusammengeströmt ist und in geschlossenen Massen den streng abgegrenzten eigentlichen Schießplatz umgibt, — sie haben nur ein Ziel: jenes faustgroße, in der Dämmerung kaum noch erkennbare formlose Stückchen Holz da oben auf der Stange. Zu einer Ewigkeit ist den Harrenden die halbe Minute geworden, die der Schütze, der am Schuß ist, nun schon im Anschlage liegt. Endlich fährt ein rötlicher Blitz aus dem emporgestreckten Büchsenlauf; seinen Donner verschlingt der Jubelruf der Menge: Hurra! Hurra! Hurra dem Schützenkönig! — Glückseliger Mann! Er würde mit keinem wirklichen Könige tauschen, während ihm jetzt die Väter der Stadt — voran der Bürgermeister, die andern secundum ordinem — zu seiner Würde gratulieren; die silberne Ehrenkette von der Brust des alten Schützenkönigs an die seine wandert, und er, so geschmückt, nach manchem tiefen Ehrentrunk mit demselben Pomp, mit welchem man gestern morgen auszog, unter Trommelschlag und Pfeifenklang, rechts und links neben ihm barhäuptig die beiden jüngsten Senatoren, umbraust von der jubelnden Menge, in die abendliche Stadt zurückgeführt wird.

Ich vermute, daß der Stralsunder von heute seine geliebte Stadt und ihr Leben in dieser Schilderung nicht wiedererkennt; aber was kann ich dafür, daß seine Erinnerungen nicht fünfzig und einige Jahre zurückreichen? Ich gebe ihm ohne weiteres zu, daß seine Stadt heute in jeder Beziehung auf der Höhe der Zeit steht; wie jede moderne Stadt sich der Vorteile der Gasbeleuchtung, Kanalisation, Wasserleitung, gangbarer Bürgersteige erfreut; auf der Eisenbahn angekommene Fremde sogar Droschken vorfinden. Nur die Versicherung muß er mir gestatten: in meinen Augen hat sie, im Vollbesitz aller dieser nützlichen Neuerungen, nur aufgehört, das höchst charakteristische Unikum zu sein, als welches sie in meiner Erinnerung wandellos fortlebt. Ich kann ihn weiter versichern: nicht bloß als ein Charakteristisches, sondern, trotz jener obbemeldeten Eigentümlichkeiten, an und für sich Schönes.

In welchem ich, rückwärts denkend, mich ergehe wie in einem Zaubergarten, der von einer Sonne, einem Mond beschienen wird, wie sie sonst nirgends auf der Welt scheinen. Und dieser Zauber liegt für mich nicht nur auf der alten Stadt mit ihren von Krähen umschwärmten, ehrwürdigen Kirchen, — er breitet sich von ihr weiter

über die stillen, umbuschten Teiche, die zusammen mit dem Meere das Terrain, auf dem sie liegt, zu einer Insel machen; über die in Gärten eingebetteten Vorstädte, aus denen man, kaum den Übergang merkend, in das eigentliche platte Land gelangt: prächtige Wiesen, endlose Kornfelder mit ihren einzeln liegenden Gutshöfen, — idyllische, von dunkeln Waldstreifen eingerahmte Bilder, die einander zum Verwechseln gleichen, wenn man sie aus den Fenstern des dahinrasselnden Eisenbahnzuges sieht, und von denen doch jedes für den sinnigen Wanderer seine ganz bestimmte Physiognomie hat.

Liegt nun schon für mich auf dem Pommerschen Lande dieser Zauber, so komme ich in Verlegenheit, soll ich den schicklichen Ausdruck finden für das Unendliche, das ich dem Meere schulde. Ich weiß es sicher: es ist meine erste Liebe gewesen, und ich bin überzeugt: es wird auch meine letzte sein. Wie oft hat, als nun doch geschieden sein mußte, der junge Student in Berlin oder Bonn einen seltsamen Traum immer genau in derselben Weise geträumt! Den Traum, daß er über Berg und Tal, Felder und Wälder schwebte dem Meere zu, das er nicht sah, dessen Nähe er aber ahnte, nach dem ihn eine unwiderstehliche Sehnsucht zog, die ihm das Herz klopfen machte, bis es nun plötzlich vor seinen Blicken lag — grenzenlos, schimmernd in jenem magischen Licht, das nur in unsere Träume scheint — und er, vor Freude laut aufweinend, erwachte.

Nun hat sich freilich die herbe Schärfe dieses Heimwehs im Laufe der Jahre abgestumpft, aber in Form eines andauernden, die meiste Zeit schlummernden, dann jezuweilen mit unmittelbarer Gewalt hervorbrechenden, ist es mir doch geblieben. Seltsamerweise ist es nicht das Meer im allgemeinen, das es mir angetan hat: es ist ganz besonders die Ostsee, wie sie so viele Jahre hindurch tagtäglich vor den Augen des Knaben lag.

Blieb es doch wahrlich nicht bei der bloßen Augenweide, obgleich man sich gerade bei der Ostsee zur Not auch an dieser genügen lassen kann. Es gibt nichts Lieblicheres als die stillen, von Busch und Baum oder saftigen Wiesen bis an den schmalen, gelben Strandstreifen eingerahmten Buchten der pommerschen und besonders der Rügenschen Küste. Wem braucht man von den Schönheiten der Ufer bei Putbus, Saßnitz, Stubbenkammer, Arkona zu erzählen! Es kommen da, zumal im Herbst, Beleuchtungen vor, die, wie die an dem Mittelmeere, jeder Beschreibung spotten, und selbst diese noch übertreffen in dem unendlichen Reichtum, vor allem in der Zartheit der Farben, welche durch die ganze Skala laufen, besonders in lila und grünlichen Tönen das Wundersamste leisten, gelegentlich

aber auch in majestätischer Kraft und Glut mit jenen wenigstens den Vergleich nicht zu scheuen brauchen. Nicht in Neapel und nicht in Palermo und Syrakus habe ich das Meer so wunderbar schwarzblau gesehen, wie ich es eines Abends von der Spitze der „Ballastkiste“ am Stralsunder Hafen sah, während die Sonne hinter der Stadt in zyklopischen, von Feuergluten angestrahlten Wolken unterging; die sandigen Uferhöhen der Rügenschen Küste drüben und die Segel der Fischerboote, die vereinzelt auf der regungslosen Wasserfläche schwammen, in tiefstem Rot leuchteten, und über den dunkeln Himmel vom Festlande nach der Insel, von dem schwarzblauen Spiegel unter ihm reflektierend, sich der prachtvollste Regenbogen spannte.

Der Hafen ist nicht mehr vorhanden, oder man hat ihn doch, indem man ihm einen viel stattlicheren, weiter nach Osten gerückten Nachfolger gab, auf das Altenteil gesetzt. Ich vermute, aus guten Gründen, denn er war eng, unbequem, verschlammt und bot den Schiffen keinen genügenden Schutz. Aber wieder ist mit ihm eine jener Stätten verschwunden, bei denen meine Erinnerung am liebsten weilt. Da ist wohl in meinen Jugendjahren kaum ein Tag vergangen, an welchem ich dem alten Hafen — und wäre es nur auf wenige Minuten gewesen — nicht meinen Besuch abgestattet hätte in immer neuer unerschöpflicher Freude an dem bunten Treiben. Was gab es da nicht alles zu sehen, zu beobachten? Das Kommen und Gehen der schwerfälligen Fährboote; das Aus- und Einladen der an der Ballastkiste aufgereihten Schiffe; die vielfältige Arbeit der Matrosen an Bord, der Zimmerleute auf der „Lastadie“, wo Fahrzeuge aller Art, große und kleine, gebaut oder „kalfatert“ werden und es so köstlich nach frischgeschnittenem Holz und heißem Teer riecht, während der Schlag der Äxte, das Pochen der Hämmer, das Klopfen der Schlegel, das Knirschen der Sägen von ringsher erschallen. Dann, am andern Ende des Hafens: das Feilschen und Handeln der ehrbaren Bürger und Bürgersfrauen, der derben Honoratioren-Mägde an den Fischerbooten, die heute morgen von allen Enden und Kanten der Küste mit Heringen gekommen sind — allzuvielen leider! Denn trotzdem es schon auf Abend geht und gute Nachfrage war, ist noch nicht die Hälfte verkauft, und der Preis eines „Wall“ (achzig Stück) ist bereits auf einen Silbergroschen gesunken! O, du lieber alter Stralsunder Hafen, die Erinnerung an dich gäbe ich nicht um Faustus Zauberspiegel! Du hast mir eine Welt erschlossen — die Welt des Meeres, zu einer Zeit, als die Liebe zu seiner heiligen Flut noch voll in mein jungfrisches Herz strömen konnte, unendliche Sehnsucht weckend, die Phantasie beflügelnd, die

junge Brust mit heißem Drang zu hohen Taten schwellend, Taten, die — leider auch nur Träume bleiben sollten, wie sie der mystisch gewordene Held von Goethes unsterblichem Gedicht träumt, als er nun endlich spät — viel zu spät für ihn und für uns — ein Greis, auf den schon die Lemuren lauern, — von der Geisterburg mit halberloschenen Augen auf dich herniederblickt.

Es ist eine verhältnismäßig schmale Wasserstraße, an der Stralsund liegt. Der Tag braucht noch nicht einmal besonders klar zu sein, um uns auf der gegenüberliegenden Rügenschen Küste jede irgend hervorragende Einzelnheit erkennen zu lassen. Nur nach Norden hat man einen freieren Blick und auch nicht auf die offene See, welcher die kleine, seitdem von der Sturmflut in zwei Teile gerissene Insel Hiddensoe vorgelagert ist. Durch die schmale Straße geht ein starker Strom, der sie dem Versandetwerden aussetzt und so, zum größten Nachteil der Stadt, die Schiffahrt erschwert und beeinträchtigt. Aber diese Beschränktheit und Enge der heimischen Gewässer, die den ehrbaren Kaufherren viel sorgenvolle Stunden bereiten mochten und in der Tat bewirkt haben, daß Stralsund im Laufe der Zeiten aus der Reihe der großen Emporien ausgeschieden ist — dem Knaben kamen sie gar trefflich zustatten. Er durfte hier, wo spiegelglatt die Flut sich lockend dehnte, oder vor dem Anhauch frischer Winde sich in mäßigen Wellen furchte, welche nur ein seltener Sturm zu wilder Wut peitschte, von Sommers- bis Herbstesanfang die schon als Kind in der Winterschwimmanstalt zu Magdeburg erlernte Kunst üben; die Kraft der Muskeln stählen an den Rudern, mit denen er das leichte Boot oft genug bis hinüber zur Rügenschen Küste trieb, oder im Schlittschuhlauf, wenn nun der Winter gekommen war und die Wasser unabsehbar weit hinaus mit einer festen Eisdecke überzogen hatte. Da hat denn wohl der Knabe die Stunden, die das Kind in der Klippschule bei dem Küster zwecklos verträumt, redlich wieder eingebracht. Wie oft ist dem Eifrigen die Nacht herabgesunken mit ihrem Sternengefunkel, die Küste hüben und drüben in Dunkel hüllend, durch welches, häufiger von der Stadt-, seltener von der Inselseite rötliche Lichter dämmerten; die Fischer, die draußen gefischt hatten, auf ihren, mit den langen, eisengespitzten Stangen windschnell getriebenen „Pekschlitten“ gespensterhaft vorüber huschten; endlich das Klingeln eines verspäteten Schlittens auf der „Bahn“ den Unermüdlichen mahnte, daß es auch für ihn die höchste Zeit zur Heimkehr sei!

In dem amtlichen Wirkungskreise meines Vaters nahm die ihm obliegende Sorge für die Wasserbauten des Regierungsbezirkes eine breite Stelle ein. Da galt es, jene enge Wasserstraße, von der ich oben gesprochen, in gutem Stande zu erhalten, die alten Lotsenstationen zu überwachen, für zweckmäßige Anlage neuen Rat zu schaffen, und so vieles derart. Das machte dann häufige Wasserfahrten notwendig, für die ihm ein segeltüchtiges, schmuckes, mit bequemer Kajüte versehenes, von zwei Matrosen bemanntes Fahrzeug, „der Kutter" genannt, zur steten Verfügung stand. Nun war es seine freundliche Gewohnheit, wenn es die Umstände verstatteten, von seinen Söhnen einen und den andern, vielleicht auch ein paar auf diesen Fahrten mitzunehmen. So habe ich denn jene herrlichsten Punkte Rügens, die jetzt in jedermanns Munde sind, zu einer Zeit kennen gelernt, als sie für den Binnenländer kaum noch entdeckt und selbst dem nachbarlichen Stralsunder schwer zugänglich waren. Immer werde ich des sonnigen Mittags gedenken, als dem von der See Heransegelnden die stolzen Kreidefelsen der Stubbenkammer zum ersten Male aus der blauen Flut aufstiegen; immer jenes monddurchglänzten Abends, als ich zum ersten Male die Buchen über dem stillen schwarzen Wasser des Herthasees ihr geheimnisvolles Lied raunen hörte. Wie unvergeßlich mir jener andere Abend, als ich zum ersten Male über den zitternden Wellen vom Strande von Arkona aus den roten Feuerball der Sonne am Horizonte schweben und versinken sah! Und dem durch das Steingeröll am Ufer Irrenden fast leibhaftig die Greisengestalt des Apollopriesters Chryses erschien, wie er zu seinem Gotte fleht, die ihm geschehene Schmach an den Achäern zu rächen; und die des Heldenjünglings, wenn er der Mutter klagt, daß ihm Zeus die Ehre vorenthalte, die ihm gebühre, den sie geboren habe, „nicht lange zu wandeln im Lichte". Goethe rühmt einmal gelegentlich der italienischen Reise den Homer, der, angesichts der Schöne und Majestät des Meeres, erst recht in seiner Dichtergröße erscheine. So rechne ich es zu den höchsten Begünstigungen meines Lebens, daß ich mich in meinen Lieblingsdichter hineinträumen durfte, als mir das griechische Orginal noch ein Buch mit sieben Siegeln war, zu dem ich nur erst den oft so wunderlich verschnörkelten Schlüssel der Voßschen Übersetzung in der vor Erregung zitternden Hand hielt.

Und völlig homerisch mutet es mich an, gedenke ich des „Ruden".

Der Ruden aber ist eine kleinste, an dem östlichen Eingang der Wasserstraße, vor dem Ausfluß der Peene, zwischen dem Festlande und Rügen gelegene Insel. Sie besteht aus schierem Sand,

der sich nur an der Mönchgut zugekehrten Seite etwas breiter dehnt und höher hebt, um, nach der Mitte sich zusammenziehend, am anderen Ende in einer vom Wasser überfluteten nadelscharfen Spitze auszulaufen. In jener, von der nördlichen Düne ein wenig geschützten Mitte drei, vier niedrige Häuschen für die Lotsen und den Steueraufseher; hinter dem Häuschen ein paar magere Kartoffelfelder; vor denselben liliputanische, mit Muscheln eingefaßte Gärtchen, in denen die Reseda wunderlieblich duftet, und die Sonnenblumen ihrem geliebten Gestirn vom Aufgang bis zum Niedergang das Antlitz zuwenden können.

Diese sich nur ein paar Fuß über den Meeresspiegel erhebende Sandbank ist der Augapfel des Vaters. Er nennt sie mit Stolz sein „kleines Königreich". Hat er es sich nicht geschaffen, so muß er es doch fortwährend gegen die Wut der Elemente, die es ihm entreißen wollen, schützen durch kunstvoll angelegte Buhnen, sorgsam gepflegte Plantagen von Strandgras, durch ein paar hundert Tännchen sogar, die er an dem breiteren Ende dem Sande anvertraut hat, und die es freilich noch weit haben, bis man sie, selbst in der Übertreibung, ein Gehölz nennen kann, aber doch, den Umständen nach, fröhlich gedeihen. Da ist es denn begreiflich, daß die Handvoll weltabgeschlossener Bewohner den jeweiligen Besuch des Mannes, der wie ein Vater für sie sorgt und den sie wie einen Vater verehren, jedesmal als ein Freudenfest feiern und seine Jungen, wenn er sie mitbringt, sozusagen auf den braunen, von den Werken des Meeres gehärteten Händen tragen. Ich habe seitdem gelegentlich wohl auf Fürstenschlössern in seidenen Betten geschlafen. Es war das soweit eine ganz angenehme Situation. Aber in wie tiefen Schatten tritt sie, gedenke ich der steinharten Seegrasmatratze, auf der den Übermüden des Windes Brausen und des Meeres Rauschen in traumlosen Schlaf wiegten. Aus dem er dann des Morgens, wenn die Sonne durch die niederen Fenster in das weißgetünchte Stübchen mit seinen schwärzlichen urväterlichen kajütenmäßigen Möbeln fiel, erwachte, himmelhellen Sinnes den Wundern, die ihm der Tag bringen würde, entgegenjauchzend.

Dieser Wunder nicht geringstes war der in diesen Gewässern stationierte große Dampfbagger mit den unendlichen eisernen Polypenarmen, die er, keuchend und stöhnend, rastlos in das Wasser senkte und wieder hob, die sandgefüllten Kübel in die zu beiden Seiten befestigten flachen Prähme auszuschütten. Ein ausrangierter Dampfer, der, als er seinen stolzen Namen „Adler" empfing, nicht geahnt hatte, zu welch' melancholischem Geschäft er einst degradiert

werden würde, nahm die gefüllten dann ins Schlepptau und schaufelte mit ihnen langsam einer indifferenten Stelle an der Küste zu, wo sie sich ihrer Last entledigen durften. Die Arbeit überwachte der Inspektor, ein älterer, bescheidener, gutherziger Mann. Sie begann im frühesten Frühjahr, um im späten Herbst zu endigen. Während der ganzen Zeit verließ der Mann seinen Posten nicht. Ich begreife jetzt schwer, wie er, der doch auch einmal, wie der „Adler“, dessen Kajüte sein Wohn-, Speise- und Schlafzimmer war, in die Ferne gestrebt haben mochte, so, abgeschieden von jedem Verkehr mit gebildeten Menschen, die schauerliche Einförmigkeit seines Berufes durch viele Jahre ertragen hat, ohne darüber wahnsinnig zu werden; damals erschien er mir als der Beneidenswerteste aller Sterblichen. Er, der beständig den Himmel über sich, die Wellen unter sich hatte und des Abends in der traulichen Kajüte beim dampfenden Grog so prächtige Geschichten zu erzählen wußte: von dem Sturm im vergangenen Herbst, der, wenn er noch eine halbe Stunde länger gewährt, die ganze Flotille vernichtet hätte; von dem englischen Schooner, der in diesem Frühjahr bei Mönchgut strandete, und dessen Besatzung, als die Lotsen endlich herankommen konnten, nur noch in einem großen heulenden schwarzen Neufundländer bestand — demselben, der jetzt zu den Füßen des Erzählers so behaglich schnarchte. Und weiter: dem Fischadler, der gestern auf einen Riesenlachs gestoßen hatte, das Ungetüm nicht aus dem Wasser heben, aber auch aus dessen fettem Rücken die zu tief eingeschlagenen Fänge nicht wieder lösen konnte und so, als Opfer seines Opfers, schreiend und mit den Flügeln schlagend, an der Oberfläche des Wassers hingeschleppt wurde, bis er den Blicken der staunenden Zuschauer in den ferneren Wellen verschwand.

Es ist möglich, daß, wenn der gute Mann mit einförmiger und von der Seeluft (vielleicht auch dem Grog) etwas heiserer Stimme dies und ähnliches erzählte, er die strenge Grenze, welche die Wahrheit zwischen sich und der Übertreibung zieht, nicht immer einhielt. Ich möchte das wenigstens nachträglich aus dem behaglichen Lächeln schließen, das bei gewissen Stellen über das gute Gesicht des Vaters spielte. Aber wer dürfte dem Erzähler von Abenteuern sein gutes odysseisches Recht schmälern? Wie wir weiter unten sehen werden, hatte der Knabe, der da mit großen Augen an den Lippen des Wundermannes hing, alle Ursache, mit seinen Bedenken zurückzuhalten, auch wenn sie ihm gekommen wären.

Sie kamen ihm aber nicht und konnten ihm nicht kommen, da er manches von dem, was da erzählt wurde, oder doch dem Ähnliches

selbst erleben durfte, und das ihm noch heute als ein halbes, ja als ein ganzes Wunder erscheint. So, daß er mit dem Leben bei folgendem Ereignis davonkam.

Ich hatte auf eine große, dort Seerabe genannte Möwe, die auf der äußersten, bereits vom Wasser stellenweise überfluteten Spitze der Insel saß, fehl geschossen. Der mächtige Vogel erhob sich, fiel aber nach einem zweiten Schusse aufs Wasser zurück, nicht tot, da er weiter schwamm, sondern nur flügellahm. Die abgeschossene Flinte auf den Sand legen, mich der Kleider entledigen, in das Wasser laufen, bis es tief genug zum Schwimmen wurde — es war das Werk von wenigen Minuten. Da schwammen wir denn beide: ich und etwa hundert Schritte vor mir der arme Vogel, der nur manchmal den Kopf ein wenig nach mir zurückwandte. Der Zwischenraum, wie sehr ich mich auch abmühte, blieb derselbe — stern chase is long chase, sagt der Engländer — ich mußte endlich die augenscheinlich hoffnungslose Jagd aufgeben. Zu meinem Befremden sah ich nun, wie weit ich mich von der Insel entfernt hatte; aber das Befremden wurde zum Schrecken, als ich bemerkte, daß ich mich, trotzdem ich rüstig genug schwamm und die See spiegelglatt war, meinem Ziele nicht nur nicht näherte, sondern ganz zweifellos weiter von demselben abtrieb. Ich hatte von dem Strom gehört, der, je nach dem Stande des Wassers, mit wechselnder Kraft um die Spitze der Insel lief. In diesen Strom war ich geraten. Das mußte ich mir sagen, sagte es mir auch und daß, wenn ich das Herzklopfen, welches mich bei der schauerlichen Gewißheit überkommen hatte, nicht bändigte, ich rettungslos verloren sei. Ich war, wie ich mich denn auch sonst durchaus frei bewegen durfte, allein auf meine Expedition gegangen; auf dem sonneüberglänzten Strande, dessen äußerster Rand längst für mich versunken war, zeigte sich niemand; und wer, wenn sein Blick nicht zufällig die Richtung nahm, hätte den Punkt im Wasser, der mein Kopf war, bemerken sollen? In dem Moment, als mir meine gefährliche Lage klar geworden war, hatte ich mich auch darüber schlüssig gemacht, was ich zu meiner Rettung tun müsse. Ich mußte, um nicht immer weiter abzutreiben, mich seitwärts wendend, die letzte Kraft daran setzen, aus dem Strom zu kommen. War mir das gelungen, wollte ich, in dem Wasser still auf dem Rücken liegend, — was ich gut verstand, — ruhen, bis ich imstande sein würde, die eigentliche Rückfahrt anzutreten.

Zweifellos unter dem Schutz einer gnädigen Leukothea, obgleich ich sie nicht sah — nicht einmal in der Form eines Wasserhuhns — und sie mir auch keinen Schleier zurückließ, habe ich das Pro-

gramm ausführen können und bin nach, ich weiß nicht wie langer Zeit, an einer von meiner Ausfahrt weit entfernten Stelle wieder ans Ufer gekommen, zwar „kraftlos von der schrecklichen Arbeit“ und „der Stimme beraubt und des Atems“, aber nicht, ohne mir, als ich, — wie ich wohl notgedrungen mußte — mein Abenteuer beichtete, eine väterliche Strafpredigt zuzuziehen. Eine sehr milde, gütige, denn er war allezeit die Milde und die Güte selbst, der liebe Vater. Und hatte ich nicht der Moral, in die sie doch auslaufen mußte: daß, wer sich in Gefahr begibt, darin umkomme, indem ich glücklich der drohendsten Gefahr entrann, die Spitze abgebrochen?

Eine andere Moral und die mir für mein Leben ein Leitstern geworden, zog ich selbst aus einem zweiten Abenteuer, das mir nicht minder in treuem Gedächtnis geblieben ist, obgleich es dabei keinerlei Gefahr zu bestehen gab.

Wir fuhren — der Vater und ich — von dem Bagger, der wohl eine halbe Meile weiter in See lag, in einem Boote nach der Insel zurück. Der Vater saß am Steuer; der eine Bootsmann hockte müßig im Vorderteil; ich hatte, wie es meine Gewohnheit war, mir sein Ruder (seinen Riemen, um in der pommerschen Schiffersprache zu reden) erbeten und hielt sicheren Takt mit dem anderen Bootsmann an meiner Seite. Der Vater hatte gemeint, ich würde es wohl nicht lange treiben, denn es war ziemlich starker Seegang und infolgedessen das Rudern keine leichte Arbeit. Der Zweifel hatte meinen Ehrgeiz geweckt: ich war entschlossen, bis wir das Ziel erreicht, das Ruder nicht wieder aus der Hand zu geben. Aber ich fand nach einiger Zeit, daß ich meiner Kraft doch wohl zu viel zugemutet. Die Arme begannen mir zu erlahmen; das Herz fing an, dumpf zu schlagen, der Atem zu fliegen. Ich wollte meine Schwäche nicht eingestehen, nicht tun, was mir niemand verdacht hätte, jeder als selbstverständlich angesehen haben würde, zumal der Vater, der übrigens, in Gedanken verloren, still am Steuer saß und für die Zeit meiner gar nicht achtete. Endlich glaubte ich nicht mehr zu können. Schon hatte ich den Kopf über die rechte Schulter gewandt, dem Matrosen vorn im Boot zuzuwinken, er möge mir das Ruder abnehmen, als der an meiner Seite sagte: „Jung' Herr, remen Se tau, süst segelt uns de' Swed am End' noch äwer!“ (Junger Herr, rudern Sie zu; sonst segelt uns der Schwede am Ende noch über.) Aufblickend sah ich ein großes Fahrzeug unter vollen Segeln, das ich wohl schon vorher bemerkt, auf dessen Näherkommen ich aber nicht weiter geachtet hatte, dicht hinter uns. Aus

der phlegmatischen Ruhe, mit welcher der Matrose die Worte gesprochen, hörte ich deutlich heraus, daß er, der stundenlang zu rudern gewohnt war, in der mir zugemuteten Leistung nicht nur nichts Besonderes, vielmehr ein einfach Selbstverständliches sah. Und gerade dieser wie aus dem ehernen Munde der Notwendigkeit kommende Ton traf mich ins Innerste. Es war kein Bravourstück, was ich da vollführte, es war das Gemeine, Alltägliche, von dem Augenblick nur noch etwas dringender Geforderte. Ich schämte mich meines Kleinmuts, meiner Schwäche; biß die Zähne aufeinander, und — war es der Anhauch des Willens, der den letzten Funken von Kraft in mir wieder zur Flamme anblies, hatte ich die erste peinliche Ermüdung der ungewohnten Arbeit gerade in diesem Augenblick überwunden und durfte die von der Schmerzenslast befreite Kraft frei spielen lassen — ich „ruderte zu“, ruderte weiter in Zug und Tempo, wie sichs gehörte, die noch übrige, recht bedeutende Strecke, bis der Kiel des Bootes knirschend auf den Sand der Insel stieß.

Indem ich das Theater mit seinen feststehenden Kulissen, auf welchem sich meine Jugend abspielte, zu schildern versuche, bemerke ich die Lücke in der Schilderung meines Entwicklungsganges zwischen dem halben Kinde, das an jenem Maiabend in Stralsund ankam, und dem ausdauernden Ruderer auf den pommerschen Gewässern.

Überlege ich, was mich in diesen jungen Jahren zumeist angezogen, geistig und sittlich erzogen hat, muß ich das Bekenntnis ablegen: die Schule ist es nicht gewesen. Ich bin im Leben manchem begegnet, der mit liebevoller Erinnerung an seiner Schule hing, diesem oder jenem seiner Lehrer nachrühmte, von ihm so wirksam beeinflußt worden zu sein, daß er die Richtung, welche seine Entwickelung genommen, auf jene frühen starken Anregungen zurückführen müßte. Ein solches Glück ist mir nicht zuteil geworden. Die Schule ist mir keine Stiefmutter, aber auch eben so gewiß keine alma mater gewesen. Sie hat mir ohne Haß und Liebe das Durchschnittsbrot gereicht, und kaum das, denn es war nicht selten von weniger als mittelguter Qualität. Dem einzigen meiner Lehrer, an dem ich mit aufrichtiger Liebe hing, und der auch mich in seiner Weise lieb hatte, fehlte es leider an der rechten pädagogischen Leidenschaft, ohne die sich freilich keiner mit der Leitung und Zurechtweisung einer irrenden und schwankenden jugendlichen Seele belastet.

Vorläufig hatten mich die Eltern wieder in eine Vorbereitungsschule geschickt, in der ich bleiben sollte, bis ich das für das Gym-

nasium nötige Alter erreicht haben würde. Einen anderen Zweck konnten sie damit kaum verbinden. Denn was Herr Komet — so hieß der gute Mann — den ihm anvertrauten Kindern lehrte, wußte ich bereits bis etwa auf die lateinischen Deklinationen, mit denen er seinen Kursus abschloß. Der geistige Schlendrian, zu dem sich der Knabe so verurteilt sah, war gewiß nicht geeignet, die rechte Lernfreude in ihm wachzuerhalten, um so weniger, als sich jetzt bei ihm, dem man ein paar Jahre zu früh Fibel und Schiefertafel in die zarten Hände gedrückt, eine leicht begreifliche Reaktion geltend machte. Er fing an, in der Schule ein Übel zu sehen, das ihm, wie die Dinge lagen, nicht einmal als ein notwendiges erscheinen konnte.

Aber der Geist ist eine Kraft, die, bis sie gebrochen oder zerbrochen ist, nicht ruhen kann. Wird ihr der Stoff vorenthalten, an dem sie sich zweckmäßig betätigen würde, sucht sie sich dafür, wie es eben geht, zu entschädigen. Hier pflegt sich dann für manche Knaben der Weg zu öffnen, der mehr oder weniger tief in das Gebiet der sogenannten dummen Streiche führt; und es geht die Sage, daß der Junge, der sich eine erkleckliche Zahl besagter Streiche nicht zu schulden kommen ließ, keine Anwartschaft habe, ein tüchtiger Mann zu werden. Dann habe ich diese Anwartschaft verscherzt, man müßte denn auch Stücke, die ohne eine gewisse Kühnheit, ja, Waghalsigkeit nicht zu leisten sind, — wie jenes, von dem ich eben erzählt, — zu der unheilvollen Gattung rechnen. Es mochte von dem „alten Männeken“, das sonst äußerlich verschwunden war, doch etwas in mir stecken geblieben sein: eine gewisse Ehrbarkeit des Betragens; die tiefe Scheu, sich durch Ungebühr irgend einer Art etwas zu vergeben und gerechten Tadel herauszufordern; die völlige Unfähigkeit, jemand, mochte er sein, wer er wollte, absichtlich wehe zu tun, ja, ihm nur einen Schabernack zu spielen. Will man einen Knaben derart einen Duckmäuser nennen, so muß ich es mir gefallen lassen und das Verdikt durch den Umstand erhärten, daß ich durch eine Schule, in der der Stock bis in die Oberquarta fürchterlich geschwungen wurde, gegangen bin, ohne jemals auch nur den leisesten Schlag zu erhalten. Ist aber ein anderer geneigt, ein derartiges sittiges Betragen lobenswert zu finden, so kann ich mir wiederum persönlich das Lob nicht anrechnen, da es einfach aus meiner Natur hervorging, und gegen alle Welt, alt oder jung, vornehm oder gering, wenn nicht freundlich, so doch höflich zu sein, mich niemals auch nur die mindeste Anstrengung gekostet hat.

Jeder Beobachter und — was wohl dasselbe ist: Liebhaber von

Kindern wird immer aufs neue erstaunen über die unendliche Verschiedenheit der Begabung, welche sie zu ihren Spielen mitbringen. Da gibt es wahre Spielgenies; andere bewegen sich in allen Graden des Talents abwärts bis zur völligen Unfähigkeit, sich die Welt zu erschließen, die jenen glücklich Ausgestatteten so köstlich offen liegt. Ich würde mir sicher von dieser Welt meinen redlichen Anteil genommen haben, hätte man mich zu einer meinen Jahren und meiner geistigen Entwickelung gemäßen Arbeit angehalten. Nun das nicht der Fall war, wurde das Spielen ein Zeitvertreib, dem ich mit Vorliebe, ja Leidenschaft nachhing. Eine weitläufige Wohnung, die wir in diesem Jahre innehatten, und die sonst vieles zu wünschen ließ — denn sie war kalt, dunkel und partizipierte in ungebührlichem Maße an den berechtigten Eigentümlichkeiten der Stralsunder Häuser: dem Grundwasser in dem Keller und den Ratten auf den Böden — bot im übrigen ein unübertreffliches Spielrevier. Da war ein Hof mit Holzraum, Waschküche, Pferdestall und Wagenremise; da war ein für städtische Verhältnisse großer Garten mit alten, hohen Bäumen, Lauben und Gartenhaus. Vor dem Hause, das man mit seinen Nebengebäuden und Zugehörigkeiten wohl ein Gehöft nennen konnte, dehnte sich der „Neue Markt", mit dem der Garten durch eine Tür in Verbindung stand, und der bei abendlicher Weile bequem in das Spielfeld gezogen werden mochte, ebenso wie ein melancholisches Stück des Kirchhofes der Marienkirche, in deren Schatten das Haus lag. Daß ein Terrain wie dieses auch von anderen Knaben in seinem Vollwert für Spielzwecke geschätzt wurde, bewies die zahlreiche Schar, die sich an Sonn- und Feiertagen hier um uns zusammenfand. Über die Schar aber herrschte ein- für allemal der älteste meiner Brüder, nicht, weil er herrschsüchtig, oder auch nur der älteste, sondern, weil er eines jener Spielgenies war, wie sich unter tausenden von Knaben je zuweilen eines findet. Und es war nicht nur die Erfindsamkeit an ihm zu bewundern, mit der er neue Spiele zu ersinnen und alten eine neue Seite abzugewinnen wußte, sondern vor allem das Geschick, der Takt, mit dem er uns zu leiten, der Geist der Ehre und Ritterlichkeit, mit dem er die Gemüter der besseren zu erfüllen und selbst die roheren Seelen zu bändigen verstand. Dabei war sein Moralkodex noch einfacher als der uns von Herodot überlieferte der alten Perser; denn er bestand nur aus zwei Sätzen. Der eine lautete: Du sollst tapfer sein; der andere: Du sollst die Wahrheit sprechen. Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß er selbst in der strengen Erfüllung dieser Gebote uns allen, ein leuchtendes Beispiel, voranging. Und so beeiferte sich denn

jeder, ihm auch hierin zu folgen, der eine aus Überzeugung, der andere aus Furcht vor Schmach und Strafe, denn wer sich auch nur einmal als Feigling oder Lügner entpuppt hatte, wurde unerbittlich aus den Reihen gestoßen. Ich darf mich rühmen, ein gläubigster Jünger meines Propheten gewesen zu sein. Es ist mir eine liebe Pflicht, an dieser Stelle dem Guten, Anspruchslosen nachträglich meinen brüderlich herzlichen Dank zu sagen für die herrlichen Stunden, die ich an seiner Seite unter seiner Leitung verspielen und den moralischen Gewinn, welchen ich für die Zeit meines Lebens aus seinem Umgang und Beispiel schöpfen durfte.

Vertrieb uns aber die rauhe Jahreszeit aus Hof und Garten; war dem Schnee und Eis mit Pekschlitten und Schlittschuhen nichts abzugewinnen, oder die Lust an solchem Sport gebüßt, brauchte deshalb dem Spieltrieb um seine Befriedigung nicht bange zu sein. Er hatte sich nur noch inniger mit seiner holden Schwester Phantasie zu verbinden, um mit ihrer Hilfe sich eine Welt zu schaffen, schöner als die Märchen aus Tausend und eine Nacht, bunter als die Abenteuer in Don Quixotes Ritterbüchern. Wer vermöchte zu sagen, was durch die Seele des Kindes geht, wenn es unter dem Weihnachtsbaum seinen Bauernhof aufbaut mit den strohgedeckten Ställen, deren gemalte Türen sich niemals öffnen; dem Brunnen, dessen Wasser ewig in den Trog läuft, ohne ihn zu füllen; den Schafen, die so groß sind wie die Kühe; den Menschen, die so klein sind wie die Schafe; den Bäumen, die in der Natur nichts ihnen ähnliches, geschweige denn ihres gleichen haben, und auf all' die idyllische Herrlichkeit die Lichter herabscheinen, die aber gar keine Lichter sind, sondern die liebe Sonne selber, die furchtbar heiß brennt und den blauen Schatten, den glücklicherweise der unterste Tannenzweig wirft, zu einer wahren Wohltat für Mensch und Vieh macht? In welchen Schlachten alter oder neuer Zeit ging es so heiß her, wurden so kühne Frontalangriffe gemacht, so schlau ersonnene Flankenmärsche ausgeführt, wie in den Feldzügen der bleiernen Heere des Knaben, der, zeusgleich, über dem Graus thront und mit gerechten Händen das Schicksal der kämpfenden Parteien abwägt? In welcher mittelalterlichen Ritterburg klaffte das Verließ so tief, waren die Treppen so steil, die Säle so hoch, als in der, welche er sich aus seinen Bauklötzen türmt? Friedliche Bauernhöfe, wilde Bleisoldatenschlachten, stolze Ritterburgen — durch den Dämmer, den ein halbes Jahrhundert über euch breitete — wie so deutlich sehe ich euch! Vor allem die Burgen, in deren sinniger und kühner Konstruktion ich, wie es scheint, Ungewöhnliches geleistet habe. Denn es geschah wohl,

daß ein und der andere Wunderbau selbst den Erwachsenen Interesse abgewann. So erinnere ich mich, daß einst der Vater mit einem zugereisten Freunde, der noch dazu ein Großwürdenträger seines Faches war, vor einem solchen Werke meiner Hand stand und höre den hohen Fremden — mit einem Wink der Augen nach mir — zu dem Vater sagen: das wird einmal ein Meister in unserer Kunst werden. Eine Prophezeiung, die, wie jene des guten Magisters der Vorbereitungsschule, mit anderen Prophezeiungen das Schicksal, nicht in Erfüllung zu gehen, gewissenhaft teilen sollte.

Wenn so der Knabe dem eingeborenen Spieltrieb in schier ausschweifender Weise nachgab, so scheint das in Widerspruch zu stehen mit dem frühreifen Ernst der Lebensauffassung — falls dieser Ausdruck hier verstattet ist, — von dem ich sagte, daß er mir von Kindesbeinen an eigen gewesen sei, und der sich auch in der ehrbaren treuen Erfüllung der an mich herantretenden Pflichten äußerte. Als noch weniger vereinbar mit dieser ernsten Grundstimmung meines Gemüts möchte sich aber eine Neigung herausstellen, die sich jetzt in mir kräftiger geltend machte, und von der ich ausführlicher berichten muß, weil sie mir nicht nur durch mein ganzes Leben treu geblieben ist, sondern sich in der Folge als die ruling passion meiner Seele erwiesen hat.

Diese Neigung, vielmehr Nötigung, aber war, das mich umgebende Leben in seinen verschiedenartigen Erscheinungen nicht so zu lassen, wie es sich sinnenfällig darstellte, die eigenen Erlebnisse nicht so zu nehmen, wie sie in Wirklichkeit sich zugetragen, sondern aus allem und jedem etwas anderes zu machen, das nicht sinnenfällig und nicht wirklich war und seine Existenz nirgends hatte als in der Phantasie. Dabei war das Eigentümliche, daß diese luftigen Gebilde sich nie in das Nebelhafte verloren, vielmehr sich an die Wirklichkeit hefteten, aus ihr die Nahrung sogen und sich so auch der Glaubwürdigkeit derselben teilhaftig machten. Diese Glaubwürdigkeit meiner Erfindungen wurde unterstützt durch die Gelassenheit, mit der ich sie vortrug, so daß nicht nur die Schul- und Spielkameraden mein leichtes Opfer wurden, sondern auch die Erwachsenen sich unschwer einfangen ließen. Dabei lag mir nun nichts ferner, als meine Hörer täuschen, ihre Gläubigkeit mißbrauchen zu wollen; auch beabsichtigte ich in keiner Weise, mich als Helden aufzuspielen. Ich erzählte das so hin, mühelos, wie ein musikalisches Kind seine Finger über die Tasten eines Klaviers nach hübschen Läufen und wohlklingenden Akkorden schweifen läßt. Es war die reine Spielerei, nur auf ein anderes Gebiet übertragen und hatte mit der bewußten

Lüge nichts gemein. Vor ihr, die es immer auf einen Vorteil für den Lügner abgesehen hat, der meistens zu einem Nachteil für den Belogenen ausschlägt, hatte ich vielmehr den tiefsten Abscheu, und ich erinnere mich noch schaudernd des Schreckens, der mich überfiel, als ich zum erstenmal eine wirkliche, gemeine Lüge von einem Kameraden ausgehen hörte. Ich traute meinen Ohren nicht; mir war, als ob der Boden, auf dem ich stand, schwankte, ein gähnender Abgrund vor mir sich öffnete.

Daß jene phantastischen Spiele und die mit den Dingen der Wirklichkeit spielende Phantasie auf einen Versuch hindrängen mußten, der mit dem eigentlich dichterischen Schaffen bereits eine gewisse Ähnlichkeit hat, sollte sich gar bald erweisen.

Zu den Geräten der von mir mit immer neuer Lust geübten Spiele hatte selbstverständlich auch ein Theater gehört: ein ganz gewöhnliches nur, wie man es in den Spielwarenläden um ein geringes ersteht. Anderthalb Quadratfuß Bühnenfläche mit einem Vorhang aus rotem Baumwollenzeug, in Zapfen drehbaren Kulissen, deren eine Seite ein Zimmer, die andere einen Wald darstellte, und dem wechselreichen Hintergrunde — das war alles. Die Figuren wurden aus Bilderbogen geschnitten, die vorher auf Pappe geklebt und mit einem Firnis überzogen waren, vermittelst dessen die Wallenstein, Wilhelm Tell usw. ein schönes glänzendes Aussehen bekamen, wenn sie sich nun, hinten durch einen angeleimten „Klotz“ zum Stehen gebracht, von oben durch eingehakte Drähte dirigiert, im Licht von ein paar zwischen den Kulissen brennenden Talglichtstümpfchen präsentierten. Das Repertoire wechselte ab zwischen Einaktern, die irgend einem „Kinderfreund“ entnommen waren, und mehr oder weniger großen Bruchstücken der Schillerschen Dramen, unter denen sich wieder die „Räuber“ einer verdienten Bevorzugung erfreuten. Ich muß indessen dieser Vorstudien bald überdrüssig geworden sein; es hat auch wohl die Anregung des wirklichen Theaters mitgewirkt, das ich ein und das andere Mal in Begleitung der Eltern besuchen durfte, — jedenfalls fühlte ich mich, als ich etwa zwölf Jahre zählte, getrieben, selbst ein Drama zu verfassen, dessen Aufführung ich nicht den Pappfiguren, sondern mir selbst und den Brüdern und Befreundeten anvertrauen wollte.

Obgleich ich nun vermute, daß ich dieses mein erstes Werk nicht wohl in meine „gesammelten“ aufnehmen könnte, bedaure ich doch lebhaft den vermutlich schon früh erfolgten Verlust des Manuskripts. Ich bin nämlich infolge desselben in der traurigen Lage, dem Leser nicht einmal den Titel des Stückes mitteilen und

von seinem Inhalt die nötigen wissenschaftlich genauen Angaben machen zu können. Nur so viel ist mir im Gedächtnisse geblieben, daß es sich um zwei Jugendfreunde handelte, von denen der eine ein höchst edler Mensch war und Richard von Hinzendorf hieß, während den Namen des anderen die Nacht der Vergessenheit deckt. Gerechterweise. Muß er doch ein spottschlechter Kerl gewesen sein, er, der es fertig brachte, den edlen, ihm völlig vertrauenden Freund ich weiß nicht um was alles, ganz gewiß aber auch um das von ihm heiß geliebte Mädchen zu betrügen! Was wäre dem Edlen da anderes übrig geblieben, als unter die Räuber zu gehen und nach vielem und mannigfachem, nun wohl unausbleiblichem Graus für die Freiheit und Geliebte zu sterben im Kampf gegen die von dem verräterischen Freunde geführten Häscher, nachdem er selbstverständlich vorher sein gutes Schwert mit dem Herzblut des Schändlichen gerötet.

Literarhistoriker, die nicht leicht eine Lücke in der Geschichte des geistigen Lebens lassen, werden aus dieser Inhaltsangabe den Schluß ziehen, daß das verloren gegangene Werk zweifellos zu jenen gehöre, welche Schillers Erstlingsdrama im nachahmenden Gefolge hatte. Ich möchte mich ihrer Meinung anschließen, vielleicht noch mit der kühnen Konjektur, daß von dem Ganzen wieder die Episode des Kosinsky dem jugendlichen Dichter vorgeschwebt habe. Der dann aber doch den ihm von seinem Vorgänger übermittelten Stoff nicht ohne eine gewisse, in Anbetracht seiner jungen Jahre doppelt löbliche Kühnheit zu etwas zu gestalten wußte, das einer relativen Selbständigkeit nicht durchaus ermangelt.

Glücklicherweise vermag ich über den Verlauf der „Première“ noch einiges wenige mitzuteilen.

Sie fand in der Kinderstube statt, welchen traulichen Namen das den jüngeren Geschwistern eingeräumte Gemach beibehalten hatte, obgleich das jüngste bereits ein derber Junge geworden und heute Abend sogar mit einer Statistenrolle betraut war. Die Bühne nahm den hinteren Teil des Raumes ein; der Vorhang bestand aus zwei großen Tischtüchern: die Kulissen waren Bettschirme, ausgehobene Türflügel usw., alles schicklich drapiert und dekoriert. Über die Darsteller habe ich bereits berichtet. Das Publikum war nur klein, aber aus den Eltern, einer Anzahl befreundeter Herren und Damen und dem Dienstpersonal für unsere Zwecke aufs glücklichste gewählt. Man kargte nicht mit dem Beifall, welchen die Vorstellung auch verdiente, die soweit glatt verlief, nur daß die Maschinerie nicht immer korrekt funktionierte, und im dritten Akte eine unlieb-

same Episode stattfand, welche durch den Mangel an Disziplin eines der Darsteller veranlaßt wurde. Damit verhielt es sich folgendermaßen.

Wie auf der antiken und der alten englischen Bühne wurden auch bei uns die Frauenrollen von Personen männlichen Geschlechts, in unserm Falle: Knaben dargestellt. Die überaus schwierige Rolle der Heldin war einem gewissen Konrad v. K. wegen seiner schwarzen glänzenden Augen und der schönen Farben seines Gesichts anvertraut worden. War es nun das Frauenkostüm, das ihm immer wieder lächerlich erschien, war es die angeborene Lustigkeit, die sich nicht bändigen ließ, — schon während der beiden ersten Akte hatte er durch die läßliche Art, mit der er seine tragische Rolle nahm, meinen Unwillen erregt. Ich hatte ihn während des zweiten Zwischenaktes ernstlich ins Gebet genommen, und er hatte feierlich Besserung gelobt. Wie sollte mich nun nicht der Schmerz, zuletzt der Zorn überwältigen, als in der großen Szene des dritten Aktes seine lustige Ungebühr nur noch stärker hervortrat, die schwarzen Augen vor Schelmerei zwinkerten, die vollen Wangen in jener verdächtigen Weise zuckten, welche dem Ausbruch eines Gelächters unmittelbar vorauszugehen pflegt. Ich konnte es nicht länger mit ansehen. Aus der Kulisse, hinter der ich soufflierend, stand, herausfahren, dem guten Jungen eine schallende Ohrfeige versetzen und wieder hinter der Kulisse verschwinden — es war das Werk eines Augenblicks. Dessen ich mich jetzt herzlich schäme. Aber nur wer, zugleich Dichter, Direktor, Regisseur, Souffleur, Darsteller der Hauptrolle eines Stückes, die erste Aufführung in grimmigster Gefahr gesehen hat, an der Unfähigkeit oder Frivolität eines Mitspielers aufs greulichste zu scheitern und dabei kaltblütig geblieben ist — er allein hat das Recht, einen Stein auf mich zu werfen.

Wie ich den Weg durch die vorhergegangenen Klassen ohne Aufenthalt und Anstoß zurückgelegt hatte, so schien es, als ob ich mich jetzt in der Sekunde vor den Kommilitonen gar hervortun wolle. Trotz der buntscheckigen Lektüre, der ich mich nach wie vor, ja, mit nur immer wachsender Begier hingab, und trotz der Allotria, die ich sonst trieb, und von denen wir alsbald zu sprechen haben werden, war ich in den Schulwissenschaften, soweit sie in meinen jeweiligen Pflichtenbereich fielen, wohl bewandert, mit alleiniger Ausnahme der Mathematik, der ich nun ein für allemal keinen Geschmack abzugewinnen vermochte. Ich erfreute mich des Vertrauens

meiner Lehrer, besonders des Ordinarius. Seine schönen tiefen Augen ruhten mit Wohlgefallen auf mir, wenn ich eine besonders gute Antwort gegeben; statt der zwanzig zum Auswendiglernen aufgegebenen Odysseeverse mit hundert aufwarten konnte, oder mit angeborener Lebhaftigkeit für eine der seinen etwa entgegenstehende Meinung eintrat. Ich meinerseits hing an ihm mit aufrichtiger herzlicher Liebe. Hatte ich doch aus seinem sanften Munde zum ersten Male Worte vernommen, die nicht aus der staubigen Schulatmosphäre, sondern aus Regionen zu kommen schienen, in die mein Denken, meine Phantasie sehnsuchtsvoll strebten. Leider, daß es dabei blieb, er mich nur den Glockenklang vernehmen ließ aus der Wunderstadt; es verschmähte, mit mir in die Tiefe zu steigen, mich durch ihre prangenden Gassen bis an die Vorstufe wenigstens ihrer säulengetragenen Tempel zu führen. War es seine weiche Natur, die ihm eine derartige Mentorrolle als zu verantwortlich erscheinen ließ; empfand er zu derselben doch nicht den rechten inneren Trieb; hielt er mich nicht für würdig, sein Telemach zu sein — ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß es über sein stilles Wohlwollen, über meine stumme Liebe nicht hinauskam auch bei einer Gelegenheit, die recht dazu angetan schien, den Bann zu brechen.

Seit dem Abend der Première jenes Schauerdramas sind drei oder vier Jahre vergangen, in welchen ich die dramatische Muse mit meinen Huldigungen nicht wieder belästigt habe. Dagegen hat die der Lyrik und ebenso die der Epik viel von mir zu leiden gehabt. Ich hatte dies Ereignis in der Schule in Hexametern besungen, denen sich Pentameter ungerufen beimischten, jenes andere in Strophen, deren Versmaße den Chören in Aristophanes' Komödien an Mannigfaltigkeit nichts nachgaben, wenn sie von denselben auch an Regelmäßigkeit übertroffen wurden. Und da war mir nicht leicht in meinem bescheidenen Leben etwas nicht ganz alltägliches begegnet, ohne daß es mir nicht wohl oder übel zum Vorwurf für meine Reimereien hätte dienen müssen. Wollte sich aber schlechterdings kein Stoff finden — nun wohl, ich hatte in meinem Schiller gelesen, daß wer sich einmal als Poeten gibt, die Poesie kommandieren müsse, und kommandierte munter darauf los über — Worte, Worte, Worte.

Aber wem hatte ich mich denn als Poeten gegeben? Außer mir selbst niemandem und, streng genommen, auch nicht einmal mir. Ich hatte diese Allotria getrieben, „wie Essen und Trinken frei“, weil ich nicht anders konnte, es eben die Nahrung war, nach der meine Seele verlangte, ohne jemand zu Gast zu laden, vielmehr,

indem ich meine poetischen Gerichte — wenn es welche waren — in aller wohlbewahrten Heimlichkeit allein verzehrte. Inzwischen waren die Mahlzeiten, wenn nicht schmackhafter, so doch umfangreicher geworden: zu den lyrischen Allotriis waren epische gekommen, mit denen ich es womöglich noch ernsthafter nahm als mit jenen; Erzählungen, Novellen, und damit war dem Unglück die Tür geöffnet.

Denn mag auch der lyrisch angehauchte Hirtenknabe seine Pansflöte in der Einsamkeit blasen und in der stillen Zuhörerschaft von Bäumen und Büschen sein Genügen finden, — wer etwas zu erzählen hat, muß Menschen haben, denen er es erzählt; und, kommen sie nicht von selbst, muß er sie suchen gehen. Auch der Lyriker wird es freilich, falls er sich zum Künstler auswächst, auf die Dauer in der Einsamkeit nicht aushalten, aber für ihn ist es, sozusagen, ein letzter Schritt, wie leichtfertig er auch von vielen getan werden mag; der Erzähler fängt gewissermaßen mit ihm an, wie es dann auch bei mir der Fall gewesen. Hatte ich mir nicht bereits für jene Erfindungen meines müßigen Vorschülerkopfes — jene Geschehnisse, die niemals geschehen waren — in den Kameraden, den Brüdern, Cousinen und Tanten, den Eltern sogar meine Opfer gesucht und gefunden? Der Unterschied bestand nur darin, daß ich jetzt meine Erfindungen zu Papier gebracht hatte und nun auch für sie, wie für jene luftigen mündlichen ein Publikum haben wollte, haben mußte. Ein Zufall gab mir den Mut, das Attentat, das ich vermutlich schon längere Zeit gegen meine Kommilitonen im Schilde führte, ins Werk zu setzen.

Durch die Sekunda lief eines Tages ein von der Elite der notorischen Spaß- und Lärmmacher der Klasse unterzeichnetes Zirkular, in welchem zur Gründung eines Witzblattes — das natürlich „der Ulk“ heißen sollte — männiglich aufgefordert wurde. Ich ging scheinbar freudig auf die sublime Idee ein, setzte auch meinen Namen auf die Mitarbeiterliste, aber nur, um folgenden Tages ein zweites Zirkular erlassen zu können. Es ging von mir allein aus. Ich erinnerte daran, daß man über dem Guten das Bessere nicht vergessen, während der Witz seine Funken sprühe, die heilige Flamme der Poesie, die in aller Busen glühe, nicht erlöschen lassen dürfe, und auf welche tönenden Phrasen ich denn sonst verfiel, meinen Mitschülern die nun nicht länger hinauszuschiebende Pflicht der Herstellung einer poetischen Wochenschrift ans Herz zu legen.

Auch dieser Aufruf fand Beifall, freilich weitaus nicht den be-

geisterten, allgemeinen jenes ersten. Es hielt sogar schwer, die Zahl der Mitglieder des „poetischen Kränzchens", welches nach langen Debatten beschlossen war, bis auf die obligate Neun zu bringen, und ich konnte mich von vornherein der trüben Ahnung nicht erwehren, daß unter diesen Berufenen wenig, sehr wenig Auserwählte sein möchten.

Einmal in der Woche sollte das Kränzchen stattfinden, das abendliche Programm ein für allemal aus zwei Teilen bestehen: der Lesung von ein paar Akten eines Schillerschen Dramas „mit verteilten Rollen"; dann Vorlegung, respektive kritischer Musterung der Geschenke, welche im Verlauf der Woche die Muse ihren Jüngern gewährt hatte. Zur Einsammlung und schicklichen Ordnung dieser Gaben war jede Woche ein anderer bestimmt, dem außer diesem Redaktionsgeschäft auch der Löwenteil der poetischen Produktion zugemessen war. Versammlungslokal war bis auf weiteres mein Zimmer.

Und da saßen wir denn, dicht gedrängt — das Zimmer gehörte nicht zu den saalartigen — und lasen im Scheine zweier Lampen, deren Leuchtkraft zu wünschen ließ, Wallensteins Tod, wobei man mir die Titelrolle übertragen hatte. Es liegt auf mir nicht nur die schwere Last meiner Wallensteinrolle, sondern auch die Verantwortung für den Inhalt des Heftes, an dessen Vorlesung es nun geht. Die Verantwortung ist um so größer, peinlicher, als meine Mitarbeiter sich — leider nicht zum ersten Male — als gänzlich unzuverlässig erwiesen haben. Nur ein paar kleine, ganz kleine Beiträge von durchaus fraglichem Wert, die höchstens als Lückenbüßer dienen können, sind eingegangen. Das übrige: das Hauptstück, die Novelle; den lyrischen Teil, das Feuilleton — ich habe es alles, alles selber liefern müssen.

Aber für mich waltet über dem Abend ein glücklicher Stern. Wie ich mich trefflich aus meiner Rolle gezogen habe, ja, an mehr als einer Stelle durch lautes, einstimmiges Bravo und Händeklatschen ausgezeichnet worden bin, so finden meine Produktionen den wärmsten Beifall des anspruchslosen Auditoriums. Die Novelle ist eine historische und spielt irgendwo in Italien zur Zeit, als der Konsul Bonaparte über die Brücke von Arcole zum Kaiserthron stürmte. Sie wimmelt von Franzosen, Italienern, Soldaten, Diplomaten, Briganten, wundersam schönen und tugendhaften jungen Damen und nicht minder schönen, aber um so mehr verworfenen Courtisanen, welche zusammen ein überaus buntes, vielleicht nicht immer ganz klares und übersichtliches Ensemble bilden. Meine

Arbeit ist einer jener Koh-i-noors der Literatur, deren Wert man nicht kritisiert, sondern durch stummes Staunen ehrt. Auch die lyrischen Beiträge sind Perlen vom reinsten Wasser — ein Urteil, das ich noch heute, wenn ich die „Perlen“ weglasse, aus voller Überzeugung unterschreibe; in der Ballade habe ich mich aber wirklich übertroffen. Ich gestehe den Freunden, daß sie nicht freie Erfindung, daß ich den Stoff, in der Hauptsache wenigstens, einer jüngst gelesenen Novelle im Hausfreund — so hieß, glaube ich, das Blatt — verdanke. Sie sind der Ansicht, daß dadurch das Verdienst des Dichters in keiner Weise abgemindert werde; die Fassung, auf die es ankomme, gehöre doch ihm, Strophe für Strophe, Vers für Vers, Wort für Wort! Und welche Verse, welche Worte:

> Wenn von dem Rodensteine der Wandrer steigt zu Tal,
> — Es glühn die wald'gen Gipfel im letzten Abendstrahl —
> Da stößt sein Fuß auf Trümmer, von Efeu dicht umringt,
> Von Eichen rings umdüstert, durch die kein Lichtstrahl dringt.
> Hier hausten vor grauen Zeiten, die Ritter von Rodenstein —

Das sei Klang, das sei Sang, das sei echte Poesie!

Ich lasse es mir gefallen; aber gar nicht gefällt es mir, ja, ich bin aufs höchste erschrocken, als ein paar Tage später in der Deklamationsstunde einer aus unserer Gesellschaft auf das Podium tritt, sich verbeugt, räuspert, und —

> Wenn von dem Rodensteine der Wanderer steigt zu Tal —

Heiliger Himmel! Ohne mir ein Wort zu sagen, ohne mir die Beruhigung einer sorgfältigen Revision des Gedichtes, ja, in diesem schrecklichen Moment, sollte er denn doch kommen, vorher die Gnade eines Stoßseufzers zu gewähren, in meiner Sünden Maienblüte — war je seit dem schnöden Mord in Helsingör eine so grause Tat verübt! Und ich wußte, sobald er den Mund geöffnet, wie es kommen würde; wußte, daß er, flüchtig und lässig, wie er war, Fehler über Fehler in der heimlich genommenen Abschrift gemacht hatte; daß er hier ein Wort ausgelassen, dort eins hinzugefügt, so meine schönen Verse und Reime verstümmelnd und schändend. Vor allem: daß er das lange Poem nimmermehr ordentlich auswendig gelernt, sich nach den paar ersten Strophen aufs Raten legen, stecken bleiben würde, auf Viertel-, halbe Minuten, die sich mir zu Ewigkeiten dehnten, während der gute Doktor in dem greulichen Manuskript, als befände er sich allein in seinem Studierzimmer, ruhig weiter las, um, wenn die Pause gar zu lange währte, sich der Situation zu erinnern und dem Stotterer auf dem Podium mit ein paar

Worten weiterzuhelfen, bis das entsetzliche Spiel von neuem begann, und ich alles Ernstes glaubte, daß mir vor Scham und Gram das Herz springen werde.

Wußte mein geliebter Lehrer, den ich selbst in diesem fürchterlichen Augenblicke nicht hassen konnte, daß das Gedicht von mir war? Er hat mir, als ich drei Jahre später zur Universität ging, meine daraufhin gerichtete direkte Frage bejaht, und ich hätte mir bereits heute darüber keine Illusion machen dürfen. Es war mir zu Ohren gekommen, daß er sich über ein gewisses anspruchsloses herzliches Gedicht, welches ich kurz zuvor an eine junge Dame, in deren Familie er verkehrte, gerichtet, nicht ungünstig ausgesprochen; der Verdacht, daß noch jemand in der Klasse nach den Quellen des Parnassus strebe, durfte aus guten Gründen für ausgeschlossen gelten. Und hätte sein Scharfsinn nicht genügt, ihn auf die rechte Fährte zu bringen — er konnte ja mein bald flammendes, bald erbleichendes Gesicht, dem ich jetzt einen gleichgültigen Ausdruck zu geben versuchte, um es dann wieder verzweifelt in der hohlen Hand zu bergen, gar nicht übersehen. Dennoch täuschte mich — wohl nur, weil ich mich täuschen lassen wollte — die Ruhe seiner weichen Stimme, mit der er jetzt, nachdem das Schreckliche vollbracht, dem Frevler das zerknitterte Manuskript zurückgebend, fragte: von wem das Gedicht sei? Und als die Frage eine stotternd verlegene Ausrede des Nichtwissens kam, hinzufügte: Nun, von wem es auch sei -- der es gemacht, darf vor der Hand seine Werke noch nicht produzieren; aber ich glaube, er wird es einmal dürfen.

Er hatte die letzten Worte so leise gesprochen, daß sie nur eben noch zu meinem Ohr gekommen waren, — in mein zerknirschtes, verzweifeltes Herz waren sie nicht mehr gedrungen. So mag einem Feldherrn nach gänzlich und schimpflich verlorener Schlacht zumute sein, wie mir, als ich nach diesem Schreckensvormittag in mein stilles Zimmer zurückkehrte und tat, was wohl jeder an meiner Stelle getan haben würde, das heißt: in dem Kachelofen ein Feuer entzündete, welches ein paar Minuten schadenfroh flackerte und dann einen Haufen Asche zurückließ so grau, wie mir in diesem Augenblicke die Welt erschien.

Der Augenblick hat, wie wir sehen werden, lange — er hat jahrelang nachgewirkt.

Seine erste Folge war die Auflösung des poetischen Kränzchens, an dem freilich nicht viel aufzulösen war. Wie von mir allein die Anregung dazu ausgegangen, so hatte auch eigentlich ich allein es über dem Wasser gehalten, in welches es lautlos versank, sobald

ich meine Hand zurückzog. Schwerlich wohl, daß noch jemand von den anderen Teilnehmern, soviel ihrer noch leben, jener Stunden gedenkt, die mir unvergeßlich sind. Für sie war das Ganze nur eine Spielerei gewesen, für mich heiliger Ernst; für sie eine flüchtigste Episode, die unbeschadet des Ganzen ihres Lebens ebensowohl hätte wegbleiben dürfen, für mich ein Stadium in meinem Erdenwege, das ich passieren mußte, auf das die vorhergelaufenen mit Notwendigkeit führten, ohne das die folgenden schwer verständlich sein würden, wenn sie überhaupt hätten folgen können.

Wäre die Einbuße, die mein Selbstgefühl durch den harten Schlag erlitten, wieder gut zu machen gewesen, hätte es durch das, was demnächst kam, geschehen müssen.

Es fand die Versetzung statt — wie es auf unserem Gymnasium der Brauch war: nach vorausgegangenem, gründlichem Examen. Ich hatte in der Klasse schon seit längerer Zeit — trotz, oder vielmehr infolge der lateinischen „extemporalia“ — den ersten Platz behauptet. Meine deutschen Aufsätze erhielten unweigerlich eine erste Nummer, trotzdem ich in ihnen vielleicht nicht einmal mein Bestes gegeben, das erst zutage kam, wenn ich es einem anderen, der mit dem Thema nicht fertig werden konnte, in die Feder diktieren durfte. Auch in den anderen Disziplinen war ich wohl bewandert mit einziger Ausnahme der leidigen Mathematik, gegen die ich mich, da sie durchaus nicht in meinen Kopf wollte, durch eine übelangebrachte hochmütige Verachtung schadlos zu halten suchte. Doch mußte dieser Mangel den Prüfenden nicht so deutlich geworden, oder, wie ich glauben möchte, in Erwägung meiner sonstigen Qualitäten, von ihnen nachsichtsvoll verschleiert sein — jedenfalls wurde ich als der Erste nach Prima versetzt, außerdem durch Verleihung der silbernen Ehrenmedaille für Fleiß in litteris und gutes Verhalten in moribus, schließlich durch eine kostbare Buchprämie ausgezeichnet.

So endete denn glücklich eine Periode meines Lebens, die ich auch sonst, bis mich zuletzt jener harte Schlag traf, als eine der glücklichsten meines Lebens, vielleicht als die glücklichste bezeichnen muß. Mit meinen sechzehn Jahren auf der Grenze stehend, wo auch für den frühreifen Menschen die Taufrische der ersten Jugend noch nicht verduftet ist, und doch die Sonne des reiferen Lebens bereits warm zu scheinen beginnt, hatte ich teil an den Wonnen beider. Während ich noch ein halber Knabe war, der das Gras für seine Kaninchen täglich selbst vom nahen Stadtwall holte, wurde ich von älteren Personen mit einer Achtung behandelt, welche ich

durch das Verständnis verdiente, mit dem ich, sobald die Rede auf die ernsteren Interessen des Lebens kam, zu folgen vermochte. Wieviel Zeit ich auch über Büchern und Papier verbrachte, ich war nichts weniger als ein Stubenhocker, hatte vielmehr die ritterlichen Übungen des Reitens, Schwimmens, Schlittschuhlaufens mit demselben Eifer betrieben wie meine Studien und poetischen Allotria, so daß ich für den alten Spruch von der mens sana in corpore sano wohl als ein treffliches Beispiel gelten durfte. Ja ich vermute: wäre ich jenem braven Lehrer aus der Vorbereitungsschule in dieser Zeit wieder vorgestellt worden, er würde gemeint haben, daß seine Prophezeiung, es werde aus dem Jungen noch einmal etwas Besonderes werden, auf dem besten Wege sei, in schönste Erfüllung zu gehen.

Aber wenn ein Baum, der es dazu hat, sich kräftig entwickeln und zu seiner vollen Größe auswachsen soll, muß er hinreichend Erde haben, sein Wurzelgeflecht nach allen Seiten zu breiten. So hat es auch mit der Stille, in der, nach Goethe, sich ein Talent bildet, seine eigene Bewandtnis. Sie darf nicht zu lange währen, und wenn der Strom der Welt, in welchem sich der Charakter formt, in allzu großer Ferne rauscht, wird es das Talent früher oder später zu entgelten haben. Denn die Bildung des einen ist von der des anderen weitaus nicht so geschieden, wie es das Goethesche Wort vermuten lassen sollte. Auch das Talent muß aus dem Strom der Welt in vollen Zügen schöpfen dürfen, oder es wird in sich selbst verkümmern, andernfalls, wenn es dazu zu kräftig ist, doch erst auf einem weiten Ummwege zu seinem Ziele kommen.

Unzweifelhaft hatte ich an meinem Talent noch lange, recht lange zu bilden; aber ich vermute, mit der Stille, die es solange umgeben und begünstigt, hätte es nun vorbei sein sollen. Es hätte in den Horizont des strebenden Geistes eine reichere Welt treten müssen, an der er sich weiter üben, erproben, kräftigen konnte. Da das aber nicht geschah, vielmehr die alte Stille in gewohnter Weise fortdauerte, wurde sie aus der Wohltat, die sie ihm bis dahin gewesen, eine Plage. Und weil einmal nicht bloß in der Wissenschaft, sondern in jeglicher Sphäre Nichtvorwärtskommen Rückschreiten heißt, werden wir uns nicht wundern dürfen, wenn wir den jungen Menschen, der den ihm gebotenen engen Kreis der Beobachtung erschöpft hatte, der sich von keiner Seite gefördert und ermutigt sah, ja, den der einzige, der ihn hätte fördern können, im Stich ließ, jetzt durch ein weniger erfreuliches Stück seines Lebenslaufes zu begleiten haben.

Ich war bisher zwecklos durch das Leben geschlendert, da ich doch meine Liebe zur Poesie nicht füglich für einen Lebenszweck ausgeben konnte. Ein paradiesischer Zustand, aus dem ich unsanft gerissen wurde durch die Frage, die ich mir bereits in nächster Zeit selber stellen mußte, und die dann auch natürlich mit dem bekannten unheimlichen Nachdruck von anderen an mich gerichtet wurde — durch die schlimme Frage: was ich denn nun eigentlich werden wolle?

Es galt also, sich für einen bestimmten Beruf zu entscheiden.

Man weiß, wie fahrlässig es bei dieser Entscheidung trotz ihrer unermeßlichen Wichtigkeit für den, den sie trifft, in zahllosen Fällen zugeht. Ein junger Mensch hat seine Gymnasialbahn fast durchlaufen; das Abiturientenexamen steht vor der Tür; er ist nicht unfleißig gewesen; er wird ohne Zweifel gut durchkommen, wenn nicht gar ein glänzendes Zeugnis erhalten. Und dann? Im allgemeinen ist man darüber schlüssig, daß der junge Mensch studieren soll. Eine spezielle Neigung für dieses oder jenes Fach hat sich vor der Hand nicht herausgestellt; aber die Augenblicke sind kostbar. Eine Wahl muß getroffen werden, eine definitive: die Beschränktheit der häuslichen Mittel schließt zwar keineswegs die Möglichkeit aus, daß man eine falsche Entscheidung trifft, aber wohl die einer späteren Berichtigung zu spät erkannten Irrtums. Wie soll man den letzteren vermeiden? Man erwägt, man wägt — das Zünglein wendet sich bald hierin, bald dorthin, und steht dann wieder still, bis endlich irgend ein Moment den Ausschlag gibt, das mit dem Kern der Frage: mit der Befähigung des Betreffenden für den erwählten Beruf, schlechterdings nichts zu tun hat. Der Vater ist Jurist; er kann mithin wenigstens den Studiengang seines Fritz, falls dieser dasselbe Fach ergreift, überwachen, ihn in seiner späteren Karriere fördern, — also —. Oder die Chancen für den jungen Juristen würden voraussichtlich in den nächsten sechs, acht Jahren nicht besonders sein; aber der Bruder Medizinalrat (in derselben Stadt) ist kinderlos, kränklich und hat bereits wiederholt davon gesprochen, sich zur Ruhe setzen zu wollen. Er würde es gewiß mit der Ausführung dieses Gedankens noch anstehen lassen, wenn er sicher sein könnte, daß Otto in fünf oder sechs Jahren — folglich —. Oder die Mutter hat einen mystisch-frommen Zug, und der hochwohlweise Magistrat der Stadt, in welchem der Vater so viel gute Freunde sitzen hat, ist der Patron von einigen Dutzend Predigerstellen — ergo. — Und so gehen Fritz, Karl, Otto hin und werden Juristen, Mediziner, Theologen und, sind sie sonst nur tüchtig, brauchbare

Mitglieder ihres Berufes. Denn wenn auch die Führer in jedweder geistigen Sphäre geboren werden müssen, wie die großen Dichter, — in allen anderen gibt es gewisse Arbeiten und Verrichtungen, die getan und gut getan sein wollen, und deshalb den ehren, der sie so tut, mögen dabei auch manchmal an die Hände größere Ansprüche gemacht werden als an den Kopf, während der mittelmäßige Dichter weder den Menschen noch den Göttern wohlgefällig ist.

Schon aus diesem Grunde finde ich es begreiflich, wenn nachdenkliche Eltern die scheinbar entschiedenste Begabung eines Sohnes nach dieser Richtung (bei einer Tochter hätte es damit vielleicht weniger auf sich) zwar freudig begrüßen, aber sich wohl hüten, dieselbe zu begünstigen. Ich bin freilich, im Widerspruch mit der gewöhnlichen Annahme, überzeugt, daß der geborene Poet sich ebenso früh ankündigt, wie der geborene Maler oder Musiker; aber die Zeichen sind gar geheimnisvoll. Wie schmerzlich das auch für den Betroffenen sein mag, es wäre unbillig, jemand hart zu beurteilen, wenn er, wie es mein lieber Lehrer in der Sekunda getan, die Verantwortung, dieselben richtig erkannt und gedeutet zu haben, von sich ablehnt, mit Berufung auf den Erfahrungssatz, daß das poetische Talent im besten Falle die längste Zeit braucht, um sich zu entfalten, und im übrigen darauf vertraut, der Genius, wenn er nur der rechte ist, müsse und werde sein ferngestecktes Ziel erreichen.

Ich sage: ein solches Verhalten würde ich noch heutigen Tages selbst den Eltern zugute halten, die, in ein Zentrum geistigen Lebens gestellt, mit der Möglichkeit des klarsten Überblickes der menschlichen Dinge, frei von allen beschränkenden Vorurteilen, über das poetische Talent zu urteilen und zu entscheiden hätten, welches sich in einem ihrer Kinder anzukündigen scheint.

Wie weit die gute, stille Stadt an dem Binnengewässer der Ostsee davon entfernt war, ein Zentrum geistigen Lebens zu sein, ja wie weit es von einem solchen Zentrum ablag, habe ich bereits angedeutet, und es sind hier zur Vervollständigung ihres Bildes nur wenige Striche hinzuzufügen.

Es war in Stralsund fast ein Ding der Unmöglichkeit, auf den Gedanken zu verfallen, die gebahnten Heerstraßen der Universitätsstudien mit den Schlagbäumen ersten, zweiten und dritten Examens zu verlassen, auf welchen sich wohlgeratene Patriziersöhne und Söhne höherer Beamten seit Menschengedenken bewegten.

Waren musikalische oder bildnerische Talente in einer Umgebung, die ihnen keine rechte Förderung gewährte, übel daran, so stand ein

literarisches, dichterisches Talent in dieser Stadt der bürgerlich-praktischen Interessen verwaist und verlassen da wie der einsame Heinesche Fichtenbaum auf seiner nordischkahlen, eis- und schneeumhüllten, einschläfernden Höhe.

Indes man kann die Bewohner einer wenig volkreicheu Stadt nicht dafür verantwortlich machen, wenn kein Poet innerhalb ihres Weichbildes geboren wird, und infolgedessen das Wirken und Walten eines Poeten außerhalb des Kreises ihrer Erfahrung und Beobachtung liegt. Existierte in Stralsund kein anerkannter Dichter*), zu welchem ein werdendes Talent, wenn auch nur aus ehrfurchtsvoller Ferne, hätte emporblicken können, so fehlte selbst die Möglichkeit, sich durch eigene Beobachtung die Vorstellung von einer literarischen Existenz zu verschaffen. Selbstverständlich rühmte sich die Stadt eines Vereins, in welchem wissenschaftliche Vorträge gehalten wurden. Es fanden sich sicherlich kleinere Kreise, in welchen Geistliche, Juristen, Ärzte sich an der gemeinsamen Lektüre eines griechischen oder römischen Dichters ergötzten. Es wurde auch von einem oder dem anderen der würdigen Herren gelegentlich ein und das andere Werk herausgegeben. Aber der Schwerpunkt der Tätigkeit dieser Männer lag stets in ihrem eigentlichen Berufe; keiner konnte sich auch mit einigem Rechte Schriftsteller nennen. Ja, ich möchte glauben, daß jeder von ihnen diese Bezeichnung, als mit seiner sonstigen Stellung nicht wohl im Einklang, von sich abgelehnt haben würde, hätte sie ihm jemand beilegen wollen. Aber solcher Despektierlichkeit machte sich niemand schuldig. Es ist gewiß charakteristisch für diese Zustände, daß der einzige Mann in der Stadt, der als der „Literat" bezeichnet wurde, kein Schriftsteller war, sondern ein Herr, der literarische Neigungen hatte und sich in der Lage befand, diesen Neigungen leben zu können, ohne einem bestimmten Beruf anzugehören. Und weil doch nun einmal kein Patriziersohn titellos zu seinen Vätern versammelt werden durfte, so war man, faute de mieux, darauf verfallen, diesen merkwürdigen Mann in obiger Weise auszuzeichnen.

In der guten Stadt gab es kein Zeitungsfeuilleton, dessen geehrter Redaktion man, mit der selbstverständlichen Bitte um strengste Diskretion, seine „lyrischen Versuche" oder „eine Herzensgeschichte ohne große Spannung, aber vielleicht nicht ohne allen poetischen Wert" hätte anbieten können. Hier gab es kein belletristisches Blatt,

---

*) Von Heinrich Kruse, dem trefflichen Dramatiker, ist hier abzusehen, da er erst viel später als Dichter hervortrat.

das in plötzlicher Verlegenheit um Stoff — „in der angenehmen Lage gewesen wäre, seine Leser mit einem jungen vielversprechenden Talent, welches in der Stille unter uns herangereift“, bekannt zu machen. Die einzige Zeitung, die in Stralsund erschien, erlaubte sich nicht den Luxus poetischen oder sonstigen Beiwerks, und die kurze und glanzlose Existenz der „Sundine“, eines belletristischen Wochenblattes, fällt, wenn ich mich recht erinnere, in das Ende der dreißiger und den Anfang der vierziger Jahre, das heißt vor die Zeit, in welcher der Sekundaner das Kränzchen stiftete.

Aber, wird man hier fragen, sollte diese unliterarische Atmosphäre nicht in gleicher Weise über einer beliebig großen Anzahl von Provinzialstädten zweiten und dritten Ranges während der Mitte der vierziger Jahre gelegen haben? ja liegen bis auf den heutigen Tag? Ich möchte den ersten Teil der Frage unbedingt bejahen und ohne weiteres zugeben, daß mich nach dieser Seite keineswegs ein besonderes Schicksal betroffen hat; den zweiten muß ich unbedingt verneinen. Wäre selbst eine Stadt von 15 bis 20000 Einwohnern heutzutage literarisch noch so bescheiden, wie es Stralsund damals war — sie hat sicher mehrere Zeitungen und unter denselben gewiß eine mit einem Feuilleton, in welchem sich die lokalen Novellisten und Lyriker munter tummeln, und der Leser über das, was die Gebiete der verschiedenen Künste Bedeutendes hervorbringen, auf dem Laufenden erhalten wird. Und selbst dieses Vorteils könnten die Leser des besagten Blattes zur Not entraten. Eine Menge von Blättern wird monatlich, wöchentlich in Hunderttausenden von Exemplaren über Deutschland verbreitet; und da ist keine Stadtmauer so dick und hoch und keine Haustürspalte so schmal und verwahrt, daß diese Flut nicht hinüberrauschte, hindurchdränge. Sie kommt in jedes Dorf, auf jeden einsamen Hof. Es mag aus ihr schöpfen, wer will, und fast jeder will es. Mir ist ein Fall bekannt, wo ein Kunstgelehrter in der Haupt- und Residenzstadt Berlin von einem befreundeten Geheimrat auf einen gewissen Roman in der Gartenlaube aufmerksam gemacht wurde, den man unbedingt gelesen haben müßte. Der Geheimrat war durch eine Dame seiner Bekanntschaft, diese durch einen ihr verwandten General zu der Lektüre angeregt worden, der General aber — durch seinen Bedienten, welcher letztere auch nebenbei der war, welcher das Blatt hielt, das nun aus seiner ehrlichen Faust durch so viele gelehrte und aristokratische Hände wanderte. Nein, der Bursch vom Lande, dem das Lesen eine mühsam errungene Kunst ist, deren Ausübung er mit stummen Lippenbewegungen begleitet, hat es jetzt leichter, an der zeitgenössischen

Literatur seinen bescheidenen Anteil zu nehmen, als zu meiner Zeit der strebsamste Primaner in der Weltabgeschiedenheit seiner Provinzialstadt, der es als ein seltenes Glück betrachtete, wenn ihm der Zufall einmal das Werk eines lebenden Dichters in die Hände spielte. Und wie unermeßlich fern standen dem Jüngling die Dichter selbst, ihm, der nie einen Dichter von Angesicht zu Angesicht gesehen, der sich kaum zu dem Gedanken aufzuschwingen vermochte, daß der Dichter kein Fabelwesen, daß er ein Mensch von Fleisch und Blut sei wie die anderen auch, denen er auf der Straße begegnete! Sich gar mit einem solchen Wesen in direkte Verbindung setzen zu wollen — ich glaube, es wäre ihm so wahnwitzig erschienen, als einen der himmlischen Sterne zu begehren, oder den seligen Sophokles oder Horaz um „ein Zeichen ihrer Gunst“ für das Album zu bitten.

Ich habe bereits gesagt, daß von meinen Eltern sich weder Vater noch Mutter einer eigentlichen literarischen Bildung erfreute, und muß auf eine Tatsache, von der auf die geliebten beiden auch nicht der schwächste Schatten eines Tadels fällt, zurückkommen, weil sonst der Gang meiner Entwicklung für mich so unerklärlich wäre, wie ich nicht imstande sein würde, ihn meinen Lesern zu erklären.

Wir wissen, mein Vater war in der besten Bedeutung des Wortes ein self made man. Er hatte das Vollgefühl, der angesehenen Stellung, welche er einnahm, ganz gewachsen zu sein, den Ehrgeiz, den Pflichten derselben mit peinlichster Sorgfalt zu genügen. Wenn er sich dann noch auf der Jagd, zu der ihm von den Erbförstern, seinen Vätern, her die Leidenschaft in Blut und Nerven lag, tagelang rüstig getummelt, oder in einer abendlichen ehrbaren Partie Tarok oder L'Hombre von den Mühen des Tages erholen, oder an einer wohlbesetzten Tafel sich mit guten Freunden eines behaglichen Gespräches erfreuen, schließlich sich über den Lauf der Welthändel aus der Lektüre der Zeitungen (die nicht immer neu zu sein brauchten) unterrichten durfte — so war damit (von der Familie abgesehen) der Kreis seiner Interessen so ziemlich geschlossen. Was darüber hinaus lag, lehnte er ohne alle Ostentation, aber mit Entschiedenheit ab; ja verhielt sich wohl, wenn es ihm aufgedrängt werden sollte, skeptisch und ironisch dagegen, ich glaube weniger aus angeborener Antipathie gegen die Regungen und Strebungen eines gesteigerten Geisteslebens, als in der Überzeugung, daß jeder sich bescheiden müsse, und, diesen Dingen fern zu bleiben, sein, des Ungelehrten, bescheidenes Teil sei. Möglicherweise war das nicht immer so gewesen, wenigstens nicht so lange er in Magdeburg im Kreise alter Freunde lebte, zu denen hochbegabte und wahrhaft bedeutende

Männer zählten, wie der General Pfuel, mit dem er dort die Winterschwimmanstalt gründete, sein uns schon bekannter Vetter, der Oberbürgermeister Francke und m. a. Jene Einseitigkeiten und Schroffheiten bildeten sich wohl erst heraus oder kamen doch zum Vorschein, als er sich in diese pommersche Ultima Thule verbannt sah und unter ihm fremde Menschen, zu denen er, der bereits ältere Mann, kein rechtes Herz mehr fassen konnte, von denen er zweifeln mochte, ob sie ihm, dem Fremden, Eingewanderten, ihr Vertrauen, ihre Neigung zuwenden würden, vielleicht das eine oder andere Mal in seinen gerechten Erwartungen nach dieser Seite hin getäuscht worden war. So nahm er denn an der Kultur schöngeistiger Interessen, wie sie in der stillen, abgeschiedenen Stadt gelegentlich getrieben wurde, keinen nennenswerten Anteil; es ist mir auch nicht erinnerlich, daß er sich etwa durch das Studium poetischer Werke für jene halb gewollte, halb erzwungene Enthaltsamkeit entschädigt hätte. Seine Bücherei, für die in einem Schranke Platz genug, welcher mit dem Gewehrschranke so ziemlich dieselben Dimensionen hatte, bestand ausschließlich aus technischen Werken; gegen die von mir mit unermüdlicher Ausdauer getriebene Lektüre von Romanen sprach er seinen Widerwillen offen aus. Aber er wußte auch Shakespeare, aus dem ich ihm, als er einmal krank lag, vorzulesen versuchte, keinen Geschmack abzugewinnen. Was außer Shakespeare, den ich zu meinem sechzehnten Geburtstag geschenkt erhalten, und dem mittlerweile sehr zerlesenen Schiller von poetischen Werken sich im Hause fand, war von mir eingeschmuggelt worden und kam gar nicht zu seiner Kenntnis.

Mit dieser Abneigung des trefflichen Mannes gegen die Poesie steht nur in scheinbarem Widerspruch, daß er jenes Etwas besaß, welches nach meiner Ansicht die tiefe Basis aller Kunst ist: den unendlichen Drang zur Natur, das unabweisbare Bedürfnis, mit der Natur in beständiger Fühlung zu bleiben; die unerschöpfliche Freude an ihrem Weben und Walten, die schärfsten Organe für die Beobachtung der millionenfachen Offenbarungen ihrer Macht und Herrlichkeit. Daß er im grünen Waldrevier im eigentlichsten Sinne des Wortes zu Hause war, daß er jeden Baum und Strauch, jede Pflanze und jedes Kraut kannte, jede leiseste Vogelstimme unterschied, die verwischteste Spur jedes Wildes zu deuten wußte — konnte bei dem Sohn des Waldes, dem einstigen Forstmann, kaum Wunder nehmen. Aber so war er, der Binnenländer, als ihn in seinem fünfzigsten Jahre das Schicksal an den Strand der Ostsee versetzte, in kürzester Frist mit dem Meere und den Werken des Meeres, wie Homer sagt,

nicht minder vertraut. Die vielgeübte Kunst des Wasserbaues, mit der er seine besten Mannesjahre hindurch den Überschwemmungen der Elbe mit Dämmen, Deichen und Buhnen entgegengetreten, er hatte sie jetzt an einem mächtigeren Gegner zu erproben. Mit derselben Sicherheit, mit der er früher im Notfalle das Ruder ergriffen und den Spitzkahn durch die graulichen Wirbel des angeschwollenen Stromes getrieben, wußte er jetzt auf den schaumgekrönten Wogen der Ostsee, wenn's darauf ankam, den Kutter zu steuern, das prächtige, mit zwei Matrosen bemannte Segelboot, das dem Leser gewiß noch in Erinnerung ist.

Aber ein gelegentliches vereinzeltes Wort, das ihm seine herzliche Liebe und Bewunderung der Natur entlockte und das noch dazu leicht einen scherzhaft-ironischen Anflug in seinem Munde bekam, war auch die einzige Äußerung einer Seele, deren tiefstes Leben mit der Natur eins war. Nach einem beredteren, dichterischen Ausdruck zu suchen, fiel dem Manne der Tatsachen nicht bei, oder doch selten, sehr selten, und dann nur in der geheimen Stille seiner Tagebücher, die er über geschäftliche und ökonomische Dinge mit peinlicher Sorgfalt führte. Und er bricht dann nach wenigen Zeilen ab, als schämte er sich, Unsagbares in Worte bringen zu wollen, wie ein keuscher, bedächtiger Mann über die Gattin, die Geliebte nicht gern und dann immer nur in den bescheidensten Ausdrücken spricht. Er mochte über dergleichen Äußerungen seiner Empfindungen denken wie über Spazierengehen, dem er völlig abhold und zu dem er niemals zu bewegen war. Lieber saß er tagelang in seinem Arbeitszimmer (aus dessen Fenstern er freilich den weitesten Blick über Teiche, Wiesen und Felder hatte), oder machte eben die nötigen Geschäftswege in der Stadt pflichtschuldig ab, bis ihn die Jagd oder seine häufigen Dienstreisen wieder hinaus und dahin riefen, wo er sich allein wohlfühlte.

Hielt er die Poesie in Bausch und Bogen ebenfalls für Spazierengehen? — für den Versuch müßiger Leute, sich die Berührung mit der Natur oder den Menschen, welche ihm das tätige Leben gewährte, auf künstliche Weise zu ersetzen?

Oder war der Prozeß, der in seiner Seele vor sich ging, doch nicht ganz so naiv? spielte doch ein mehr oder weniger klares Bewußtsein mit hinein, daß man Werke der Kunst nicht nur nicht produzieren, sondern auch nicht genießen und würdigen kann, wenn man nicht in dem vollen Strome seiner Zeit schwimmt? daß er das nie von sich hatte sagen können? Und nun bereits seit Jahren in einen Uferwinkel vom Schicksal gedrängt war oder sich hatte

drängen lassen, wo er in kleinen und immer kleineren Kreisen von immer denselben stillen Wassern umgetrieben wurde?

Stillen Wassern fürwahr! Denn, — von den Ureinwohnern: den hochmögenden Magistratspersonen, stolzen Kaufherren, behäbigen Pfahl- und Spießbürgern abgesehen, — seine eigenen Kollegen: jenes Beduinenvölkchen der nomadisierenden Beamten, die heute hier ihr Zelt aufschlagen müssen und morgen an einem anderen Ort, diese wackeren Pioniere des modernen Staates — sie schienen den besten Teil ihres Wesens und ihrer Fähigkeiten zu verlieren, wenn sie längere Zeit in der konservativen Atmosphäre, die über der guten alten Stadt und ihrem Weichbilde lag, geatmet hatten. Sie blieben, wo sie nun einmal waren, als wären sie für ein hochlöbliches Dezernat der persönlichen Angelegenheiten ihres betreffenden Ministeriums in Lethes Strom versunken, sobald sie das kleine Flüßchen überschritten, welches den Regierungsbezirk gegen das übrige Vaterland abgrenzte. Wohl kam und ging einmal ein Assessor, Referendar, Auskultator, ein Baukondukteur oder Forstkandidat — aber es waren doch nur meteorische Erscheinungen, welche die Konstellation und den Anblick der Sternbilder der verschiedenen Verwaltungskollegien nicht weiter alterierten. Ich erinnere mich nicht, daß einer dieser würdigen Herren: Präsidenten, Oberregierungs-, Regierungs- und sonstigen Räte anders als durch den Tod von seiner Stellung abberufen wäre. Sie durften mit dem ersten Chor der feindlichen Brüder singen und sagen:

„Wir gehorchen, aber wir bleiben stehen."

Verhängnisvolles Wort, das buchstäblich zur Wahrheit an den braven Männern wurde.

Sie gehorchten. Der Himmel weiß es; und ihre Vorgesetzten, die Geheimen im Ministerium, wußten es ohne Zweifel auch, würden es auch sehr übel vermerkt haben, wenn es anders gewesen wäre. Sie gehorchten, — einige habe ich sogar im Verdacht: mit jenem Eifer, der vor den Augen eines absoluten Monarchen selbst in der Übertreibung noch schön ist; andere mit einer gewissen Lässigkeit, die etwa in ihrer Natur lag; gegen seine Überzeugung — ich bin davon fest durchdrungen — keiner. Ich meine natürlich im ganzen und großen der Pflichterfüllung, wobei ja eine gelegentliche Differenz der Ansichten, die der Untergebene selbstverständlich zu tragen hat, nicht weiter in Rechnung kommt. Sonst aber dienten diese Männer mit echtester Loyalität, wie sie denn ausnahmslos ohne allen und jeden Zweifel vom Präsidenten bis zum Kanzleisekretär Typen des ehrenfesten, fleißigen, nüchternen alten Beamtentums waren, dem unser

Staat nicht zum kleinsten Teil seine jetzige Größe und Machtstellung verdankt.

Sie selbst freilich! sie wurden als Steine in das Fundament dieser Größe gemauert, und wurden nicht gefragt, ob sie sich ihr Leben einstmals anders gedacht hatten, oder heute anders wünschten. Dergleichen Gedanken und Wünsche waren für einen ordentlichen Staatsdiener überhaupt unschicklich. Ich habe auch vollkommen den Eindruck, als ob sich die meisten von ihnen das Wünschen mittlerweile — sie hatten Zeit dazu gehabt — nach dieser Seite wenigstens so ziemlich abgewöhnt hatten, und — ich fürchte — auch das Denken. Ich schreibe das äußerst ungern nieder, weil es wie schlimme Pietätlosigkeit aussieht, aber ich meine es nicht ganz so schlimm.

Ich meine nur: jemand, der gezwungen ist, Jahr aus Jahr ein dieselben Themata zu bearbeiten, dieselben Aufgaben zu bewältigen, mit denselben Personen zu verkehren; dem seine Stellung und seine Verhältnisse größere Reisen, vielleicht das Reisen überhaupt verbieten; der zum Ersatz dafür keine Zeitung von außerhalb zu Gesicht bekommt, die nicht mindestens drei Tage alt ist (und meistens viel, viel älter!); der nach und nach, — weil er nichts mehr zu schreiben hat — die in den ersten Jahren eifrig gepflegte Korrespondenz mit den Freunden in Berlin und sonst in größeren und bewegteren Verhältnissen aufgibt — ein solcher Mann müßte wahrlich ein Genie sein, wenn er nicht mit der Zeit ein wenig einnicken sollte. Und wenn er ein Genie wäre, würde es ihm auch nichts helfen; er liefe nur Gefahr liederlich, vielleicht verrückt zu werden.

Diese Herren waren alle nüchterne, zum Teil sehr methodische Leute, und ich habe niemals eine leiseste Spur von Überspanntheit bei ihnen bemerkt. Aber freilich das Denken — man wird mich jetzt nicht mehr mißverstehen — hatten sie in einem gewissen Sinne aufgegeben.

Ich habe eine gute Erinnerung der Gespräche, welche in der Gesellschaft dieser Männer gepflegt wurden. Dieselben waren entweder rein geschäftlicher Natur — was meistens der Fall; oder es waren (sehr selten!) Erinnerungen aus ihren jüngeren Jahren; oder jenes bunte Allerlei, das aus Jagdgeschichten (fast alle waren Jäger), Personalien usw. ununterscheidbar gemengt und gemischt ist. So war es einmal, wie allemal das ganze Jahr hindurch, alle Jahre hindurch. Ich wüßte mich nicht zu erinnnern, daß unter diesen Männern, die doch sämtlich ihre Universitäten besucht hatten, jemals

ein längeres und eifriges Gespräch über Literatur und Kunst, sei es vergangener Tage, sei es der Gegenwart geführt worden wäre. Höchstens geschah ein oder das andere Mal des Schauspiels und der Oper Erwähnung, d. h. der Genüsse, welche der oder jener vor Jahren einmal gehabt hatte, oder gehabt zu haben glaubte. Und was gewiß noch viel auffallender scheint, es aber im Grunde gar nicht ist: das Ganze, das wir Volk, Nation nennen, und für das sie im Grunde unausgesetzt arbeiteten, hatte für sie nur ein sehr untergeordnetes Interesse. Sie fühlten sich auch gar nicht eigentlich als Mitglieder des Volkes, der Nation; sie waren eben Beamte, welche das Volk, die Nation im Namen des Königs zu regieren hatten: königliche Beamte. Der Begriff des Staates — soweit er nicht in dem König und allem, was königlich war, sich darstellte — war ihnen befremdlich, unheimlich, geradezu verhaßt; und wenn Friedrich Wilhelm IV. später gelegentlich den Staat einen „Racker" nannte, sprach er damit nur die Empfindung des bei weitem größten Teils seiner alten und keineswegs schlechtesten Beamten aus. Ja, die trefflichen Männer waren nicht abgeneigt, diese Empfindung und das Wort selbst auf alle diejenigen zu übertragen und anzuwenden, welche über jenen unheimlichen Begriff auch nur als Professoren, Publizisten usw. theoretisierten. Wer nun gar die theoretisch gewonnenen und in dieser Sphäre allenfalls noch diskutabeln und erträglichen Resultate in die Praxis umsetzen wollte, war ihnen ein Tollhäusler, wenn nicht ein Schelm. Glücklicherweise für die Gemütsruhe der braven Herren gab es damals nicht viel solcher Leute: einige hirnverbrannte Poeten, denen man ihre Reimereien schließlich nicht so hoch anrechnen wollte; und allerdings hier und da in Schlesien, am Rhein — die Ständeversammlungen — nun, der König hatte sie sehr ungnädig verabschiedet. Es war ja auch wirklich zu arg! Preßfreiheit, Geschworenengerichte, Konstitution — diese alten Marotten wieder und immer wieder vorzubringen, jahraus, jahrein — sollte der König da nicht endlich die Geduld verlieren? er (Sprecher) für sein Teil habe sie schon lange verloren, und ich glaube, Kollege, Ihnen wird es nicht anders ergangen sein.

So sprachen die Herren untereinander mit gedämpfter Stimme und ernsten Gesichtern über diese staatsgefährlichen Dinge in Ausdrücken, die auf den Knaben-Jüngling einen tiefen Eindruck machten, allerdings nicht ganz den, welchen die Herren beabsichtigt haben würden, hätten sie bei dergleichen Reden in Beziehung auf uns junge Menschen überhaupt eine Absicht gehabt. Nichts aber lag ihnen ferner als der Gedanke, wir könnten neugierig den Schleier lüften

wollen von Geheimnissen, an denen sie selbst mit frommem Schauder vorübergingen. Und doch war dies der Fall, wenigstens bis zu einem gewissen Grade. Meine Neugier war erregt, und was daran Böses sein sollte, wenn man „eine scharfe Zunge und eine scharfe Feder“ führte, konnte ich auch nicht herausfinden. Es war gewiß keine oppositionelle oder gar revolutionäre Stimmung, in die ich mich nun hineingearbeitet hätte. Ich war viel zu unwissend, als daß ich mir eine bestimmte Vorstellung von den Dingen hätte machen können, über welche die Herren geredet. Aber ich hatte doch aufgehorcht, hingehört. Es war ein einzelnes Korn aus dem wohlverschlossenen Sack auf den Weg gefallen. Vielleicht zertritt es der Fuß des nächsten Wanderers; vielleicht verzehren es die Vögel; vielleicht nimmt es der Wind, wirft es auf den Acker nebenan und deckt's mit ein wenig Erdkrume zu. Dann kann man nicht wissen, was das arme Korn von diesem Umstand noch alles für Umstände im Leben hat und anderen macht.

Ich räume natürlich herzlich gern ein, daß, was ich hier als Norm und Regel der Denk- und Fühlweise jener Ehrenmänner hingestellt, auch seine Ausnahmen gehabt hat; aber im ganzen der Umrisse und des Kolorits ist das Bild sicher nach dem Leben. Wenn ich für mich selbst einer Bestätigung meines Urteils bedürfte, würde ich dieselbe in der Form finden, welche für die geselligen Vergnügungen in diesen Kreisen damals allgemein angenommen war, so allgemein, daß man durch die Beschreibung eines Frosches neunundneunzig andere Frösche nicht genauer schildern kann, als sämtliche Abendgesellschaften einer Saison durch die Schilderung einer einzigen Abendgesellschaft.

Man versammelte sich aber zwischen sieben und acht Uhr so schnell, als die wenigen Privatequipagen, über welche die Gesellschaft verfügte, und die drei oder vier Lohnwagen, welche die Stadt aufzuweisen hatte, und sonst die Füße der Beteiligten es eben zuließen. Junges Volk wurde für gewöhnlich grundsätzlich nicht geladen; und unter „jungem Volk“ alles verstanden, was man zu dem Hauptgeschäft des Abends eben seiner Jugend wegen absolut nicht verwenden konnte, wie man denn auch mit Einladungen an ältere und alte Leute, welche, wenn auch aus anderen Gründen, in die Gattung nicht verwendbarer Gäste fielen, so sparsam wie möglich war. Bis die Gesellschaft sich vollzählig versammelt hatte, vielleicht auch noch eine halbe Stunde länger, ging und stand man (die Herren mit den Hüten in der Hand) teetrinkend, plaudernd umher, während man den Wirt oder einen von ihm mit dem wichtigen Auf-

trag betrauten gewandten jüngeren Kollegen oder Kameraden — Referendar oder Leutnant — durch die plaudernden Gruppen gleiten, und jedem — sei es Dame oder Herr — mit verbindlichem Lächeln gefällig schnell eine Karte in die Hand drücken sah, auf welche dieser einen flüchtigen Blick warf, um sie sodann seinem Nachbarn oder seiner Nachbarin zu zeigen: Werde ich heute Abend das Glück haben, Frau Oberregierungsrätin? — Bedaure sehr, lieber Herr Regierungsrat. — Sieh da, Frau Oberforstmeisterin! eine seltene Ehre! — Die Sie zu schätzen wissen, Herr Assessor!

Die ganze Gesellschaft hat jetzt zu dreien oder vieren — je nachdem Tarock, L'hombre, Whist oder Boston gespielt wird, an Tischen Platz genommen, die in den Nebenzimmern mit Kerzen, Lichtern, Spieltassen, Spielmarken, Spielkarten und den obligaten Stühlen arrangiert standen — fünf, sechs, sieben, zehn, zwölf oder in wie viel Teile sonst der Quotient der Gesellschaft durch drei oder vier geteilt werden kann. Es ist niemand übriggeblieben außer der Wirtin, die erklärt hat, nicht spielen zu wollen, sich aber endlich doch erbitten läßt, an dem einen Bostontisch als „Strohmann" einzutreten, und dem Referendar v. B., der erst seit vierzehn Tagen in der Stadt ist und gebeten hat, ihm noch ein paar Studienabende zu gönnen, und der sich nun mit diskreter Haltung bald hierhin, bald dorthin an einen der Tische stellt, und während des Abends vierundzwanzigmal (über die Schulter) mit „Jonas" angerufen wird, weil jeder glaubt, es sei der alte Lohndiener.

Jonas hat unterdessen eine Welt von Arbeit: die Zubereitung von zweimal so viel Tischchen als Spieltische in den Zimmern sind, jeden mit zwei Gedecken und je einer Flasche Wein. Das Souper, das unweigerlich aus drei Gängen besteht, wird in längeren Zwischenpausen serviert, da die Spielenden keineswegs geneigt sind, das Geschäft des Abends auf mehr als höchstens ein paar Minuten zu unterbrechen, und gleichsam nur so im Vorübergehen soupieren, wie ein Pferd auf der Landstraße von dem vorüberfahrenden Heuwagen nascht. Es ist eine Kunst, die gelernt sein will; Neulingen passiert es wohl, daß sie hungriger aufstehen, als sie sich vor drei Stunden hingesetzt haben; die Erfahrenen wissen natürlich von solchen Kalamitäten nichts.

Dafür wissen sie sämtliche Hauptspiele, so an dem Abend vorgekommen, auswendig, und der Austausch dieser Merkwürdigkeiten, die Mitteilung sonstiger besonders erfreulicher oder fataler Peripetieen des Glücks bilden den immer willkommenen sach- und zeitgemäßen Stoff der Unterhaltung für die zehn Minuten, welche man, nachdem

man sich von den Spieltischen erhoben, noch in den gastlichen Räumen — (die Herren wieder mit den Hüten in den Händen) stehend und umhergehend (sich die Beine zu vertreten, sagt der witzige Regierungsrat v. M.) zubringt. Dann leeren sich die Zimmer sehr schnell, und der Wirt geht von Spieltisch zu Spieltisch, das „Kartengeld“ an sich nehmend, das man in den „Pot“ deponiert hat (den vollen Preis für zwei Spiele, wenn die Karten ganz neu sind, sonst à discrétion).

So, genau so, habe ich Dutzende von Gesellschaften in meinem elterlichen Hause oder in den Häusern der Kollegen und Freunde meines Vaters verlaufen sehen.

Daß junges Volk an solchen Abenden eingeladen wurde, war eine Neuerung, die so in dem Anfang der vierziger Jahre eingetreten sein muß, als die Söhne und Töchter der befreundeten Familien (besonders die letzteren) heranwuchsen oder herangewachsen waren und — unter Assistenz eines halben oder ganzen Dutzend der Offiziere der Garnison — Tanzabende, ja richtige Bälle arrangiert wurden. Es ging fast ausnahmslos sehr heiter bei diesen Gelegenheiten zu. Der Umstand, daß jeder jeden kannte, und es eigentlich immer dieselben Personen waren, die sich zusammenfanden, schien den Genuß eher zu erhöhen als zu vermindern. Die Damen waren meistens schon zu der nächsten Gelegenheit für alle Tänze engagiert und wenn sie einen oder den anderen offen ließen, so war es, um dem Leutnant v. H. oder dem Referendar v. Z. (die heute abend nicht zugegen waren) eine Chance zu geben. Auch mir ist diese Gunst wohl zu teil geworden trotz meiner siebzehn Jahre und meiner dunklen Primanerstellung. Ich schließe daraus absolut nichts, als daß die jungen Damen damals in ihren Ansprüchen bescheidener gewesen sein müssen, als ihre Schwestern von heute.

Zurück zu meinem Vater.

Er ist aus einer Gesellschaft, wie ich sie eben zu schildern versucht, nach Hause gekommen. Heute, wie jetzt oft, wie jetzt fast immer: allein. Die Mutter begleitet ihn zu solchen Abenden nur noch bei besonderen Gelegenheiten und wenn sie sich ausnahmsweise wohler fühlt. Ich bin ebenfalls geladen gewesen, habe mich aber mit einer dringenden Arbeit entschuldigt. Der Vater sieht, so spät es schon ist, in meinem über den Hof in einem Seitenflügel gelegenen Zimmerchen noch Licht. Sein Fuß stockt. Er möchte eigentlich hinübergehen und den wunderlichen Jungen zu Bett schicken; aber weshalb sich in Angelegenheiten mischen, von denen man nichts versteht? Er hat sein Schlafzimmer erreicht, das er schon seit

Jahren allein bewohnt, sich zu Bett gelegt, von dem Nachttischchen ein Zeitungsblatt genommen — eine Nummer des Hamburger Unparteiischen — sie ist bereits vier Tage alt. Er liest ein Weilchen, bemerkt nach einiger Zeit, daß er die Dinge bereits gestern in der Stralsunder Zeitung gelesen hat — im Auszuge; aber die Details interessieren ihn nicht. Er tut das Blatt weg und liegt so mit offenen Augen eine Zeitlang da, Gedanken nachhängend, unerfreulichen. Er hat heute abend im L'hombre (mit dem Präsidenten und dem Oberforstmeister) nicht unbedeutend verloren. Er verliert ungern, da er sich bewußt ist, meisterlich zu spielen; aber das Glück war heute abend zu hart gegen ihn. Es ist ja auch sonst nichts mehr mit dem Glück. Die Herren, mit denen er eben gespielt, soupiert, geplaudert — achtungsvolle, umgängliche, gefällige Kollegen — gewiß; — aber Freunde? Herzensfreunde, wie er sie in der Heimat, in Magdeburg gehabt? nicht einer! Hätte er nicht damals besser getan, die Stelle in Stettin, die ihm auch frei stand, anzunehmen? Die Verhältnisse an der Regierung dort waren unerquicklich; aber er wäre doch in dem größeren Getriebe geblieben, in die Eisenbahnbranche hineingekommen, könnte und würde sehr wahrscheinlich jetzt Ober-Baurat sein. Und das höhere Gehalt — jetzt, wo er der Sorge für den Ältesten kaum ledig ist, den Zweiten in Berlin auf der Bauakademie hat; der Fritz Michaelis zur Universität gehen wird, um, der Himmel weiß was, zu studieren — und der Gottfried, der noch in Tertia sitzt — schlimm genug, daß er da noch sitzt — er müßte längst in Sekunda sein — indessen, es möchte alles hingehen, wenn —

Sein Auge wird trüber; er starrt zu der getünchten Decke empor, wo der leuchtende Zylinderrand jene seltsame Figur malt, die Willebrord Snellius berechnet und benannt hat. Er denkt nicht an den holländischen Mathematiker und seine „Enkaustika"; er denkt, daß er lernen soll, nun schon seit Jahren gelernt haben sollte, sie zu entbehren, welche die einzige Leidenschaft seines Herzens gewesen ist; ihm, dem im Grunde Schüchternen, gegen Andersgesinnte so schnell Verschlossenen, ja Abstoßenden — er hat es heute abend wieder einmal schwer empfunden — den Verkehr mit der Gesellschaft so bequem, so spielend leicht vermittelte; deren elastischer Geist seiner allzuweichen Seele eine Spannkraft gegeben und erhalten, die — er nicht mehr empfindet. Um sich nun sagen zu müssen, daß er anfängt ein alter Mann zu werden, daß er längst, ohne es zu wissen oder sich eingestehen zu wollen, ein alter Mann ist.

Und seufzend löscht er die Lampe.

Homerischen Helden stand es wohl an, sich selbst zu loben; uns moderne Menschen, wollen wir in diesen Weg einlenken, schreckt ein fürchterliches Sprichwort zurück. Auch unsrer nächsten Angehörigen rühmend zu gedenken, wird uns von besonders Empfindlichen leicht verargt: sie meinen auch da schon das üble Eigenlob zu wittern. Nur eine Ausnahme lassen auch die Sprödesten gelten, die Ausnahme, das jedem das Herz überfließen darf, wenn er von seiner Mutter spricht.

So scheue ich mich denn nicht, aus meiner, wenn je, so in diesem Falle absolut treuen Erinnerung heraus, ihrem teuren Bilde, von dem ich früher dem Leser nur eine flüchtige Skizze geboten, einen Glanz zu verleihen, von dem ich weiß, daß er schließlich doch nur ein matter Widerschein dessen ist, was mir köstliche Wirklichkeit war.

Denn sie hatte die Natur in einer ihrer seltensten Gebelaunen ausgestattet mit einer solchen Feinheit und Biegsamkeit des Geistes, mit einer so rapiden Fassungskraft, einer so nimmer aussetzenden Schlagfertigkeit des Urteils, einer so spielenden Leichtigkeit und Gewandtheit des Ausdrucks, daß sie — der, ich möchte sagen: zum Überfluß Aphrodite noch die goldenen Gaben unverwüstlicher Schönheit und unauslöschlicher Anmut in die Wiege gelegt — hervorleuchten mußte überall, wo sie erschien. Auch war sie sich, ohne Überhebung, die ihrem naiven Wesen völlig fern lag, doch so eminenter Vorzüge instinktiv bewußt; und dies Bewußtsein gab ihr einen heiteren Stolz und eine Sicherstelligkeit, die sich gleich blieben in jeder Lage des Lebens. Ich habe nie wieder eine Frau gekannt, die, wie sie, bei aller reichen Erfahrung, durch die Welt gegangen wäre mit der vollen Ingenuität eines im Schoße des Glücks gewiegten, geistreichen Kindes, das sich vor nichts und vor niemand fürchtet.

Von den hundert charakteristischen Beispielen, die ich dafür beibringen könnte, nur eines.

Als im Frühjahr von 1848 die Wellen der Revolution auch bis nach Stralsund spritzten, und die sonst so stille Stadt in Bewegung und Aufregung war, kam eines hellen Maimittags ein Freund des Hauses atemlos herbeigestürzt. Soeben hätte der zumeist aus Hafenarbeitern bestehende Pöbel dem Syndikus B. die Fenster eingeworfen, zum nächsten Opfer habe er sich meinen Vater ausersehen, schon wälze sich der wütende, trunkene Haufe heran. In der Tat vernahm man bereits aus der Ferne wüstes Schreien, Heulen und Pfeifen, das mit jedem Augenblicke deutlicher wurde.

Ein Attentat gegen meinen mit höchstem Recht allverehrten und beliebten Vater war das abgeschmackteste Ding von der Welt; aber die Abgeschmacktheit war einmal die Ordnung des Tages, und der Freund hatte in unmittelbarer Nähe der Tumultanten, ja mitten unter ihnen gestanden und den Namen meines Vaters aus hundert heiseren Kehlen brüllen hören. Wir alle gerieten in die größte Bestürzung, selbst der Vater konnte eine gewisse Unruhe nicht ganz verbergen, nur die Mutter blieb völlig gefaßt. Kaum daß sie, am Klavier in der unmittelbaren Nähe des Festers sitzend (wir bewohnten die Bel-Etage, und von der hohen Rampe des gegenüberliegenden Postgebäudes konnte man das Zimmer fast übersehen), ihre Hände auf den Tasten ruhen ließ, den aufgeregten Bericht des besorgten Freundes zu hören. Narrenspossen, sagte sie, und spielte ruhig weiter. Man bat sie, doch wenigstens zu verstatten, daß das Fenster geschlossen werde. Im Gegenteil, sagte sie, wenn ihr den Unsinn glaubt, solltet ihr die anderen ebenfalls aufmachen, dann haben wir nicht außerdem die Scheiben zu bezahlen. — Und die Gefahr für sie selbst, wenn sie so sitzen blieb, den wüsten Schwarm durch ihr Spielen verhöhnend und nur noch mehr zur Wut reizend? — Wie kann ich ihnen besser beweisen, daß der Vater ein ruhiges Gewissen hat, als wenn sie seine Frau in einer so harmlosen Beschäftigung finden? erwiderte sie, ohne auch nur für einen Moment ihr Spielen zu unterbrechen. Es war keine Zeit zu weiteren Erörterungen; im nächsten Moment war die Menge vor dem Hause angelangt: einige hundert wildverwegener Gesellen, wie sie eine Hafenstadt birgt, und — Hurra! der Herr Baurat soll leben! und nochmals hurra! und zum dritten Male hurra! donnerte es herauf. Die Mutter schloß mit ein paar triumphierenden Akkorden, lächelte, erhob sich, trat ans Fenster und dankte den Leuten durch Wink und Verneigung für die seltsame Ovation.

Diese Szene fand statt zu einer Zeit, als die herrliche Frau — wie ich bereits angedeutet, infolge eines Nervenleidens, das der Kunst der Ärzte spottete, angefangen hatte, sich aus der Gesellschaft, deren belebender Mittelpunkt sie bis dahin gewesen, so gut wie gänzlich zurückzuziehen; aber leider auch ihre Häuslichkeit als ein fremdes Etwas oder gar als ein notwendiges Übel zu betrachten und in wochen-, monatelangem Verweilen bei befreundeten Familien auf dem Lande die kontemplative Stille und das Behagen zu suchen, welche ihr die Stadt und das Leben in der eigenen Familie nicht mehr gewähren zu können schienen.

Wie hart nun aber auch diese Entfremdung der Mutter von

ihrer Familie uns alle berühren mußte, ein schwerstes Unglück war sie für mich, der ich jetzt die Entscheidung für mein Leben treffen sollte und, da ich mich für das, was schließlich Ziel und Zweck und der Inhalt meines Lebens wurde, wie die Dinge lagen, nicht entscheiden wollte und konnte, von Ahnungen einer trüben Zukunft, die mir bevorstand, verdüstert, einer mütterlichen Freundin, Raterin, Trösterin so sehr bedurft hätte.

Zwei jüngere Geschwister: ein Bruder, der, dem Alter nach nicht eben weit von mir abstehend, in seiner geistigen Entwicklung unverhältnismäßig hinter mir zurückgeblieben, und eine Schwester, die noch ein halbes Kind war, mochten der Mutter wenigstens nach dieser Seite entraten. Die beiden älteren Brüder, von denen der eine das elterliche Haus bereits seit Jahren verlassen, der andere es um diese Zeit verließ, hatten beide ohne langes Schwanken und Wählen den Beruf ergriffen, zu welchem sie Talent, Neigung und das Beispiel des Vaters gleicherweise trieben. Sie waren in der glücklichen Lage, daß sich für sie zu der Autorität des Vaters gewissermaßen noch die gesellte, welche der alte, erfahrene Meister jungen Gesellen und Gehilfen gegenüber beanspruchen darf und gern gewährt erhält. Mit mir verhielt es sich anders. Nicht als ob ich die väterliche Autorität jemals verkannt hätte — im Gegenteil: ich war stets von tiefster Achtung vor dem Trefflichen erfüllt und gab diesem Gefühl auch in meinem Betragen gegen ihn den vollsten Ausdruck. Aber ich hatte bereits damals die Empfindung, von deren Richtigkeit ich jetzt überzeugt bin: daß ihm die Bruskerien des jüngeren Bruders oder gelegentlicher lebhafter Widerspruch, den er von den älteren zu befahren hatte, auch von meiner Seite lieber gewesen sein würden, und er in meinem äußerlich tadellosen Verhalten nur einen Entgelt für den Mangel an Autoritätsgefühl sah, dessen ich mich innerlich schuldig fühlen möchte.

Hier war der Keim zu einem Gegensatz, der für beide Teile unendlich traurig war, und den ich wohl einen tragischen nennen darf, da derselbe, wie die Verhältnisse lagen, eintreten mußte, ja in den uns — den Vater und mich — die Natur selbst zu treiben schien.

Ich deutete schon oben an, daß mein Vater zu jenen Menschen gehörte, welche Jean Paul „die Stummen des Himmels" nennt, weil sie für die Welt innerer Empfindungen keinen Ausdruck haben. Er liebte mich auf das zärtlichste, mehr noch: er war von jeher stolz auf mich gewesen, hatte an die Entwicklung des zugleich lebhaften und ernsten, seine Altersgenossen in mancher Hinsicht über-

flügelnden Kindes und Knaben die höchsten Erwartungen geknüpft — ich weiß es von ihm selber, denn er schrieb es mir Jahre später, als die Verzweiflung an meiner Zukunft den keuschen Stolz seines Herzens bis zur Klage erweicht. Nun war ja vorläufig zur Verzweiflung gewiß kein Grund vorhanden; aber ein gewisser Zweifel an der Erfüllung so hoher Hoffnungen hatte sich doch schon in meines Vaters Seele eingeschlichen. Und dabei geriet er wohl in jenen Widerspruch, zu welchem der Keim tief in der menschlichen Natur liegt und in den unzählige Eltern verfallen. Wir erwarten und hoffen, daß unsere Kinder im Leben erreichen werden, was uns aus äußeren und inneren Gründen unerreichbar blieb; sind uns auch wohl bewußt, daß sie zu diesem Endzweck und Ziel Gaben haben, Kräfte entfalten müssen, die wir eben nicht hatten und entfalten konnten, und lieben sie doch eigentlich nur in dem, worin sie uns ähnlich, ja gleich sind.

Ich ähnelte meinem Vater nicht nur in der Körperbildung und physischen Begabung. Es war auch eine tief gemütliche Ähnlichkeit da, die schwer zu definieren ist, nur von den betreffenden voll empfunden werden kann und ganz gewiß von mir und, ich bin überzeugt, auch von dem Vater durchaus empfunden wurde.

Nun sollte man meinen, daß, wenn ein Sohn mit den physischen Eigenschaften und den gemütlichen Zügen, die ihn dem Vater so ähnlich machen, gewisse geistige Eigenschaften verbindet, die jenem fehlen, aber, da sie auf derselben Naturgrundlage ruhen, doch nur Steigerungen seiner eigenen seelischen Begabung sein können, dies dem Vater, als eine Erhöhung und als Komplement seiner Individualität, hoch willkommen sein müsse; und doch schien das genaue Gegenteil einzutreten.

Der Vater wußte sich in mein Wesen immer weniger zu finden.

Daß ich mit ihm über meine Schulstudien nicht sprechen konnte, war das geringste. Ich betrachtete dieselben nur als eines der Mittel, „durch die man zu den Quellen steigt“. Überdies wird ein Vater, der keine rechte Gymnasial-, geschweige denn eine Universitätsbildung genossen, den Sohn, wenn derselbe sich einem gelehrten Berufe widmet, früher oder später immer seinen Weg allein gehen lassen müssen. Der Fall kommt in tausend Familien vor und hat gewiß nichts verfängliches, vorausgesetzt, daß der Sohn sich nicht überhebt und der Vater mit den Strebungen des Sohnes einverstanden ist; es kann dann sogar dies Verhältnis eine Quelle reiner Freude für beide Teile werden.

Weshalb war es hier anders? Daß ich nie auch nur die

mindeste Eitelkeit auf mein bißchen Lateinisch und Griechisch an den Tag legte, dessen bin ich sicher. Er würde es lieber gesehen haben, wenn ich mich, wie meine Brüder, dem Baufach gewidmet hätte. Aber eine entschiedene technische Begabung schien mit den Knabenjahren und den Bauklötzen verloren gegangen zu sein; und meine Unlust an den mathematischen Disziplinen mußte den Vater davon überzeugen, daß jene, in der „Kinderstube“ über mich ausgesprochene Prophezeiung des berühmten Fachgenossen eine falsche gewesen.

Nun mochte es ihn ja immerhin schmerzen, auf eine liebe Hoffnung verzichten zu müssen; es mochte sich auch das peinliche Gefühl des Mangels einer gelehrten Bildung mit der Zeit zu einer entschiedenen Abneigung gegen das Bücherwesen verhärtet haben. Aber er hatte mich doch bis dahin gewähren lassen; der Beschluß, daß ich studieren solle, war endgültig gefaßt — was also raubte ihm meinem Treiben gegenüber den Gleichmut bis zur Befangenheit, ja scheinbaren Lieblosigkeit? Unzweifelhaft dies: er konnte sich der Befürchtung nicht erwehren, daß die gelehrte Bildung, welche ich anstrebte, sich niemals auf ein praktisches Ziel richten werde; daß hinter dem allen etwas anderes sich verberge, dem er keinen Namen zu geben wußte, und wovor er, der Mann der peinlichen Solidität, der pflichttreue Beamte, der seinen Kindern in das Leben, dessen Härten er aus eigenster Erfahrung nur zu gut kannte, nichts anderes mitzugeben hatte als eine tüchtige Vorbildung zu einem praktischen, die Sicherheit der Existenz gewährleistenden Beruf, ein unüberwindliches Grauen empfand.

Was trieb ich, wenn ich halbe Nächte in meinem Zimmerchen beim Dämmerschein des Studierlämpchens durchwachte? Ich antwortete, der Wahrheit gemäß, daß ich mich in den Faust, in den Nathan zu tief hineingelesen und darüber des Schlafens vergessen hätte. — Das war denn auch wohl das Öl nicht wert, das du verbrannt hast, murrte er. Und dergleichen unerquickliche Auseinandersetzungen waren noch eine Wohltat im Vergleich zu dem dumpfen Schweigen, in welches wir uns einer gegen den anderen hüllten.

Einer gegen den anderen! Würde er mich verstanden haben, hätte ich den Versuch gemacht, die Scheu, die mich gerade ihm gegenüber gebannt hielt, zu brechen? Ich bin überzeugt, es wäre nicht der Fall gewesen. Er hatte nie das Nebelmeer befahren, auf dem mein armes Schifflein steuerlos trieb; hatte nie einen Fuß gesetzt in das unbekannte Land, das ich jenseits dieses Nebelmeeres träumte, dessen herrliche Ufer, wenn die Wolken sich einmal um

ein Weniges lüfteten, ich bereits zu erkennen, zu unterscheiden wähnte.

Hätte meine Mutter meine Träume zu deuten gewußt? Ich muß auch das verneinen. Ihr froher Sinn war, so lange sie sich der Gesundheit erfreute, immer nur auf das wirkliche Leben gerichtet gewesen, dessen wechselnde Verhältnisse sie mit dem klarsten Blick durchschaute und beurteilte. Die eingeborene Heiterkeit ihrer spannkräftigen Seele verleugnete sich auch in ihrer Krankheit nicht, gewann vielmehr nur in dem Maße, als sie selbst sich vom Leben abwandte, eine höhere, geistigere Reinheit. Ich würde philosophische Vertiefung sagen, wenn man dabei jeden Gedanken an das Wissen, das man aus Büchern schöpft, fern hält. Sie bedurfte der Bücher nicht; der Weißheit letzten Schluß, zu dem sie gekommen, hatte das Leben sie gelehrt. Es schien die Lehre von der völligen Eitelkeit der menschlichen Dinge; aber schien es auch nur. Denn wenn sie in ihrer geistreich-anmutigen Weise von dem Glück des Alters sprach, welches dem der Jugend unendlich vorzuziehen sei; von dem Frieden eines Herzens, das nichts mehr erstrebe, was nur der Zufall oder der Kampf gewähren könne, sich vielmehr an dem genügen lasse, was aus der eigenen Tiefe unabläßig quillt, so man es nur zu schöpfen verstehe — es war darin auch kein leisester Anflug von Herbheit oder Verbitterung, vor allem kein Verlangen, andere zu belehren und zu bekehren, anderen die Lust am Leben verleiden zu wollen. Sie wußte, daß eines sich nicht für alle schicke, und „Kommt Zeit, kommt Rat“ war ein Wort, das sie oft im Munde führte.

Damit würde sie auch mich zu trösten versucht haben, hätte ich ihr mein junges Leid geklagt. Ich tat es nicht. Wie gütig sich auch die merkwürdige Frau zu mir hinunterneigte, wenn sie mit mir, was sie gern tat, dergleichen Themata durchsprach — sich herabzulassen ist leicht, sich hinaufzuheben schwer. Der Jüngling konnte wohl die teure Hand dankbar, ehrfurchtsvoll küssen, aber Bekenntnis gegen Bekenntnis setzen, seine innere Verworrenheit, seine leidenschaftlichen Wünsche dieser klaren Seele beichten, hinter der im wesenlosen Scheine lag, was uns alle bändigt, — das konnte er nicht.

Noch viel weniger konnte er sie weder jetzt oder später während der wenigen Jahre, die ihr noch zu leben beschieden, als Vermittlerin anrufen zwischen sich und dem Vater. Ahnte ich doch deutlicher und immer deutlicher, daß es auch hier eines Mittlers bedurft hätte zwischen zwei Seelen, von denen die eine einsam sein wollte, um,

wie eine verlöschende Flamme, in einem letzten schönsten Aufglanz zu verglühen; die andere, irdischere, an die Welt geklammerte, nicht einsam sein konnte, ohne sich verlassen zu fühlen und in dem bitteren Gefühl dieser Verlassenheit gramvoll zu verzehren.

So wäre denn der Jüngling in den Jahren, in welchen der Drang, sich mitzuteilen, allen Menschen kommt und in einer künstlerisch angelegten Seele zum quälenden Verlangen wird, in dem, was ihm das einzig Lebenswerte am Leben schien, zum Schweigen oder zu melancholisch-unfruchtbaren Selbstgesprächen verurteilt gewesen, wenn ihm das gütige Geschick nicht einen Gefährten gegeben hätte, der auf demselben Pfad nach demselben einsamen Stern wanderte, und in welchem er in einer Hinsicht seinen Doppelgänger, in anderer sein Widerspiel erblicken mußte.

Dieser mein einziger Jugendfreund, der mir damals wahrhaft ein Gottgesandter war, ist auch auf den Gang, den meine Entwicklung in der Folge nahm, von so großem Einflusse gewesen, daß ich ihn aus der Geschichte derselben nicht wegdenken kann und also nicht weglassen darf.

Es war in der Sekunda in der großen Zwischenpause ganz zu Anfang eines neuen Semesters. Der Sitte der Klasse gemäß war die Reihenfolge der Schüler nach dem Ausfall eines lateinischen Extemporale bestimmt worden. Ein von auswärts frisch Hinzugekommener hatte sich einen ehrenvollen Platz erobert auf der Mitte der zweiten Bank, gerade da, wo dieselbe von der großen Säule durchbrochen wurde, welche, oben in kühnem Spitzbogen ausladend, die gewölbte Decke trug.

Mit dem Rücken gegen den Schaft dieser Säule gelehnt, saß er da. Das volle und doch spärliche Licht eines trüben Früh-Herbsttages fiel durch die beiden großen gegenüberliegenden Fenster auf ein feines Gesicht, das, von Natur blaß, in diesem Augenblick blutlos erschien. Die scharfgeschnittenen Lippen des kleinen, wohlgeformten Mundes zuckten in stummer, höhnischer Verachtung. Und so, höhnisch, verächtlich blickten die graublauen Augen unter den wie mit dem feinsten Pinsel gezeichneten Brauen bald auf diesen, bald auf jenen der Necker, die den Neuling zur Zielscheibe jenes Schülerspottes machten, der meistens so harmlos oberflächlich ist und doch so mitleidlos tief schneiden kann. Hier schnitt er tief, das sah ich. Der Neuling war mir so völlig fremd wie den anderen; ich hatte noch kein Wort mit ihm gewechselt. Seine langaufgeschossene, dürre, schmalbrustige, schmalschulterige Gestalt mit den eckigen Bewegungen, der Ausdruck selbst des altklugen blassen Gesichtes mochten

mir so wenig sympathisch sein wie den anderen, — aber ich habe nie gleichmütig einem ungleichen Kampfe zuschauen können, und mein Mitleid mit dem Freundlosen, den Angriffen seiner Gegner schutzlos Preisgegebenen schlug in hellen Flammen auf. Ich sagte, was einem warmblütigen Jüngling in solchen Momenten aus dem vollen Herzen über die Lippen strömt. Was es auch war, es mußte überzeugende Kraft haben: man schämte sich oder schämte sich auch nicht, ließ aber jedenfalls ab; und die graublauen Augen hoben sich zu einem erstaunt prüfenden Blick auf den merkwürdigen Menschen — „unter Larven die einzig fühlende Brust —"

In diese Worte des Dichters hatte sich ihm, wie er mir später erzählte, unwillkürlich die Empfindung zusammengefaßt, die ihm mein Auftreten in diesem Augenblick eingeflößt. So, wenn nicht der einzige, doch erste und oberste seiner Freunde bin ich ihm geblieben, sein Leben lang. Als der Tod ihm allzu früh die Augen schloß, haben seine letzten Gedanken gewiß seinem jungen Weib und dem Kindchen gegolten; aber auch ich, der Entfernte, Ahnungslose, habe an seinem Sterbebett gestanden — „in seines Geistes Aug'", und er hat in rührenden Worten von mir Abschied genommen, mit jener Liebe, die nur mit dem Leben verlöschen konnte.

Ach! diese Liebe sollte ihm nicht leicht gemacht werden, so wenig, wie irgend etwas in seinem Leben! Sie ist ihm eine Quelle bittersten Kummers geworden, so oft er, der Stolze, an meiner Gegenliebe zweifelte, manchmal ohne Grund, nicht selten freilich eifersüchtig mit Fug und Recht: auf neue Freunde, an denen ich, wie er argwohnte, mit größerer Liebe hing; eifersüchtig — wenn ich das Wort in diesem Sinne brauchen darf — auf die Welt, deren Kind ich nach seiner Meinung nur zu sehr war; und die mich mit ihren Lockungen abzog von der steilen Bahn nach dem gemeinsamen hohen Ziel.

In solchen Zeiten konnte er rauh sein und mich zerzausen wie ein eisiger Novemberwind den Wandersmann. Und wohl hatte er ein Recht zu diesem Zorn, er, der jeder Lockung, mochte sie noch so wild an seiner leidenschaftlichen Seele zerren, mit spartischer Tapferkeit widerstand; der das schwere Geheimnis der Entsagung, welches uns andere mühsam das Alter lehrt, in seiner Jugend schon voll begriffen hatte und der strengen Lehre mit sicherer Konsequenz nachlebte, ohne ein Wort darüber zu verlieren, als über etwas, das sich, wenn nicht für jeden, so doch für ihn von selbst verstehe.

Wiederum, wenn er mich rüstig vorwärts schreiten sah auf der rauhen Bahn, die er selber zog, da kamen über die sonst so kargen,

spröden Lippen ungesuchte Worte des wärmsten, schmeichelhaftesten Lobes.

So mit Lob und Tadel und immer gleicher Liebe hat er mich, so lange ihm selbst zu leben vergönnt war, durch das Leben begleitet, und als dann später sein Leben abwärts im Sande der Alltäglichkeit hoffnungslos verrann, das meine in freundlich lichte Regionen aufzusteigen schien, — nie, nie auch nur die leiseste Regung von Eifersucht in seiner Seele; nur eitel Freude, neidlose Anerkennung. Als hätte es nie eine Zeit gegeben, wo er auf eben jener Bahn mit mir gewandert wäre, mir weit vorauseilend — scheinbar unerreichbar weit. Um dann, von den Dornen an der Wegseite in dem raschen Anlauf gehemmt, immer mehr Böden zu verlieren, immer mehr zurückzubleiben, nur noch in einzelnen, gewaltsamen Sprüngen vorwärtszustreben; niemals das Labsal eines Erfolges auf den brennenden Lippen zu spüren, Hoffnung auf Hoffnung zu Grabe zu tragen; endlich in der Erfüllung seines mühseligen ärztlichen Berufes, in der treuen Sorge um Weib und Kind fast zu vergessen, daß er einst gestrebt, daß er einst gehofft, zuversichtlich gehofft, es müsse, es werde die Zukunft, die ja, wie Leopold Schefer sagt, nur deshalb so heißt, weil sie kommt, auch für ihn kommen und ihm den vollen Dichterlorbeer um die pochenden Schläfen winden.

Dennoch konnte ich ihn anfänglich nicht für einen Dichter gehalten haben, wenigstens fehlte er in dem literarischen Sekundaner-Kränzchen, dem doch wahrlich eine produktive Kraft mehr so hoch nötig gewesen wäre. Vielleicht scheute ich mich auch, den menschenscheuen Sonderling in den Kreis der Freunde zu ziehen, zu welchem er auch wirklich mit seinem schroffen Wesen und seinen seltsamen Manieren übel gepaßt hätte. Seitdem aber sind zwei Jahre oder so verflossen.

Das Abiturientenexamen ist nicht mehr allzu fern. Es ist Zeit, gewisse Lücken in unseren Kenntnissen, die sich dem kritischen, durch die Nähe der Entscheidung geschärften Blick aufgetan haben, auszufüllen. Wir haben beschlossen, das Werk gemeinsam zu vollbringen und sitzen in Adalberts Stübchen; ich auf dem Bettrand, er mir gegenüber an einem kleinen, mit Büchern und Papieren bedeckten wackeligen Tisch. Beim Dämmerschein eines grünlackierten Studierlämpchens trägt er aus einem dicken Folioheft vor. Das dicke Heft birgt keine Schulweisheit, sondern Adalberts neues fünfaktiges Trauerspiel „Rosamunde“. Er liest sehr schlecht, in sich überstürzender Hast mit einer trockenen, klanglosen Stimme ohne alle

und jede Modulation, ohne auch nur den Versuch zu machen, die Rede des einen von der des anderen abzuheben. Dabei wiegt der hagere Oberkörper beständig in regelmäßigen Schwingungen vornüber und wieder zurück. Ebenso beständig reiben die schmalen Hände, wenn sie nicht gerade zum Umblättern gebraucht werden, auf dem spitzen Knie des rechten Beines. Er hat es über das linke geschlagen, und es begleitet die Schwingungen des Oberkörpers mit nicht minder regelmäßigen Pendelbewegungen. Dies sind ja nur Äußerlichkeiten, auf die ich kein Gewicht legen sollte. Ich gebe mir auch die erdenklichste Mühe, es nicht zu tun, aber sie stören mich doch gar sehr und beeinträchtigen mir auf das empfindlichste den Eindruck dessen, was ich höre. Ich finde nur zu sehr bestätigt, was ich aus meinem Faust weiß, daß „der Vortrag des Redners Glück macht". Ich habe die schon in der elterlichen Küche geübte Vortragskunst fleißig weiter getrieben. Ich möchte daher den Freund bitten, mich lesen zu lassen, wage aber nicht, den Übereifrigen zu unterbrechen, trotzdem mir der Vortrag sogar das Wortverständnis stellenweise zerstört.

Meine Bewunderung ist trotzdem nicht weniger echt, und meine Überzeugung, daß ich dergleichen nie fertig bringen werde, vollkommen ehrlich, so ehrlich, wie meine Anerkennung der herben Kritik, welche er im Beginn unserer Freundschaft über meine Poeterei gefällt hat. — Damit verhielt es sich so.

Es geht die Sage, daß so lange die Welt steht, noch niemals jemand — auch wenn er absolut sicher sein darf, sie werden bis auf den letzten Heller bezahlt werden, — seine Schulden dem betreffenden Wohltäter insgesamt gebeichtet, vielmehr immer einen größeren oder kleineren Rest verschwiegen hat. So, glaube ich, ist auch noch niemals das Autodafé, zu dem ein an sich verzweifelnder Poet seine Opera verurteilte, ein vollständiges gewesen. Irgend welche der geliebten Blätter oder Hefte hat er sich selber unterschlagen, vielleicht nur als memento mori im Falle er wieder in des Dämons Krallen fallen sollte; oder mit welchem sinnreichen Einfall er sonst an einen letzten Hoffnungs- und Rettungsanker sein steuerlos gewordenes Schifflein anzuklammern sucht.

Mir war es nicht anders ergangen. Alles hatte ich den Flammen geopfert; mein letztes, liebstes Kind, — jene Novelle, mit der ich an dem Kränzchenabend, welcher der gräßlichen Katastrophe in der Schule voranging, meine Zuhörer und mich selbst zermalmt und erhoben, — sie hatte ich gerettet.

Dem Freunde waren selbstverständlich unsere heimlichen Um-

triebe nicht verborgen geblieben. Er wußte, daß ich unter den Blinden der einäugige König gewesen war. Schon wiederholt hatte er mich aufgefordert, für das viele, das er mir bot, auch einmal etwas von dem meinen zum besten zu geben. Endlich, nach manchem Ausreden, war ich schwach genug gewesen, die Wahrheit einzugestehen und hatte ihm eines Abends mein Schmerzenskind überantwortet.

Am folgenden Morgen trat ich in sein Zimmerchen mit klopfendem Herzen. — Und dein Urteil? — Da stehts, erwiderte er, auf den Titel deutend. — Er hatte meinen Namen ausgestrichen und dafür: „H. Clauren“ geschrieben. Diese Verurteilung, so weit sie durch den üblen Namen gekennzeichnet sein sollte, war nun äußerst ungerecht. Sie traf höchstens die Hypersentimentalität, der ich mich schuldig gemacht haben mochte; sie traf aber gar nicht die durchweg ehrliche, von jeder Frivolität fern abliegende, auf das Gute, Schöne, Edle, wie ich es eben verstand, gerichtete Tendenz des Ganzen, mit der die schwungvolle, in großen Perioden dahinrollende Sprache völlig übereinstimmte. Von dergleichen feineren Unterscheidungen ganz abzusehen und mit der Keule dareinzuschlagen, wo eine Fliegenklappe ausgereicht hätte, war ganz in der Weise meines Freundes. Ich, wie gesagt, empfing den Schlag, ohne zu murren, ohne zu zucken, wie jemand eine Strafe, der er sich schuldig weiß, wenn auch das Maß nach seinem Rechtsgefühl überschritten ist, oder ihm die aufgeführten Gründe nicht besonders stichhaltig erscheinen.

Denn jetzt ließ sich der Freund, ich glaube durch mein demütiges Schweigen gerührt, herbei, seine Verurteilung in der Eile zu begründen. Er fand, daß Eugen — so hieß mein Held — eine gewisse Ähnlichkeit mit mir habe, und ihm, so weit die Ähnlichkeit reiche, ganz sympathisch sei. Das reiche aber eben nicht weit. Denn ich bringe meinen Helden dann in Berührung mit Personen, deren Bekanntschaft zu machen er für sein Teil bis jetzt noch nicht die Ehre gehabt, ja, offengestanden, auch nicht sehr begierig sei: Briganten, Courtisanen, Marodeurs und ähnlichem Gelichter. Meinen Marquis und Marquisinnen, Komten und Komtessen mit ihrer gespreizten Vornehmheit könne er erst recht keinen Geschmack abgewinnen, sich auch keineswegs davon überzeugen, daß die Leute in der Wirklichkeit so gedacht, geredet und gehandelt hätten. Freilich würde ihm die Kontrolle einigermaßen dadurch erschwert, daß er nie auf dem Markusplatz in Venedig flaniert; nie auf den Lagunen gerudert und bei der famosen Affäre an der Brücke von Arcole, die meinem Eugen das junge Leben gekostet, glücklicherweise nicht zu-

gegen gewesen sei. — Und schließlich alle diese ironischen Pfeile in ein Bündel zusammenfassend, rief er aus: Mit einem Worte, du hast dir da Verschiedenes zusammenphantasiert von Gegenden, in denen du nicht gewesen; von Personen, derengleichen du nie im Leben zu beobachten Gelegenheit hattest; läßt überdies die Geschichte in einer Zeit spielen, in die du dich erst mit Hilfe von einem halben Dutzend Bücher oberflächlich hineingelesen; und die Folge davon: daß deine Novelle ein solches verwaschenes, verkritzeltes, verzwicktes, durch und durch unerquickliches —

Ich sehe jetzt selbst, daß das, was ich gemacht habe, dummes Zeug ist, unterbrach ich den Eifrigen; aber daß es aus den von dir angegebenen Gründen so hat werden müssen, kann ich nicht zugeben. Wenn der Dichter nur schildern soll, was er selbst gesehen, erlebt hat, so sind wir bald am Ende. Und wo bleibt denn deine Rosamunde? Dein Saul?

Das ist ganz etwas anderes, sagte Adalbert.

Beweise es!

Adalbert mußte mir den Beweis schuldig bleiben, denn die Uhr der benachbarten Marienkirche hatte bereits ein Viertel auf Neun geschlagen; es war die höchste Zeit, daß wir in die Schule kamen, deren schmale Eingangspforte glücklicherweise dem Fenster zu dem Parterrestübchen des Freundes gerade gegenüber lag.

Es gibt im Leben Momente, von denen man mit Bestimmtheit sagen kann, daß durch sie die Linie läuft, welche zwei Zonen unserer Entwicklung scharf voneinander sondert.

Ein solcher kritischer Moment war für mich jene Szene in der Schule gewesen. Aber da hatte mir doch noch aus den letzten leisen Worten des verehrten Lehrers ein schwacher Hoffnungsschimmer geleuchtet, an dem ich — mir selbst wohl kaum bewußt — festgehalten, und der auch meiner Novelle das armselige Leben gefristet. Jetzt aber, während ich, die Hand bereits auf der Türklinke, dastand, und Adalbert an dem Stehpult neben dem Fenster in der Eile seine Bücher und Hefte packte und zwischendurch meine arme Novelle in tausend Fetzen zerriß, — jetzt erlosch auch der letzte Schimmer. Ich gab die Sache endgültig verloren, und Jahre mußten vergehen, bis ich mich, wie die Hasen im Volksliede, darauf besann, daß ich doch „noch leben täte“, und mit neuem Mute „von dannen“ lief.

Das konnte ich freilich an jenem Morgen nicht wissen. Ich fühlte mich einfach zerschmettert.

Ich habe bereits erwähnt, mit welchem Interesse ich das poetische Schaffen dieses rastlosen Kopfes verfolgte, wie wenig sym-

pathisch mir auch manchmal seine satirischen Derbheiten waren, und wie unverständlich die langen Reden, in denen seine dramatischen Personen ihre hochgespannten Empfindungen ergossen; sodann, wie dem grübelnden, halb träumenden Hörer der fundamentale Unterschied zwischen dramatischer und epischer Poesie allmählich aufdämmerte. Man kann sich denken, daß nicht lange Zeit verging, bis der Versuch gemacht wurde, solchen ästhetischen Ahnungen weiter nachzugehen und sich das unklar Empfundene zu begrifflicher Deutlichkeit zu bringen. Wie ungeschickt und tastend diese Versuche auch sein mochten, sie waren immerhin die ersten Schritte auf ein Gebiet, in dessen Erforschung ich seitdem stets eine der Aufgaben meines Lebens gesehen und eine unerschöpfliche Quelle der Erquickung gefunden habe. Ja, diese Erquickung wurde mir bereits damals in reichem Maße. In meinem poetischen Schaffen gehemmt, in meinem jungen Dichterstolz gedemütigt, empfand ich wollüstig das Sichregen einer neuen Kraft in meiner Seele, von der ich bis dahin keine Ahnung gehabt hatte, und in der ich, wie ich mir heimlich bekennen durfte, meinem genialen Freunde entschieden überlegen war. Es entging mir nicht, daß ich in unseren ästhetischen Streifzügen durch ein Gebiet, in welchem sich die Unerfahrenen auf Schritt und Tritt verirrten, den eigentlichen Pfadfinder machte; daß mein Fuß fester, mein Auge schärfer war; ich mich auf meinen Instinkt des Wahren, mein Gefühl des Schönen viel sicherer verlassen konnte als der Freund, der, in seiner Leidenschaftlichkeit immer an beiden Enden schwärmend, das Nächstliegende und das, worauf es ankam, allzu leicht übersah, und in dessen bizarrer Laune die Objekte der Betrachtung oft genug wie in einem Hohlspiegel verzerrt erschienen.

Dann war noch eines, was mir in diesen Disputen das Übergewicht über den Freund verschaffen mußte: ich brachte zu unseren Untersuchungen ein viel reicheres Material mit. Ich war nicht nur weitaus belesener als er, es stand mir auch das Gelesene viel bequemer zu Gebote, da mein zähes Gedächtnis Unendliches aus der poetischen Lektüre festgehalten hatte und von dem aufgespeicherten Vorrat für den augenblicklichen Bedarf immer willig hergab. Dann geschah es wohl, daß sich ein Zitat aus dem Faust, aus Nathan, aus Heine, Freiligrath zu einer langen Deklamation erweiterte, welcher der Freund mit aufrichtiger Bewunderung lauschte. Und dann hatten wir uns auf den Schwingen, die uns jene echte Poesie geliehen, in einen glänzenden Äther gehoben, in welchem wir uns ohne Ziel und Zweck bewegten, hin und wieder, auf und nieder schwebend, Kreise durch Kreise schlingend, zwei jungen Falken gleich,

welche die frischgewonnene Flugkraft zu erproben nicht müde werden. Noch heute kann ich nicht ohne tiefe Rührung dieser Stunden denken. Wenn auch die wildphantastischen Blumen, an deren Duft wir uns berauschten, für immer verwelkt sind, meine Seele ist von diesem Duft erfüllt geblieben. Wenn ich auch keinen der bunten, glänzenden Träume, die unsere heißen jungen Gehirne damals träumten, wieder hervorzurufen imstande wäre, das weiß ich doch: was ich auch später in dem hellen klaren Licht, wie es im Atelier des Künstlers herrschen soll, geschaffen, — die richtige Zeichnung, die plastische Fülle — sie sind, wie weit man sie mir überall zusprechen darf und will, die Frucht unablässiger Kunstübung und das Verdienst des Mannes; aber für das warme Kolorit, wo es vorhanden, ist der Mann dem Jüngling verpflichtet.

Dennoch wurde das Glück dieser Stunden durch die Seligkeit übertroffen, welche meine Brust oft zum Übermaß erfüllte, wenn ich ganz allein weit auf das Meer hinausgerudert war, oder zu Fuß und noch öfter zu Pferde das Land durchstreifte. Denn wie viel mir auch der geniale Freund war und wie viel ich ihm verdankte, — der Geist, der sich nun zu dem Einsamen gesellte, war ihm mehr, er verdankte ihm mehr. Verdankt ihm, wie er mit ehrfurchtsvollem Schauer bekennt, das Beste, was er kann und vermag: dem erhabenen Geist, dessen Stimme nur dem Faust der Bücherstube furchtbar ist, zu dem Wanderer aber aus dem Rauschen der Bäume, aus den rinnenden Wassern, aus dem Rollen des Donners klangvoll und gnädig spricht, Geheimnisse offenbarend, die dem, der sich zu ihm nicht mit allen Kräften ringt, ewig verschlossen bleiben.

Und wie der Gläubige sich getröstet, er könne durch die Kraft seines Gebetes die Gottheit zwingen, ihm hold und gewärtig zu sein, so schien es jezuweilen, als ob der Geist der Natur mir Rede stehen und meine kecken Fragen beantworten müsse.

Einst ritt ich von dem Gute einer befreundeten Familie nach Hause. Eine muntere jugendliche Gesellschaft, wie ich sie im ersten Buche von „Platt Land“ geschildert (auch eine „Maggie“ war von der Partie gewesen), hatte mich länger als billig und rätlich gefesselt. Während des Reitens überraschte mich der Abend, aus dem bald finsterste Nacht wurde. Nur mit Mühe unterschied ich anfangs noch die allernächsten Gegenstände an der Wegseite, und auch das war bald unmöglich. Von einer Führung des Pferdes konnte nicht mehr die Rede sein; ich mußte ihm, die Zügel lose in der Hand haltend, überlassen, seinen Weg zu finden. Das treue Tier war sich seiner Verantwortung bewußt. Sorgfältig prüfte es, mit dem Hufe

tastend, die tiefen Lachen, welche von einem Gewitterregen, der kurz vor meinem Aufbruch niedergegangen, auf dem lehmigen Wege zurückgeblieben; dann, wenn es die Bahn frei fühlte, setzte es sich ohne mein Antreiben in einen vorsichtigen Trab. So konnte ich meinen Gedanken in aller Ruhe nachhangen. Sie weilten bald bei der Gesellschaft, die ich ungern verlassen, und die mich gern zurückbehalten hätten; bald eilten sie vor mir her in mein Zimmer zu Hause, wo eine kaum begonnene, umfangreiche Arbeit, die bis morgen früh fertig sein mußte, mich erwartete. Dann wieder geriet ich nach meiner Weise ins Träumen, und die Finsternis, die mich umgab, schien meinen Phantasien ihr Gewand zu leihen. Die schwüle, regendicke Luft drückte schwerer und schwerer auf meine Seele. Ich sah die Zukunft sternenlos wie die Nacht. Gewaltsam suchte ich mich emporzuraffen und den Trübsinn abzuschütteln. — Deine Zukunft, rief ich, trägst du trotz alledem und alledem in dir; dein Schicksal, das bist du selbst, und deinem Willen müssen die Elemente selbst gehorchen.

Indem ich diese unsinnigen, frevlen Worte sprach, leuchtete aus der Gewitterschwärze gerade vor mir in meiner Augenhöhe ein roter Stern auf, der sofort größer und größer und heller und heller wurde, so groß und hell, daß die Bäume an der Wegseite deutlich hervortraten und das Pferd schnaubend stehen blieb. Dann, wie er aus dem Dunkel aufgetaucht, war er, ohne für mein Auge seinen Platz verändert zu haben, in dem Dunkel erloschen. Die Nacht lag wieder um mich, undurchdringlich wie zuvor.

Ich war infolge des seltsamen Zusammentreffens meiner Worte und des Phänomens so erstaunt, ja erschrocken gewesen, daß ich einige Zeit bedurfte, mich zu fassen und das Wunder zu erklären. Ich hatte ohne Zweifel ein Meteor gesehen, welches mit ungeheurer Geschwindigkeit seinen Lauf gerade auf mich zu genommen hatte, wie aus dem unglaublich raschen Wachsen und der völlig unveränderten Stellung bewiesen schien. Dennoch konnte ich, so glatt auch die Erklärung vonstatten ging, mich eines abergläubigen Schauders nicht erwehren, um so weniger, als das Schicksal, das ich herausgefordert, die Zukunft, an deren Pforten ich gerüttelt, mir doch keineswegs ein liebliches Antlitz gezeigt hatten. Ein Feuernebel, der spurlos verschwindet, nachdem er eine kürzeste Spanne Zeit sein trügerisches Licht ausgestrahlt — das war kein Bild, welches das Herz schwellen machen konnte. Und so blieb mir denn, da ich die Erscheinung zu meinen Gunsten zu deuten nicht vermochte, nichts übrig, als mich darauf zu besinnen, daß ich ja gerade in dem

Augenblicke mich vermessen, von dem Schicksal keine Gunst zu erwarten und zu verlangen, mithin auch seine Ungunst nicht zu fürchten brauche.

Ich hütete mich wohl, dem Freunde von dem kleinen Ereignisse zu sprechen; er würde mich nur wieder einmal wegen „meiner Leidenschaft für die Landstraße" gescholten haben, „durch die ich mich immer mehr zum Vagabunden und Hochstraßenritter qualifiziere, welche gloriose Laufbahn ich, wie billig, damit beginnen werde, daß ich durch das Examen falle".

Der Spott des Freundes war freilich nicht ohne Grund. Wie ich während des vergangenen Winters die Freuden unseres städtischen Gesellschaftskreises bis zur Übersättigung ausgekostet, so lockte mich während dieses letzten Sommers, den ich im elterlichen Hause verbringen sollte, das platte Land mit unwiderstehlicher Gewalt. War es die Unruhe, die in mir wühlte, war es die Vorahnung, daß mir nun auf lange Jahre hinaus die Quelle dieses Glückes versiegen würde — ich ließ keine Gelegenheit vorübergehen, bei den bukolischen Freunden draußen und somit zwischen den Feldern, in den Wäldern, unter dem freien Himmel zu sein.

Wenn der guten alten Stadt meiner Jugend der Titel einer Seestadt nur von Böswilligen angezweifelt werden konnte, so kam ihr der einer Landstadt dazumal noch in ganz besonderer Weise zu. Das bewiesen die zahlreich abgehaltenen, stark besuchten Vieh- und Pferdemärkte; die Riesensäcke, die zur Zeit des Wollmarktes auf den bestimmten Plätzen zu Bergen aufgetürmt waren; die langen Reihen vierspänniger kornbeladener Wagen, die fast täglich zur Stadt gefahren kamen; die Kornböden, welche unter den spitzen Giebeldächern zu drei, vier und mehr Stockwerken aufstiegen; die vielen Knechte vom Lande, die vor den Ausspannungen ihr Wesen trieben; die Herren in Stulpenstiefeln, denen man in den Konditoreien und vornehmeren Gasthäusern jeder Zeit begegnete.

Einen nicht ganz so praktisch wertvollen, aber desto glänzenderen Beweis, daß Stralsund das Zentrum eines großen und reichen ländlichen Kreises war, lieferten die in jedem Frühjahr abgehaltenen Wettrennen. War das „Vogelschießen" ein Stadtfest in jeglicher Hinsicht, so durfte man die Wettrennen als eines bezeichnen, welches die Landaristokratie sich selbst gab. Genauer: die ländliche Aristokratie Neu-Vorpommerns und Rügens, zu der das benachbarte Mecklenburg ein starkes Kontingent stellte im Verein mit, allerdings verein-

zelten, Standesgenossen, die aus Hinterpommern und der Mark herbeigeeilt waren, ja den langen Weg von Schlesien her nicht gescheut hatten. Selbstverständlich waren die Festgeber auch die eigentlichen und einzigen Akteurs dieser Wettspiele; aber da jede Schaustellung des Publikums bedarf, war die gute Gesellschaft der Stadt neben den Frauen und Töchtern der Schausteller auf der Tribüne willkommen, und das Volk, das in hellen Haufen herbeiströmte, wenigstens bis an die Stricke, welche die Bahn einfaßten, zugelassen.

Der Rennplatz lag am Ende derselben Vorstadt, durch die der Weg auch zur Vogelschießenwiese führte, die man passieren mußte, um zu jenem zu gelangen. Da entwickelte sich denn an den zwei oder drei dem Rennen gewidmeten Tagen ein ähnliches Treiben, wie zu seiner Zeit auf der Vogelwiese, aber doch ein weniger lebhaftes und gemütliches. Mit welchem Interesse auch der brave Bürger die Vorgänge verfolgte, unter den Jockeys und den Rennern seine Lieblinge hatte, in das Hurra der Menge, wenn der Sieger durch das Ziel schoß, lustig einstimmte — er hatte Frau und Töchter zu Hause lassen müssen. Auf der Tribüne hätten sie neben den adligen, den Offiziers- und Beamtendamen, den Honoratioren-Frauen und -Töchtern nicht den richtigen Platz gefunden, und dahin, wo er selbst mit seinen Jungen Posto gefaßt — in dem sehr gemischten Publikum längs der Bahnseile — konnte er wohl sie nicht mitnehmen. Er mußte sich damit begnügen, wenn er müde, durstig und verstaubt nach Hause gekommen war, den Frauen von den Herrlichkeiten, deren Zeuge er draußen gewesen, mündlich zu berichten.

Von dem Damenflor auf der Tribüne, in dessen Mitte die Fürstin von Putbus gethront hat, an ihrer Seite zur Rechten die Generalin von B. Exzellenz, zur Linken die Gräfin von K. Er kennt und nennt sie alle bei Namen; kennt und nennt die Herren Grafen und Barone, die sich zu den Damen gesellt, ihnen den Hof gemacht, Buketts und Erfrischungen gereicht haben. Er kennt und nennt die Besitzer der Pferde, die gesiegt haben, beinahe — um eine Pferde-, um eine Kopfeslänge nur — gesiegt hätten, an der ersten, zweiten, dritten „Ecke“ aus der Bahn gebrochen sind. Er weiß sogar die Farben anzugeben, welche den einen Jockey auf hundert Schritte vor dem anderen kenntlich machten: schwarz mit roter, blau mit gelber, karmoisin mit grüner Kappe. Und nun das „Herrenrennen“ gar „mit Hindernissen“, von dem er leider auf seinem niedrigen Standpunkte nur den Ausgang gesehen hat, als der Graf B. durch das Ziel schoß, den roten Frack, die weißen Inexpressiblen,

die hohen Glanzlackstiefel — alles mit einer schwarzen Kruste überzogen. Denn er ist — tollkühn, wie immer, — durch das Moor geritten, um das die anderen einen weiten Bogen machten, und da hat er dann freilich — wie immer — siegen müssen.

Der gute Bürger ist voll von seinen Erlebnissen; aber am meisten haben ihm doch die Karossen imponiert, in denen die adeligen Herrschaften zum Renneu gefahren kamen. Das war ein Staat gewesen: die glänzende Seide drinnen und die großen bunten Wappen auf den Türen! Und unter „lang englisch", d. h. vier Pferden vor dem Wagen, hatte es keiner getan. Einige hatten auch Gespanne von sechs gehabt, die selbstverständlich, wie jene auch, von Jockeys aus den Sätteln gelenkt wurden, während die beiden Bedienten auf dem Bock mit untergeschlagenen Armen müßig saßen, und ein oder auch zwei Spitzreiter vor dem Wagen her trabten.

So erzählte der brave Bürger. Wir jungen Leute aber hätten jede etwaige Lücke in seinem Gedächtnis sofort zu füllen vermocht. Wir hatten von der Tribüne aus das famose Herrenreiten in all seinen interessanten Einzelnheiten, überraschenden Peripetien und effektvollen Katastrophen übersehen können. Und wenn er die Namen der Renner nicht schuldig blieb, so kannten wir den Stammbaum der edlen Vierfüßler und wußten, daß der Blacklock vom Brownlock aus der Semiramis und die Miß Jane vom Robin Hood aus der Bride of Abydos erzielt war.

Dann waren die zwei oder drei aufregenden Tage vorüber. Die Tribüne, die Zelte wurden abgebrochen; die Vorrichtungen auf dem Sattelplatz, die Pfähle mit ihren Stricken entfernt; auf dem Plan, wo das Vollblut gezeigt hatte, wie unermeßlich es jedem anderen Blut überlegen sei, weidete gemeines Rindvieh; und die von ows und itz und witz waren zu ihren Edelsitzen, von denen sie zu dem Stadtvolk herabgestiegen, in ihren Staatskarossen zurückgekehrt.

Denn keiner von ihnen, außer ein paar ganz abgehausten, die nicht mehr mitzählten, wohnte dauernd in der Stadt. Nur einige wenige kamen im Herbst mit den Krähen herein, bezogen ihre während des Sommers nur von einem Kastellan bewachten Hotels, sich dort für den Winter mit Kindern, Gouvernanten, Hauslehrern und Dienerschaft einzurichten, das halbe Dutzend der Privatequipagen in der Stadt auf ein ganzes zu bringen und einen intimen Zirkel zu bilden, der sich nur den Offiziereu der Garnison und etwa den höheren Regierungsbeamten mit ihren Damen bei besonderen Gelegenheiten erschloß.

Die Sonne leuchtet bekanntlich am effektvollsten, wenn sie in

Begriff ist, am Horizonte zu verschwinden. So waren auch diese letzten dreißiger und ersten vierziger Jahre vielleicht der glanzvollste Silberblick des neuvorpommersch-rügenschen Adels. Seitdem haben die Zeitstürme grausam in dem Hochwalde gehaust; manchen stattlichen Baum seiner Zweige und Blätter beraubt, daß er dasteht „ein entlaubter Stamm"; nicht wenige gar zu Boden gestreckt und demokratisch-plebejisches Unkraut wuchert darüber hin.

Wie waren doch wohl diese Herrschaften zu dem Glanz gekommen, den sie auf der Rennbahn, ihren Schlössern, ihren Stadthotels damals entfalten durften und gegen den Ansturm einer völlig veränderten Zeit nicht oder doch nur zum Teil bis auf den heutigen Tag behaupten konnten?

Ich möchte den Verdacht des Adelshasses, in welchem ich stehe, nicht über seine nachweisbare Berechtigung unberechtigterweise vermehrt sehen. So lasse ich denn hier ausnahmsweise statt meiner einen anderen reden: den braven E. M. Arndt, den jetzt wohl niemand mehr des Radikalismus zeihen wird.

Er aber berichtet in seinen „Erinnerungen aus dem äußeren Leben" S. 94 ff.:

„Wir finden in jenem sechzehnten Jahrhundert beides in Pommern und Rügen eine Menge einzelne Höfe und ganze Dörfer, wovon um die Mitte des siebzehnten auch keine Spur mehr da ist. Nach der Erlöschung des alten Herrscherstammes empfingen die Schweden durch die Friedensschlüsse, welche den scheußlichen Dreißigjährigen Krieg endigten, das Land verwüstet, entvölkert und verknechtet. In solchem Zustande übernahmen es die Schweden, der früheren deutschen Zustände weder kundig noch sorglich. Auch die besten ihrer Verwalter und Einrichter wurden von den Vorteilen und Ansichten des pommerschen Adels und der pommerschen Juristen (worunter der berühmte Möve, später Mevius, obenan steht), welche an die deutschen Acker- und Landverhältnisse ganz das Maß des späteren römischen Rechts legten, damals und in den folgenden Zeiten geleitet. So sind die wenigen leidlich oder mittelmäßig freien Leute in dieser Landschaft auf dem Lande fast ganz verschwunden, und alle Rechte, die wenigstens als Brauch und Herkommen noch bestanden hatten, in die böseste und unermeßlichste Knechtschaft hinein verdeutet. So ist es denn geschehen, besonders seit dem Schluß des Siebenjährigen Krieges, seit den Jahren 1760 bis in die von 1790 hinein, daß der Bauerstand nicht nur allenthalben mit ungemessener Dienstbarkeit belastet, sondern durch Verwandlung der Dörfer in große Pacht- und Rittergüter endlich sehr

zerstört worden. Diese Wut des sogenannten Bauernlegens (quasi castratio) herrschte nicht bloß bei den einzelnen Besitzern vom Ritterstande, sondern ergriff auch die Verwaltung des Domanii und der Güter der Städte und Stifter, wiewohl die Bauern, welche in den letztgenannten Besitzungen noch übrig sind, nicht mit ungemessener Willkür behandelt und mißhandelt werden durften. Kurz für das schwedische Pommern galt noch um das Jahr 1800 der Lichtenbergische Scherz in seiner vollen Bedeutung einer hübschen Preisfrage: ‚Eine Salbe zu erfinden zur Einschmierung der Bauern, damit sie drei, viermal im Jahre geschoren werden könnten'".

„Diese Greulichkeit hatte ich mit angesehen und sie hatte mich empört. In Rügen war noch in meinen Tagen eine Menge Dörfer verschwunden und die Bewohner der Höfe waren als arme heimatlose Leute davon getrieben, so daß die früher Knechte gehalten hatten, nun selbst auf den großen Höfen wieder als Knechte und Mägde dienen mußten. Ja, es gab Edelleute, welche große Dörfer ordentlich auf Spekulation kauften, Wohnungen und Gärten schleiften, große und prächtige Höfe bauten, und diese dann mit dem Gewinn von 20000 bis 30000 Talern wieder verkauften. Dies veranlaßte an mehreren Stellen förmliche Bauernaufruhre, welche durch Soldatenentsendungen und Einkerkerungen gedämpft werden mußten. Auch wurden, wie es munkelte — was aber des verhaßten Gegenstandes wegen vertuscht ward — einzelne böse Edelleute und Pächter gelegentlich wie Tiberius durch nächtliche Überfälle unter Kissen erstickt. Aber dergleichen Greulichkeiten waren nur eine kurze Warnung, und die Dinge liefen darum nichtsdestoweniger ihren gewöhnlichen häßlichen Lauf."

Dies düstere Gemälde der pommersch-rügenschen Zustände aus dem Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts paßte nun wohl nicht mehr auf die Verhältnisse der Zeit, von welcher ich spreche; aber der dunkeln Flecken waren noch mehr als wünschenswert zurückgeblieben. Noch immer fehlte (und fehlt es bis auf den heutigen Tag) in jener Gegend an Bauerndörfern, wie wir sie in Thüringen, Sachsen und sonst finden. Man müßte denn etwa die kleinen Landstädte: Grimmen, Garz usw. dafür nehmen, die allerdings kaum mehr Einwohner haben, als manche jener Dörfer, und deren Einwohner zum größten Teil Ackerbürger sind. Die löblichen Versuche, welche die Regierung zu wiederholten Malen gemacht, durch Parzellierung großer Güter einen Stamm selbständiger Bauern zu schaffen, waren jedesmal, sei es durch Ungeschicktheit der ersten Einrichtung, sei es, weil man beim besten Willen

das passende widerstandsfähige Menschenmaterial nicht beschaffen konnte, kläglich gescheitert. Es blieb bei ganz vereinzelten Bauerstellen und den Büdnern, die hier und da auf den Gütern in geringer Zahl angesiedelt waren. Das ganze übrige Land mit dem genannten verschwindend kleinen Prozentsatz war eben, in sehr verschiedenen Abmessungen selbstverständlich, in den Händen der adligen und unadligen Ritterguts- und Gutsbesitzer; oder es waren Staatsdomänen, oder städtische, endlich Güter der toten Hand: der Kirchen, Klöster und Stifte, von den betreffenden Pächtern bewirtschaftet.

Diese Güter ähneln sich — abgesehen von ihrer verschiedenen Größe — zum Verwechseln, da die Bodenformation so ziemlich überall dieselbe ist, die Kultur allenthalben in der gleichen Weise getrieben wird, und ebenso die Baulichkeiten der Höfe denselben Charakter tragen. Auf der einen Seite des meist offenen Hofes das Herrenhaus, welches nur in verhältnismäßig wenigen Fällen auf alten Edelsitzen ein schloßartiges Ansehen hat, für gewöhnlich aber ein sehr einfaches, meistens nur einstöckiges und — und ich spreche von der Zeit vor einem halben Jahrhundert — nicht selten mit Stroh gedecktes Gebäude ist. Neben und etwas hinter dem Herrenhause das selbstverständlich noch viel bescheidenere Leutehaus. Die drei anderen Seiten des Hofes werden von den Scheunen, den verschiedenen Ställen, den Schuppen für die Wagen, die Stellmacherei und sonstige ländliche Vorrichtungen eingenommen. Unmittelbar hinter dem Herrenhause liegt der Garten von meist ziemlich großer Ausdehnung, je nach Geschmack und Laune des Hausherrn und der Hausfrau gut oder schlecht gehalten. Das letztere ist der weitaus häufigere Fall. Ich kenne solche, wo die Verwilderung ordentlich einen poetischen Grad erreicht hatte, und nur die zerbrochenen Marmorstatuen in dem wuchernden Grase fehlten, um den sinnigen Betrachter in das erste Kapitel der Achimschen „Gräfin Doloros“ zu versetzen. Daß der Garten sich auf jenen vornehmen Edelsitzen zu einer Art von Park auswuchs, bedarf kaum der Erwähnung.

In einiger Entfernung vom Hofe liegen die „Kathen“, d. h. die Wohnungen der zu dem Gut gehörenden und auf dem Gut beschäftigten Arbeiter — ein Dörfchen, verschieden in der Zahl der Häuschen, je nach der Zahl der Köpfe, denen sie Obdach gewähren sollen. Noch mehr verschieden — denn die Differenz der Kopfzahl ist meistens nicht groß — in ihrem Aussehen und Zustande. Bei guten Herrschaften, die etwas auf sich und ihre Leute halten, sind die Häuschen bei aller Bescheidenheit sauber geweißt, mit ordentlichen Türen, Fenstern und mit Schornsteinen auf dem Strohdach.

Die beiden Gärtchen rechts und links von der Haustür — es wohnen fast immer zwei Familien unter demselben Dach, — sind anständig gehalten; auch an ein paar Sonnenblumen oder gar Nelken und Levkojenstauden fehlt es nicht. Die Ställchen hinter oder neben dem Häuschen sind in gutem Stande, die Düngerhaufen regelrecht geschichtet, die Wege durch das Dörfchen, außer bei ganz schlechtem Wetter, selbst für Damenfüße passierbar. Aber bei Herrschaften, die nicht gut, die geizig oder faul oder zu dumm sind, um einzusehen, daß, von der Menschlichkeit zu schweigen, das Wohlbefinden der Leute ihr eigener Vorteil ist und umgekehrt — da sah es bös aus in dem Dorfe, manchmal so bös, wollte ich es beschreiben, ich würde dem Verdacht böswilliger Übertreibung schwerlich entgehen. Nur so viel darf ich sagen, daß der Torfrauch, der sich in Ermangelung eines Schornsteins durch die in der oberen Hälfte stets geöffnete Tür und die mit Papier und Lumpen verstopften Fenster einen Ausgang verschaffen mußte, in diesen Höhlen menschlichen Elends noch lange nicht das schlimmste war.

Denn mit dem materiellen Elend Hand in Hand ging die moralische Verderbnis, die außerdem in dem eigentümlichen Verhältnis, in welchem Gutsherrschaft und Kathenleute zueinander standen, reichliche Nahrung fand. Die Klarlegung dieses Verhältnisses in seinen Einzelheiten würde die wenigsten meiner Leser interessieren. So verzichte ich darauf, eine solche zu versuchen. In der Kürze läßt sich nur sagen: es war, wenn auch zu Recht nicht mehr bestehend, in Wirklichkeit das mittelalterlich-feudale der Herren zu ihren Hörigen und vice versa. Die Grenze, wo die Rechte jener und die Pflichten dieser und umgekehrt aufhörten und anfingen, war weniger durch das Gesetz als durch Herkommen und Brauch geregelt. Daß es in diesem Wirrwarr zwischen den beiden Parteien zu beständigen Streitigkeiten und Häkeleien kommen mußte, erscheint ebenso selbstverständlich, wie, daß die endgültige Entscheidung beständig zugunsten des Stärkeren ausfiel. Unterlag doch die übrigens garantierte Freizügigkeit noch besonders erschwerenden Einschränkungen; und verbot sich eigentlich ganz von selbst für Leute, denen ihre dem Hof geleisteten Dienste nicht mit barem Geld vergütet wurden, sondern durch die Wohnung, die sie im Kathen hatten, das Schwein, das man ihnen lieferte, die Gänse, die sie im Herbst auf die Stoppelfelder treiben durften und Ähnliches, wodurch sie gerade so an diese Scholle gefesselt waren, wie es bereits ihre Väter gewesen und ihre Kinder wiederum sein würden.

Die materielle Abhängigkeit war weitaus nicht die schlimmste

Seite des Systems, schon deshalb nicht, weil sich die Leute bei guten Herrschaften — wir wollen also annehmen: in vielen Fällen — auf diese Weise sehr viel besser standen, als sie es auf eigenen Füßen getan haben würden. Unendlich viel besser, als z. B. die armen Nägelschmiede auf dem Eichsfelde, ja selbst als mancher Thüringer Bauer, der dem Himmel danken würde, wenn er ihm im Laufe des ganzen Jahres soviel Fleisch und Speck bescherte, wie der pommersche halbhörige Knecht allein während der Erntezeit verzehren durfte.

Nein, das Schlimmere war die verderbliche Wirkung, welche dies Abhängigkeitsverhältnis hinüber und herüber auf die Moral der Beteiligten hatte: auf der einen Seite erzeugend und nährend den Stumpf- und Knechtssinn, der sich alles bieten läßt, sich jeder eigenen Verantwortung entschlägt, alles von oben erwartet, gar nicht auf den Gedanken kommt, daß der Mensch eigene Kräfte hat, die er üben, denen er vertrauen soll und muß, um so seines Glückes Schmied zu werden. Auf der anderen den nicht weniger stumpfen und dummen Hoch- und Herrenmut, mit dem der im Besitze der Macht ist, sich auch allweise dünkt; auf sie, die sich zu der Sklaverei hergeben, als auf Sklaven herabsieht, an denen man seine böse Laune sultansmäßig auslassen kann. Und ein Sultan hat ja auch andere Launen, die das Wohlleben, der Müßiggang und die Langeweile erzeugen und üppig nähren. Warum auch nicht ihnen den Zügel schießen lassen? in dieser weltabgeschiedenen Einsamkeit, wo selbst der Entsetzensschrei der gekränkten Unschuld hilflos verhallen würde? Und schließlich, bei wem sollte sich denn die gekränkte Unschuld — wenn es dergleichen überhaupt gäbe — beklagen? Doch nicht bei dem Herrn über den Herrn selber?

Nein, es wird nicht zur Klage kommen. Denn das ist ja nun das Schlimmste von dem Schlimmen, das diese Paschawirtschaft in der allgemeinen Meinung nicht die strenge Verurteilung findet, die sie verdient; daß sie von den Vielen hingenommen wird als etwas, was des Landes eben der Brauch ist; und die, welche dafür halten, es sei, wie so manches andere noch, ein schlechter Brauch, lieber schweigen, als eine Opposition machen, von deren Erfolglosigkeit sie von vornherein überzeugt sein dürfen.

Lag Stralsund, wie wir bereits gesehen, schon recht weit ab von dem Zentrum des geistigen Lebens der Nation, so kann sich, wer es nicht schaudernd selbst beobachtet, von der Weltabgeschiedenheit, in der der Pächter, der Gutsbesitzer so hinvegetierte, kaum eine entsprechende Vorstellung machen. Hier war von einer Teilnahme

an den Welthändeln, an der Politik des eigenen Volkes keine leiseste Rede, wofür man dann nicht müde wurde, die erbärmlichsten Kirchturminteressen jahraus, jahrein und tagaus, tagein zu durchsprechen. Literatur und Kunst kannte man nicht einmal vom Hörensagen. Die Evolutionen des Handels, die Fortschritte der Industrie, — man wußte nichts von ihnen in diesem Lande, wo man noch nie eine Lokomotive gesehen hatte und ein Fabrikschornstein eine Fabel war. Weshalb sollte man sich um so fernliegende Dinge bekümmern? Der Acker gab jedes Jahr seine reichliche Ernte; die Schafe lieferten so viel Wolle, daß man aus dem Ertrage der letzteren allein oft genug die Pacht bezahlen oder die Hypothekenzinsen decken konnte und die Erträge von dem Korn und dem übrigen getrost vertun durfte. Das tat man denn in aller Ruhe und Behaglichkeit, ohne kaum je zu fragen, ob zum Schluß des Jahres „die beiden Enden zusammenpassen würden“, wie der Engländer sagt. Eine geregelte Buchführung mußte als Ausnahme gelten; die doppelte existierte wohl nirgends. Es war ja Geld im Überfluß da; nur das ganz überflüssige trug man zu einem Advokaten der nächsten Stadt. Der mochte es dann einschließen und wieder damit herausrücken, wenn man es einmal bedürfen würde. Das war so bequem. Manchmal freilich hatte man damit auch seinen großen Ärger. Der Advokat erklärte eines Tages, kein Geld mehr in der Kasse zu haben; ja, man habe seine Einlagen schon um so und so viel überschritten. Nun kramt man die Notizen, die man sich gemacht hat, aus den Westentaschen und aus den Schubfächern des stets offenen Schreibpultes zusammen. Man rechnet. Das mit saurem Schweiß nach vielen vergeblichen Ansätzen endlich gefundene Resultat stimmt nicht mit der Aufstellung des Advokaten. Sollte der Mann ein Schelm sein? Manche behaupten es. Aber was ist zu machen? Der Mann ist der einzige seines Zeichens in meilenweitem Umkreise. Man würde ihm doch immer wieder in die Hände fallen. So sträubt man sich denn lieber gar nicht erst gegen das Unvermeidliche, sondern fährt (oder reitet) zu Nachbar Hinz (oder Kunz) und läßt sich von ihnen geben, was für den Augenblick fehlt. Hinz und Kunz werden es vorkommenden Falles genau ebenso machen.

Denn leben und leben lassen ist die Devise. Das erstere selbstverständlich in erster, das andere in zweiter Linie und wesentlich in das Programm aufgenommen, weil es, soll das erstere nicht ganz im Sumpf der Langenweile stecken bleiben, Vorspanndienste leisten muß. Deshalb ein ausgiebiges Besuchen der benachbarten Familien von Haus zu Haus und eine Gastfreundschaft, die man wohl un-

begrenzt nennen darf, da selbst in den schwierigsten Fällen, wenn die Grenze der Leistungsfähigkeit längst überschritten scheint, noch immer Rat geschafft wird. In dem Augenblicke, wo man mit der Familie auf Besuch fahren will, kommt eine andere in derselben Absicht. Man bleibt zuhause, behält den Besuch bei sich, schickt zu der Familie, die man besuchen wollte, und bittet sie zu kommen. Sie kommt, andere Ungebetene kommen dazu. Man wollte in Gesellschaft gehen und hat statt dessen selbst eine von dreißig, vierzig, fünfzig Personen. Je mehr, je besser.

Dann gibt es Besuche, die nicht bloß den Abend und etwa auch die Nacht bleiben. Ein nicht einmal sehr naher Nachbar, der es gar zu arg getrieben und die Differenz, die im Laufe der Jahre zwischen dem Resultat seiner konfusen Rechnungen und dem der advokatorischen entstanden ist, schlechterdings nicht mehr hat ausgleichen können, kommt eines Abends — zu Fuß, der sonst nur mit vier Pferden fuhr, — und meldet sich zum Besuch. Auf ein paar Tage nur. Bis er seine Angelegenheiten, die freilich ein wenig stark zerrüttet sind, geordnet haben wird. Seit jenem Abend sind zehn, sind zwanzig Jahre vergangen. Die Frau des Abgehausten (die damals nach Hinterpommern zu Verwandten gegangen war) ist längst gestorben; die Kinder (die man bei anderen Verwandten untergebracht hatte) sind ebenfalls tot oder in die weite Welt gewandert. Er selbst lebt noch und noch immer auf demselben Gute bei demselben Freunde, zu dem er vor zwanzig Jahren zum Besuch auf acht Tage kam. Sie sind inzwischen alte Leute geworden, und das früher auf Gleichheit gestellte Freundschaftsverhältnis hat sich ein wenig zu Ungunsten des Gastes verschoben. Wenn er füglich nach zwanzig Jahren nicht mehr als Gast angesehen und als solcher behandelt werden kann, so gehört er doch auch noch immer nicht zur eigentlichen Familie. Aber er hat sein eigenes Zimmer auf dem Giebel, vorausgesetzt, daß er es nicht gelegentlich mit den vorübergehenden Gästen teilen muß. Er findet seinen Platz unten am Tisch immer bereit. Er hat einzuspringen, wenn beim Boston der vierte Mann fehlt, und den großen Vorteil, nie eigenes Geld verlieren zu können, da er stets auf Rechnung und Gefahr seines Gastfreundes spielt. Mit der Hausfrau, mit den Kindern (die schon längst keine Kinder mehr sind) steht er gut. Sie behandeln ihn manchmal ein wenig schroff und obenhin. Aber, lieber Gott, große Ansprüche kann er nicht machen und macht sie auch nicht. Er begnügt sich mit dem Bewußtsein, nun schon so lange das stets dienstwillige Faktotum des ganzen Hauses gewesen zu sein und so manches, was schief war und

ging, in aller Stille zurecht gerückt und in Schick gebracht zu haben. Er ist sicher, daß, wenn er dereinst stirbt, er anständig begraben werden wird; und hofft, daß Liesching, die jüngste, die er immer besonders lieb gehabt hat, ihm aus den blauen, siebzehnjährigen Augen ein paar herzliche Tränen nachweinen wird.

Was ich da erzähle, ist kein Phantasiestück. Ich habe einen solchen Fall selbst erlebt; andere, diesem durchaus ähnliche, sind mir von glaubwürdigen Zeugen verbürgt worden. Ich kannte eine andere weitverzweigte Familie, in deren Häusern ein alter abgehauster Vetter nicht seit zwanzig, sondern seit fünfzig Jahren aus- und einging, dergestalt, daß er jetzt in dem einen, dann in dem anderen und so weiter, bald Wochen, bald Monate zubrachte. Es war ein uralter Mann, der in seiner Jugend sehr schön gewesen sein mußte und, trotzdem ihn die Jahre stark gebeugt hatten, noch immer seine sechs Fuß und darüber maß. Eine Generation hatte ihn der anderen überliefert, er war jetzt teilweise schon bei der dritten angekommen, und wurde von allen, jung und alt, gleicherweise „Vetter" genannt. Seine manchmal meilenweiten Wanderungen von einem Gute zum anderen machte er stets zu Fuß; überraschte ihn die Nacht, bevor er am Ziel war, schlief er auch wohl im Walde. Von seinem ganzen früher stattlichen Besitz hatte er nichts auf der Welt gerettet als eine grausam geprüfte Jagdtasche und eine lange einläufige Flinte, aus der er noch immer keinen Schuß vergebens tat. Er wußte wundersame Geschichten aus den Befreiungskriegen zu erzählen, ja von Friedrich dem Großen, den er in Potsdam noch selbst gesehen hatte. Und ich glaube, wenn er von Karl dem Großen zu erzählen angefangen hätte, ich würde mich kaum gewundert haben.

Die gewaltige Lebenskraft dieses Uralten galt den Kreisen, in denen er sich bewegte, als nichts Besonderes. Am wenigsten seiner Familie, an der denn freilich die Natur ein übriges getan hatte. Sie wurde zu meiner Zeit durch sechs Brüder repräsentiert, sämtlich Männer in den besten Jahren, alle schön und von stattlichster Erscheinung, einige wahre Enakssöhne mit den entsprechenden Riesenkräften. Der eine stellte einen ausgewachsenen Mann, den er in seine flache Hand treten ließ, ihn so vom Boden aufhebend, mit der anderen Hand nur soweit nachhelfend, daß der betreffende das Gleichgewicht nicht verlor, auf einen Tisch, als ob es eine Puppe wäre. Ein zweiter hob ein starkes Pferd, dessen Brust er, es mit beiden Armen hinter den Vorderbeinen packend, gegen die eigene drückte, empor und hielt es eine Zeitlang so, wie ungebärdig sich

auch das Tier gegen die unbequeme Stellung sträubte. Den dritten vermochten vier kräftige Männer, so sehr sie sich auch mühten, nicht vom Platze zu rücken. Dabei waren alle auch geistig begabte Menschen, die freilich, was bei so überkräftigen Naturen begreiflich ist, gelegentlich in Berserkerzorn geraten konnten, im übrigen gutmütig, ja ritterlich großherzig, wie sie denn auch sonst, sowohl in ihren Tugenden als Untugenden, sich zu mittelalterlichen Faustrechtsrittern ganz vorzüglich geeignet haben würden. Doch stammten sie nicht von Rittern ab. Ihr Vater war ein einfacher kleiner Pächter — einige sagten Schäfer — gewesen, der es zu so großem Besitz gebracht hatte, daß er jedem seiner Söhne ein prächtiges Rittergut hinterlassen konnte. Es sollte dabei, wie bei der schnellen Schaffung aller großer Vermögen, nicht ganz in der Ordnung zugegangen sein. Man munkelte von einer gefundenen Kriegskasse. Dem Schauerlichen zugeneigte Gemüter ließen es nicht bei dem Finden bewenden, sondern besagte Kasse erst nach einem Kampf, den sich jeder nach Bedürfnis blutig ausmalen mochte, in die Hände des Räubers gelangen. Das waren selbstverständlich bloße Hirngespinste. Der erworbene Reichtum hatte keinen anderen Entstehungsgrund als die überlegene Klugheit des Mannes, der die Verhältnisse nach dem Kriege, wo große Güter von den verarmten Besitzern für ein geringes dahingegeben werden mußten, zu seinem Vorteil auszunutzen verstanden hatte. Wenn dabei wirklich der Notlage der Verkäufer von dem Käufer nicht immer die gebührende christliche Rechnung getragen war, so machten dafür die Söhne von dem illiberalen Erwerb des Vaters den liberalsten Gebrauch. Was pommersche Gastfreundschaft bedeute, konnte man auf ihren Gütern lernen. Und ging es dabei in ein für die Gastgeber verderbliches Übermaß — ich habe wahrlich nicht das Recht, sie zu schelten, der ich so oft auf Tage und Wochen ihr Gast gewesen bin.

Überhaupt muß ich mich, wenn ich es jetzt nachrechne, fast wundern, wieviel Zeit ich während meiner Schulzeit auf dem Lande verbracht habe. Es scheint, daß ich, wenigstens während der letzten Jahre, alle Ferien dort verlebte. Dazu gehörten selbstverständlich Verbindungen mit dem Lande.

In der guten Stadt erfreute sich solcher so ziemlich jeder in Gestalt irgend eines Onkels, Vetters, der da oder dort sein Gut, seine Domäne oder sonstige Pachtung hatte. In der Schule saß man unter drei Malen mindestens einmal neben einem Guts- besitzers- oder Pächterssohn. Vorzüglich in den unteren Klassen. Die schrofferen Stufen zu den höheren erklommen die jungen Herren

vom Lande nur ungern. Wenn sie sich die Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Dienst errungen hatten — was damals, erinnere ich mich recht, bereits mit dem Zeugnis der Reife für die Sekunda der Fall war — brachen sie durch, wie der Rennbahnausdruck lautet, um an den mütterlichen Fleischtöpfen sich von der schmalen Pensionskost zu erholen. Manche brachten es auch nicht einmal so weit und wollten lieber drei Jahre dienen, als mit den vertrackten Zumptregeln noch länger gequält werden.

Meine erste ländliche Verbindung war durch einen Freund in der Unterquarta vermittelt worden, der mich in den Sommerferien mit auf das elterliche Gut nahm. Ich hätte es kaum schlimmer treffen können. Die Familienverhältnisse waren ebenso zerrüttet, wie es, glaube ich, die ökonomischen waren. Noch jetzt denke ich mit Schaudern an das große Haus, in dessen öden, liebeleeren Räumen die vier grauen Schwestern aus dem Finale des Faust ihr unheimliches Wesen zu treiben schienen. Auch hielt ich es kaum die Hälfte der bestimmten Zeit aus, indem ich die Eltern in einem heimlich abgesandten Briefe bat, mich unter irgend einem Vorwand zurückzurufen.

Eine zweite Verbindung sollte sich desto günstiger und zu einer dauernden für mein Leben gestalten.

Ich habe in der Reihe meiner Geschwister ein Mitglied vergessen, das allerdings, streng genommen, nicht einmal mit uns verwandt war, aber durchaus als zu uns gehörig von uns und von den Eltern betrachtet wurde, sich auch selbst nicht anders ansehen konnte. Es war dies der Sohn aus einer zweiten Ehe des Gatten einer Schwester meines Vaters. Nach dem frühen Tode seiner Eltern, eine neunjährige, mittellose Waise zurückgeblieben, hatte sich der stets hilfsbereite Vater seiner angenommen und diesen seinen Pflegesohn mit in die eigene Ehe gebracht, wo er, nun schon ein Knabe-Jüngling, ausgestattet mit reichsten Naturgaben jeder Art, auch sofort ein Liebling meiner Mutter wurde. Da er so viel älter war als wir, hatten wir ihn, der in Berlin die Bauschule besuchte, sich dann als junger Architekt bewähren mußte, nur vorübergehend gesehen. Jetzt nach zurückgelegtem Staatsexamen kam er in unsere gute Stadt, um unter dem Vater zu arbeiten. Hier lernte er die Tochter eines wohlhabenden Landmanns kennen, der eine der bedeutendsten Domänen des Bezirks in Pacht gehabt hatte. Er selbst war bereits tot, die Pacht an seine Witwe übergegangen, oder bereits an den ältesten Sohn, den Bruder des jungen Mädchens, das mein Pflegebruder dann bald als Gattin heimführte.

So hatten wir Fremdlinge denn sogar das Glück, mit einer alten pommerschen Familie in eine Art von verwandtschaftlichem Verhältnis zu treten, das, allerdings erst nach einer Reihe von Jahren, ein noch engeres werden sollte, als mein jüngster Bruder eine Nichte der Gattin unseres Pflegebruders heiratete. Indessen waren die Beziehungen bereits jetzt hinreichend, um einen beständigen Verkehr zwischen den beiden Familien aufrecht zu erhalten und speziell mir Gelegenheit zu geben, mich mit dem Leben auf dem Lande allmählich immer vertrauter zu machen.

Aber auch ohnedies hätte die Stellung meines Vaters solche Gelegenheit vielfach herbeiführen müssen. War doch alles, was die Bauten auf den zahlreichen Domänen betraf, seiner amtlichen Sorge anvertraut. Da konnte es denn nicht ausbleiben, daß sich der offizielle Verkehr hin und wieder zu einem freundschaftlichen gestaltete, der vielleicht etwas Verfängliches gehabt hätte, wäre der Vater der Mann gewesen, sich durch Rücksichten irgend welcher Art in dienstlichen Angelegenheiten beeinflussen zu lassen. Dies war so wenig der Fall, daß ich jene ihm näher stehenden oft im Ernst und Scherz habe klagen und sagen hören: Der Vater gehe mit ihnen strenger ins Gericht als mit den anderen. Überdies waren diese Männer fast ausnahmlos gleichzeitig Besitzer eines eigenen Gutes, manchmal mehrerer Güter und durch ihre Wohlhabenheit vor dem Verdacht der Liebedienerei geschützt. Auch hatte fast immer der neutrale Boden der Jagd — denn alle waren sie, wie mein Vater, leidenschaftliche Jäger — die intimere Bekanntschaft vermittelt. Und da es nun fast in allen diesen Familien junge Leute unseres Alters gab, war es das Natürlichste von der Welt, daß auch wir einander kennen lernten und es an Einladungen hinüber und herüber nicht fehlte.

Doch beschränkte sich unser ländlicher Umgang nicht auf den so beschriebenen Kreis, der freilich durchweg aus bürgerlichen Leuten bestand. Auch mit manchen Mitgliedern der Aristokratie flogen die Eltern einen Verkehr, der auf einer winterlichen Gesellschaft in der Stadt angeknüpft sein mochte und ebenfalls, da man aneinander Geschmack gewonnen, zu sommerlichen Besuchen führte. So erinnere ich mich besonders lebhaft eines alten liebenswürdigen Herrn, der in Wittow auf Rügen reich begütert war. Der gute Mann, längst Witwer und, ohne Söhne, nach der Verheiratung seiner Töchter wieder vereinsamt, liebte es, Kinder oder doch junges Volk um sich zu sehen, und so habe denn auch ich manche Woche auf seinem Schloß zubringen dürfen. Es ist das Schloß Grenwitz der „Proble-

matischen Naturen". Ich habe es getreu nach der Natur abkonterfeit, außer daß ich es ein oder zwei Jahrhunderte älter machte, als es in Wirklichkeit war, und den Wirtschaftshof, der eigentlich innerhalb der ungeheuren, aus der Heidenzeit stammenden Umwallung lag, außerhalb derselben verlegte, um dem Schloßgarten eine größere Ausdehnung geben zu können, vielleicht auch nur, die zarten Seelen meiner Gestalten durch die unliebsame Nähe von Dunghaufen nicht zu beleidigen. Die Gesellschaft auf dem Schlosse war aber keineswegs die des Romans, wenn sie auch mit Ausnahme meiner Eltern durchweg aus Adligen bestand: benachbarten Herrschaften, den Töchtern des alten Herrn mit ihren Gatten und deren Kindern, seinen Enkeln und Enkelinnen.

So hatte unter anderem auch die Lage des Schlosses in Wirklichkeit nichts Malerisches, wie denn die rügensche Landschaft keineswegs durchweg reizvoll ist, und die neuvorpommersche nun gar bis auf Ausnahmspunkte jedes Reizes entbehrt. In den Augen wenigstens des verwöhnten Reisenden. Für mich, der ich doch inzwischen recht viel Herrlichstes landschaftlicher Schönheit zu sehen Gelegenheit hatte, ruht noch heute in der Erinnerung auf den pommerschen Gefilden ein ganz eigener Zauber, den nach- und mitempfinden wohl nur kann, wer, wie ich, sein jugendfrisches Gemüt von ihm einspinnen lassen durfte. Damals, wo die tiefe Stille, in der die Landschaft, wohin immer nur der Blick schweifte, wie in einem Gottesfrieden eingebettet lag, durch kein Geklapper einer ländlichen Dampfmaschine, geschweige denn durch das Rasseln von Eisenbahnzügen, oder das Gefauche von Fabrikschornsteinen je gestört. Die tiefe Stille, die abgrundtief schien, wenn man den Gesang der aufsteigenden Lerche noch vernehmen konnte, nachdem sie längst dem spähenden Blick im Ätherraum verschwunden war, oder man dem Schwirren der Zikaden in dem Korne lauschte, oder dem Rascheln der Ähren, die ein sanfter Wind kaum merklich bewegte. Wie liebte ich diese Kornfelder, die hier, wo der Boden gleich auf vielen Morgen mit derselben Saat bestellt wird, nicht, wie in vielen Gegenden, in bunter Folge mit anderen Ackerstücken wechseln, sondern sich schier endlos breiten, dem Meere gleich, dessen Bewegung sie bei lebhafterer Luftbewegung in rhythmischen Wellen und Wogen nachzuahmen scheinen! Sie und die mit einem ureinfachen Stangenzaun eingehegten, hier und da am Rande mit einer verkrüppelten Weide bestandenen Koppeln, in denen das Jungvieh so behaglich weidet, und ein paar Füllen die großen Augen neugierig nach dem Wandersmann heben, oder bedächtig an ihn herankommen, der be-

trachtend am Zaune lehnt, aus seiner Hand einen Büschel Lattichblätter zu nehmen, die er vom Rande des Grabens neben sich gepflückt hat. Des Grabens, in dessen klarem stillen Wasser über den braunen Grund hin die schwarzen Wasserkäfer geschäftig rudern. Nun aus den Kornfeldern und den Koppeln in die Waldungen, die, als Massen, jene umsäumen, als Streifen, sich in sie hineinschieben, zumeist Nadelholz, wenn auch das Laubholz nicht fehlt. Da hämmert an dem Baumstamm der unermüdliche Specht; hoch von den Wipfeln her ertönt ein einzelner ärgerlicher Schrei: der aufgestörte Falke schwebt über die Lichtung, aus dessen mit dichtem Moosteppich bedeckten Grunde gewaltige Steine ragen. Vor Jahrtausenden hatte man sie über dem Grabe eines Häuptlings schicklich gereiht. Die Ordnung ist keine vollkommene mehr: einige sind offenbar von ihrer ursprünglichen Stelle gerückt; es mögen auch andere fehlen; aber der gewaltige Block zu Häupten liegt sicher da, wo er immer gelegen, nur daß er inzwischen halb in den Boden gesunken ist

Und kam man dann nach stundenlangem Umherschweifen durch die Felder und Wälder zurück zu dem stattlichen Hof mit seinem gastlichen Herrenhause, den Scheunen und Ställen, deren strohgedeckte Dächer an ihren beiden Giebeln unweigerlich mit Storchnestern geschmückt waren, auch hier wieder tiefe, von dem Krähen eines Hahns, dem Klappern eines Storches, dem dumpfen Brüllen einer Kuhwöchnerin im Stalle kaum unterbrochene Stille. In die man wiederum geriet, wenn man, nachdem man das stille Haus durchschritten, in den Garten gelangte, wo über den spärlichen Blumenbeeten sich die Schmetterlinge wiegten und in den verwilderten Boskets die Vögel sangen.

Das war zur Sommerszeit vor der Ernte. Die kam dann, die Idylle schier in ein Drama verwandelnd, besonders an Tagen, wo ein Gewitter hereindrohte und noch hunderte von Fudern, wenn menschenmöglich, vor seinem Ausbruch zu bergen waren. Da zeigte es sich, wie diese scheinbar so lässigen Menschen arbeiten, wie hurtig sie sein konnten. Da tropfte jede Stirn von Schweiß, da wurde jede Muskel bis zum äußersten angespannt, der Menschen und der Tiere, die der letzteren nicht zum mindesten: in Trab rückten auf dem Felde die vierspännigen Wagen von Hocke zu Hocke, in Galopp jagten die vollgeladenen über die Stoppeln, die Feldwege dahin, auf den Hof bis an das Scheunentor, wo sie von rastlosen Händen kaum abgeladen waren, als schon ein anderer Wagen herangerasselt kam und so fort bis in die sinkende Nacht. Wie den Gäulen nach

einem solchen Tage, der vor Sonnenaufgang angefangen hatte, zumute war, weiß ich nicht. Ihre Arbeitsgesellen, die Menschen, waren jedenfalls guter Dinge. Das hörte man an dem Singen und Lärmen, welches aus dem Leutehause erschallte, wo heute Dünnbier und Branntwein à discrétion der Konsumenten verzapft und verschenkt wurden, während in dem Speisesaal des Herrenhauses endlich der Herr und die Inspektoren sich zu dem gemeinsamen Mahl eingefunden hatten, und man zu Ehren des Tages noch ein paar Flaschen Rotspohn und Champagner mehr als gewöhnlich leerte.

Ich habe so das pommersche Land und das Gewerbe des pommerschen Landmanns — ich darf wohl sagen — bis in die geringfügigsten Einzelheiten kennen gelernt und schätze diesen Gewinn, dessen sich nicht alle rühmen dürfen, hoch. Höher den, daß ich, wie das Land, so auch seine Menschen von Grund aus studieren durfte: von dem Kathenmann und Tagelöhner durch die Skala der Statthalter (Oberknechte), Eleven und Volontäre (siehe Fritz Reuters Triddelfitz), Unter- und Oberinspektoren bis zu den gebietenden Herren hinauf. Ich sage: studieren und meine damit nicht etwa, daß ich mir der Zwecke und Ziele, für die ich diese Kenntnis dereinst verwenden würde, irgend bewußt gewesen wäre, sondern nur, daß ich Augen und Ohren offen hatte in bester objektiv-interesseloser Teilnahme an diesen Menschen. Die wiederum dieser Teilnahme auf mehr als halbem Wege begegneten durch die Offenheit, mit der sie sich gaben, als hätten sie einen unbedingten Freibrief zur Schaustellung ihrer Tugenden so gut wie ihrer Fehler und Laster. Es kamen da seltsame Dinge vor oder doch zur Sprache, von denen ich nicht sagen möchte, daß sie für Auge und Ohr eines Jünglings immer geeignet gewesen wären. Aber trifft er in seinen Klassikern nicht auch auf Stellen, die wahrlich nicht für ihn geschrieben wurden, und die er doch ungestraft liest, soweit er nur sonst ein tüchtiger Mensch ist? Es ist mit dem Leben nicht anders. Und wessen Aufgabe es dermaleinst sein wird, das Leben zu schildern in seinen Höhen und Tiefen, muß noch dem Schicksal dankbar sein, wenn es ihm gewisse Regionen erschloß, ohne daß er den Eingang mit einer Schuld zu bezahlen brauchte. Ja, scheint es mir doch jetzt in der Erinnerung fast, als hätten die Menschen meinen künftigen Beruf geahnt und mir daraufhin ein Vertrauen kreditiert, auf das ich weder Anspruch machte, noch meinen Jahren nach machen konnte, ja, das diese einfach zu verbieten schienen. Ich spreche hier nicht nur von den Männern, mit denen ich pokulierte und auf die Jagd

ging, sondern auch von den Frauen, denen ich mich als guter Gesellschafter empfehlen, und indem ich das Gespräch gern auf höhere Dinge brachte, die Sehnsucht nach einer Welt erwecken mochte, die freilich sehr weit aus der Sphäre ihres Alltagslebens lag. Doch über solche Bekenntnisse, so interessant und merkwürdig sie teilweise waren, Schweigen zu beobachten, ist Pflicht. Ebenso wie ich nur still gedenken will der holden Stunden, die der Jüngling in traulichem Verkehr mit manchem schönen Mädchen verbringen durfte, und deren süße Geheimnisse zu enthüllen nur das souveräne Vorrecht des Verfassers von Wahrheit und Dichtung war.

Ich hätte diese während meiner letzten Schuljahre besonders häufigen Exkursionen auf das Land nicht oder doch nicht mit so vielem Genuß machen können, wäre ich nicht beritten gewesen. Der Vater hielt sich — nicht immer, aber zu Zeiten — neben den beiden Wagenpferden — es waren längst nicht mehr „Koch“ und „Eckert“ — ein Reitpferd. Er hatte das letzte Mal ein junges Tier noch als Füllen gekauft, mit dem er, als er es das erste Mal bestieg, auf dem Pflaster der Vorstadt in einer Weise zu Fall gekommen war, die sehr gefährlich für ihn hätte ablaufen können. Er war ein flotter Reiter, aber er hatte ein gut geschultes Tier unter sich zu haben geglaubt, und es stellte sich jetzt heraus, daß ein Mensch, der sich Reitmeister nannte, das ihm Anvertraute gänzlich hatte verwildern lassen. Die Gangarten waren miserabel, es reagierte kaum auf eine Hilfe; dafür scheute es bei der geringfügigsten Veranlassnng und hatte dann, nachdem es sich ein paarmal auf den Hinterbeinen herumgedreht, die entschiedenste Neigung zum Durchgehen. Der Vater wollte es sofort verkaufen. Ich bat um die Erlaubnis, noch einen Versuch machen zu dürfen, die mir nach längerem Zögern gewährt wurde. Der Versuch fiel über allseitiges Erwarten gut aus. Ich setzte das nicht gefahrlose Experiment fort mit Aufwendung aller Künste und Pfiffe, die ich von unserm alten Kutscher Friedrich seiner Zeit gelernt hatte. Er war ein guter Lehrer gewesen, der nicht nur, als Husarenunteroffizier weiland, sein Metier aus dem Grunde kannte, sondern auch, als ein Zögling der Waisenhausschule in Halle, in der er es bis zur Tertia gebracht, seinem Schüler in verständiger, faßlicher Weise das Warum? zu erklären verstand. Hatte er doch selbst dem Quintaner, ihm über die Achseln in sein Schreibheft sehend, auseinandergesetzt, daß es nicht „Ottographie“ sondern „Orthographie“ heiße, da das Wort aus dem Griechischen: *ὀρθός* (gerade, recht, richtig) und *γράφειν* (schreiben) zusammengesetzt sei! Jetzt war der brave alte Tertianer,

Kavallerist und Kutscher bereits seit Jahren durch des Vaters Vermittelung zu einer kleinen Bahnhofsbeamtenstellung an einer der inzwischen aufgekommenen Eisenbahnen avanciert, und so mußte ich meine Bändigung des ungebärdigen Pferdes ohne seine Beihilfe durchführen. Ich hatte die Freude vollkommenen Gelingens und durfte, da der Vater es nicht wieder besteigen, aber nun auch nicht mehr verkaufen mochte, frei über ein Pferd verfügen, das nichts mehr von seinen einstigen Nücken und Tücken wußte, mit dem ich vielmehr Ehre einlegen konnte und einlegte selbst vor meinen bukolischen Freunden, die an Roß und Reiter nicht niedrige Ansprüche zu machen pflegten. Besonders bei den Parforcejagden auf Fuchs und Hase, ein Vergnügen, dem ich jetzt nicht mehr das Wort reden möchte, das aber damals noch auf einigen Gütern in vollem Schwange war, und an dem ich — ich will es nur gestehen — so oft es mir geboten wurde, den leidenschaftlichsten Anteil nahm. Auch war es dank der ungeheuren Schnelligkeit der drei das aufgestoßene Wild verfolgenden Windhunde, weniger grausam, als es dem Leser und gar der Leserin scheinen mag. — Und dann — wie sagte doch der englische Hochstraßenritter, den auf seinem letzten Gange der Geistliche zur Reue über sein sündhaftes Leben mahnte? „Sündhaft? Dummer Kerl! (er brauchte aber ein viel kräftigeres Wort) Sündhaft? Ach nur noch einmal einen Galopp über die grüne Heide!“

Ich zweifle nicht daran, daß die Lehrer meinem Treiben kein schmuckhafteres Beiwort gegeben haben würden, hätten sie es in seinen Einzelheiten gekannt. Hätten sie gewußt, daß ich selbst während der letzten Sommerferien keinen Tag in der Stadt über den Büchern verlebt; noch die Sonnabend-Nachmittage und Sonntage ausgebeutet, die Frühstunde des Montags mich mehr als einmal gefunden hatte, wie ich durch Morgennebel und im Glanz der aufgehenden Sonne den langen Weg in die Stadt und zu den Schulbänken zurückjagte. Auch so mußte der junge Mensch, der sonst der fleißigsten Schüler einer gewesen war, ihr verwundertes Kopfschütteln über sich ergehen lassen; es blieben selbst ein und das andere Mal wohlverdiente direkte Vorwürfe nicht aus. Auch begreife ich in der Tat nicht, wie ich den immerhin strengen Anforderungen, welche man bereits damals an die Abiturienten stellte, bei der grenzenlosen Vergeudung meiner Tage, der ich mich in einer so kritischen Periode schuldig machte, hätte genügen können, wären die Nächte nicht gewesen, von denen mir nur wenige

Stunden für den Schlaf genügten, und der Rest der Arbeit gewidmet wurde.

Einen aber gab es, den mein Treiben weniger in Verwunderung setzte, als aufrichtig bekümmerte. Dieser eine war mein lieber Freund Adalbert. Wieviel Freiheit er mir auch über das hinaus, was er sich selbst gewährte, von jeher verstattet hatte, dies erschien ihm unverzeihlich. Nicht, als ob er wegen des Examens für mich besorgt gewesen wäre — er wußte, daß ich durchkommen würde. Aber die Vergnügungen, denen ich mit solcher Leidenschaft nachlief, deuchten ihm leer und nichtig, eines Menschen, der sich ein hohes Ziel gesteckt, unwürdig. Was sollte, was konnte ich darauf erwidern? womit mich entschuldigen? Wahrlich nicht damit, daß ich dies alles für meine künftigen Zwecke höchst notwendig brauche; daß ich es durchleben und durchkosten müsse, wollte ich nicht in der Folge um manche Farbe auf meiner Palette ärmer sein. Um dergleichen zu erwidern, hätte mir meine Zukunft wahrlich klarer sein müssen, nicht der wallende Nebel sein dürfen, in den ich heute zaghaft und morgen trotzig blickte. Und die Entschuldigung, daß er selbst ganz wesentlich der eigentliche Urheber und Veranlasser meiner Extravaganzen geworden sei, als er mir den letzten Glauben an meinen Dichterberuf raubte und so in meinem Gemüt den Schauder der Leere wachrief, den ich nun, da es die Schularbeiten nicht getan hätten, auf diese Weise zu betäuben suche, — was würde er mir zur Antwort gegeben haben? Ich glaube sein bleiches Gesicht zu sehen und die schmalen zuckenden Lippen, über welche die mit leicht anstoßender Zunge hervorgestoßenen Worte sprudeln: „Ist es mir besser ergangen? wird es mir besser ergehen, wenn ich wirklich der Dichter bin, für den du mich zu halten scheinst, und ich mich nebenbei selber halte? Glaubst du, diese Schul-Eseleien haben mir Spaß gemacht? ich habe mich nicht von ihnen weg und aus diesem elenden Mauerloch von Stube hinausgesehnt in die Welt, wenn sie, die ich meine, auch freilich anders aussieht, als die, in welcher du deine Tage verzettelst? Und meine Zukunft, wird sie besser, wird sie nicht noch viel schlimmer werden als die Gegenwart? Ich will Medizin studieren. Warum? Weil ich einen starken Zug zu dieser Wissenschaft habe? Talent dafür zu besitzen mir einbilde? Mir schmeichle, ich werde es einmal in ihr zu etwas Großem bringen? Pappenstiele! Nicht so viel kümmere ich mich um die Medizin und die gesamte Naturwissenschaft! Meinetwegen mag das Korn auf den Bäumen wachsen! Und wenn ich sämtliche Herzkammern — der Mensch hat ja wohl zwei, oder

sind es sechs? — aus- und inwendig kenne, werde ich noch immer der Meinung sein, daß dies zweizinkige Tier — mit König Lear zu sprechen — kein Herz hat. Nein, ich studiere Medizin, weil ich für vier Studienjahre gerade so viel habe, um nicht zu verhungern, und dann auf eigenen Füßen stehen, will sagen: in ein jämmerliches Nest von Landstadt kriechen muß, um dort vor Langerweile und Ekel verrückt zu werden.“ —

Alas, poor Yorik! —

Das Examen war vorüber. Meine schriftlichen Arbeiten mußten genügt haben, oder auch gut gewesen sein: ich wurde in der mündlichen Prüfung kaum mit einer Frage behelligt, außer in der Mathematik. Das war mein schwacher Punkt. Meine schriftliche Ausarbeitung hatte, wie man mich später gar nicht erst zu versichern brauchte, auch nicht einmal den mindesten Anforderungen genügt. Nun mußte es ein ganz ausbündiges Glück wollen, daß ich nach dem allereinzigen Lehrsatz in der höheren Geometrie gefragt wurde, den ich mitsamt seinen komplizierten Beweisen halb mechanisch auswendig gelernt hatte, um für den freien mathematischen Vortrag, den jeder Primaner einmal im Quartal halten mußte, eine pièce de résistance zu haben. Viermal hatte ich so zum Gaudium meiner Mitschüler denselben Vortrag gehalten, ohne daß der verehrliche Lehrer und Direktor das Possenspiel gemerkt hätte, oder er würde ihn mich jetzt nicht zum fünftenmale haben halten lassen. Natürlich ging es nach der Schnur zur Verwunderung der Herren Examinatoren, während nur der Ernst der Stunde und die Spannung, die auf jedem lasten mochte, meine Mitexaminanden verhinderte, in ein schallendes Gelächter auszubrechen. So war denn auch diese Scharte glücklich ausgewetzt, und ich durfte einem ehrenvollen Abgangszeugnis entgegensehen.

Ich war nach Hause gegangen, dort die gute Botschaft mitzuteilen, eilte dann aber sofort zu Adalbert zurück, den ich in voller Vorbereitung zur Abreise traf, die morgen in der Frühe vor sich gehen sollte. Er hatte sich für den kurzen Rest der Schultage, ich weiß nicht welcher Familienverhältnisse wegen, Urlaub erbeten und denselben erhalten. Ich half ihm, seine wenigen Sachen zusammenzulegen; wir versuchten dabei zu scherzen, aber es wollte kein rechter froher Ton aufkommen. Der Abschied konnte nicht allzu sehr auf uns drücken: wir sollten uns ja nach kurzer Frist in Berlin wiedersehen und noch dazu in denselben Hörsälen: hatte doch auch ich mich in letzter Stunde für das Studium der Medizin entschieden!

Nichtsdestoweniger lag die Abschiedsstimmung schwer auf uns.

Sagte uns die Ahnung, daß die holden Stunden die wir in diesem Stübchen verlebt, nie, nie wiederkehren könnten? daß die Maienzeit unserer Freundschaft unwiederbringlich vorüber war? daß in der Sommerhitze der Wirklichkeit die phantastischen Wunderbäume, unter denen wir umschichtig Oberon und Puck gespielt, verwelken und vergehen würden? daß fortan das Leben für uns sein würde, was es dem Hochstrebenden immer ist: eitel Mühe und Arbeit — Mühe und Arbeit für ihn, den Guten, Wilden, Edlen, nicht einmal köstlich, da sie ihm nie gewähren sollten, wonach sein heißes Herz zumeist verlangte?

Ich weiß es nicht; ich weiß nur, daß wir immer einsilbiger wurden und zuletzt mit einem kurzen Lebewohl voneinander schieden.

Draußen angelangt, sah ich, mich umwendend, ihn an dem offenen Fenster stehen. Er hatte inzwischen das Lämpchen angezündet; seine schlanke Gestalt hob sich dunkel von dem hellen Hintergrunde. Ich winkte noch einmal mit der Hand; er winkte zurück, wandte sich dann schnell und verschwand von dem Fenster. — Ist es doch fast, als ob wir uns in Hader voneinander getrennt hätten, sprach ich bei mir selbst, indem ich die dämmerige Straße hinabschritt.

Viele Jahre später, bei einem gelegentlichen Besuche meiner Jugendstadt, kam ich wieder durch diese Straße. In Adalberts Stübchen hatte sich ein Musik-Instrumentenhändler eingenistet: das Fenster hing von oben bis unten voll von Geigen, Flöten und Klarinetten. Ich mußte über die seltsame Ausstaffierung lächeln.

Und dann kamen mir die Tränen in die Augen.

Ich dachte an einen liederreichen Mund, der verstummt war; an eine Harfe, deren goldene Saiten der Wind, von dem niemand weiß, von wannen er kommt und wohin er geht, so melodisch durchschauert, und dann, wie im Zorn darüber, daß er ihnen nur Klagetöne entlocken konnte, zum Sturm sich steigernd, mitleidslos zerrissen hatte.

Berlin.

Es mag den strebsamen Künstler reizen, eine Landschaft, welche wir uns unter blauem Himmel, beglänzt von Sonnenschein, vorzustellen gewöhnt sind — wie die Rebenufer des Rheins oder die schimmernden Gestade des Genfersees — zur Abwechslung einmal unter schwarzen Gewitterwolken, von grauen Regenschleiern umwallt,

zu zeigen — eine bedenkliche Aufgabe wird es immer sein. Vergebens, daß der originelle Mann sich der größten Treue der Schilderung befleißigt; vergebens, daß er den Beweis der Naturwahrheit für jeden einzelnen Zug antreten könnte — wir glauben ihm nicht recht, und wenn wir ihm schon glauben müssen, wissen wir ihm keinen Dank. Die Bilder jener Gegenden stehen einmal anders in unserer Erinnerung — anders und schöner. Mag er mit seinen Trauerfarben hingehen, wo sie zu Hause oder doch das passende Kolorit der Landschaft sind: in öde Hochlande und Gebirge, in unwirtsame Küstenmoore und Heiden — eine junge Schöne wollen wir in luftigen hellen Gewändern und die Natur, wo sie sich den paradiesischen Zug bewahrt hat, im taufrischen Glanz des Schöpfungsmorgens sehen!

Nun aber gilt — mutatis mutandis — für das Menschenleben, was für die Natur gilt. So werde ich es auch niemand verübeln dürfen, wenn er über die Darstellung meiner Studentenjahre den Kopf schüttelt und mich beschuldigt, ihm durch die schwarzen Schatten, die ich heraufbeschwöre, eine sonnenhelle, köstliche Erinnerung getrübt zu haben.

Aber leider steht dem Biographen nicht, wie dem schaffensfrohen Künstler, die Wahl des Sujets und der Behandlung frei; und glücklicherweise habe ich nicht nur von traurigen Dingen zu berichten. Ja, es wird sich zeigen, daß ich an den obligaten Freuden jener Jahre meinen bescheidenen Anteil genommen und einen schier unbescheidenen an solchen, für die ich derselben Quelle verpflichtet bin, aus der ich der Bitternisse übervolles Maß schöpfte. Nur freilich ein Studentenleben, wie es in den behaglichen Weisen der ehrwürdigen Kneiplieder singt und, sobald die Saiten nur berührt werden, in den Herzen der „alten Herren“, die einst junge Bursche waren, wiederklingt — ein frisch-froh-freies, durch den Schatten, welchen die Examina vorauswerfen, kaum in den letzten Semestern getrübtes, war das meine nicht, konnte es, wie die Dinge einmal für mich lagen, nicht sein.

Die nachträgliche Überzeugung, daß es nicht anders sein konnte, meine Entwicklung diesen wunderlichen Verlauf nehmen mußte, wenn ich mich in meinem späteren Leben eines und des anderen Erfolges erfreuen sollte, läßt mich jetzt mit aller Ruhe und hoffentlich guter Laune von einer Zeit ausführlich sprechen, deren bloße Erinnerung mir in früheren Jahren das Herz beklemmte und den Mund verschloß.

Sie wird auch, schmeichele ich mir, wenn es mir gelingt, sie

in dem Leser zu erwecken, ihn mit dem Wesen eines Jünglings wenn nicht befreunden, so doch einigermaßen aussöhnen, in dessen Charakter sich scheinbar völlig unvereinbare Züge in unbehaglicher Nähe beisammenfinden: Leichtlebigkeit, die bis zum Leichtsinn geht, neben Schwerlebigkeit, die in Pedanterie ausartet; Wagemut neben Zaghaftigkeit; Hang zum behaglichen, ziellosen Schlendern neben energischem, zielvollem Fleiß; bis zur Stumpfheit stoische Gleichgültigkeit gegen weltliche Vorteile, ja gegen den einfachen guten Ruf neben brennendem, ja verzehrendem Ehrgeiz; Weltlust neben mönchischer Entsagung; Zweifelsucht an seinen Fähigkeiten, an seinem Schaffen neben einer Lebensführung, die nur aus dem unausrottbaren Glauben an die eigene Kraft hervorgehen kann, nur in diesem Glauben Erfolg und mit dem Erfolge ihre Entschuldigung und Rechtfertigung hat. Da wäre denn also ein gut Teil jener Widersprüche beisammen, welche das Zeichen jener bedenklichen Naturen sind, deren Gepräge künstlerisch zu gestalten der Mann versuchen sollte, und zu denen man ihn vermutlich gerechnet haben würde, hätte er das Unglück gehabt, zu sterben, bevor er bewiesen, daß ihn die gütige Natur denn doch aus einem anderen Stoffe geschaffen. Freilich wäre ohne ihn der Begriff jener Naturen wohl kaum zu der scharfen Ausprägung gelangt, der er sich jetzt, glaube ich, in dem Bewußtsein der Gebildeten erfreut; und so die Frage, ob man ihn zu jenem Geschlecht gerechnet haben würde, eine Doktorfrage. Man hätte eben gar nicht mit ihm gerechnet und ihn einfach in das gemeinsame Grab jener Unglücklichen geworfen, die aus dem Schienenwege des Herkommens entgleist und darüber zugrunde gegangen sind.

Nachdem ich nun so — dem vorsichtigen Arzte gleich, welcher den Fall auf alle Möglichkeiten hin lieber etwas gefährlicher schildert, als er vielleicht in Wirklichkeit ist — den Leser auf Schlimmes und Bedenkliches vorbereitet, wird er sich kaum noch wundern, wenn der angehende Student bereits auf dem Wege nach Berlin anfängt, darüber zu grübeln, ob er nicht besser tue, anstatt im nächsten Frühjahr, gleich jetzt im Herbst nach Bonn zu gehen und das Studium der Medizin, zu welchem er sich auf seinem Abgangszeugnisse bekannt, mit dem der Jurisprudenz zu vertauschen.

Vielleicht wäre er auf solche Gedanken nicht alsbald verfallen, wenn ein Eisenbahnzug ihn, wie es jetzt geschehen würde, in sechs Stunden an den Ort seiner Bestimmung und etwa schon der nächste Tag vor die Immatrikulationskommission geführt hätte. Aber so schnell lebte man damals (im Jahre 1847) nicht. Damals brauchte man, um die dreißig Meilen von Stralsund nach Berlin zurück-

zulegen, noch beinahe 24 Stunden, denn erst nach guten zwei Drittel des Weges — in Passow — erreichte der durchrüttelte Postpassagier die Stettiner Bahn, die er dann für den Rest seiner Reise benutzen mochte. So hatte ich vorläufig einmal die ganze Frühherbstnacht — ich schloß kaum ein und das andere Mal zu kurzem Schlummer die Augen —, um über das heikle Thema nachzudenken, wenn man die verworrenen Vorstellungen und schweifenden Phantasien eines weltfremden Jünglings so nennen will. Hatte er doch, seitdem er als kleiner Knabe unter dem Schutze der Eltern im Dämmerschein des erwachenden Bewußtseins eben diese Straße gezogen, kaum das Weichbild der Stadt seiner Jugend verlassen! nie eine Eisenbahn, nie eine Gasflamme gesehen! Lag doch vor ihm die große Welt, in die er jetzt hinaus sollte, — ein ungeheures, geheimnisvolles, verschlossenes Buch, welches er nun mit der eigenen unerfahrenen Hand öffnen sollte, sich die seltsamen Zeichen selbst zu deuten, so gut es ging.

Denn daß ich — mochte ich auch vorläufig der äußeren Stütze nicht entraten können — in allem, was das innere Leben betraf, fürder auf mich selbst würde angewiesen und für den guten oder schlimmen Ausgang mir selbst verantwortlich sein — diese Überzeugung stand schon damals in mir fest. Ja, ich muß sagen, es war das einzige, was bei mir fest stand, und der Grundton, der durch alle die wunderlichen und verschwommenen Zukunftsmelodien hindurchklang, mit welchen sich meine wache Seele die leeren Stunden füllte, während ich schweigsam in die Ecke des Wagens gelehnt saß, und die Gäule unablässig „das Joch um die Nacken schüttelten".

Ich habe im vorigen Abschnitt erwähnt, daß ich mich im letzten Augenblicke zum Studium der Medizin entschlossen hatte, wenn man den Ausfall eines Ratespiels so nennen will, oder die halb mechanische Gefolgschaft, die ein Unentschlossener dem entschlossenen Gefährten leistet. Ich muß hier nachträglich ein Moment erwähnen, das denn doch ungefähr für eine gewisse innere Hinneigung zu dem erwählten ärztlichen Beruf genommen werden konnte und von den Meinigen und auch von mir — in Ermangelung eines besseren und zwingenderen — so genommen worden war.

Es war nämlich eine Eigentümlichkeit des Knaben gewesen, daß er gegebenen Falles seine Spiele verließ, oder sich des Schlafes erwehrte, um Stunde für Stunde am Bett eines Kranken, mit ihm plaudernd, seinen Schlummer bewachend, still zu sitzen oder, leise kommend und gehend, kleine Wärterdienste mit Anstelligkeit und Um-

sicht zu verrichten. Ich hatte dafür von meinen dankbaren Pfleglingen reiches Lob vielfach geerntet und auch wohl ein und das andere Mal zu hören bekommen, daß ich zum Arzt geboren sei. Seltsamerweise hatte diese samariterhafte Neigung mit der Zeit an Stärke wesentlich verloren. Wenn sie sonst sich willig entfaltet selbst da, wo gleichgültigeren Menschen gegenüber das Herz kaum hatte mitsprechen können, zeigte sie sich jetzt in voller Kraft nur noch, wenn es galt, der geliebten Mutter, die oft tagelang an das Bett gefesselt war, ihre Leiden möglichst zu erleichtern. Nichtsdestoweniger hatte diese Reminiszenz aus den unschuldsvollen Tagen, wo die Quelle des Mitleids, von jedem egoistischen Beisatz ungetrübt, voll aus der reinen Kinderseele floß, zu der Entscheidung mithelfen müssen, bis mir jetzt in dem Augenblicke, wo ich Verwandte und Freunde verließ, um in der Fremde unter fremden Menschen zu leben, die einen Anspruch auf meine Sympathie schwerlich machen würden, einfiel, wie eine so verblaßte Velleität denn doch ein recht schwankender Grund sei, auf ihr die Zukunft meines Lebens zu bauen.

Zu diesem Bedenken gesellte sich ein zweites. Ich hatte immer von der Würde der medizinischen Wissenschaft die höchste Meinung gehabt, die Erlangung derselben für sehr schwierig gehalten und mir ihre Ausübung als unendlich mühsam und verantwortlich vorgestellt. Und nun kam mir plötzlich eine Erinnerung, welche mir diese Verantwortlichkeit in einem wahrhaft furchtbaren Lichte zeigte.

Ich mochte ungefähr zehn Jahre gezählt haben, als der zweite meiner drei älteren Brüder nach kurzen Krankheit an einer Unterleibsentzündung starb. Die beiden Ärzte, welche ihn behandelt, hatten gebeten, die Sektion vornehmen zu dürfen; ich befand mich in dem Zimmer bei den Eltern, als jene eben zurückkamen, Bericht zu erstatten. Meine spähenden Blicke hatten sich sofort auf die Gesichter der Eintretenden geheftet und da einen schwer definierbaren Ausdruck der Befangenheit und Bestürzung gefunden. Indem ich das Zimmer verließ, hatte ich eben noch die Worte vernommen: die kranke Stelle sei sehr klein gewesen, in der Tat so klein, daß man kaum begreifen könne, wie sie nun schließlich doch den Tod herbeigeführt habe.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß ich die Mienen der würdigen Männer und ebenso die angeführten Worte gänzlich falsch aufgefaßt hatte; aber ich hatte sie doch einmal so aufgefaßt, und nun stand jene Szene, an die ich, glaube ich, nicht ein einzigesmal zurückgedacht, vor meiner Seele, als hätte ich sie gestern erst erlebt

Das ging ja gewiß ganz natürlich zu und war die einfache Folge einer lebhaften Ideenassoziation. Auf mich aber wirkte die Erinnerung, die wie durch ein Wunder heraufgezaubert schien, mit der Macht einer Prophetenstimme, welche mich vor dem Studium einer Wissenschaft warnte, bei deren Ausübung man in so fürchterliche Lagen kommen konnte; und die — das war eine zweite, sich sofort anschließende Erwägung — wenn man sie ernsthaft nahm, wie ich es doch sicher getan hätte, mich zu einem endgültigen Verzicht auf das poetische Paradies gezwungen haben würde.

Wie wäre es denn mit der Juristerei? Wenn ich mich Knall und Fall zu ihrem Studium entschloß, — einen Widerspruch seitens des Vaters hatte ich nicht zu fürchten. Im Gegenteil! Führte es doch auf geradem Wege in den Hafen des Beamtentums, der ihm einzig und allein Sicherheit und Schutz gegen die Stürme des Lebens zu gewähren schien! Hatte er doch diesen Punkt wiederholt mit Nachdruck hervorgehoben und zum Gegensatz auf die prekäre Lage hingedeutet, in welcher sich der vermögenslose Arzt befinde, wenn Krankheit ihn dauernd an der Ausübung seines Berufes verhindere!

Das Beamtentum also, das Beamtenleben! Ich kannte es ja, glaubte es wenigstens zu kennen und zu wissen, daß da von aufreibender Arbeit, von wirklicher Mühsal eigentlich nicht die Rede sei, oder doch nur so weit, als der Betreffende sie sich selber aufbürde. Ohne Not, in übertriebenem Diensteifer, den ihm niemand dankte, der vielleicht selbst den Vorgesetzten — den Untergebenen sicher — unbequem war. Hatte ich nicht in dem Kreise der Freunde meines Vaters in diskreter Weise über die Pedanterie eines gewissen Kollegen scherzen hören, der freilich mit seiner kleinen, dürren, beweglichen Gestalt, dem mageren, gelblichen, verkniffenen Gesichtchen ganz und gar nicht den robusten Männern glich, die da bei der Flasche saßen? Man brauchte ja eben kein „Aktenwurm" zu werden! brauchte ja nur die vielen Stunden, auf welche das Amt durchaus keinen Anspruch machte, für seine poetischen Zwecke zu verwenden und hatte, wessen man bedurfte!

Das waren ja recht schiefe, halt- und grundlose Betrachtungen und Erwägungen. Aber der freundliche Leser wird nicht vergessen, daß er es mit einem unerfahrenen jungen Menschen zu tun hat, dem die absolut neue Situation, in welche er sich versetzt sieht, die ganze Welt in einem neuen Anblicke zeigt, so daß ihm in der dunklen Kabriolettecke zumute ist, als ob es ihm wie Schuppen von den Augen falle.

Nur eines war bedenklich: was würde der Freund dazu sagen?

Ohne eine fürchterliche Strafpredigt über meine Flatterhaftigkeit ging es sicher nicht ab. Indessen zweifelhaft war es, ob ich ihn bereits jetzt in Berlin finden würde, und so entrann ich vielleicht dem strengen Gericht. Wir hatten uns, seitdem wir uns an dem Abend des Examentages in so sonderbarer Stimmung getrennt, nicht geschrieben; den Schleier, der da zwischen uns niederzusinken schien, hatte das Schweigen nur verdichtet. Fühlten wir, daß es besser für uns beide sei, wenn wir uns auf einige Zeit trennten? Dann war mein Plan, wenn er zur Ausführung kam, sogar noch im Interesse unserer Freundschaft!

Es war mittlerweile Morgen geworden, ein schöner, frischer, energischer Herbstmorgen, wie geschaffen zur Ausführung von Entschlüssen, welche die Nacht ausgebrütet. Der Postwagen hielt an irgend einer Station. Die Passagiere stiegen aus. Ich ließ mir von dem Wirt einen Bogen Papier geben und schrieb an seinem Stehpulte — zur Unterlage diente mir das aufgeschlagene Wirtschaftsbuch —, während die Kaffeetassen klapperten und eine lärmende Unterhaltung um mich her geführt wurde, meiner Mutter, welche Gedanken und Entschließungen mir die Nacht gebracht, und bat sie, die, wie ich annahm, nicht eben schwierige Vermittlung der Angelegenheit bei dem Vater übernehmen zu wollen. Der Postillion blies. Die Passagiere beeilten sich, mit ihrem Frühstück fertig zu werden. Ich hatte meinen Brief beendet, dessen prompte Besorgung ich dem Wirt auf die Seele band. Die Sache sei von der äußersten Wichtigkeit!

War sie es denn nicht für mich? Ich habe mir vorgenommen, in diesen Aufzeichnungen von Wenn und Aber den möglichst bescheidenen Gebrauch zu machen. Hier kann ich doch die Frage nicht unterdrücken, was wohl geschehen wäre, wenn der Vater die erbetene Erlaubnis verweigert und ich so, wie ich es ja zweifellos getan, das Studium der Medizin begonnen hätte. Ich bin überzeugt, eine Wissenschaft, die jede Kraft der Seele zu so energischer Tätigkeit aufruft, würde mich so bald nicht wieder losgelassen haben; und hätte ich mich auch, wie ich annehme, für immer nicht von meinem eigentlichen Berufe abdrängen lassen, die Bahn zum Ziele wäre unzweifelhaft eine ganz andere geworden. Nun, da ich den Schleier der Göttin nie berührt, geschweige denn zu heben mich unterfangen, habe ich meine tiefe Ehrfurcht vor der Unerforschlichen dadurch an den Tag zu legen versucht, daß ich ihren Priestern in meinen Erzählungen stets die würdigsten und liebenswürdigsten Rollen zugeteilt, im Inneren froh, daß ich den trefflichen Männern in ihrer Praxis keine Konkurrenz zu machen brauchte. Und so war

es mir beschieden, daß ein in unser Haus gehörendes Wachtelhündchen, dem eine englische Dogge durch einen Biß das linke Vorderbein zweimal gebrochen hatte, und dem ich, ohne von Kleisterverband je ein Wort gehört zu haben, aus Pappe, Kleister und Bindfaden eine Schiene fertigte, in welcher das verletzte Glied, freilich ein wenig krumm, sonst ganz vortrefflich, heilte, mein einziger Patient bleiben sollte.

Jetzt will ich den Leser zunächst bitten, sich den Eindruck auszumalen, welchen die erste Eisenbahnfahrt und der Eintritt in die abendliche, von Gaslichtern illuminierte Hauptstadt auf den jungen Provinzialen machten. Sich auszumalen, wie er, bei einem Bruder, der in einer der belebtesten Straßen wohnte, einquartiert, am nächsten Morgen durch ein ununterbrochenes Getöse aufgeschreckt wurde, welches er in der ersten Verwirrung für den Donner der Brandung auf felsigem Strande hielt, bis er sich überzeugte, daß es nur Wagenrollen sei. Wie ihm bei seinem ersten Ausgang das königliche Schloß ein Gebirge und die Breite der Straßen und Weite der Plätze schier unermeßlich schien. Wie ihm, als er zum ersten Male in die Rotunde des alten Museums trat, der Atem in der Brust stockte; eine Vorstellung des „Faust“ an einem der folgenden Abende ihn derart erschütterte, daß er sich beim Hinausgehen fest auf den Arm des Bruders stützen mußte, weil die Kniee unter ihm zitterten.

Ich beeilte mich um so mehr, von den Sehenswürdigkeiten, deren Fülle ich für unendlich hielt, soviel als möglich abzuschöpfen, da ich mit Bestimmtheit annahm, daß meiner Tage in Berlin nur wenige sein würden. Hatte ich doch — ich glaube wirklich, nur um den Bruch mit meiner Vergangenheit auch durch eine möglich große räumliche Entfernung zum Ausdruck zu bringen, — darum gebeten, meine Studien anstatt in Berlin in Bonn beginnen zu dürfen. Endlich kam das sehnlich erwartete Antwortschreiben. Es stimmte nicht ganz mit meinen Wünschen, aber doch in der Hauptsache. Der Vater erinnerte daran, daß er mir von jeher die Wahl meines Berufes freigestellt, und wenn ihn auch die Schnelligkeit, mit welcher der Wechsel meines Entschlusses sich vollzogen habe, überrasche, doch den Entschluß selbst gelten lassen wolle, vorausgesetzt, daß derselbe nicht ein momentaner Einfall, sondern das Ergebnis ernsten Nachdenkens und wirklicher Überzeugung sei. Ich solle nichts übereilen, alles noch einmal reiflich erwägen, auf alle Fälle aber das Wintersemester, wie beschlossen, in Berlin zubringen. Die Mutter, welche dem Briefe des Vaters ein paar Zeilen hinzugefügt, legte nur auf diesen letzten Punkt Gewicht: es sei ihr ein angenehmer Gedanke, drei ihrer Söhne zu gleicher Zeit an ein und demselben Orte zu wissen.

Die Sache war, daß außer meinem um zwei Jahre älteren Bruder (Werner), der bereits seit mehreren Semestern die Bauakademie besuchte und mir jetzt in liebenswürdigster Weise die Honneurs von Berlin machte, auch mein ältester Bruder (Walter) den Winter hier zubringen mußte, um sich zu seinem Baumeisterexamen vorzubereiten. Für den Augenblick befand sich derselbe noch in Erfurt als Sektionsingenieur der neuen Thüringischen Eisenbahn, deren Oberleitung in den Händen unseres Pflegebruders (Ferdinand August Mons) lag. Ein Ausflug nach Thüringen vor dem Beginn der Kollegien zum Besuch dieser meiner Verwandten hatte von vornherein auf meinem Programm gestanden, und der Vater forderte mich gütig auf, denselben jedenfalls zur Ausführung zu bringen.

Ich begriff sofort, daß ich mich vorderhand mit dem, was ich erreicht, zufrieden geben müsse. Auch hatte mir Berlin ausnehmend gefallen. Daß es an grauen Wintertagen ein ganz anderes Bild bieten würde als jetzt, wo der köstliche Herbstsonnenschein um die Zinnen der Paläste und Kunsttempel flutete, kam mir nicht in den Sinn. Für die aufgeschobene Rheinfahrt mochte die Reise nach Thüringen vorderhand eine Entschädigung bieten.

So sah ich denn, der ich außer den Uferhöhen von Arkona und Stubbenkammer nur die Eintönigkeit des platten Landes kannte, zum erstenmal jenen reizenden Wechsel, mit welchem ein hügeliges Terrain den Reisenden aufs anmutigste überrascht. Ich sah blinkende Flüsse sich durch baumreiche Wiesen schlängeln, graue Ruinen von zackigem Felsgestein aufragen, und — Wunder der Wunder! — wirkliche Berge — jene lieben blauen Thüringer Berge, nach denen es mich seitdem immerdar sehnsuchtsvoll zieht, wie Odysseus sich sehnte, den Rauch aufsteigen zu sehen vom lieben Lande der Heimat.

In der Tat ist mir Thüringen eine zweite Heimat geworden. Nächst Neuvorpommern und Rügen ist mir keine Gegend unseres Vaterlandes so vertraut und so verständlich. Thüringen ist es mir bis zu dem Grade, daß ich, wenn es sich so schickte, unbedenklich Episoden meiner Geschichten dorthin verlegte, wie den Anfang der zweiten Abteilung der „Problematischen Naturen“ und den ersten Teil von „In Reih' und Glied“. Ja, was für mich bedeutet, daß ich dort wirklich poetischen Heimatboden berühre: es sind mir aus ihm unmittelbar eine Reihe von Geschichten erwachsen, die nirgend anderswo hätten entstehen können: „Allzeit voran“, „Röschen vom Hofe“, „Hans und Grete“, „Der Vergnügungskommissar“, „Die schönen Amerikanerinnen“, „Die Dorfkokette“.

Nun geht es uns ja mit Gegenden unzweifelhaft wie mit

Menschen, von denen uns diese von vornherein sympathisch oder antipathisch sind, jene ein für allemal gleichgültig bleiben, andere wieder bei längerer Bekanntschaft sich wenigstens unsere Achtung erwerben, und noch andere — unter Tausenden auserwählte — unsere Liebe im Sturm erobern.

Thüringen sehen und lieben, war für mich eins. Aber so ist es mir auch unter anderem mit Capri ergangen, und doch würde ich mich schwerlich jemals dazu entschließen, seine Felsenufer und Paradiesgärten zum Schauplatz auch nur der kleinsten Novelle zu machen. Wie ich stets mit größter Zaghaftigkeit an die Schilderung von Charakteren gehe, die ich in Wirklichkeit zu studieren keine ausreichende Gelegenheit hatte, so fühle ich mich kindisch unsicher auf jedem Terrain, das ich nur als Reisender — wenn auch ein noch so aufmerksamer, fleißiger Reisender — kennen gelernt habe. Es ist das eben kein Kennenlernen, wie ich es für meine poetischen Zwecke brauche. Soll meine Phantasie mit sicherer Kraft schaffen, muß sie vorher aus der Fülle des tatsächlich Beobachteten reichlich haben schöpfen können. Bevor ich den Herbst durch die entblätterten Äste der Bäume sausen lasse, mußte ich oft und oft in ihrem Sommerschatten geruht haben; und nur über einen Strand, in dessen glatten sonnebeschienenen Sand ich unzähligemal die Spur meiner Füße drückte, kann ich der Sturmflut auf ihrem Vernichtungswege folgen.

So muß ich es denn als eine besonders günstige Fügung meines Schicksals betrachten, daß der bezaubernde Eindruck, den das anmutige Land auf das Herz des Achtzehnjährigen bei dem ersten Erblicken machte, durch persönliche, intimste Beziehungen, die mich wieder und immer wieder dorthin führten, oft monatelang festhielten, andauernd genährt wurde und nun längst zu einem schönen, innigen, beglückenden Verhältnis, wenn ich so sagen darf, abgeklärt ist.

Den Mittelpunkt jener persönlichen Beziehungen bildete für damals und noch auf lange Jahre hinaus das Haus meines mehrfach erwähnten Pflegebruders, dessen teures Bild ich hier in den Umrissen hinzeichnen muß, da er einer der nicht allzu großen Zahl wahrhaft typischer Menschen ist, die mir auf meinem Lebenswege begegnet sind.

Damals stand er in seinem blühendsten Alter und erschien mir, der ich ihn lange nicht gesehen und nun mit den verständigeren Augen des Jünglings betrachtete, als das Ideal eines Mannes. Schönen, bartumrahmten, ernst-freundlichen Gesichtes, unter dessen kräftiger Stirn die großen blauen Augen leuchteten; hoch und schlank

gewachsen, von gewölbter Brust und breiten Schultern; das klassisch edle, mit dunklem lockigen Haar reich bedeckte Haupt immer stolz erhoben, bot er, alles in allem, den Typ dessen, was man mit der Bezeichnung ritterlich vielleicht am besten charakterisiert. Diesem prächtigen Äußeren entsprach das Innere völlig: ein Mensch ohne Furcht und — im tieferen moralischen Sinne — ohne Tadel. Großmütig, nie jemand wissentlich kränkend und doch allezeit bereit, eine Kränkung, die ihm angetan war, zu vergeben; gegen höher Gestellte voll stolzer Höflichkeit, gegen Untergebene die Leutseligkeit selbst; von völliger Uneigennützigkeit, immer nur der Sache lebend; alles Gemeine, soweit es ihm überhaupt verständlich war, weit von sich weisend; von unbeugsamer Willenskraft; mit freiem, klarem Blick für große Verhältnisse, stets sich mit weitausgreifenden Plänen tragend, deren Ausführung im einzelnen er neidlos subalternen Naturen überließ: ein geborener Herrscher, Städteerbauer und Schlachtenlenker.

So gebietend und kommandierend, wenn auch ohne Szepter oder Marschallsstab, fand ich ihn nun als Oberingenieur der Thüringischen Eisenbahn, deren Schienenweg eben bis nach Eisenach fertig geworden war, während es noch überall auf den Bahnhöfen zu schaffen und zu bauen gab, und die weitere Strecke gen Westen nach Gerstungen eben in Angriff genommen wurde.

Da nun entwickelte sich vor den Blicken des Staunenden die großartigste Tätigkeit. Ich sah, wie man auf Feldern, von denen eben die Ernte eingebracht war, auf Wiesen, auf denen noch das Vieh weidete, die ersten Spatenstiche tat und die ersten Karren umstülpte. Ich sah an anderen Orten die Arbeit bereits weit vorgeschritten: mächtige Einschnitte, die man durch die Hügelwellen schachtete; Tunnel, welche man durch die Felsen sprengte; Futtermauern, die man an den Ufern schnellfließender Flüsse zog; Brückenpfeiler, die man in rauschende Bergwasser senkte. Dann wieder ging es in die Maschinenwerkstätten, wo die hohen Feuer flammten, Blasebälge brausten, Hammerschläge dröhnteu, Funken sprühten, Feilen kreischten, Räder schnurrten und summten — wo das Gewimmel rußiger, halbnackter Arbeiter sich in mannigfaltigen, köstlichen Bildern gruppierte, die sich mir so tief einprägten, daß ich sie, als ich zwanzig Jahre später „Hammer und Amboß“ schrieb, kaum wieder durch den Besuch der Borsigschen Werke in der Erinnerung aufzufrischen und zu vervollständigen brauchte. Auch sah ich dies gewaltige Treiben nicht bloß mit dem Auge des Malers, das sich nur an Gestalten und Farben sättigen will. Aus den Gesprächen des Oberingenieurs

mit seinen Beamten, aus den sachkundigen Antworten auf direkte Fragen, die ich selbst zu stellen nicht müde wurde, eröffnete sich mir ein Blick in das innere Getriebe dieser ungeheuren Arbeit. Ich faßte die Erklärungen und Belehrungen um so leichter, als ich nicht ohne alle Vorbereitung herantrat. War es doch im Grunde dieselbe Tätigkeit, in der ich den Vater von meiner frühesten Jugend auf beschäftigt gesehen, nur daß, was mir bis dahin in den kleineren Verhältnissen als Idylle erschienen, sich hier in mächtiger epischer Breite entfaltete oder in gewaltiger dramatischer Spannung konzentrierte.

Auch sonst wurde ich, indem ich das Wesen meines Pflegebruders beobachtete, vielfach an den Vater erinnert, als dessen Schüler sich jener bei jeder Gelegenheit dankbar und freudig bekannte. Beide waren sie die echten Typen der preußischen Beamten alten Schlages: goldrein in ihrer Gesinnung, pflichttreu bis zum letzten Atemzuge, unempfindlich gegen die Lockungen eines persönlichen Vorteils und vor allem königstreu vom Wirbel bis zur Sohle. Aber wie der einstige Schüler auf einem soviel größeren Felde alle diese Tugenden freier entfalten konnte, ja, in seiner viel exponierten Stellung als technischer Direktor einer Aktiengesellschaft manchen Versuchungen gegenüber, die an ihn herantraten, entfalten mußte, so war er auch geistig mit seinen größeren Zwecken über den Lehrer hinausgewachsen. Die Verhältnisse der großen Welt lagen viel klarer vor seinen Blicken: er war ein eifriger, ja leidenschaftlicher Politiker. Wenn der Vater, ohne etwas zu vermissen, wochenlang ohne Zeitungen hätte leben können, erwies sich dieser als ein gewaltiger Zeitungsleser, immer auf dem Laufenden oder vielmehr in seinen Gedanken und Wünschen dem Laufenden weit voraus. Die Einheit Deutschlands mit Preußen als der leitenden Macht war ein Postulat, das er frank und frei hinstellte zu einer Zeit, da der Nationalverein noch in weitem Felde lag, und er nach Gesinnungsgenossen lange suchen mochte, ohne sie zu finden. An diesem seinem Ideal hat er festgehalten durch alle Wirrnisse der Zeit, durch Revolution und Reaktion, durch ein Menschenalter des Kampfes bis zum endlichen Sieg, den niemand freudiger begrüßte, freudiger zu begrüßen das Recht hatte, als dieser im tiefsten schönsten Sinne patriotische Mann.

Dabei war es charakteristisch für ihn, daß er — ich möchte sagen: auf rein induktivem Wege zu seinem Ideale gekommen war, Er, dem die Aufgabe geworden, eine mächtige Schienenstraße durch ein halbes Dutzend kleiner Staaten zu ziehen, und der hier und da

und überall auf Hindernisse stieß, auf Tritt und Schritt mit dem Lokalpatriotismus und der Kirchturmpolitik in Kampf geriet — er hätte mit starker Faust dreinfahren mögen und den mittelalterlichen Plunder aus dem Wege räumen, den seine Eisenbahnzüge frei mußten laufen können, sollte das stockende Blut wieder munter durch die Adern des großen Staatskörpers zirkulieren, sollten die erstarrten Glieder sich wieder regen, sollte Deutschland wieder ehrenvoll und mächtig dastehen im Rate der Nationen. Er wußte, daß er im eigentlichsten Sinne dieses Wortes an dieser Zukunft baute, und indem er so im inneren Herzen spürte, was er mit seiner Hand erschuf, drückte er seinem scheinbar rein praktischen, in den Händen so Vieler völlig banausischen Tun einen idealen Stempel auf.

Es hieße der Wahrheit nicht die gebührende Ehre geben, wollte ich verschweigen, daß ich das Bild des trefflichen Mannes hier zwar keineswegs verschönert, aber wohl so gezeichnet habe, wie ich es jetzt sehe, nicht, wie ich es damals sah. Damals war mir der Sinn nur für das Ritterliche seines Wesens ganz erschlossen; für das patriotisch-politische Pathos, mit dem seine Seele erfüllt war, fehlte mir das rechte Verständnis und mit demselben die rechte Sympathie. Wie hätte ich auch dies Verständnis mitbringen können aus meiner neuvorpommerschen Weltabgeschiedenheit, in deren lautloser Stille die beredten Stimmen der Oppositionsmänner des Vereinigten Landtages, der in jenem Jahr zum erstenmal zusammengetreten war, zu undeutlichem Gemurmel verklangen, wie die hoch heranschäumende Woge auf breitem flachen Strande in kleinen Wellchen verzittert und verrinnt? In Ermangelung jeder realen politischen Anschauung bekannte ich mich denn zu jener Freiheit, von der man um Himmelswillen nicht zu sagen wüßte, was man unter derselben versteht oder mit ihr meint, und für deren fehlenden Begriff das Wort Republik nicht immer zur rechten Zeit sich einstellt. Wenigstens konnte mein Mentor schier zornig werden, wenn ich Lob und Preis dem „süßen Engelsbilde“ sang, welches seinen Reigen am Sternenzelt führe, solange in der bedrängten Welt Menschen, die mit uns eines Geistes Kinder und von demselben Fleisch und Blut seien, von ihren Fürstenthronen mit den Häuptern in die Wolken ragten und zu ihrer Füße Schemel den Nacken ihrer Mitbrüder machten.

Beging ich nun gelegentlich die Torheit, dem reisigen politischen Kämpen auf ein Gebiet zu folgen, wo mir die Niederlage gewiß war, hütete ich mich doch weislich, sowohl damals wie später, ihn jemals auch nur zu einem freundschaftlichen Besuch jener Regionen einzuladen, in denen ich mich besser, vielmehr einzig und allein zu

Hause fühlte. In Sachen der Poesie war der Pflegebruder unseres Vaters Sohn, so ganz, daß auf ihn in dieser Beziehung buchstäblich anzuwenden ist, was ich in einem vorangegangenen Kapitel von dem Vater berichten mußte. Auch in ihm, wie in dem Vater, war ein starkes poetisches Element, das latent blieb, ja, sich geflissentlich verbarg und nur in der naiven Form innigster Freude an den Schönheiten der Natur, herzlichster Teilnahme an dem Wohl und Wehe der Mitmenschen und aller Mitgeschöpfe hervorzutreten wagte. Eine direkte Förderung meiner künstlerisch-poetischen Interessen durfte ich auch von ihm nicht erwarten. Sollte doch bald die Zeit kommen, wo er die Sorge des Vaters um meine Zukunft in vollem Maße teilte!

Vorläufig war der Horizont nach dieser Seite noch völlig unbewölkt, und ich verlebte in der angedeuteten Weise ein paar glückliche Wochen, durch welche sich heiter gesellige Stunden in dem durch seine Gastfreiheit wohlbekannten Hause wie Blumenketten schlangen. Selbst das Herz des Empfänglichen sollte bei so reicher Nahrung für Geist und Phantasie nicht unberührt bleiben. Glücklicherweise war die Wunde nicht tief, und das Heilmittel, zu welchem der große Meister in solchen Lagen seine Zuflucht nahm, bewährte sich auch bei dem Schüler. Nur daß es dem letzteren nicht verstattet ist, seine Herzenserlebnisse in pragmatischer Ausführlichkeit mitzuteilen, er sich vielmehr mit der Andeutung begnügen muß und dem Hinweis auf die Partien seiner Werke, in welchem er die Wahrheit dichterisch zu verwerten und zu verklären versucht hat. In diesem Falle darf der Hinweis vielleicht noch ein besonderes Interesse beanspruchen, als er dasjenige meiner Produkte trifft, welches sich von den früheren und auch von so manchen folgenden einzig und allein erhalten hat: das Märchen von der Schwalbe nämlich in „Clara Vere". Ich habe es dieser meiner ersten Novelle — d. h. der ersten, welche das Licht der Welt erblickte und nicht im Dunkel meines Schreibpultes verschollen oder im Rauch des Feuers aufgegangen ist — eingefügt, ohne ein Wort daran zu verändern, in jener, glaube ich, richtigen Ansicht, daß man frühere Produkte entweder ganz verwerfen oder ganz so lassen soll, wie sie ursprünglich geschrieben wurden.

Im Vergleich zu der reichen Ausbeute der wundervollen Herbstwochen in Thüringen bietet das Wintersemester von 1847 auf 1848, welches ich nun in Berlin „studierenshalber" verbrachte, sehr wenig.

Auch haben die Bilder jener vier oder fünf Monate, durchaus im Gegensatz zu meinen übrigen Reminiszenzen, etwas nebelhaft Ungreifbares, winterlich Graues, wie die Stimmung eines Jünglings, der sich kopfüber in die Zerstreuungen stürzt, welche eine große Stadt dem Neuling in nur allzu reichem Maße bietet, und dadurch sein inneres Unbefriedigtsein zwar momentan betäubt, aber auf die Dauer nur ins Unerträgliche steigert. Denn von harmlosem Genießen war eigentlich bei mir nie die Rede, selbst in Stunden nicht, in denen es doch scheinbar auf nichts anderes abgesehen war. Überall hin verfolgte mich die Sorge der Verantwortung, welche ich hinsichtlich der Wahl meines Berufes auf mich genommen. So mag einem Vogel zumute sein, der sich sein Nest bauen will und ruhelos von Zweig zu Zweig hüpft, es bald mit dieser Stelle versuchend, bald mit jener, bis er endlich die rechte gefunden. Das gewöhnliche Studententreiben blieb mir gänzlich fern und fremd; nur in den Hallen der Universität, in den Auditorien sah ich die „Kommilitonen“; mein Umgang bestand durchweg aus jungen Männern, die sämtlich mehrere Jahre älter waren als ich. Ich war in diesen Kreis, der aus Medizinern, Juristen, Philologen, Architekten, Künstlern bunt genug gemischt war, durch jenen Bruder eingeführt, der mich bereits in den ersten Tagen meines Berliner Aufenthalts gastlich aufgenommen hatte und mir nun auch die Freunde gönnte, welche den immer Heiteren, Sicherstelligen, sich des Lebens und seines Berufes, für den er sich geboren wußte, offenen Sinnes Freuenden nach Gebühr schätzten und liebten. Auch der älteste Bruder war mittlerweile eingetroffen, doch mischte er sich, von seinen Examenarbeiten völlig in Anspruch genommen, seltener in den Kreis, an dessen behaglicher Fröhlichkeit ich, der weitaus Jüngste, sicher den wenigst herzlichen Anteil nahm. Brachten sie alle doch zu den abendlichen Zusammenkünften, die sich oft genug bis tief in die Nacht ausdehnten, das gute Bewußtsein mit, sich durch angestrengte Tagesarbeit die Erholung mehr oder weniger redlich verdient zu haben: ich hatte kein so ruhiges Gewissen. Nicht als ob ich absolut müßig gewesen wäre! Ich besuchte die Kollegia ungefähr so eifrig, wie das die ernsthafteren Studenten der Jurisprudenz in den ersten Semestern zu tun pflegen, und trieb außerdem meine „Allotria“: erschreckte meine Wirte, ehrsame Schneidersleute, von deren ehelichem Schlafgemach mich nur eine dünne Wand trennte, durch lautes nächtliches Deklamieren; las viel; übersetzte ein wenig, dichtete noch weniger; versuchte mich im philosophischen Spekulieren, zu welchem mich das Naturrecht, das ich bei Heidemann hörte, und

Trendelenburgs logische Untersuchungen, die ich für mich studierte, angeregt: aber es waren das alles nur Ansätze ohne Folge; Versuche, denen der Zusammenhang fehlte. Ich hatte das Bewußtsein davon und litt unter diesem Bewußtsein mehr, weit mehr, als irgend verständig und gerechtfertigt war. Die neuen Freunde, denen meine Unzufriedenheit nicht unbemerkt blieb, nahmen mein seltsames Wesen für den Ausdruck jener hypochondrischen Laune, in der sich ein wenig frühreife Jünglinge so wohl gefallen. Einer derselben, ein Jugendbekannter von Stralsund her, der Sohn unseres dortigen Präsidenten, F. v. S., ebenfalls Jurist — ich glaube, bereits Auskultator — und ein überaus klarer, staatsmännisch angelegter Kopf, suchte mich gelegentlich in einsichtsvoller Weise zu trösten. Du befindest dich in der Phase, meinte er, die wir alle durchgemacht haben. Die Elemente unseres Studiums sind nun einmal staubtrocken, aber das ist auch bei den anderen Studien der Fall. Man muß das hinnehmen, ohne sich darüber weiter den Kopf zu zerbrechen oder sich den Sinn zu beschweren. Der Appetit kommt beim Essen; und glücklicherweise ist dafür gesorgt, daß die Mahlzeit mit jedem Gange schmackhafter wird. — Das war ja nun gewiß völlig richtig unter der Voraussetzung, es werde der, an welchen diese tröstliche Ermahnung gerichtet wurde, bei dem Studium ausharren. Leider aber traf gerade die Voraussetzung bei mir nicht zu: ich trug mich bereits mit dem Gedanken, den kaum betretenen Pfad wieder zu verlassen und einen anderen einzuschlagen, der denn doch wenigstens nicht in gerade entgegengesetzter Richtung von dem Ziele lief, das ich freilich nicht mehr zu erreichen hoffte, von dem ich mich doch aber auch nicht ins Unendliche entfernen wollte, wie die leidige Juristerei es zu verlangen schien.

Hier nun bot sich die Philologie als bequemer Mittelweg wie von selbst dar; selbstverständlich die klassische, denn daß es noch eine andere gebe, davon hatte ich zu jener Zeit kaum eine Ahnung. War doch der englischen Sprache an unserem Gymnasium kein schmalster Zugang eröffnet gewesen; und auch die französische fristete ein klägliches, durch die stümperhafte Lektüre von Chrestomathien mühsam genährtes Dasein, während Zeit und Mühe dem Lateinischen und Griechischen unbestritten gehörten, ohne daß freilich mit der verschwenderischen Aussaat die dürftige Ernte in irgend welchem rationellen Verhältnis gestanden hätte. Auch ich bemerkte schier zu meinem Erstaunen die weiten Lakunen meiner Kenntnisse, als ich jetzt — in Ermanglung von etwas reizvollem Neuen — die alten Bekannten von der Schule wieder aufsuchte; aber hier mochte

methodischer Fleiß das leichtsinnig Versäumte unschwer nachholen. Und wenn man daran verzweifelt, ein Ganzes zu werden, bleibt einem ja nichts, als an ein Ganzes sich anzuschließen! Vielleicht war die Verzweiflung ungerechtfertigt; vielleicht sammelten sich doch in aller Stille die sickernden Wasser und brachen irgendwo und irgendwann als frischsprudelnder Quell aus den Hängen des Parnaß, deren klassische Anlagen der bescheidene Gärtner durch eifriges Jäten und Gießen vor der Verwilderung und dem Vertrocknen zu bewahren suchte!

Daß dies kein bloßes Wahnbild sei, dafür schien mir die liebenswürdige Gestalt eines meiner neuen Feunde zu bürgen, der, klassischer Philolog von Fach, ich glaube, bereits sein Staatsexamen gemacht hatte, jedenfalls in diesem Augenblicke als Lehrer an irgend einer Berliner Schule wirkte und seine freie Zeit der Poesie widmete, zu der ihn unwiderstehliche Neigung trieb und ein vielversprechendes Talent, das er später durch eine lange Reihe vortrefflicher Erzählungen auf das schönste bewährte. Ludwig Ziemssen — sein Name wird uns noch öfter auf diesen Blättern begegnen — war der eigentliche Vertreter der Poesie in unserem Kreise. Ich für mein Teil konnte in dieser Zeit wenig bieten und traute mich, meiner trüben Erfahrungen eingedenk, mit dem Wenigen kaum hervor, selbst in dem poetischen Kränzchen nicht, welches der Freund gegründet hatte oder vielmehr gründen wollte, denn es kam aus Mangel an geeigneten Kräften über die ersten Anfänge nicht hinaus.

Nun würde ich an dem ebenso einsichtsvollen wie gütigen Freunde gewiß den treuesten Berater in meinen Zweifeln und Nöten gefunden haben, aber es fehlte mir der Mut, mich ihm zu entdecken. Was mich schreckte, war weniger der geringe Abstand der Jahre als der gewaltige Vorsprung, den er an Wissen und Können vor mir voraus hatte. Wie hätte ich es wagen dürfen, mich so unbedingt vertraulich einem Manne zu nahen, der, wenn er auch noch nicht als Autor öffentlich aufgetreten war, so doch mit Schriftstellern, wirklichen, notorischen Schriftstellern, wie mit seinesgleichen verkehrte? Hatte ich nicht mit meinen eigenen Augen gesehen, wie er bei einem Nachmittagskonzerte in dem damals fashionablen „Sommerschen Salon“ von uns fort an einen schönen, stattlichen Herrn von aristokratischer Haltung in mittleren Jahren herantrat, der einsam, in unmittelbarer Nähe des Orchesters, an einem Tischchen saß? wie er nun mit diesem Herrn ein paar Minuten in seiner anmutig feinen Weise plauderte und dann zu

uns zurückkam, als wäre nichts geschehen? Der schöne, stattliche Herr war A. v. Sternberg gewesen — ein Name, der freilich heute recht klanglos geworden ist, damals aber mit vollem Tone an das Ohr des Staunenden schlug. War es doch das erstemal, daß sich zu einem bekannten Namen, der bis jetzt für mich nicht mehr reale Existenz gehabt hatte als des Mondes Strahl, ein, noch dazu ganz korpulentes Wesen in Fleisch und Blut gesellte, welches Kaffee schlürfte, sich mit einem Batisttuch die Lippen trocknete und, hintenübergelehnt, mit halbgeschlossenen Augen der Musik lauschte, während die in rehfarbenem Glacé steckende Hand von Zeit zu Zeit mit leise wehenden Bewegungen den Takt andeutete!

Es gab nur einen, mit dem ich über meine Lage offen sprechen mochte trotz der Entfremdung, welche zwischen uns eingetreten war, und an der wir wohl die Schuld zu ziemlich gleichen Teilen trugen.

Adalbert setzte, soweit ich es beurteilen kann, in Berlin das einsame Sonderlingsleben fort, das er auf der Schule geführt hatte. Ich sage: so weit ich es beurteilen kann; denn wir, die wir in Stralsund zuletzt fast unzertrennlich gewesen, kamen nur noch selten zusammen, und wenn es geschah, wollte die alte Freundschaftsflamme nicht mehr hell brennen, sondern flackerte trüb und unsicher, als könnte sie jeden Augenblick verlöschen. Ich verhehlte ihm nicht, daß ich neue Freunde gefunden, mit denen ich die Stunden verbrachte, die sonst ihm gehört. Ich hatte ihn nie aufgefordert, mir in diesen Kreis zu folgen; ich wußte, daß er es nicht getan haben würde, hätten es ihm auch seine beschränkten Mittel verstattet; und daß, wenn ers getan, der Versuch schlecht ausgefallen wäre. Denn ihm fehlte gänzlich „die leichte Lebensart“, welche auch Faust sich abspricht. Eine Konversation hinüber und herüber unter einem halben Dutzend junger Leute, von denen jeder seine Gedanken und Einfälle zum besten gibt, ohne dem Nachbar „sein Gefühl und seine Kirche“ rauben zu wollen; bei der Scherz und Ernst in bunter Folge wechseln, ja die für die Beteiligten um so unterhaltender ist, je bunter die Folge — eine solche Konversation hätte der Freund keine zehn Minuten ausgehalten. Ich dagegen hatte meine Freude daran und schilderte sie ihm vielleicht noch größer, als sie in Wirklichkeit war. Ich nahm als mein gutes Recht in Anspruch, worin er nur einen Beweis jener Weltlust und Flatterhaftigkeit sah, über die er schon auf der Schule oft so bitter geklagt hatte.

Selbstverständlich war er mit dem Wechsel des Studiums, das ich ohne seinen Beirat, ja gewissermaßen hinter seinem Rücken aus-

geführt, auf das äußerste unzufrieden. Er behauptete jetzt, was er früher nie getan, daß ich zum Mediziner geboren sei, im Vollbesitz der Requisiten, welche dem praktischen Arzt, wenn er nur sonst das Seinige gelernt, den Erfolg verbürgten: bequeme Umgangsformen, Leichtigkeit der Auffassung fremder Verhältnisse, psychologischen Blick in die Herzen der Menschen. Und was den poetischen Krimskrams betreffe, so könne man dessen füglich bei einem Studium entraten, aus welchem die Ergründung der tiefsten Geheimnisse der Natur und des Menschenlebens, worauf doch schließlich alles ankomme, als notwendige Konsequenz resultiere.

So sprach der Freund. Schade nur, daß ich bei Reden, die so völlig anders lauteten als die, welche er früher geführt, in Zweifel bleiben mußte, wieviel von dem allen seine wirkliche wohlerwogene Überzeugung war. Daß er eine hohe Meinung von meinen intellektuellen Fähigkeiten und eine vielleicht noch höhere von meinen gesellschaftlichen Talenten hatte, wußte ich freilich. Andererseits war sein kleines, bereits mit Büchsen und Phiolen, Knochen und Kräutern faustisch angefülltes Zimmerchen die trefflichste Bühne für den Lobredner seiner Wissenschaft; aber — ich hatte in seinen Augen Tadel und Strafe verdient, und dies war eine sehr eindringliche Art, zu tadeln und zu strafen. Je fester er in seinen neuen medizinischen Schuhen bereits zu stehen schien, um so mehr mußte ich mich meiner nackten irrlichterierenden Füße schämen. Von der Medizin wollte ich eigensinnig nichts wissen; mit der Juristerei war ich innerlich bereits fertig; von der Theologie war selbstverständlich nicht die Rede. Da es aber doch bei diesem rein negativen Resultat unmöglich sein Bewenden haben konnte, wagte ich schließlich anzudeuten, daß in mir das Zeug zu einem tüchtigen Schulmann stecken möchte. Der Freund brach in ein lautes, höhnisches Gelächter aus. — Daß sich Gott erbarm, rief er, wie weit ist es mit dir gekommen! Hast du denn ganz vergessen, wie es bei uns auf dem Gymnasium aussah, auf jedem Gymnasium aussieht, aussehen muß? Hast du vergessen, daß unsere Lehrer entweder bornierte Pedanten waren wie X, oder sentimentale Träumer wie Y — hier nannte er meinen geliebten Lehrer aus der Sekunda — oder verbitterte Tyrannen wie Z? Hast du vergessen, welch ein Chor leichtsinniger oder roher Dutzendmenschen unsere lieben Mitschüler von A bis Z waren — uns beide natürlich ausgenommen?

So spottete der Freund, ohne mich zu überzeugen; aber sein Widerspruch vermehrte doch die Zweifel und Bedenken, mit denen ich mich trug. Darüber verging der Winter; und nun kamen die

großen Ereignisse des Frühjahrs von 1848, welche, wie wir sehen werden, mich freilich verhältnismäßig wenig und nur vorübergehend berührten, mir aber doch vollends den Mut raubten, für mich eine Entscheidung herbeizuführen in einem Augenblicke, wo alles unentschieden durcheinander schwankte und in der allgemeinen ungeheuren Aufregung der Geister die eigene innere ratlose Verwirrung weniger schwer empfunden wurde, ja beinahe als ein normaler Zustand erschien.

Die französische Februar-Revolution traf unseren kleinen Kreis nicht so völlig als Blitz aus heiterem Himmel wie so viele andere gute deutsche Menschen und schlechte Politiker. Zwei oder drei von uns — junge, strebsame Juristen und künftige Staatsmänner — waren den Ereignissen in Paris, welche den Ausbruch des Gewitters verkündeten, mit aufmerksamem Auge gefolgt und hatten uns übrige, die wir von diesen Dingen ebensowenig verstanden, als wir uns um sie bekümmerten, doch so ungefähr auf das, was kommen würde oder doch kommen könnte, vorbereitet. Nun war das Ungeheure eingetreten: Louis Philipp war verjagt, die Republik proklamiert! Was würde demnächst bei uns geschehen? Denn daß etwas geschehen müsse, daß es nicht so bleiben könne, galt nicht nur jenen politischen und radikalen Köpfen für ein Axiom, sondern auch uns, die wir doch nur eine bedenklich konfuse Vorstellung von den aktuellen Verhältnissen hatten und ganz gewiß keine Ursache, mit denselben unzufrieden zu sein, wie sie auch immer beschaffen waren.

Es wird vielleicht einen und den anderen meiner Leser, welche angenommen haben, daß die Revolutionsszenen am Schluß der „Problematischen Naturen“ nur von jemand geschrieben sein können, der, wenn er nicht selbst auf der Barrikade gestanden, so doch dem Kampfe aus nächster Nähe beigewohnt haben müsse, überraschen, zu lesen, daß ich während der entscheidenden Tage nicht in Berlin geblieben bin. Indessen hatte ich, als ich die Residenz am 16. März verließ, um in den Ferien nach Hause zu gehen, von dem Löwen Revolution nicht bloß einen Knochensplitter, sondern bereits die Tatze gesehen: in dichten, eifrig sprechenden und gestikulierenden Gruppen an den Straßenecken; in stürmischen Stadtverordnetensitzungen, in Volksversammlungen unter den Zelten, wo ein Tisch die Rednerbühne und ein Spazierstock die Präsidentenglocke war; in Patrouillen, welche, im Geschwindschritt daherkommend, Wolken von pfeifenden Straßenjungen und ängstlich flüchtenden Bürgern vor sich hertrieben.

Wäre ich geblieben, hätte ich gewußt, daß zwei Tage später der Sturm losbrechen würde? hätte ich mich von dem Sturm fortreißen lassen, wenn ich geblieben wäre?

Ich glaube, die erste Frage bejahen zu sollen in Anbetracht einmal jenes Beharrungsvermögens, welches dem Zuschauer (zumal dem deutschen) nicht nach dem vierten Akte das Parterre zu verlassen erlaubt, wenn er weiß, daß das Stück fünf hat; sodann weil ich einer Gefahr, zum mindesten mißlichen Lage, welcher sich meine beiden Brüder nicht wohl entziehen konnten, sicher nicht aus dem Wege gegangen wäre. Wenn ich aber nicht blieb, wo mich doch niemand und nichts zu gehen zwang, so mag das nur als ein Beweis der Unwissenheit dienen, in der ich mich hinsichtlich der Situation befand; einer Unwissenheit, die denn freilich der Jüngling mit der ungeheuren Mehrzahl der reifen Männer, auch der politisch gebildeten, teilte.

Und nun die zweite Frage.

Unter meinen Papieren habe ich über hundert Briefe an den Freund, welche mir nach seinem Tode von der Gattin gütig zurückerstattet wurden. Diese sind mir das schätzenswerteste Material für meine spätere Studentenzeit und die folgenden Jahre. Seltsamerweise findet sich in dem Konvolut ein Brief — allerdings nur ein Brieffragment — aus dem Berliner Semester. Was in aller Welt hatte ich dem Freunde, den ich in zehn Minuten erreichen konnte, brieflich mitzuteilen?

Es scheint, daß zwischen uns ein Disput über nichts Geringeres als die Lehre von der Unsterblichkeit stattgefunden hatte, wie ich mich denn erinnere, daß bei unseren seltenen Zusammenkünften die ästhetischen Untersuchungen, welche wir auf der Schule so eifrig getrieben, den philosophischen gewichen waren. Jedenfalls hatte keiner den anderen von der Richtigkeit seiner respektiven Ansicht zu überzeugen vermocht, und man war übereingekommen, um sicherer zu gehen, seine Gedanken über das schwierige Thema aufzuschreiben und diese Ausarbeitungen zur wechselseitigen Kritik auszutauschen. Das Brieffragment, welches vor mir liegt, ist nun, was von dieser meiner Ausarbeitung noch vorhanden ist.

Aber ich komme durchaus nicht sofort zur Sache, habe vielmehr vorher noch „allerlei zu beichten“.

Ich erzähle dem Freunde, daß ich, um über das Thema nachzudenken, drei Stunden spazieren gegangen sei, „nicht obgleich, sondern weil es geregnet“, und daß, während der Regen ununter-

brochen herabgerieselt, „die Gedankensaat in mir gesproßt und gewachsen sei, daß es nur so eine Freude gewesen".

In einer der Vorstadtstraßen aber sei ich an einer Villa vorübergekommen, die völlig der geglichen, in welcher Maltravers mit seiner Alice der Liebe süßes Glück in vollen Zügen getrunken; und habe das Buch, das ich bei mir gehabt, aus der Tasche genommen, um die betreffende Stelle nachzulesen — „zu nicht geringem Staunen der Passanten, welche da einen jungen Menschen zehn Minuten lang in vollem Regen auf dem Trottoir stehen sahen, jetzt in ein Buch blickend und dann wieder ein Haus anstarrend, an welchem doch augenscheinlich nichts Besonderes wahrzunehmen war".

Und habe dann durch einen glücklichen Zufall (alle großen Entdeckungen seien Werke des Zufalls!) den wahren Namen des Freundes gefunden, nach welchem ich so lange vergeblich gesucht. Dieser aber sei „Kalchas" nach den Worten des Dichters, welcher von dem Seher meldet, daß er

„— erkannte, was ist, was sein wird, oder zuvor war —"

und das passe dann doch wörtlich und buchstäblich „auf meinen allweisen Freund".

Und habe drittens unterwegs ein kleines Gedicht gemacht — in Distichen —, welches ich meinem „Kalchas" demnächst vorlesen würde.

Und wolle nun viertens und letztens zur Sache kommen.

Der Aufsatz (so viel von demselben erhalten) erhebt sich weder gedanklich noch stilistisch über das Niveau, auf welchem sich strebsame Primaner, wenn sie über dergleichen Themata schreiben, zu halten pflegen. Hier und da glaube ich einen Anklang an Schillers Weise in den früheren Aufsätzen, die ich so ziemlich wörtlich auswendig kannte, wahrzunehmen, so z. B. in folgendem: „Ist die Seele unsterblich? Die Frage ist nicht an die Phantasie zu richten, welche sich stets den verschämten Wünschen unseres Herzens als gefällige Kupplerin darbietet, sondern an die Vernunft. Sie und sie allein muß die Antwort erteilen."

Ein Geist der entschiedensten Skepsis durchzieht das Ganze; der Schluß lautet: „Was nun folgt? Niemand weiß es, niemand wird es je durch Vernunftschlüsse finden. Wäre eine Hypothese aufzustellen verstattet, möchte es die sein, daß die individuelle Seele in die Weltseele zurückkehrt, aus der sie emanierte."

Weshalb ich diesen Brief, dem die jugendliche Unreife des Verfassers aus jeder Wendung sieht, hier, wenn auch nur im Auszuge, reproduziere?

Der Brief ist vom 27. Februar — so steht vermerkt von der Hand des sorgsamen Freundes — der Verfasser hatte zu datieren vergessen — vom 27. Februar! das heißt vom zweiten Tage, nachdem die Nachricht von der französischen Revolution in Berlin eingetroffen war und auch mich, als Freund F. v. S. die Depeschen in unserem Kreise vorlas, in fieberhafte Aufregung versetzt hatte.

Und an diesem Tage schlendere ich durch die Straßen, berausche mich am Frühlingsregen, prüfe ambulando einen Romandichter auf die realistische Wahrheit seiner Schilderungen, spintisiere Verse und setze mich am Abend hin, das alles dem Freunde zu berichten mit angehängter Abhandlung über die „Unsterblichkeit der Seele“.

Brauche ich zu sagen, ob ich glaube, daß der junge Mensch sich von dem Sturm der Revolution hätte fortreißen lassen, wäre er in Berlin geblieben?

Möglich ist es ja — was ist bei einem Phantasten unmöglich? — wahrscheinlich ist es nicht. Er würde vermutlich dafür gehalten haben, daß die Frage, ob Absolutismus oder Konstitution? „an die Vernunft zu richten sei, und daß sie und sie allein die Antwort erteilen dürfe“.

Geneigt, wie ich es als Romanschreiber bin, das Menschentreiben stets auf dem Hintergrunde der Natur zu sehen, zweifle ich nicht: die achtundvierziger Bewegung würde einen wesentlich anderen Verlauf genommen haben, wäre sie im Spätherbst zum Ausbruch gekommen, anstatt, wie es der Fall war, im Beginn des Frühlings. Ja, ich möchte behaupten: schon dann einen anderen, wäre der Frühling von achtundvierzig ein stürmisch-verregneter gewesen, deren unser Klima so viele aufzuweisen hat, und nicht der glorreich-sonnige, als der er in Wirklichkeit sich darstellte. So aber, in dieser Harmonie des fröhlichen Erwachens der Natur aus ihrem Winterschlafe und der Nation aus der Dumpfheit, mit der sie unter dem aufgeklärten Despotismus so dahin vegetiert hatte, mußte sich des germanischen Gemütes ein süßer Taumel bemächtigen. Es war das köstliche Lied, das sich der einsame Poet zur Beschwichtigung der individuellen Herzensschmerzen und Seelenkämpfe gesungen hatte, auf ein ganzes großes Volk übertragen:

„Die Welt wird schöner mit jedem Tag,
Man weiß nicht, was noch werden mag,
Das Blühen will nicht enden.
Es blüht das fernste, tiefste Tal.
Nun, armes Herz, vergiß der Qual!
Nun muß sich alles, alles wenden."

Daß das Herz des Volkes ebensowenig wie das gequälte Menschenherz zu sagen gewußt hätte, was denn nun dies „alles, alles" sei, macht den Vergleich nur um so zutreffender. Ist es nicht gerade um dieses seines Überschwanges, des klaffenden Zwiespalts willen, der zwischen seinem Hoffen, Wähnen, Wünschen und der kargen Wirklichkeit ewig bleibt, daß der Dichter das Herz ein „armes" nennt? Er hätte es freilich auch ein überreiches nennen können. Der Sinn würde derselbe geblieben sein.

Ich hatte während der Wochen, die ich zu Hause verbrachte, denn doch hinreichend von dieser Frühlingsluft und diesem Frühlingsglauben eingesogen, um von dem Rausche, der sich der ganzen Welt bemächtigt, trotz meines unpolitischen Gleichmutes, den ich für philosophische Überlegenheit hielt, angesteckt zu sein. Durfte ich doch, der ich ohne mein Verdienst, rein zufällig Augenzeuge der ersten Wehen der Revolution gewesen war, unter den bis dahin harmlos blinden Bewohnern der Stadt als ein besonders Sehender und Wissender gelten! Habe ich mich doch im Verdacht, daß ich dieser billigen Wissenschaft noch ein gutes Ende zusetzte und das nun Gekommene als ein Kommendes vorausgesehen zu haben beanspruchte! Auch wurde ich von meinen Brüdern und den Gefreundeten in Berlin stets auf dem Laufenden gehalten bis in die Einzelheiten hinein, die entweder gar nicht, oder doch sehr viel später in die Zeitungen kamen. Und als nun gar meine Behauptung, die „Revolution" werde den Umzug um die Welt nehmen, durch ein paar unbedeutende Krawalle in unserer guten, sonst so verschlafenen Stadt eine Bestätigung zu finden schien, hatte ich nicht übel Lust, mich alles Ernstes für einen Propheten zu halten. Darüber war meine Begierde, dem Zentrum der Ereignisse, das ich vor ein paar Wochen ohne alle Not verlassen, wieder nahe zu sein, mächtig gewachsen, ohne daß es dazu der steten Aufforderung der Berliner Genossen bedurft hätte. Blieb es auch bei dem Entschlusse, nach Bonn zu gehen, wollte ich doch meinen Anteil an der Berliner Herrlichkeit gehabt haben. So wartete ich das Ende der Ferien nicht ab und verließ das elterliche Haus ohne zu ahnen, daß Jahre vergehen würden, bevor ich es wiedersehen, und sie dann nicht mehr

unter den Lebenden weilen sollte, die mir im Hause und auf der Welt das Teuerste war.

Die Physiognomie Berlins in den ersten Wochen und Monaten nach den Märztagen ist so oft geschildert — es wäre ein müßiges Beginnen, wollte ich hier dem Leser altbekanntes als ein neues auftischen. Aber verschweigen darf ich nicht, daß, was ich nun zu sehen und zu hören bekam, auf mich einen sehr gemischten Eindruck machte. Es war wie mit dem Wasser des Meeres, wenn man im Sommersanfang das erste Bad nimmt. Bald umspült es laulicht unsere Glieder, bald geraten wir in eine Region, in der es uns eisig umschauert, und aus der wir schleunigst zu entkommen suchen. Erschienen mir die strahlenden, erregten Gesichter, denen man auf Schritt und Tritt begegnete, nur als der Widerschein der eigenen frohgemuten, gehobenen Stimmung, so machte die Prahlhansigkeit, mit der ich Leute, die ich als die friedlichsten Menschen von der Welt kannte, sich vom Morgen bis zum Abend mit Flinten und Säbeln schleppen sah, einen komischen, ja widerwärtigen Eindruck. Und, ich glaube, das nicht sowohl, weil ich das Zwecklose, ja Gefährliche dieses Gebahrens durchschaut hätte, als, weil es meinen Geschmack beleidigte, dem alles Übertriebene von jeher ein Greuel war. Vielleicht würde ich anders gedacht und empfunden haben, wäre es meine Absicht gewesen in Berlin zu bleiben, wo ich mich dann höchstwahrscheinlich, schon aus Kameradschaft, unter die Gewehr- und Säbelträger gemischt hätte und in dem Strome so mit fortgetrieben wäre. Nun, da ich als müßiger Zuschauer dem sonderbaren Treiben beiwohnte, konnte ich deutlich empfinden, wie meine anfangs so lebhafte Teilnahme von Tag zu Tage mehr dahinschwand. Daß sie schließlich sich auf ein Kleinstes reduzierte, ja, beinahe in ihr Gegenteil umschlug, dafür sorgte Freund Adalbert.

Ich hatte ihn natürlich sofort aufgesucht, aber sowohl da als auch bei einigen wenigen späteren Malen nur flüchtig gesehen und gesprochen. Er war in seine Arbeiten vertieft, und ich hätte in der Erregung, in der ich mich befand, auch nicht Ruhe und Sammlung für ein ausgiebiges Gespräch in unserer alten Weise gehabt. Zu einem solchen sollte es erst an einem der letzten Abende, ich glaube, dem letzten vor meiner Abreise, kommen. Ich traf den Freund, wie immer, in seiner drei Treppen hoch in einem uralten Hause gelegenen Klause zwischen frischen anatomischen Präparaten und wurmstichigen alten Folianten, aus denen er die Geheimnisse der Kabbala zu erfahren hoffte. Zum Teil schon erfahren zu haben behauptete mit einem Ernste, an den ich, der ich seine exzentrische

Weise kannte, wohl oder übel glauben mußte, so absurd die Sache auch klang. Es hielt nicht leicht, von solchen entlegenen Thematen das Gespräch auf die Ereignisse des Tages zu lenken, in denen ich diese Zeit hindurch gelebt hatte. Ich schilderte ihm der Wahrheit gemäß die Eindrücke, welche ich empfangen, und wie mein Gemüt zwischen Begeisterung und Ernüchterung, Sympathie und Widerwillen unerquicklich schwanke. Er hörte mir eine geraume Weile zu, ohne mich mit einem Worte zu unterbrechen; aber das ironische Lächeln, das gelegentlich um seine schmalen Lippen zuckte, und der kalte harte Blick, der mich traf, wenn er einmal die Lider hob, ließen mich nichts Gutes ahnen. Diese Ahnung sollte sich alsbald bestätigen.

Und was geht dich die ganze Geschichte an? fragte er, als ich endlich einmal Atem schöpfte.

Ich mochte doch gerade diese Frage nicht erwartet und ein verwundertes Gesicht dazu gemacht haben. So fuhr er fort:

Freilich, ich sollte so nicht fragen. Dich geht sie etwas an. Du bist ja ein Republikaner!

Bist du denn das nicht? rief ich, gedenkend, wie oft wir den Cäsar nachträglich noch einmal umgebracht hatten.

Mich vor mir selbst zu blamieren, erwiderte er, wie jene da unten auf der Straße es tun, über die man sich totlachen könnte, wenn die Komödie, die sie aufführen, nicht gar zu dumm wäre? Oder: ja, ich bin ein Republikaner. Dann sind aber wieder die Hansnarren unten keine, und — mit deiner Erlaubnis — du auch nicht.

Das verstehe ich nicht, sagte ich, nun doch ärgerlich über die Ungeniertheit, mit der er mich den Leuten zugesellte, über welche ich eben noch selbst gespottet hatte.

Ich glaube es gern, erwiderte er trocken; bin auch durchaus nicht sicher, daß ich mich dir verständlich machen werde. Um unserer alten Freundschaft willen, und weil es dir später doch vielleicht einmal von Nutzen sein könnte, laß es mich wenigstens versuchen. Ich unterscheide also zwischen wirklichen Republikanern und solchen, die es bloß äußerlich und eigentlich Kryptoroyalisten sind. Die letzteren erkennt man daran, daß sie das Königtum, den Adel und was damit zusammenhängt — ich meine insonderheit das Pfaffentum — hassen, verabscheuen, ein Kreuz davor schlagen, mit Stumpf und Stiel ausrotten möchten. Und eben dadurch: durch ihren Haß usw. beweisen, daß sie sich im Grunde ihres Herzens von dem allen noch nicht losgelöst haben, es für sie noch existiert — ich meine: nicht

bloß in der Wirklichkeit, die ja augenfällig und mit Händen greifbar ist, sondern: nicht augenfällig, nicht greifbar, in der Tiefe ihres Herzens, in der der ganze mittelalterliche Plunder noch seine saftigen, ungestörten Wurzeln hat, die eines schönen Tages bei anderem Wetter, wenn der Wind sich gedreht hat, auch wieder lustig ausschlagen und die prächtigsten Blätter und Blüten treiben werden. Ja, diese Blätter und Blüten treiben zu jeder Stunde, in der ihr euch — du entschuldigst, daß ich von „ihr" spreche — einem jener Gebietiger gegenüber befindet und euch der Beklommenheit schämt, die euch trotz alledem und alledem beschleicht — mit Fug und Recht schämt, denn eben sie beweist euch, daß ihr im Grunde eurer Seele doch keine freien Menschen, keine wahrhaften Republikaner seid. Dem wahrhaften Republikaner — um endlich von ihm zu sprechen — kann das nicht begegnen aus dem einfachen Grunde, weil jene Herrschaften gar nicht für ihn existieren, weil sie für ihn nur Wahngebilde armer schwacher Menschen sind. Wollte er sie hassen, so könnte es doch nur in dem Sinne sein, in welchem der Arzt die Fieberphantasien seines Kranken haßt, die ihm, unter vielen anderen, ein Symptom sind, daß der Mensch eben krank und wie krank er ist. Unter vielen anderen, sage ich. Denn es bedürfte für mich dieser speziellen nicht, um mir zu sagen, was ich von den Menschen zu halten habe. Um mir zu sagen, das sie eben kranke Kinder sind, die diese törichten Phantasien haben müssen, heute vor ihnen ehrfurchtsvoll zu schaudern, um sich morgen an ihnen gedankenlos zu ergötzen. Wer das aber begriffen hat, wie ich es begriffen — und wahrhaftig nicht seit gestern erst — der nimmt die Sachen, wie sie liegen, das heißt: er ist, — wie, nach Schiller, der wahrhaft religiöse Mensch sich aus Religion zu keiner bekennt — kein Republikaner, eben weil er einer ist; eine Gemeinde für sich ist und sein muß, da er keinen zweiten und keinen dritten finden würde, die sich in demselben Namen versammeln könnten.

Keinen zweiten und keinen dritten, rief ich. Und ein ganzes Volk steht auf und siegt unter diesem Zeichen!

Da ich dich für zu gescheit halte, als daß du unsere schlafmützigen Deutschen meinen könntest, erwiderte Adalbert, so werden es wohl die Franzosen sein sollen. Nun, abgesehen davon, daß sie sich nach meiner Überzeugung nicht lange Republikaner auch nur nennen werden, sind sie es denn, können sie es denn in Wirklichkeit auch nur eine Stunde sein? die eitlen Fratzen, die immer nur sich selbst anbeten in dem Götzen, den sie heute so und morgen anders nach ihrem geliebten Bilde gestalten? Geh mir doch! Und denkst

du etwa, die Republik ist heute da, weil man über Nacht das Königtum abgeschafft hat? Auf den Platz, von dem der eine aufgestanden oder weggejagt ist, können sich auch mehrere setzen — die Aristokratien der sogenannten alten und neuen Republiken haben es bewiesen. Und dann gibt es ja noch ein Ding, das Plutokratie heißt und leicht die scheußlichste aller Tyranneien ist. Da lobe ich mir wahrlich die biedere, alte Monarchie. Bei der weiß man doch wo und wie. Und das sei versichert: wenn ich morgen dem guten, schwachen König begegne, den die Narren dafür abstrafen zu wollen scheinen, weil sie sich einen Augenblick eingebildet haben, sie könnten, wenn sie nur wollten, auch vernünftige Menschen, will sagen: wahrhafte Republikaner sein, so werde ich tief vor ihm den Hut ziehen und ihm von Herzen das Unrecht abbitten, das man ihm tut.

So sprach Adalbert, die Worte mit seiner etwas schweren Zunge hastig hervorstoßend und sich mit den flachen Händen das rechte Knie streichend, das er über das linke geschlagen hatte.

Meint aber einer meiner freundlichen Leser, die Rede, die ich ihm hier in den Mund lege, sei eine jener thucydideischen, welche möglicherweise hätten gehalten werden können, aber nie gehalten wurden, so bitte ich ihn, sich gewisser wunderlicher Jünglingsgestalten in meinen Romanen zu erinnern, deren ausgeprägte Familienähnlichkeit auf einen allen gemeinsamen Ursprung zurückweist. Ich brauche ihn jetzt nicht weiter zu versichern, daß dieser Ursprung bei mir direkt nicht zu suchen ist. Und was die obige Rede anbetrifft, so gebe ich freilich die Form preis. Im übrigen verhält es sich mit ihr, wie es sich mit den „fingierten“ Reden des großen Historikers auch verhalten wird.

Bonn.

In dem ersten Bande seiner „Dichterprofile“ *) läßt sich der zu früh verstorbene Adolf Strodtmann über einen Bonner Kommilitonen in den Jahren 48/49 folgendermaßen aus:

„Obschon er der Burschenschaft ‚Frankonia‘ angehörte, welche damals viele tüchtige Kräfte zählte — (wir nennen nur Karl Schurz, den Kunstschriftsteller J. A. Overbeck, den Astronomen Julius Schmidt und den um die Irrenheilkunde hochverdienten Ludwig Meyer), —

*) Dichterprofile. Literaturbilder aus dem neunzehnten Jahrhundert. Von Adolf Strodtmann. Erster Band. Deutsche Dichtercharaktere. Stuttgart. Abenheimsche Verlagsbuchhandlung 1879. S. 197 ff.

hielt er sich doch dem eigentlichen Studententreiben ziemlich fern, und ferner noch dem politisch aufgeregten Treiben der Revolutionsjahre, das er — — in seinen Romanen schildert. Wer damals mit dem blassen, langhaarigen, stillen und schroffen Jüngling verkehrte, der mit dem menschenscheuen Wesen und den wunderlich scharfen, unjugendlichen Zügen seinen lustigen Kommilitonen für einen altklugen Sonderling galt, der immer Sentenzen von Goethe und Shakespeare, Homer oder Sophokles auf der Lippe trug, deren Werke er — — — rezitierte, unzufrieden mit seinem Lose, unentschieden über die Wahl seines Berufes, nüchtern und schüchtern den studentischen Lustbarkeiten ausweichend, selten sich unaufgefordert an den Scherzen und Gesprächen seiner Kameraden beteiligend, nur daß er hin und wieder eine sarkastische Bemerkung dazwischen warf — wer ihn damals, wie der Verfasser dieser Skizze, inmitten der fröhlichen Universitätsjugend sah, hätte schwerlich geglaubt, daß sich aus der grauen Puppe dieser mit sich und der Welt zerfallenen ‚problematischen Natur' zehn Jahre später usw." —

Ich habe die obige Federzeichnung, die ein befreundeter Gleichzeitiger, freilich erst nach einem Menschenalter, von mir entworfen hat, gegen die Gepflogenheit des Autobiographen meinen Lesern mitteilen zu sollen geglaubt, nicht, weil ich das wenig schmeichelhafte Bild, von dem ich freilich ein paar schmückende Züge weggelassen habe, für einwandlos richtig und treu hielte, sondern weil mir für die Schilderung meines Wesens und Treibens während der folgenden Periode jeder Anhalt, an den ich mich lehnen kann, jeder Wink, der mich über mich selbst orientieren möchte, willkommen ist. Denn an die Darstellung gerade dieses Stadiums meines Lebenslaufes bin ich mit einer Zaghaftigkeit gegangen, welche jeden Autor — zumal den Autobiographen — befällt, wenn er an ein Kapitel kommt, das er nicht auslassen darf, und dessen krauser Inhalt sich doch der Darstellung zu entziehen scheint. Indessen, der Versuch muß gemacht werden. Sollte er mißlingen, werden es eben der krause Inhalt oder das unzulängliche Darstellungstalent zu verantworten haben, auf keinen Fall der Mangel an gutem Willen und Wahrhaftigkeit seitens des Autors.

Das sich jeweilig bis zur Verzweiflung steigernde Unbehagen, welches mich während der langen Zeit, die ich in Bonn verbrachte, nur in ausnahmsweise glücklichen Stunden verließ, und von dem, nach Strodtmanns Zeugnis, auch meine äußere Erscheinung und mein Gebahren wohlverständliche Kunde gab, entsprang aus einer Reihe von Ursachen.

Zum ersten Male in meinem Leben empfand ich mich als ein Heimatloser, der nun, losgelöst von den Wurzeln, die sein Gemüts- und Geistesleben bis dahin genährt, inne werden sollte, wie tief diese Wurzeln getrieben hatten, und wie schmerzlich es war, sich von ihnen trennen zu müssen. Ich hatte das in Berlin nicht annähernd in dem Maße empfunden. Schon die geringere Entfernung von der Heimat mochte beruhigend wirken; auch hatte ich während des Winters die Natur, an die ich gewöhnt war, und in der ich mich umtuen mußte, sollte ich mich wohlbefinden, weniger vermißt. Zwei Brüder waren meine ständige Gesellschaft gewesen; unter den Gefreundeten hatten sich mehrere Landsleute befunden; an einem zusagenden Verkehr in Familien, deren Häupter mit dem Vater von altersher in Verbindung standen, und an die ich empfohlen war, hatte es nicht gefehlt. Überdies trug der Berliner Aufenthalt von Anfang an den Charakter eines Provisoriums, über das man ja, auch wo es unbehaglich wird, leichter hinwegkommt. Bonn sollte kein Provisorium sein: es war für mich ein Aufenthalt von zwei Jahren in Aussicht genommen. Da hätte nun in erster Linie dem leidenschaftlichen Naturfreunde die ihn umgebende Natur volles Genüge bieten müssen; aber — wie sonderbar es dem Leser klingen mag — für mich war das nicht der Fall. Ich hatte mir Wunderdinge von den Naturschönheiten, die meiner harrten, geträumt und fand mich enttäuscht. Der Strom, wie stolz und mächtig er von dem Siebengebirge daher geflutet kam, er konnte mir mein heiliges Meer nicht ersetzen; die Uferlandschaft, nachdem der erste Reiz der Neuheit abgestumpft war, erschien mir in ihrer ewigen Wiederholung grüner Rebengelände, brauner Felsen, von denen verfallene Ritterburgen blicken, weißer Dörfer und Städtchen, die sich am Ufer hin in die Länge strecken, oder in einem Seitentälchen aufwärts klettern, ermüdend bis zur positiven Langweiligkeit. Ich will hier gleich, um nicht allen Kredit als Liebhaber schöner Natur bei dem Leser einzubüßen, hinzufügen, daß dieser erste Eindruck, der freilich Monate hindurch anhielt, in der Folge einem wesentlich anderen Platz gemacht hat; daß ich später in St. Goarshausen am Fuße der Lurley und an wie vielen anderen bedeutenden Punkten sonst dem Rhein meine ehrlich gemeinte Huldigung dargebracht habe. Nichtsdestoweniger muß ich, um der Wahrheit willen, das Geständnis ablegen: die Schwärmerei so vieler für die Herrlichkeit unsers vornehmsten vaterländischen Stromes — ich habe sie damals nicht zu teilen vermocht und finde sie noch heute in wunderlicher Weise übertrieben. Etwas anderes scheint es mir mit den Nebentälern der Ahr, der

Mosel, der Nahe. Da, wo alles enger aneinander gerückt ist, die häufigeren und jäheren Biegungen des Flusses einen schnelleren Wechsel der Ufer bedingen, auch die Wälder eine viel bedeutendere Rolle in der landschaftlichen Szenerie spielen, als an den abgeholzten Rheinufern, ist in der Tat für den Bewunderer einer, wenn nicht großen, so doch anmutigen Natur reiche Ausbeute, die ich mir denn auch, wie die Folge zeigen wird, nicht habe entgehen lassen.

Vermißte ich nun aber, wo ich ging und stand, schmerzlich meine liebe pommersche Natur, so würde ich mich wohl eher in die mir gebotene neue gefunden und mit ihr ausgesöhnt haben, hätte ich sie als Jäger durchschweifen, als Reiter durchfliegen können. Aber im Sommer jagt man nicht; und wenn der Herbst kam — meine bukolischen Freunde waren fern. Sie saßen dahinten weit jenseits der Peene auf ihren stattlichen Gütern, und keine Einladung zu dem kleinsten Jagdvergnügen würde von ihnen zu mir gelangen. Eher schon konnte ich mich beritten machen. Ich tat es. Aber die Pferde, die ich einem Reitinstitut entlieh, waren alte, ausgediente Tiere mit den obligaten Manege-Unarten. Auch fehlte es an guten Reitwegen. Besten Falles kam es auf jenes öde Spazierenreiten hinaus, das seinen Zweck in sich selbst hat, mich zu keinem der gewohnten Ziele führte, sondern immer nur zurück in die verhaßte Stadt.

Ja, sie war mir verhaßt, diese Stadt mit den nichtssagenden Häuserphysiognomien und den engen, übelriechenden Gassen. Es schien mir unmöglich, in diesem häßlichen Backsteinhaufen zu leben. So hatte ich denn nach den ersten Tagen, die ich bei einem Bekannten vom Gymnasium her zugebracht, eine Wohnung gesucht, wegen der ich von ihm und den jungen Leuten, zu deren Kreis er gehörte und der sich auch mir erschlossen, manche spöttische Bemerkung hören mußte. Sie lag allerdings ziemlich fern vor dem Tore der Stadt, wie sie damals war; von dem Hauptkirchhof, der die sterblichen Reste der großen Universitätslehrer und anderer berühmter Männer birgt, nur durch die Breite der Landstraße getrennt; aber sie war nicht, wie man ihr nachsagte, in dem Hause des Totengräbers, sondern eines Gärtners, der hier sein Gewerbe, ich fürchte, in recht kümmerlicher Weise trieb. Es war ein ganz neues Haus in bescheidenem Villenstil und schien mir auf die Spekulation hin gebaut, daß sich ein für idyllische Genüsse empfänglicher Käufer finden möchte. Es fand sich während des Jahres, das ich dort verlebte, keiner; auch kein Mieter außer mir. Ich war und blieb der ein-

zige Bewohner, da die Gärtnersfamilie in einem bescheidenen Nebengebäude hauste. So war es denn manchmal ein wenig unheimlich in dem öden Gemäuer mit im übrigen geschlossenen grünen Fensterjalousien, die, wenn der Wind wehte, bedenklich klapperten, und dem frischen Holzwerk, in welchem es, schlug das Wetter um, gespenstermäßig knackte und knarrte. Doch diese kleinen Übelstände überwog der große Vorteil, daß man von dem Hause aus nicht sowohl leicht in die Felder gelangen konnte, als vielmehr mit ihm bereits in den Feldern war.

Zu der Entbehrung des Naturgenusses, wie er mir nun einmal vertraut war, und nach dem ich mich eigensinnig zurücksehnte, gesellte sich ein anderer Mangel, der mir freilich vor der Hand noch nicht zum vollen Bewußtsein kam, den ich aber, je länger ich in Bonn verweilte, um so schmerzlicher empfinden sollte, und der, wenn ich es jetzt nachträglich bedenke, wesentlich dazu beigetragen hat, daß mir die Bonner Jahre in so melancholischer Erinnerung stehen. Der Leser erinnert sich der glücklichen Verhältnisse, deren ich mich während der Zeit, die ich im Elternhause verlebte, erfreuen durfte, und die mir auch, als ich noch kaum das geforderte Alter erreicht hatte, gesellschaftliche Beziehungeu in der Stadt und auf dem Lande in schier überreichem Maße gewährten. In Berlin hatte es an solchen wenigstens nicht ganz gefehlt. In Bonn war davon keine Rede: bis so weit reichten die spärlichen Verbindungen meines Vaters nicht. Ohne eine Empfehluug an eine Familie war ich dorthin gekommen, ohne eine Familienverbindung blieb ich während der ganzen Zeit. Das war ja nun auch der Fall bei den Kommilitonen mit gewiß recht wenigen Ausnahmen, und ich erinnere mich nicht, daß sich einer darüber beklagt hätte. Im Gegenteil, ich hörte manchen die Glückseligkeit preisen, den Tag hinbringen zu dürfen, ohne daß sich Eltern, Gevattern und Basen und sonst eine bekannte Menschenseele um das Wie bekümmerten. Ich aber hatte zu Hause so viele Freiheit und so viele Freiheiten genossen, daß mir diese wahrlich nicht imponieren konnte. Auch war den meisten die Zeit, die sie in Bonn verbringen sollten, viel kürzer zugemessen als mir, so kurz nach ihrer Meinung, daß man sie sehr würde zu Rate halten müssen, all die gebotenen Herrlichkeiten gründlich auszukosten. Schließlich: eins schickt sich eben nicht für alle; und während sie vielleicht den mitgebrachten Frack dem Trödler ließen, konnte ich den meinen, der unbenutzt im Schranke hing, nicht ohne eine gewisse Melancholie betrachten. Denn daß sich mir auch nicht einmal, wie einem oder dem andern fleißigen Kommilitonen — besonders

wenn er zur medizinischen Fakultät gehörte — die Häuser der Herren Professoren öffnen würden, durfte ich mit Bestimmtheit voraussagen aus Gründen, die der Leser bereits ahnt und wenn er die volle Wahrheit weiß, für durchaus triftig erachten wird.

So wäre ich denn, der ich mich noch zum Überfluß der Einsamkeit ergeben, bald ganz allein und auf mich angewiesen geblieben, hätte nicht die bei einem Neunzehnjährigen doch nicht so ganz zu unterdrückende Lebenslust kräftig gegen solche Unnatur reagiert; und wären da nicht so viele frische, lebensfreudige junge Leute gewesen, in deren frohen Kreis sich auch der Widerwillige bald hineingezogen sah. Jener Bekannte von der Schule, der mich während der ersten Tage gastfreundlich bei sich aufgenommen, hatte nach dieser Seite die Vermittelung übernommen. Er war Mitglied der Burschenschaft Frankonia und machte mich nach und nach mit seinen speziellen Kommilitonen bekannt. Ich fand das liebenswürdigste Entgegenkommen; durfte, wenn es mir beliebte, an ihren gemeinschaftlichen Ausflügen — welche dem Herkommen gemäß nach Tische auf dem Markte verabredet wurden —, an ihren Kneipabenden, sogar an dem sommerlichen Kommerse in Altenahr teilnehmen; und es stand, soviel ich sehen konnte und man mich überdies freundlich versicherte, meinem Eintritt in die Verbindung nichts entgegen. Dennoch zögerte ich mit der Bitte um Aufnahme bis zum Schluß des Semesters, und als ich sie dann aussprach und bereitwillig gewährt erhielt, war es nicht ohne das unbehagliche Gefühl, daß ich einen Schritt getan, den ich nicht hätte tun sollen und deshalb über kurz oder lang bereuen würde.

Trotzdem ich, wollte und mußte ich einmal aus meiner Einsamkeit heraus, eine bessere Wahl nicht hätte treffen können. Unter den studentischen Verbindungen — sie schieden sich streng von den Korps — jetzt, höre ich, soll zwischen den beiden Kategorien kaum noch ein Unterschied obwalten — war jener Zeit die Frankonia unzweifelhaft die vornehmste. Ich werde weiter unten Strodtmanns Liste der mehr oder weniger bedeutenden Menschen, welche zu ihr gehörten, noch zu verlängern haben. Ich trat zu ihnen allen in zum Teil intime Beziehungen, denen ich eine Fülle geistiger Anregungen zu verdanken hatte, welche ich damals in selbstherrlichem Dünkel unterschätzt habe und jetzt, indem ich die Summe meines Lebens ziehe, kaum hoch genug schätzen kann. Mit den meisten bin ich noch manches Jahr später, soweit es die Trennung der Lebenswege verstattete, in Verbindung geblieben; die Freundschaft einiger habe ich mir, als ein schönstes Vermächtnis jener längst vergangenen Zeit,

bis auf den heutigen Tag bewahrt. Wenn ich dennoch, einen Zwist benutzend, der durch einige neue Mitglieder in die Verbindung hineingetragen wurde und zu einer itio in partes führte, das kaum geknüpfte Band wieder löste, ohne mich für die noch lange Frist, welche mir für Bonn blieb, in ähnlicher Weise abermals fesseln zu lassen, so war es in der mittlerweile gewonnenen klaren Einsicht, daß ich ein für allemal in das landläufige studentische Wesen und Treiben nicht paßte.

Ich sehe in dieser Tatsache so wenig etwas Rühmliches für mich, daß ich eher geneigt wäre, mir jene meine Unfähigkeit, in dem harmlosen Treiben fröhlich mitzutun, wenn nicht zur Unehre, so doch zu einem entschiedenen Mangel anzurechnen. Indessen kann es hier nicht, wie nirgends auf diesen Blättern, meines Amtes sein, mich als tadelnden oder lobenden Zensor über mich selbst hinzustellen. Ich habe keine andere Aufgabe, als nach bestem Wissen die Gründe aufzuzeigen, welche mir für den bald verzögerten, bald beschleunigten Gang meiner Entwickelung und die Richtung, die sie nahm, die bestimmenden und ausschlaggebenden zu sein scheinen. In diesem Falle brauche ich nach dem ausreichenden Grunde nicht weit zu suchen. Ich war in gewisser Hinsicht meinen Altersgenossen zu weit vorausgeeilt. In der Hinsicht, daß ich in einem, für meine Jahre wenig passenden, ja völlig unpassenden Verkehr mit älteren Personen weitaus mehr Gelegenheit gehabt hatte, das Menschenleben in seiner nackten Wirklichkeit zu sehen. Ich hatte mit Männern ihre Interessen, wie sie nun eben waren, durchsprochen und durchraten; ich war der Vertraute von Frauen gewesen, deren Leben sich mir als eine schmerzensvolle Tragödie darstellte; ich hatte selbst schon eine und die andere Herzensneigung durchgekostet, bei der es, wie flüchtig und phantastisch sie auch gewesen, ohne schmerzlich heiße Tränen nicht abgegangen war. Ich hatte so nicht bloß in die Tiefe, sondern, indem ganze Berufsklassen mit ihren Besondernheiten an meinem beobachtenden Blicke vorübergegangen, auch in die Breite des Menschentreibens schauen dürfen. Da hätte ich denn freilich das alles erst vergessen, das heißt, ein ganz anderer werden müssen als der ich nun einmal mit dieser Vergangenheit, auf Grund dieser Erfahrungen geworden, wenn ich an den Freuden und Leiden des Studentenlebens aufrichtig sympathetischen Anteil nehmen sollte. An den Freuden, die in einem Kommers gipfelten, bei dem man in einem schauerlichen Unisono immer wieder dieselben Lieder von dem stattlichen Haus, dem kühlen Grunde und den drei Burschen sang, die über den Rhein zogen und nach meiner Meinung mit ihrer

Rührseligkeit besser zu Hause geblieben wären. Zu diesem fraglichen Genuß dann jene fraglos entsetzlichen, aus einem Vorbergswein Schattenseite gebrauten Bowlen! Und gar die Leiden, die darin gipfelten, daß der Wechsel wieder einmal nicht langte, oder man gestern abend auf dem Markte eine „Tistelei" mit den Rhenanen gehabt hatte, die eigentlich nur in einer „Mensur" ausgetragen werden konnte, welche die Verbindungsgesetze verpönten, so daß man vor der fürchterlichen Alternative stand, ob man das gegebene Wort halten und in den Augen der Rhenanen als ein Feigling dastehen, oder es heimlich brechen und, wenn die Sache, wie wahrscheinlich, herauskam, von seiten der Verbindungsbrüder eines unrühmlichen Abschieds gewärtig sein wollte! Mochte ich mir noch so große Mühe geben, dergleichen ebenfalls ernsthaft zu nehmen, es gelang mir nicht. Unwillkürlich entschlüpfte mir eine der von Strodtmann gerügten Sarkasmen, die man mir dann, wie recht und billig, übel nahm, so daß schließlich mein Austritt aus der Verbindung als eine Wohltat für beide Teile empfunden wurde. Für mich eine doppelte: ich war eine Fessel los, die mich drückte, und konnte doch die in der Verbindung angeknüpften Beziehungen zu denen weiterführen, an deren Wohlwollen mir einzig und allein gelegen war. Doch bevor ich dem Leser die kleine Galerie dieser Menschen vorzeige, die in der Folge bewiesen haben, wieviel gegründete Ursache ich hatte, mich an sie anzuschließen, muß ich ihn bitten, diesem Mosaikbilde meiner Bonner Taten und Meinungen noch ein paar Steinchen einfügen zu dürfen, die eigentlich schon früher ihre Stelle hätten finden sollen.

Wenn sich heute ein verständiger Mann bei allem Interesse für die politischen Dinge von der aktiven Beteiligung an denselben fern hält, so wird es sein, weil er sich sagt, daß es ihm entweder an der dazu nötigen Zeit oder den geforderten besonderen Kenntnissen gebricht. Denn er weiß: diese Zeit ist bedeutend, und die Niederlage dessen, der vor gewiegten Kennern eine Frage behandeln will, die er nicht theoretisch studiert und praktisch durchgearbeitet hat, ebenso gewiß wie beschämend.

Im Jahre 48 stellte man solche Erwägungen nicht an. Die Politik, die große und die kleine mit allen Haupt- und Nebenfragen, war ein Feld, auf dem sich jeder tummeln durfte, der ein Verlangen nach solcher Motion verspürte. Hätte ich daran gezweifelt, so würden mich die Studentenversammlungen, deren jede Woche mindestens eine,

manchmal auch mehrere brachte, auf die drastischste Weise eines anderen belehrt haben. Sie fanden anfangs in der Universitätsaula statt, nicht ohne eine gewisse Feierlichkeit, unter dem Vorsitz eines beliebten Professors wie Friedrich Ritschl. Aber er und die anderen, die man der Ehre gewürdigt hatte, mußten bald herausgefunden haben, daß man nicht ungestraft unter den Palmen studentischer Beredsamkeit präsidieren könne, und zogen es vor, die Zeit über ihren Büchern zweckmäßiger zu benutzen. So blieben wir, wie es sich auch besser schickte, unter uns. Ich sage: wir, denn ich habe in den ersten Wochen, vielleicht Monaten, so leicht keine dieser Versammlungeu versäumt, deren Schauplatz fortan ein Auditorium war. Ein recht großes: die im Namen Deutschlands und der Freiheit Versammelten zählten oft nach Hunderten. Die Verbindungen und die „Kamele“ (Studenten, die weder einer Verbindung, noch einem Korps angehörten) stellten wohl das größere Kontingent; aber auch die „Kathologen“ (katholische Theologen) fehlten nicht, und die Korps waren jedesmal mehr oder weniger zahlreich vertreten. Sie bildeten — selbstverständlich — was man in einem Parlament dic Rechte nennen würde. Indessen war der Unterschied zwischen rechts und links theoretisch insofern von keinem großen Belang, als im Grunde keiner wußte, was er wollte, was dann freilich nicht verhinderte, daß die Geister gar mächtig aufeinander platzten. Der Sieg blieb fast immer bei den Verbindungen, nicht bloß, weil sie am zahlreichsten auf dem Plan erschienen waren, sondern auch die besseren Streiter ins Feld zu führen hatten. Ihr Achill freilich — Karl Schurz — ich werde später ausführlich von ihm zu reden haben — hielt sich meistens fern, seine gewaltige Kraft für größere Zwecke zusammenhaltend. Aber auch sonst fehlte es ihnen an tüchtigen Kämpen nicht, unter denen wieder, wie überall, sich die Frankonen am meisten hervortaten. So war der von unserm Gewährsmann bereits genannte Ludwig Meyer, der jetzige große Göttinger Psychiatriker, ein gewaltiger Redner vor dem Herrn. Als ich ihn manches Jahr später in Hamburg, wo er damals die Irrenanstalt dirigierte, besuchte, er mich durch das ganze Institut, selbst in die Zellen der Tobsüchtigen geführt hatte, und wir dann am Kamin behaglich plaudernd saßen, durfte ich auf seinem ernsten Gesicht ein Lächeln hervorrufen durch die Erinnerung an einen hochgewachsenen Jüngling, der in schwarzem Sammetrock und obligaten Kanonenstiefeln auf der Rednerbühne stand und die Worte donnerte: „Hunderttausend Mann nach Westen!“ (energische Bewegung des linken Armes) „Hunderttausend Mann nach Osten!“ (dito des rechten)

„Zweihunderttausend Mann in der Mitte, die Lücken zu füllen, welche die Kartätschen der Feinde in die Reihen unserer Brüder reißen — und (stolzes Falten der Arme über der Brust) ich will sehen, wie man es fertig bringt, die Deutschen zu verhindern, aus ihrem Lande nach Belieben ein Kaisertum zu machen, oder eine Republik. Meine Herren: (begeistertes Emporstrecken beider Arme) ich bin für die Republik!“ (donnerndes Bravo auf der Linken, Zischen und Scharren auf der Rechten, dumpfes Schweigen im Zentrum). — Gegen so ausgezeichnete oratorische Talente hatten die Korps eigentlich nur einen Redner ins Feld zu schicken. Es war ein Herr von Ernsthausen, seiner Couleur nach Rhenane, dessen energischer, fast martialischer Gesichtsausdruck durch eine breite Schmarre über die linke Wange erhöht wurde. Er sprach sehr ruhig, sehr klar und gefiel mir eigentlich von allen am besten. Ich hatte durchaus die Empfindung, daß der junge Mann zu etwas nicht alltäglichem bestimmt sei, und meine Prophezeiung ist wenigstens so weit in Erfüllung gegangen, als er später im Staatsdienst zu den höchsten Stellen gelangt ist. Aber da er — vielleicht im Vorgefühl dieser seiner verantwortlichen Zukunft — sich stets bemühte, in seine Worte einen Sinn zu bringen, mußte er wohl an Wirkung hinter denen zurückstehen, die das Geheimnis besaßen, sich selbst und andere mit tönenden Phrasen zu berauschen. Dazu kam, daß die Verbindungen nicht nur über die besten, jedenfalls wirksamsten Redner verfügten, sondern auch zu diesen Versammlungen den tüchtigsten Präsidenten stellten. Merkwürdig genug war dies abermals ein Frankone: ihr derzeitiger Sprecher, ein Herr von Weise aus einem Kölner Patrizierhause, in jedem seiner Worte, die er niemals über einen mäßigen Sprechton erhob, der unverkennbare Rheinländer. Mit seiner, für einen so jungen Mann bewundernswürdigen Ruhe und Kaltblütigkeit, der völligen Klarheit seines Verstandes, der vornehmen Reserve seines Betragens, durfte man in ihm wohl den geborenen Leiter einer stürmischen Versammlung sehen. Auch war er in dieser Kapazität so anerkannt, daß, wenn es einmal wieder darunter und darüber ging, die Anträge, Unteranträge, Amendements und Subamendements auf dem Präsidententisch zu Bergen aufgehäuft waren, und keiner mehr aus dem Labyrinth einen Ausweg sah, unweigerlich von allen Seiten der Ruf nach ihm ertönte. Dann — schon nach wenigen Minuten — hatte er Ordnung in das Chaos gebracht, die Reihenfolge der Abstimmungen festgestellt zu schließlicher Zufriedenheit selbst derer, welche, in der Minorität, heute des Vaterlandes Rettung der Majorität hatten überlassen müssen.

Nun ist ja fraglos: diese jungen Leute meinten es ganz ernsthaft, wie wunderlich sie sich auch zum Teil gebärdeten und wie hohl auch ihre Phrasen waren. Da ist es denn psychologisch immerhin merkwürdig, daß es für die bei weitem größte Mehrzahl von ihnen nur einer kurzen Frist bedurfte, — nur so lange, bis ein Umschwung der Dinge stattgefunden hatte, und die freiheitlichen Strebungen von dem wieder erstarkten Polizeistaat abermals in Acht und Bann getan waren, um anderen Sinnes zu werden und damit zu beweisen, wie unecht denn doch im Grunde jene scheinbar so ehrlich ernste Begeisterung für die Freiheit gewesen war. Ich mußte darüber früher und später die seltsamsten Erfahrnngen machen, — Erfahrungen, welche Adalberts trostlose Lehre von dem der Mehrzahl der Menschen eingeborenen Knechtssinn vollauf bestätigten und mir das Phlegma verzeihlich erscheinen ließ, mit welchem ich jenes Flackerfeuer um mich herumrasen sah, ohne selbst davon ergriffen zu werden.

Wie skeptisch ich mich nun aber zu den übertriebenen Äußerungen eines kurzlebigen Enthusiasmus verhielt und wie oft ich sicher die harmlosen Schwärmer durch mein Achselzucken und ein ironisches Wort verletzt habe, man sieht: ich habe mich äußerlich der Bewegung nicht so ferngehalten, als man nach der Aussage unseres Gewährsmannes glauben möchte. Hatte ich mich doch sogar sofort nach meiner Ankunft in die Listen eines Studentenbataillons eintragen lassen, das in der Formierung begriffen war! Und ist es doch gewiß nicht meine Schuld, daß es in der Formierung begriffen blieb, bis eines Tages der Lehrmeister unsrer Abteilung und ich uns allein auf dem Exerzierplatz einfanden und wir einstimmig beschlossen, fortan ebenfalls zu Hause zu bleiben! Nein, meine äußere Teilnahme an den Vorgängen war nicht größer und nicht geringer als die meiner sämtlichen neuen Freunde und Bekannten, mit Ausnahme von Schurz und Strodtmann, die sich denn freilich Hals über Kopf in den Strudel stürzten. Und wie tief ich innerlich von allem, was geschah, mich berührt gefühlt haben muß, das sollte ich selbst erst erfahren, als ich nach den „Problematischen Naturen“ den Roman „Die von Hohenstein“ schrieb und „Das tolle Jahr“ mit allen seinen Einzelheiten vor mir stand, als hätte ich es nicht als philosophischer Zuschauer, sondern als Akteur auf der Bühne selbst durchlebt.

Aber befand man sich nicht, wo man ging und stand, auf der Bühne, wenn auch nicht als Heldenspieler, so doch als einer aus dem Chore und wurde so Augen- und Ohrenzeuge von merkwürdigen,

unvergeßlichen Geschehnissen? Wie unvergeßlich merkwürdig jener sonnige Augustnachmittag, als der seit kurzem ernannte Reichsverweser mit der Hälfte des Frankfurter Parlaments auf der Fahrt nach Köln zur Begrüßung des Königs von Preußen gelegentlich des Dombaufestes Bonn passierte! Die beiden Dampfer, welche die erlauchte Gesellschaft trugen, waren so reich bekränzt, daß sie wie Blumenkörbe aussahen; hüben und drüben von den Ufern donnerten die Salutschüsse, während die Schiffe, die gestoppt hatten, langsam an uns vorüber stromabwärts trieben. Und das war ein Jauchzen und Hurrarufen! ein Schwenken von ehrsamen Bürgerhüten und bunten Cereviskappen!

Ruhige Tage des Parlaments, als die Hoffnungen allerseits nach hoch standen, noch jeder seine Ernte rechtzeitig in die Scheuer bringen zu können wähnte. Wie schnell sollte das Bild sich wandeln! Aus der Wolke der königlichen Worte beim Dombaufeste: „man solle nicht vergessen, daß es noch Fürsten in Deutschland gebe“, war der Blitz herabgefahren: jener Waffenstillstand von Malmoe, der Schleswig-Holstein den Dänen auslieferte, und als er vom Parlament erst verworfen und schließlich doch anerkannt wurde, den Septemberaufstand in Frankfurt entzündete. Schauerliche Tage, deren Kunde, als sie uns in Bonn erreichte, mich so erregte, daß ich die für später geplante Ferienreise nach Thüringen sofort antrat und in Frankfurt eintraf, als noch kaum eine Spur des stattgehabten Kampfes verwischt war. Mein Führer durch die mir unbekannte Stadt und in die Paulskirche war kein geringerer, als mein braver Gymnasialdirektor, den die guten Stralsunder ins Frankfurter Parlament gewählt hatten in der Erinnerung vermutlich, daß der Alte seiner Zeit in den Befreiungskriegen ein wackerer Kämpe gewesen war und also auch in diesem Kampfe um die neue Freiheit seinen Mann stehen und seine Pflicht tun werde. Ich zweifle nicht, daß der Brave dies Mandat treu erfüllt hat. Für den Moment war er in heftigem Zorn gegen die äußerste Linke, die durch ihre aufreizenden Reden die intellektuelle Urheberin der Empörung und moralische Mitschuldige der Mörder von Auerswald und Lichnowski geworden sei. Ich hütete mich, dem würdigen Herrn zu widersprechen, dachte mir aber bei seinen Scheltreden mein Teil. Dachte, daß es gerade keines besonderen Scharfblicks bedürfe, um in dem Vorgehen der preußischen Regierung den Anfang des Endes der volkstümlich-freiheitlichen Entwicklung der deutschen Frage zu sehen; und daß Leute, denen ihre Ideale zertrümmert werden, in eine mehr oder weniger große Aufregung zu geraten pflegen. Und

was den Fall Auerswald-Lichnowski anging, so war das ja gewiß ein scheußlicher, von Unmenschen vollbrachter Mord. Aber daß die beiden Männer sich mit sträflicher Leichtfertigkeit in die Gefahr begeben hatten, in welcher sie auf so gräßliche Weise umkamen, war mir nicht minder gewiß. Mit einer unheimlichen Neugier, die einem modernen jungen Realisten Ehre machen würde, benutzte ich einen guten Teil der mir knapp zugemessenen Zeit, um das weitläufige Terrain, auf dem sich das schauerliche Drama abgespielt hatte, in Augenschein zu nehmen und Leute, die dabei gewesen waren oder dabei gewesen zu sein behaupteten, auszufragen. Dann war ich selbstverständlich auf der Galerie der Paulskirche, sah Gagern auf dem Präsidentenstuhl, hörte von Karl Vogt eine lange Rede und ließ mir zeigen, wer von den Koryphäen sonst zugegen war. Doch war die Ausbeute nicht groß; ich glaube: die ganze Rechte fehlte. Die Galerie war dünn besetzt — der düstere Geist der eben gewesenen Tage ging durch das Haus.

Auch in Erfurt fand ich die Stimmung nicht annähernd so behaglich wie im vergangenen Herbst. Zwischen damals und jetzt stand eben die Revolution, die hier sofort einen kommunistischen Anstrich angenommen hatte. Schon war es auf den Dörfern ringsum zu starken Ausschreitungen gekommen; man mußte noch Schlimmeres für die Stadt befürchten, wo in einem breiten verwahrlosten und verwilderten Proletariat ein mächtiger Zündstoff aufgehäuft lag, der von gewissenlosen Agitatoren eifrig geschürt wurde. Katilinarische Existenzen, die meinem Pflegebruder verhaßt waren, wie einem ehrlichen Hofhund im Finstern heranschleichende Marder und Füchse. Er hatte ein Herz für die Armen und in seinem Beruf, der ihn mit so viel Not und Elend in fortwährende Berührung brachte, dafür den glänzendsten Beweis geliefert. Als aber eines Tages es wieder in der Stadt gärte, das Volk die Bahnschienen aufreißen wollte, um einen militärischen Zuzug, den es fürchtete, zu verhindern, da hatte er ein paar Lokomotiven heizen und auf dem Bahnhof auf- und niederjagen lassen, entschlossen, in Stücke zu fahren, wer es wagen würde, das geplante Zerstörungswerk in Angriff zu nehmen. Sozialismus und Kommunismus waren ihm greuliche Irrlehren, erfunden von Schwärmern und Betrügern zur Verblendung und Verführung des Volkes, das hinterher die Sache bezahlen müsse. Die Herren Republikaner in der Paulskirche würden schon noch sehen, für wen sie in Wirklichkeit arbeiteten. Denn wer heutzutage die Republik wolle, der müsse auch Sozialismus und in letzter Konsequenz Kommunismus wollen, oder er sei ein konfuser Kopf, der die Be-

dingungen der Zeit nicht verstehe. Ebenso wie die Herren Großdeutschen keine Ahnung von Politik hätten und dem, was Deutschland not tue. In Deutschland aber keine Ordnung und keine Ruhe und kein Frieden, als bis Österreich aus dem Bunde geschieden, respektive mit Waffengewalt hinausgedrängt sei, damit sich die anderen Staaten zu einem Bundesstaat konsolidieren könnten unter der Führung und Obmacht Preußens, dem die Kaiserkrone gebühre.

So sprach mein Pflegebruder. Man wird finden, daß seine Ideen mit denen, die später Bismarck entwickelte, eine auffallende Ähnlichkeit haben. Ich sehe darin nichts Besonderes; bin vielmehr überzeugt, daß diese sogenannten spezifischen Bismarckideen die sehr vieler politisch fähiger und politisch reifer Köpfe einer gewissen Kategorie in jenen Jahren waren. Aber freilich keinen habe ich außer diesem meinen Verwandten gekannt, der auch zur Ausführung dieser Ideen so vollauf der Mann gewesen wäre, und dem vielleicht nur die soziale Stellung des Edelmanns in der Nähe des Thrones fehlte, um sich die nötige Autorität zu sichern, mit Hilfe derselben die konservativen Mächte für seine Ideen in Bewegung zu setzen und sich unsterblichen Ruhm zu gewinnen.

Ich hatte vor kurzem einen Mann, wenn auch nicht persönlich, kennen gelernt, dem dies — nach Goethe — höchste von allen Erdengütern beschieden sein sollte, und meinem Pflegebruder viel von dem merkwürdigen Prozesse erzählen müssen, welcher im Sommer dieses „tollen Jahres", oder wie der Angeschuldigte in seiner Schlußrede sagte: „in diesem Jahre der Gnade achtundvierzig", vor den Assisen in Köln verhandelt war: von dem Prozesse gegen Ferdinand Lassalle, angeklagt der moralischen Mitschuld an dem von seinen Komplizen intentierten Diebstahl einer Kassette der Baronin von Meyendorf, der Geliebten des Grafen Hatzfeld.

Es gibt gewisse Glücksfälle, für die man seinem Schicksal noch besonders dankbar sein sollte. Ich bin es dem meinen für den Zufall, der mich in Bonn sein ließ, während in der benachbarten Stadt dieser wunderliche Rechtshandel vor sich ging. Freilich muß ich es mir anrechnen, daß ich den Zufall auch ausnutzte, was von der Studentenschaft außer mir nur etwa ein Dutzend und von diesem Dutzend wieder die Hälfte auf meinen Antrieb getan hat. Woher mein Interesse für den Handel ursprünglich stammte, wüßte ich nicht mehr zu sagen. Jedenfalls hatte ich von dem Helden des Dramas selbst vorher nie ein Wort gehört; es mochten wohl die rheinischen demokratischen Zeitungen für ihn die obligate Reklame gemacht haben.

In dieser Reklame war der junge jüdische Gelehrte, den Männern wie Böckh und Humboldt ihres Umgangs, ihrer Freundschaft gewürdigt hatten, unzweifelhaft als ein Vorkämpfer der höheren Sittlichkeit, ein Verteidiger der gekränkten Unschuld gegen die im Schoße der Üppigkeit verrottete vornehme Welt im voraus gefeiert worden, und das war denn auch die Rolle, die er in dem vielaktigen, personen- und wechselreichen Stück von Anfang bis zu Ende mit genialer Überlegenheit durchführte. Der Leser kennt die skandalösen Verhältnisse, welche diesem Prozeß zugrunde lagen und im Laufe desselben mitleidlos aufgedeckt wurden. Er wird dafür halten, daß man so jung gewesen sein müsse wie der Schreiber dieser Erinnerungen, um gegen den, der sich in solchem grauenhaften Schmutz mit so aalglatter Geschmeidigkeit bewegte, ja denselben so meisterlich aufzurühren und für seine Zwecke auszunutzen verstand, etwas anderes zu empfinden als den entschiedensten sittlichen Widerwillen. Ich gebe zu, ich würde mich heute nicht mehr durch schimmernde Phrasen blenden, mir durch die heroische Haltung nicht mehr imponieren lassen; ich würde unzweifelhaft den Mann nehmen für das, was er — in diesem Falle sicherlich — war: ein überaus geschickter Komödiant. Aber für diese seine Leistung würde ich ihn heute womöglich noch mehr bewundern, als ich es damals tat, wo ich doch nur eine unsichere Schätzung der Virtuosität hatte, welche eine solche Leistung erfordert. Man kann sich denken, wie weitschichtig sowohl in sachlicher Hinsicht als nach der Seite der Personalien das Material eines Prozesses sein mußte, der beinahe eine Woche ausfüllte. Lassalle beherrschte dies Material in jedem Moment bis in das kleinste Detail. So oft er sich, halb aus seinem Stuhl sich erhebend, an den Präsidenten mit der in nachlässigem Ton gesprochenen Bitte wandte, ihm „eine Frage an den Zeugen" verstatten zu wollen, ging ein Raunen durch die Zuhörerschaft: man war sicher, daß jetzt ein Streich fallen würde, der einen seiner Gegner in den Staub streckte! Dann fiel der Streich und — der Staatsanwalt sah sich um einen Belastungszeugen ärmer, auf den er wie auf einen Fels gebaut hatte. Der Angeklagte wußte besser als er, aus welchem Stoff hinüber und herüber die Zeugen bestanden! Es war ein peinlichster Moment, als unter diesem Gesindel auch der Sohn der „mütterlichen Freundin" des Angeklagten vor den Schranken erscheinen mußte. Man hatte nur den Trost der Annahme, daß er zu jung war, um die Welt zu verstehen, welche sich hier dem erschrockenen Publikum von Amts wegen prostituierte. Und das war ja nun eben das Großartige der Leistung des jugend-

lichen Agitators, daß er das Publikum und die Geschworenen und womöglich die Richter selbst über seine Mitschuld an diesen Greueln nicht sowohl wegzutäuschen, als ihnen die Überzeugung einzuflößen verstand: er habe diese Schuld auf sich nehmen müssen, um der verfolgten Unschuld zum Siege zu verhelfen!

Wer das im Laufe des Prozesses noch nicht begriffen hatte, dem wollte er es in seiner schließlichen Verteidigungsrede klarmachen. Die Rede währte, wenn ich mich recht erinnere, vier volle Stunden; aber ich glaube, niemand ist die Zeit lang geworden, nicht einmal dem Staatsanwalt. Wenigstens hätte er bei dieser Gelegenheit lernen können, wie man es anfängt, dem Gegner Glaubwürdigkeit, Treue, Ehrbarkeit, jede Tugend, ja den kleinsten Rest irgend einer Tugend abzusprechen, um sich selbst mit allen jenen abgesprochenen Ehrenqualitäten zu schmücken, bis man dasteht: ein Märtyrer, ein Heros, ein Erlöser, vollendet bis auf die Palme, welche ihm die gerettete Menschheit zu reichen hat.

Die Sommersonne war im Sinken, als der Held die letzten Stadien seines Leidens- und Triumphweges (in der Rede) zurücklegte. Ein rötlicher Strahl fiel durch die hohen vorhanglosen Fenster von rechts her in den Saal gerade auf den Redner, sein scharfgeschnittenes bleiches Gesicht wie mit dem Abglanz einer besseren Welt verklärend und aus seinem dichten, gleichmäßig von der breiten Stirn aufstrebenden Haar eine leuchtende Gloriole machend. Und als jetzt nach einem letzten Appell an die Gerechtigkeit von Mit- und Nachwelt der Märtyrer, das weiße Batisttuch gegen das blasse Gesicht drückend, auf seinen Stuhl zurücksank, da hatte er — mochte der Spruch der Geschworenen ausfallen, wie er wollte — moralisch die Schlacht gewonnen. Das hörte man an dem Schluchzen der Frauen, das sah man aus den glühenden Augen der Männer und Jünglinge. Ein Moment tiefster Stille. Dann ein Ruf, der aus hundert Kehlen zugleich brach und den hohen Saal durchschütterte. Zuletzt der Jubel, als der Freigesprochene seinem Vater, der im Zuschauerraum der Verhandlung beigewohnt hatte, in die Arme stürzte; die erregte Menge drinnen sich über die Korridore nach draußen ergoß, wo auf dem Platz vor dem Justizpalast Tausende, die den Eintritt nicht hatten ermöglichen können, des Resultates harrten; und nun sich ein förmlicher Kampf erhob zwischen denen, die alle zugleich den Sieger umarmen, ihm die Hände drücken wollten, bis eine entschlossene Schar der Freunde ihn umringte und zu dem harrenden Wagen trug, welcher den nach allen Seiten Grüßenden rasch seinen Bewunderern entführte.

Ich gestehe, daß ich von ganzem Herzen zu diesen Bewunderern gehörte, ja, daß ich nicht aufgehört habe, den Mann zu bewundern und ihn noch bewundere, trotzdem ich so gut weiß, wie einer, mit welchen schweren sittlichen Makeln er behaftet war; wie unlauter so oft die Beweggründe, aus denen er handelte; wie unheilig die Mittel, mit denen er seine Sache verfocht. Auch mag man ja zugeben, daß seine Ideen nicht oder doch keineswegs überall sein originales Eigentum waren; er oft genug frischweg mit fremden Kälbern gepflügt hat. Mit dem allen und trotzalledem hat er sich einen Platz in der Weltgeschichte erobert, den ihm seine ärgsten Gegner lassen müssen. Sind es doch nicht immer reine Gefäße, in die der Genius der Menschheit seine Gaben legt; ja scheint es doch manchmal, als ob er für seine großen Zwecke die unreinen vorzieht, wenn sie nur die Kraft haben, den ungeheuren Gehalt, den er ihnen anvertraut und der die schwächeren sofort zersprengen würde, eine Zeitlang zu bewahren und zu tragen. Der Handelnde hat immer unrecht, sagt Goethe; nur der Betrachtende hat recht. Aber mit der reinen Betrachtung, die recht hat, setzt man die schwere Welt nicht in Bewegung, und doch kommt es gerade darauf an. Ferdinand Lassalle, der rücksichts- und skrupellos Handelnde hat die Welt — die deutsche wenigstens — in eine Bewegung gesetzt, zu der die Revolution von achtundvierzig sich verhält wie die Windwelle zur Grundwelle; in eine Bewegung, die heute nicht nur noch fortdauert, sondern erst jetzt beginnt, ihre mächtige Tiefe und Kraft an den Tag zu legen, und deren Ende kein Verstand der Verständigen abzusehen vermag.

Das sind posthume Gedanken, von denen sich der junge Student, als er nach diesem denkwürdigen Tage, brütend und sinnend, in die Ecke seines Eisenbahnkupees gelehnt, nach Bonn zurückfuhr, sich doch nichts träumen ließ. Für ihn war, was er da gesehen, gehört hatte, nur ein höchst merkwürdiges Stück der Revolution gewesen, von der die ganze Welt erfaßt schien. Am wenigsten hatte er davon eine Ahnung, von welcher Bedeutung dermaleinst für ihn der Held des Skandalprozesses werden sollte. Er hatte wieder einmal nichts getan als Augen und Ohren offen gehabt. Vielleicht war es das Beste, was er in dieser Lehrzeit seines Lebens tun konnte.

Hatte mir so ein glücklichster Zufall vergönnt, im Vorübergehen gleichsam, dem ersten Debüt des großen kosmopolitischen Agitators beizuwohnen, erachte ich es für ein nicht minder günstiges Geschick, daß ich aus unmittelbarster Nähe und für längere Zeit Zeuge sein

durfte der politischen Anfänge eines anderen, ganz anders gearteten Mannes, in welchem, auch nach meinem heutigen Dafürhalten, die deutsche Revolution von achtundvierzig einen reinsten und schönsten Ausdruck gefunden hat.

Ich habe zu Karl Schurz — denn von ihm rede ich — in einer eigentlich freundschaftlichen Beziehung, wie zu manchem anderen Mitglied der Frankonia, nicht gestanden. Um eine solche herbeizuführen, hätten er und ich eifrigere Verbindungsbrüder sein müssen; hätten vor allem die Wege, die wir außerhalb der Verbindung wandelten, nicht in so ganz verschiedenen Richtungen laufen dürfen. Auch bin ich ihm, der Dinge in sich wälzte, die weit über den gewöhnlichen studentischen Horizont hinausreichten, unzweifelhaft nur einer von den vielen gewesen, mit denen man auf der Universität freundlich, ja bis zu einem gewissen Grade der Intimität verkehrt, und deren Eindruck auf uns doch so flüchtig ist, daß wir uns selbst von ihrer äußeren Erscheinung bereits nach kurzer Zeit keine Vorstellung mehr machen können. Ich hatte dafür im Jahre 1888 einen schlagenden Beweis, als Schurz mich besuchte und vergebens in meinem Gesicht nach einem Zuge spähte, der ihn an den einstigen Kommilitonen erinnern möchte. Es waren allerdings, seitdem wir uns zum letzten Male gesehen, rund vierzig Jahre dahingegangen. Aber weshalb war das Gleiche nicht bei mir der Fall? Warum hätte ich ihn, ohne mich einen Moment zu bedenken, unter Tausenden wiedererkannt? Warum hätte ich nur ein Wort aus seinem Munde zu hören brauchen, um zu wissen, daß er es sei? Warum konnte ich ihn an eine Menge kleiner Züge unserer einstigen Begegnungen erinnern, von denen auch nicht einer in seinem Gedächtnisse haften geblieben war? Warum? Offenbar weil er mir so viel bedeutet hatte, wie ich ihm wenig. Weil er mich so gut wie übersehen und ich ihn mit aufmerksamster und, ich darf sagen: innigster Teilnahme und Bewunderung beobachtet und studiert hatte. Schurz mußte das lächelnd zugeben. Wir vereinigten uns in dem Zugeständnis, daß die Gaben und Fähigkeiten des von Haus aus auf das Handeln gestellten und des von der Natur auf die Betrachtung angewiesenen Menschen eben toto genere verschieden seien.

Schurz war nichts weniger als das, was man unter einem bel homme zu verstehen pflegt. Groß, schlank und hager, gab er nichts auf Haltung, sondern saß, stand und ging, wie es ihm bequem war. Im Verhältnis zu dem prächtigen, von reichem, lockig langem Haar bedeckten Schädel, erschien das Gesicht klein, fast gekniffen, besonders in der unteren Partie, welche die breite, feste

Stirn wie ein Felsen überragte. Die hellen, lebhaften Augen waren stets von einer Brille bedeckt, welche die Neigung hatte, auf der etwas eingebogenen Nase nach unten zu rutschen, und dann mit einem energischen Ruck des Zeigefingers hinaufgeschoben wurde. Aber das alles war nur, so zu sagen, für den ersten Blick und verschwand, vielmehr: wurde ein ganz anderes bei näherer und längerer Betrachtung. Dann zeigte sich, daß jene scheinbar saloppe Haltung die eines Menschen war, der sich gibt, wie er ist, und sich so geben darf, weil nichts Unschönes, Unedles in ihm und jede Gebärde nur der Ausdruck der inneren Freiheit und seelischen Anmut. Die dann wundersam das unschöne Gesicht durchglänzten, sobald er zu sprechen begann mit einer Stimme, die wiederum an sich nicht wohllautend war, aber, je länger er sprach, einen Klang gewann, der, wie er aus dem Herzen des Redners kam, dem Hörer unmittelbar und unwiderstehlich zu Herzen ging. Schurz ist das größte rednerische Genie, das mir in meinem Leben begegnet ist. Man durfte von diesem Genie, wie von jedem, sagen, daß es im Grunde fertig auf die Welt gekommen war. Welche Vorübung hätte auch der in dürftigen Verhältnissen aufgewachsene junge Mensch gehabt, der nur aufzutreten brauchte, um mit dem ersten Anlauf die geschultesten akademischen Sprecher weit zu überholen! Es ist ja keine Frage, daß er selbst in der beständigen Übung seiner genialen Begabung noch zu viel höheren Stufen der oratorischen Kunst aufgestiegen ist; daß die großen staatsmännischen Reden, denen er in Amerika seine für einen Deutschen doppelt großen Erfolge verdankte, von weitaus tieferem Gehalte gewesen sein müssen, als die, mit denen der junge Student in Bonn seine Laufbahn begann; aber eindringlicher, hinreißender als damals kann er nicht gesprochen haben. Es ist unmöglich. Es war in seiner Rede ein geradezu himmlisches Feuer, im Vergleich zu welchem das Pathos der anderen hohl und nichtssagend erschien. Denn das war das Charakteristische seiner Art zu reden, daß darin so gar nichts Gemachtes war, so absolut nichts, was auf einen Effekt berechnet schien, selbst in den Augenblicken nicht, wo er die langen Locken nach hinten schüttelnd, einen Moment schwieg, bevor er dem Gegner einen besonders gewichtigen Satz entgegenschleuderte. Man fühlte, es war keine Kunstpause gewesen, nur das Niederducken des Löwen vor einem gewaltigen Sprunge. Es war eine ganz andere Beredsamkeit als die Lassalles, die ja auch in ihrer Art einzig genannt werden durfte. Mochte man bei Lassalle die Kraft bewundern, mit der er ein ungeheures Material zu beherrschen verstand, und die Kunst, die ihn das vorher sorg-

fältig Ausgearbeitete vortragen ließ, als habe es der Augenblick geboren, so war bei Schurz die Kraft nicht geringer, ja sie mußte größer sein, da sie der Kunst und der Künstelei völlig entraten und sich auf sich selbst mit absoluter Sicherheit verlassen durfte.

Schurz, der nur um wenige Tage jünger ist als ich und ebenfalls im Herbst des vergangenen Jahres die Universität bezogen hatte, stand, als ich ihn im Sommer achtundvierzig kennen lernte, längst mitten in der revolutionären Bewegung. Er war, wenn ich mich recht erinnere, Sekretär des demokratischen Vereins, der gegen den konstitutionellen die Fahne hochhielt. Jedenfalls besaß die Bonner Demokratie in ihm ihre weitaus größte Kraft, wenn auch Kinkel als ihr sichtbares Oberhaupt galt. Gewiß war Kinkel ein bedeutender Redner, aber er hatte, mochte er auf der Volksrednerbühne oder auf dem Katheder stehen, etwas gemacht Pathetisches, das ein feineres Ohr unerquicklich berührte, wie sehr man auch sein großes Formtalent bewundern mußte. Überragte Schurz so seinen Meister an natürlicher rednerischer Begabung um Hauptеslänge, konnte jener in allem anderen, was den Politiker macht: Klarheit des Blickes für die gegebenen Verhältnisse, unerschütterliche Festigkeit des Willens, zähe Energie in der Verfolgung der einmal gesetzten Ziele schon gar nicht den Vergleich mit dem jüngeren Genossen aushalten.

Daß jemand, der sich, wie Schurz, in die politische Bewegung als in sein eigentliches Element geworfen hatte und sich in derselben umtrieb mit der Leichtigkeit und Sicherheit des Sturmvogels auf den Wellen, keine Zeit für die Studien behielt, um derenwillen man Universitäten zu besuchen pflegt, liegt auf der Hand. Ob er zur Zeit noch irgend ein Kolleg belegt hatte, weiß ich nicht. Ich bezweifle es. Jedenfalls besuchte er keines, und wenn man ihn einmal in einem Auditorium sah, schien er sich dahin verirrt zu haben. So einmal, als er plötzlich, während wir des Professors harrten, auf der Bank neben mir saß. Es war in einem Kolleg über Äschylus' Sieben gegen Theben und ich hatte mein Kollegienheft vor mir aufgeschlagen. Schurz hatte es zur Hand genommen und eine Minute oder so ernsthaft darin geblättert. Nun legte er es auf den Tisch zurück, blickte mich von seitwärts an und sagte: das verstehst du nun alles! Ich würde die Ironie herausgefühlt haben, auch wenn sie das halb gutmütig, halb spöttische Lächeln, welches die Worte begleitete, und der Ton der Stimme nicht verraten hätten. Es war dieselbe Empfindung, aus der heraus er

einmal auf der Kneipe, nachdem er einem literarischen Disput von ein paar Kommilitonen, zu denen auch ich gehörte, eine Weile zugehört, achselzuckend sagte: Ich begreife nicht, wie man in einer Zeit, wie diese, über solche Dinge sich den Kopf zerbrechen kann.

Hatte so der zukünftige Staatsmann keine Muße für literarische Dinge, so konnte man ihn, der einmal unter anderem sich auch als General auszeichnen sollte, wohl auf dem Fechtboden antreffen. Besonders im Anfang meines Bonner Aufenthaltes, als ihm die Politik noch hin und wieder eine Stunde für alte Liebhabereien übrig ließ. Er führte eine ebenso gewandte wie wuchtige Klinge. Ich, der ich noch ein völliger Neuling in der edlen Kunst war, habe wiederholt die Ehre gehabt, ihm gegenüberzustehen und seine große Überlegenheit auf meine Kosten zu erfahren. Dabei nun wäre es falsch, anzunehmen, er sei ganz und gar in seiner politisch-revolutionären Praxis aufgegangen. Im Gegenteil: er studierte so eifrig, wie nur einer von uns anderen. Es waren freilich Disziplinen, über die kein Kolleg gelesen wurde. Einmal verschaffte mir der Zufall einen wunderlichen Einblick in diese seine Privatstudien. Ich hatte den Sonntagsvormittag zu einem langen Spaziergange benutzt, von dem ich um die Mittagsstunde auf der Koblenzer Chaussee heimkehrte. Ein glühend heißer Tag. Mitleidslos brannte die Sonne herab; die Chausse war wie ausgestorben, trotzdem ich mich bereits zwischen den ersten Häusern befand. So konnte ich einen Menschen, der mir aus der Stadt entgegenkam, schon von weitem sehen. Er ging mitten auf der Chaussee, deren Staub unter seinen Füßen aufquoll, während er langsam so dahinschritt, den Kopf gesenkt, in einem Buche lesend, das er in beiden Händen hielt und über das sein Körper den wünschenswerten Schatten warf. Als ich mich dem seltsamen Wanderer hinreichend genähert hatte, erkannte ich Schurz. Er las so eifrig; er wäre an mir achtlos vorübergeschritten, trotzdem sich außer uns beiden niemand auf dem Wege fand, hätte ich ihn nicht angerufen. — Sieh', wo kommst du denn her? rief er, indem er das Buch sinken ließ, aber den Zeigefinger zwischen den Blättern behielt. — Ich sagte: von Kessenich, hütete mich aber wohl, zu gestehen, daß ich dort in der Laube des Wirtshauses bei einer Flasche Mosel seit langer Zeit zum ersten Male wieder einen lyrischen Versuch gemacht hatte, mit dessen Ausfall ich nebenbei nur halb zufrieden war. Statt dessen fragte ich, was er denn da so eifrig lese? Es war Rousseaus Du Contrat social! Ich kannte das berühmte Werk aus dem „Naturrecht“, das ich bei Heidemann in Berlin gehört hatte, soweit man ein Werk kennt, welches man

weniger studiert als angeblättert hat. Ich hatte es ihm aus der Hand genommen und während ich, weiter mit ihm sprechend, wieder in demselben blätterte, fiel mein Auge auf die Stelle des dritten Kapitels im ersten Buche: „Sitôt qu'on peut désobéir impunément, on le peut légitimement; et puisque le plus fort a toujours raison, il ne s'agit que de faire en sorte qu'on soit le plus fort.“ Ich zeigte ihm den Satz. Er las ihn. — Nun? fragte er. — Das ist doch was für euch, erwiderte ich. — Gewiß. — Es fehlt nur viel, daß ihr die Stärkeren seid. — Was nicht ist, kann ja noch werden. — Er ging seines Weges weiter, die kurze Strecke bis zu seinem elterlichen Hause, das ich vorhin passiert hatte; ich setzte den meinen zur Stadt fort, ohne zu ahnen, wie bald der wundersame Mensch in die Lage kommen würde, aus dem in halb scherzhaftem Tone hingeworfenen Wort vollen blutigen Ernst zu machen.

Es war im Frühjahr neunundvierzig. Der König von Preußen hatte am 3. April die Frankfurter Deputation, die ihm die Kaiserkrone bot, hohnvoll zurückgeschickt. Der Wydenbrugksche Antrag vom 4. Mai war im Parlament mit einer Mehrheit freilich von nur zwei Stimmen angenommen worden. Sein erster Satz lautete: „Die Nationalversammlung fordert die Regierungen, die gesetzgebenden Körper, die Gemeinden der Einzelstaaten, das gesamte deutsche Volk auf, die Verfassung des deutschen Reiches vom 28. März zur Anerkennung und Geltung zu bringen.“ Ich meine, daß diejenigen, welche was nun folgte: die Aufstände in der Pfalz, in Baden, Dresden usw. für pure Rebellion erklären, die mit Waffengewalt niederzuwerfen die Regierungen das Recht und die Pflicht hatten, sich die Sache doch gar zu bequem machen. Bestand die Nationalversammlung zu Recht, bestand auch der Beschluß vom 4. Mai zu Recht, gleichviel, ob er mit einer Majorität von zwei oder zwanzig oder zweihundert Stimmen angenommen war. Was sollte wohl daraus werden, wenn parlamentarische Beschlüsse nicht gelten, sobald die Majorität, die sie durchgesetzt, eine nur winzige ist? Bestand aber der Beschluß zu Recht, so kann man doch dem ausdrücklich und feierlich zur Durchführung der Verfassung aufgerufenen Volk mindestens nicht ohne weiteres Unrecht geben, wo immer es, treu zu seinem Parlamente haltend, den Versuch machte, den Widerspruch der Regierungen zu brechen, der ihm die Erfüllung seiner teuersten Hoffnungen und Wünsche wieder in unabsehbare Ferne rückte. Die Rechtsfrage war eben hier, wie immer, eine Machtfrage geworden. Die Regierungen behielten Recht, weil sie die Macht hatten. Hätte der Fall umgekehrt gelegen, würden sie

die Rebellen gewesen sein. Eine ganz andere Frage ist, ob man von den Führern des Volkes nicht die sichere Einsicht in die wirkliche Lage der Dinge, die Erkenntnis der Unmöglichkeit der Durchführung ihrer Idee hätte verlangen können. Aber auch hier wird der Stein der Verdammnis allzu leichtfertig geworfen. Weiß man doch, wie das Zünglein an der Wage der Entscheidung in dem Königsschloß zu Berlin geschwankt hat! Wie bänglich man am Hofe zu Dresden der Entscheidung harrte, um genau das zu tun, was Preußen tun würde! Und die achtundzwanzig deutschen Regierungen, die bereits am 14. April ihren Zutritt zu der Reichsverfassung erklärt, wenn es auch die kleinen waren und die in der Machtfrage nicht den Ausschlag geben konnten, — sollte das gläubige Volk ohne weiteres annehmen, daß sie ihm nur Sand in die Augen hätten streuen wollen? sich nicht vielmehr durch diese achtundzwanzig feierlichen Erklärungen in seinem guten Recht bestärkt fühlen? nicht versuchen, mit ihrer Hilfe sein Recht durchzudrücken gegen Preußen, das in dem schleswig-holsteinischen Handel seine undeutsche Gesinnung eben erst in so zweifellos kläglicher Weise bestätigt hatte? Träume und Schäume! Jawohl! Und die es nicht geblieben wären, wenn — es einen Träumer weniger in Deutschland gegeben, oder doch nicht in seiner schwankenden Hand die Entscheidung gelegen hätte!

Schurz würde nicht er selbst gewesen sein, wäre er in dieser Lage der Dinge vor der praktischen Konsequenz seiner Überzeugungen zurückgeschreckt. „Was nicht ist, kann ja noch werden!“ Jetzt war der Augenblick da, wo in feurigen Seelen, wie die seine, der Entschluß reifen mußte, den Versuch zu wagen, ob es nicht werden könne. Die Bewegung hatte sich nach Rheinland und Westfalen fortgepflanzt. In einigen Städten waren die Behörden selbst für die Reichsverfassung offiziell eingetreten; in anderen, wie Düsseldorf und Elberfeld, hatte das Volk die Sache in die Hand genommen. Man wünschte, hoffte, erwartete den Beistand und Zuzug der Gesinnungsgenossen von allen Seiten, um dem Aufstand in diesen Zentren den nötigen Nachdruck geben zu können. In Bonn war die demokratische Partei in größter Aufregung. Zu schwach, um an Ort und Stelle selbst die Fahne aufzuwerfen, glaubte man dem Rufe nach Elberfeld folgen zu müssen. Im Verzuge war Gefahr. Was geschehen sollte, mußte sofort geschehen. Auf den nächsten Tag war eine Volksversammlung zur Fassung eines definitiven Beschlusses anberaumt.

Am Abend ging ich mit Schurz durch die Straßen. Ich er-

innere mich nicht genau, wie wir uns da getroffen hatten; ich muß annehmen: durch einen Zufall. Natürlich fiel das Gespräch sofort auf das große Thema. Schurz war, wie immer, heiter und gefaßt; ich war es um so weniger. Mit Lebhaftigkeit entwickelte ich die Gründe, weshalb mir der Zukunftsplan eine Donquichotterie schien, die ein trauriges Ende nehmen müßte; beschwor ihn, sich nicht darauf einzulassen; warnte ihn vor den Gefahren, denen er sich so mutwillig aussetzen wollte. Er wehrte zuerst in seiner ironischen Weise ab und gebrauchte dabei das Wort Georgs in Götz von Berlichingen, das er auch sonst gern zitierte: „Ein braver Reiter und ein rechter Regen kommen überall durch.“ Als ich nicht abließ, wurde er plötzlich ernsthaft und sagte: Du meinst es gut. So will auch ich dir einen Rat geben. Hüte dich! Wenn wir siegen, und ich glaube, wir werden siegen — wer nicht für uns ist, der ist wider uns. In Revolutionen, weißt du, macht man kurzen Prozeß. Es sollte mir leid tun, wenn dir die Sache an den Kragen ginge. Aber davon sei überzeugt; ich würde eventuell so wenig dich schonen, wie einen anderen. — Er hatte mir bei den letzten Worten die Hand auf die Schulter gelegt. Auf seinem Gesicht, das ein Mondenstreif, der in die enge Gasse fiel, hell genug beleuchtete, lag ein Ausdruck von finsterer Entschlossenheit, den ich so noch nie an ihm beobachtet hatte, und der mir keinen Zweifel darüber ließ, daß es ihm mit dem, was er sagte, nichts weniger als Spaß sei.

Die Volksversammlung fand am folgenden Tage statt. Sie fiel kläglich genug aus. Von der ohnehin nicht zahlreichen Partei waren die Ängstlicheren jetzt, da es zum Handeln kommen sollte, von vornherein lieber zu Hause geblieben. Anderen wurde die Sache im Laufe der Debatten so unheimlich, daß sie still davonschlichen. Es blieb zuletzt nur noch eine Handvoll der zu allem Entschlossenen. Beschlossen aber war, daß man sich eine Stunde später an der Landungsbrücke der fliegenden Fähre versammeln wollte, um auf dieser nach Beuel überzusetzen. Von da sollte der Marsch nach dem eine Stunde weiter ins Land hinein gelegenen Siegburg gehen, wo sich ein Landwehrzeughaus befand, mit dessen Waffen man sich auszurüsten gedachte, um in Elberfeld mit dem nötigen Nachdruck auftreten zu können.

Von diesem Plane durfte man wohl mit Recht sagen, daß man ihn verflucht gescheit hätte nennen müssen, wenn er nicht so herzlich dumm gewesen wäre. So dumm in der Tat, daß man schwer begreift, wie ein Mann wie Kinkel sich darauf einlassen konnte; es nur begreift, wenn man annimmt: er hat die Geister, die er gerufen,

nicht mehr los zu werden vermocht, und in der bösen Alternative, vor den Augen seiner Partei ein Feigling zu sein, wenn er blieb, oder nach den Begriffen der Welt ein Narr, wenn er mitging, schweren Herzens das letztere gewählt. Was Schurz betrifft — ich hatte versucht, mich in das Versammlungslokal — den „Römer", eine obskure Weinkneipe, — zu drängen — es war mir nicht gelungen, wenigstens nicht so weit, daß ich bis zu ihm gelangt wäre; und so sollten die Worte, die ich gestern Abend aus seinem Munde gehört, die letzten für volle vierzig Jahre bleiben. Wie ich ihn kannte, war er von vornherein entschlossen gewesen, va banque zu spielen, und wenn er keine Genossen gefunden hätte, er würde allein nach Elberfeld gegangen sein. So mochte er das bis zur Lächerlichkeit Kopflose des ganzen Anschlags auf die leichte Achsel nehmen. Man stelle sich vor: anstatt den einzig richtigen, durch die Lage der Dinge gebotenen Weg einzuschlagen, das heißt: die Sache im tiefsten Geheimnis vorzubereiten und ebenso auszuführen, hatte man sie an die große Glocke einer Volksversammlung gehängt; diese Volksversammlung so lange tagen lassen, bis sie nach Stunden und stundenlangen unfruchtbaren Debatten schließlich zu einer intimen Kneiperei der wenigen Gesinnungsgenossen ausartete, und die Polizei durch gefällige Zwischenträger von allem und jedem, was da vorging und beschlossen wurde, gründlichst unterrichtet war. Es ist ein Beweis der unglaublichen Feigheit oder Hinterhaltigkeit der Behörde, daß sie die Handvoll Menschen, um die es sich handelte, nicht auf der Stelle dingfest und so dem Skandal ein Ende machte, sondern den kleinen Trupp am späten Abend richtig abziehen ließ, um ihn in flagranti abzufassen. Der aber hätte nur, nachdem er drüben angekommen, die fliegende Fähre zurückzubehalten, respektive zu besetzen und gegen einen etwaigen Angriff (welcher aber gar nicht zu befürchten stand) zu verteidigen brauchen, und es hätte nicht geschehen können, was nun geschah. Nämlich daß, sobald das Fahrzeug wieder an der Bonner Seite gelandet war, eine halbe Schwadron Husaren eingeschifft wurde, die, drüben angelangt, sich in Trab setzte, den Zug der Aufständischen auf dem Wege nach Siegburg bald einholte, oder doch eingeholt haben würde, wenn die nächtlichen Wanderer, als sie das Pferdegetrappel hinter sich hörten, sich nicht rechts und links in die Felder geworfen hätten. Nur ein paar wurden eingebracht, unter ihnen ein immer halb betrunkener kleiner Gastwirt, der auf seinem Schimmel die gesamte Kavallerie des Korps bildete. Es wurde nachträglich viel über diesen Schimmel gespöttelt, dem ein tapferer Husar im Feuer der Attacke den Schweif abgehauen

hatte. Nun, eine für die Aufständischen ruhmreiche Affäre war es nicht. Aber die Großmacht Preußen durfte über den Schimmel, der am 8. November des folgenden Jahres bei Bronzell das Opfer des „Mißverständnisses“ wurde, auch nicht gerade Viktoria schießen.

Die Rädelsführer waren selbstverständlich der weisen Behörde entwischt. Kinkel hatte sich sofort nach der Pfalz gewandt; Schurz die Keckheit gehabt, auf einem Umwege nach Bonn zurückzukehren, wo er sich ein paar Tage verborgen hielt, um dann dem vorausgeeilten Freunde zu folgen. Seine weiteren Schicksale sind jedem bekannt.

War so in Karl Schurz der Wage- und Übermut und, ich scheue mich nicht zu sagen: das Heldenhafte der Revolution von Achtundvierzig gleichsam verkörpert, so darf Adolf Strodtmann als der Typ der Träumer und Schwärmer gelten, die sich um das allein seligmachensollende Banner der Republik geschart hatten. Schon seine physische Natur bürgte dafür, daß ihm die Ausführung rascher Taten nicht wohl gelingen konnte. Äußerst kurzsichtig, ja schon damals auf einem Auge halb blind, hörte er so schlecht, daß man schreien mußte, um sich ihm verständlich zu machen. Diese Gebrechen hatten die Schwerfälligkeit und Unbehilflichkeit seines Körpers nur noch vermehrt und gaben ihm ein komisches und zugleich rührendes Aussehen, wenn man sich erinnerte, ein wie guter und edler Kern in dieser wunderlichen Hülle steckte. Trotz seiner Gebrechen hatte sich der junge Kieler Student (er war, am 24. März 1829 geboren, genau um einen Monat jünger als ich), als die Unruhen in seinem Vaterlande ausbrachen, sofort einem Freikorps angeschlossen. Gleich bei einem der ersten Gefechte war er verwundet und gefangen worden, und er erzählte in seiner monotonen Weise harmlos, wie es dabei zugegangen war. Er hatte zu einer ausgeschwärmten Tirailleurlinie gehört, die plötzlich auf einen überlegenen Feind stieß, so daß „Schützen zurück“ geblasen wurde — ein Kommando, dem alle anderen gefolgt waren, außer ihm. Er hatte das Signal nicht gehört, hatte nicht gesehen, daß er schließlich mutterseelenallein auf weiter Flur stand, sondern ruhig weiter geladen und geschossen, bis ihn eine feindliche Kugel aus nächster Nähe niederstreckte. Glücklicherweise war die Verwundung trotzdem nicht tödlich gewesen und konnte während einer längeren Gefangenschaft, die er auf einem abgetakelten dänischen Kriegsschiff im Hafen von Kopenhagen verbrachte, geheilt werden. Dann, ausgewechselt, war er im Sommer Achtundvierzig nach Bonn gekommen mit seiner

ungeschwächten Begeisterung für Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit und die unteilbare deutsche Republik. Selbstverständlich hatte er sich sofort der demokratischen Partei angeschlossen, für die er eifrigst eine gutgemeinte, ungeschickte Propaganda machte. Nichts Wunderlicheres, als ihn so auf der Kneipe reden zu hören, ohne daß er sich jemals durch die Einwürfe der Gegner, die er nur halb hörte, hätte irre machen, durch die Neckereien der Spötter aus der Fassung bringen lassen, verwundert aufblickend, wenn er endlich fand, daß ihm keiner mehr zuhörte, und er mit seiner Begeisterung allein war, wie auf dem Plane von Bau, als ihn die Feinde beim Kragen nahmen.

Trotz seiner ehrlichen Begeisterung für des Vaterlandes Größe und Glück, der Mitgliedschaft des demokratischen Vereins und allem, was dazu gehörte, hatte der gute Mensch doch auch immer Zeit für das, wovon der energische Schurz erklärte, es könne sich in solcher Zeit kein Vernünftiger damit beschäftigen. Man sah ihn dann und wann in einem Kolleg, zumal in dem, das Kinkel über Kunstgeschichte des Mittelalters hielt, wenn er gerade einmal eine Stunde erübrigen konnte. Außerdem gehörte er einem lyrischen Kränzchen an, in welchem die Mitglieder einander vorlasen, was ihnen die Muse im Laufe der Woche beschert hatte. Gegen die anderen mochte sie wohl einmal die milde Hand nicht aufgetan haben; Strodtmann war nie leer ausgegangen. Er dichtete, reimte wenigstens immerfort mit einer Ergiebigkeit, die ihn nicht verließ, wenn er auch ausnahmsweise eine andere als die lyrische Muse anrief. So waren kaum 14 Tage vergangen, daß Wien gefallen und der ehemalige Leutnant und spätere Kommandant der Nationalgarde Messenhauser mit den vielen (zu denen auch Robert Blum gehörte) standrechtlich erschossen war, als er eine Tragödie in fünf Akten nebst einem Vorspiel fertig hatte, welche das tragische Ende des genannten Volksführers behandelte. Da der Dichter selbst mit einigem Rechte sich nicht getraute, sein Werk zum würdigen Vortrag zu bringen, hatte er mich, der ich mich auch bereits in Bonn unter den Befreundeten eines gewissen Rufes als Rezitator erfreute, gebeten, an seine Stelle zu treten. Die Vorlesung fand auf meinem Zimmer in Gegenwart eines halben Dutzend Vertrauter statt. Es erregte unser aller Bedenken, als in dem Szenarium des Vorspiels, dessen Ort das Lager von Jellachich war, sich die Bestimmung fand: „Kanonenkugeln fliegen von links und rechts über die Bühne.“ Man behauptete, daß man Kanonenkugeln, möchten sie nun von rechts oder links kommen, nicht fliegen sehen könne. Ob er denn während seines Schleswig-Holsteinschen

Feldzuges welche gesehen habe? Er dachte nach und erwiderte: Ich erinnere mich in der Tat nicht. Übrigens, wißt ihr, daß ich sehr kurzsichtig bin. Wenn ihr aber meint, so können wir ja die Kanonenkugeln weglassen. Die Lektüre nahm ihren Fortgang, kam aber, trotzdem ich mir die redlichste Mühe gab, meine Sache gut zu machen, nicht über den zweiten Akt hinaus. Die Zuhörerschaft erklärte mit mitleidsloser Einstimmigkeit, sie könne all das Geschieße und Gemetzle nicht länger aushalten, was den guten Strodtmann in große Verwunderung setzte, da die Sache ja erst eigentlich losgehen solle und noch nicht einmal der Minister Latour gehangen sei! Als auch das nicht verfing, klappte er ruhig das ungeheure Manuskript, das ich sacht vor ihn hingeschoben hatte, zu und erklärte sanftmütig: Er habe geglaubt, ein gutes Drama gemacht zu haben. Wenn wir aber dafür hielten, daß es schlecht sei, und er weder an unserm Wohlwollen noch unsrer ästhetischen Urteilskraft zweifle, so müsse er uns schon Glauben schenken. Das Merkwürdigste un der ganzen Sache sei ihm, daß ein Mensch, der doch an den Fehlern der Eitelkeit und Selbstüberschätzung nicht gerade in hervorragendem Maße laboriere, sich über die Tragweite seines Talentes so irren könne.

Nun, er hatte sich in diesem Falle geirrt: aber mit dem übrigen hatte es seine Richtigkeit. Er überschätzte sich nicht, er war nicht eitel: nicht auf seine ganz unzweifelhaft große lyrische Begabung, nicht auf seinen literarischen Bienenfleiß, nicht auf den Opfermut, mit dem er, der halb Erblindete, auf die Gefahr hin, völlig blind zu werden, für die Herausgabe der „Letzten Gedichte“ seines geliebten Heine die kreuz- und querbeschriebenen Blätter des Nachlasses entzifferte, ruhelos, bis er den letzten verlorenen matten Bleistiftzug richtig gestellt. Ein Mensch, der sich sein Kindergemüt bewahrte durch alle Wechselfälle seines bewegten Lebens; von allen Mitmenschen nur das Beste annahm; sich durch keine trübste Erfahrung in diesem frommen Glauben stören ließ; unentwegt seine politischen und literarischen Ideale hochhaltend, mochte die Welt sie durch den tiefsten Staub schleifen; der treueste Freund seiner Freunde, der schon darum seine Feinde nicht hassen konnte, weil er keine zu haben glaubte; dankbar für das geringste Lob, durch den bittersten Tadel nicht gekränkt, da es ihm nie um seine Person, immer nur um die Sache zu tun war — so steht Adolf Strodtmann in meiner dankbaren Erinnerung; so möchte ich, daß sein freundliches Bild den Leser aus diesen Blättern anblicke.

Wir sind mit dem letztgenannten Freunde unvermerkt wieder aus dem politischen auf das literarische Gebiet übergegangen, also auf dasjenige, welches denn doch das eigentliche Feld meiner Arbeit auch während dieser Zeit war und fortan immer geblieben ist. In der Tat verfolgen die obigen Abschnitte wesentlich den Zweck, Strodtmanns Behauptung, ich habe dem politischen Leben jener Tage ganz fern gestanden, auf ihr wirkliches Maß zurückzuführen. Es beschränkt sich darauf, daß allerdings von einer aktiven Teilnahme meinerseits an den Welthändeln nicht wohl die Rede sein kann; meine teilnahmsvolle Betrachtung aber denn doch ein gut Teil intensiver auf diesen Dingen und den in sie verflochtenen Personen weilte, als der Freund ahnte oder mir selbst jener Zeit bewußt geworden ist. Dergleichen erfahren wir ja oft im Leben. Wir gehen, in schwere Gedanken verloren, oder in Träumereien eingesponnen, unsers Weges, ohne auf das, was uns begegnet, acht haben zu wollen; und haben doch acht darauf gehabt zu unserm eigensten Erstaunen, wenn nun die Bilder, die zu der Zeit höchstens flüchtige Schemen zu sein schienen, scharf umrissen, in aller Treue der Lokalfarben aus unserer Erinnerung auftauchen. Ein solches Resultat wird sich freilich wohl nur für den ergeben, der, wie ein Nachtwandler auf seinem gefährlichen Pfade seine Füße richtig setzt, trotzdem seine Sinne im Halbschlaf gebunden sind, so, was im Leben um ihn her sich umtreibt, bemerkt und beobachtet, obschon seine Seele in den Fesseln des eigenen Leids und der eigenen Lust sich windet.

Der Lust war freilich für mich zu wenig, wie viel des Leides, wenn ich auch, indem ich diesen Ausspruch zum anderen Male tue, den freundlichen Leser in Verwunderung setzen mag. Da lebt ein junger Mensch in gesicherter äußeren Lage, Genosse einer immerhin hochinteressanten Zeit, an der er ja auch eingestandenermaßen wenigstens einen betrachtenden Anteil nimmt; nicht alltägliche Begebenheiten geschehen in seiner unmittelbaren Nähe; er hat das seltene Glück, unter seinen Alters- und Studiengenossen mehr oder weniger bedeutenden Menschen zu begegnen, mit ihnen intim verkehren zu dürfen, — und er steift sich trotzalledem darauf, von seinem Unglück zu sprechen! Aber man bedenke: das etwa Interessante, welches ich hier auf wenige Blätter zusammendrängte, verteilte sich in Wirklichkeit auf eine lange Zeit und ließ zwischen sich ödeste Lücken. Jene bedeutenden Menschen, von denen ich gesprochen, und andere, von denen ich noch zu sprechen haben werde, sie gleichen den Leuten, die sich zeitweise zu dem Wanderer gesellen,

durch ihre angenehme Gegenwart, ihr munteres Gespräch ihm den Weg verkürzend, um dann nach gemessener Frist, ihren eigenen Zielen nachstrebend, seitwärts abzubiegen und ihn nach dem vergnüglichen Intermezzo seine Einsamkeit erst recht bitter empfinden zu lassen.

Freilich „Einsamkeit“ ist nicht das richtige Wort; es muß „Vereinsamung“ heißen. Die Einsamkeit war mir ja von jeher eine Freundin gewesen und war es mir auch jetzt wieder, wie melancholisch sie mich auch oft genug aus ihren unergründlichen Augen anschauen mochte. Aber die Vereinsamung! Das trotz der jeweiligen Gesellen sich allein Fühlen, sich allein Wissen auf einem Wege, der nur uneigentlich so genannt werden kann, da man kaum eine Ahnung hat, wohin er führt; von dem steten Zweifel gefoltert wird, ob es nicht, alles in allem, ein Irrweg ist; ob das, was man da in der Ferne als stolze Burg zu erkennen glaubt, sich nicht, wenn man näher kommt, als klappernde Windmühle ausweist, oder, umgekehrt, was man für eine verächtliche Windmühle hält, in die heißerstrebte Burg verwandelt, wenn man längst vorüber und die Umkehr unmöglich.

Auch dieses unsichere Tappen auf einem dunklen Wege nach einem schwankenden, verschwommenen Ziele war mir ja nichts neues. Ich kannte es sehr wohl schon von den letzten Schuljahren her und dem in Berlin verbrachten Semester. Es wurde mir nur hier in Bonn, je länger es währte, in je schrofferen Widerspruch es zu den Erwartungen trat, die man von meinem Fleiß und meiner Begabung hegte; zu den Anforderungen, die ich selber an mich stellte, immer unheimlicher bis zu schwerer Verdüsterung meines Gemütes, ja manchmal bis zur völligen Verzweiflung.

Der Leser erinnert sich, daß ich mich bereits in Berlin mit dem Entschlusse, die Juristerei fahren zu lassen und mich der Philologie zu widmen, getragen hatte. Darüber war dann die Revolution hereingebrochen, dem Unsicheren ein willkommener Vorwand, die Sache vorläufig in der Schwebe zu lassen. Die Gewißheit, die Eltern, mindestens den Vater durch einen abermaligen Wechsel in meinen Studienplänen ernsthaft zu betrüben, wird zweifellos mein Schwanken noch vermehrt haben. Genug, ich war hier in Bonn wieder in die juristische Fakultät getreten, hatte sogar einige Kollegia belegt, ohne ihnen freilich mehr, aber auch nicht weniger Zeit und Mühe zu widmen, als es bei Studiosen der Jurisprudenz in dem zweiten Semester leider der Fall zu sein pflegt. Besaß ich doch für meine Lässigkeit eine Entschuldigung, welche die Kommilitonen,

die fast sämtlich Juristen waren, nicht wohl für sich geltend machen konnten. Ich war anderweitig in meiner Weise nicht müßig, ja sogar fleißig. Ich hatte die Alten wieder vorgenommen: Homer, Horaz, Sophokles; holte mir Bücher und Rat für diese meine Privatstudien von einem bereits älteren Studenten der Philologie, namens Kraus, einem tüchtigen, braven Menschen und begeisterten Schüler Friedrich Ritschls, über dessen klassisches Latein in der Vorrede zum Plautus er heiße Wonnetränen vergießen konnte. Neben seiner Begeisterung für das klassische Altertum strenggläubiger Katholik, mag er als Direktor eines Gymnasiums in Köln, wo er vor einigen Jahren gestorben ist, die beiden großen Ideale seines Lebens aufs beste haben vereinigen können. Zu den Frankonen, mit denen ich in Beziehung stand, gehörte er nicht. Wohl aber tat das Johannes Overbeck, der Leipziger Archäologe, an den ich mich ebenfalls anschloß. Er war ein Lieblingsschüler des zweiten, vielmehr: des ersten, vornehmsten Philologen der Universität, Friedrich Gottlieb Welckers; er hatte bereits ausstudiert und schrieb eben an seiner Doktordissertation. Von jemand, den ich mit der Cereviskappe auf dem Kopfe in der Kneipe gesehen, und der die Fährlichkeiten des Examens noch vor sich hatte, war oder erschien der Abstand nicht so groß, als noch vor einem halben Jahre der zwischen mir und dem approbierten Ludwig Ziemssen; oder es waren auch inzwischen die Wasser der Zweifelssorge um so viel höher gestiegen — genug: ich vertraute mich dem neuen Freunde rückhaltslos an. Als ein demnächstiger Priester seiner Wissenschaft mochte er dem Neophyten nicht abraten; als ein kluger Mann, der sich der Tragweite eines solchen Entschlusses wohl bewußt ist, konnte er nicht wohl zureden. So kam es zu keiner Entscheidung und ich verlor darüber abermals ein Semester für ein regelrechtes Studium. Denn das war meine dilettantische Beschäftigung mit philologischen Dingen um so weniger, als ich sie noch oft genug beiseite legte, um anderen, die mich ebenfalls interessierten, nachzugehen. Fehlte doch nicht viel, und ich hätte aus der Notiz auf meinem Abiturientenzeugnisse, daß ich nach Bonn gehe, um Medizin zu studieren, Ernst gemacht. Unter meinen neuen Freunden befanden sich mehrere, die zu dieser Wissenschaft geschworen hatten. Man weiß, wie mächtig gerade sie ihre Jünger gleich zu Anfang fesselt; wie die jungen Leute, die sich ihr gewidmet, schier taumelig werden von all den Offenbarungen, welche sich ihnen enthüllen; wie fest sie sofort, da scheinbar alles mit Händen zu greifen ist, in ihren Schuhen zu stehen wähnen; wie ihr Mund von Lob und Preis der Göttin überfließt, an deren Kleidersaum sie kaum

gerührt haben. Ich erfuhr das an unserem Mittagstische, wo ich in einem Kreise dieser jungen Helden saß und ihrer Unterhaltung lauschte, die sich unweigerlich um medizinische Dinge, oft der bedenklichsten Art, drehte. Ihr Eifer, ihre Siegesgewißheit imponierten mir um so mehr, je trüber und verworrener es in meiner Seele aussah. So ist es erklärlich, daß ich mich gerade an sie williger anschloß, besonders an einen von ihnen, dessen hervorragende Begabung auch von seinen speziellen „Kollegen", wie sie mit Vorliebe einander nannten, neidlos anerkannt wurde. Es war dies Otto Weber, der dann nach einer kurzen, glänzenden Laufbahn als Professor der Chirurgie in Heidelberg infolge einer diphtheritischen Infektion, die er sich bei einer Operation zugezogen, allzufrüh für die Wissenschaft gestorben ist. An ihm konnte ich heimlich seufzend das Glück ermessen, das dem zuteil wird, der sich einer Wissenschaft hingibt, für die er geboren ist. Mit einer Leichtigkeit, die an das Fabelhafte grenzte, bemächtigte er sich eines unermeßlichen Materials, da er nicht, wie es der Fall zu sein pflegt, einer besonderen Disziplin den Vorzug gab, sondern alle mit gleicher Liebe umfaßte, für alle das gleiche, schier instinktive Verständnis hatte. Und es waren nicht bloß die spezifisch medizinischen Provinzen, die sich der junge Eroberer eine nach der anderen, man konnte sagen: alle zu gleicher Zeit, unterwarf. Jene Nachbargebiete, in welcher der Durchschnittsmediziner nur einen zagenden Fuß setzt, den er eilig zurückzieht, sobald er das „Physicum" glücklich hinter sich hat: die weiten Reiche der Chemie, Physik, der Botanik, der Mineralogie — er war in jedem einzelnen derselben zu Hause, als hätte er ihm ausschließlich seine Kraft gewidmet. Da mochte die Fakultät eine naturwissenschaftliche Preisaufgabe stellen, aus welchem Fach sie wollte, es war sicher, daß Otto Weber sich unter den Konkurrenten befand und den Preis davontrug. So bargen denn auch die beiden kleinen Zimmer, die er an dem (jetzt verschwundenen) „Pförtchen", durch das man aus der Stadt in die Poppelsdorfer Allee gelangte, im Hause des Domküsters bewohnte, ein ganzes Museum an Pflanzen, Mineralien, anatomischen und sonstigen Präparaten. Dazwischen Gläser, Flaschen, Büchsen, Lampen, Retorten, Instrumente aller Art in einem Durcheinander, das nur für ihn keines war, der blindlings hätte zugreifen können, um das Gewünschte sicher in der Hand zu haben. Zum Überfluß wußte der Wundermensch sogar in dem Fache, das ich gewohnt war, als mein spezielles zu betrachten: in der Literatur viel besser Bescheid als ich. Ein vortrefflicher Grieche und Lateiner, kannte er auch die modernen, zum mindesten die

deutschen Schriftsteller, viele durch eigene Lektüre, die anderen wenigstens nach der Stellung, die sie in der Geschichte unserer geistigen Entwickelung einnehmen. Diese seine Extrawissenschaft erklärte sich mir allerdings durch den Umstand, daß er, als Sohn eines (Bremer) Gymnasialprofessors, in einer literarischen Atmosphäre aufgewachsen war und nur die Ohren hatte aufzumachen brauchen, um tausend Dinge zu lernen, die ich mir alle mühsam zusammensuchen mußte — meine Beschämung war deshalb um nichts geringer. Zuletzt — was aber für mich gar kein Letztes war — hatte die Natur diesen ihren Liebling auch noch mit dem Vorzuge einer angenehmsten äußeren Erscheinung ausgestattet: einem nicht großen, aber wohlgefügten Körper mit zierlichsten Händen und Füßen, einem Kopf, dessen scharfe Umrisse sich in das Gesicht fortsetzten, das mit seiner festen, eher breiten als hohen Stirn, den lebhaften dunklen Augen, der feingeschnittenen Nase mit den vibrierenden Nüstern, dem kleinen Mund mit den zierlichen, wie Schlänglein beweglichen Lippen, der wahre Spiegel einer energischen, ruhelos strebenden Seele war.

Einen so zielbewußten Menschen mit dieser beneidenswerten Sicherheit seinen Weg verfolgen zu sehen und den Wunsch zu empfinden, es ihm womöglich gleich zu tun, liegt in der Natur eines jeden von uns. Dazu kam, daß er mich — nicht sowohl an seinen Studien teilnehmen ließ, wozu mir ja auch die nötigen Vorkenntnisse gefehlt hätten, — aber mir aus denselben alles mögliche Interessante, das meine Fassungskraft nicht überstieg, bereitwillig mitteilte. Er lehrte mich Pflanzen und Gesteine kennen, während wir mit Botanisiertrommel und Hammer selbander das Siebengebirge bis in die fernsten Schluchten des Ölberges durchschweiften; er ließ sich von mir auf seinem Zimmer bei chemischen Experimenten, deren Verlauf und Resultate er mir erklärte, Handlangerdienste leisten; demonstrierte mir an lebenden Fröschen unter dem Mikroskop den Lauf des Blutes; erläuterte mir den Organismus des menschlichen Körpers aus Abbildungen in den Altlanten und am Skelett; ja, ich durfte ihn wiederholt in die Säle der Anatomie begleiten, wo ich mich überzeugte, daß mir zu einem Mediziner wenigstens die nötige Kraft der Nerven nicht fehlte. Ich darf sagen, daß ich dem allen nicht nur mit reger Aufmerksamkeit und Wißbegier folgte, sondern dafür auch ein schnelles Verständnis an den Tag legte, welches mir Lob und Anerkennung meines jungen Lehrers eintrug, auch wohl die gelegentliche Aufforderung, aus den Spielereien, wie er es nannte, Ernst zu machen und mich jetzt, da es noch Zeit sei, einem Studium

zu widmen, für das ich ein ganz offenbares Talent mitbringe. Wenn ich nun doch einer so schmeichelhaften Lockung nicht folgte, so geschah es, glaube ich, aus zwei Gründen. Den einen sage ich gern. Es war die klare Einsicht in die herrliche Begabung des Freundes für sein Fach, in welchem ich es beim besten Willen nie zu etwas bringen würde, das den Vergleich mit seinen Leistungen aushielte. Den zweiten nenne ich weniger gern, weil er nicht aus der Einsicht hervorging, sondern aus einem dunklen Gefühl und das keineswegs den Vorzug der Bescheidenheit hatte. Aus dem Gefühl, daß es ein anderes Gebiet gäbe, ein Gebiet, um das ich freilich noch vor der Hand mit scheuer Ehrfurcht herumschlich, auf dem ich aber, wenn ich einmal erst die Kraft und den Mut in mir fühlte, es zu betreten, doch wohl dieselben Erfolge erringen möchte, die dem Freunde auf dem seinen sicher waren.

So in Zweifelsqualen, oberflächlichen Beschäftigungen mit fremdartigen Dingen, in den ich schließlich meine Kraft nur verzettelte; in jenen Zerstreuungen, nach denen der am gierigsten greift, der am meisten Ursache hätte, sich zu konzentrieren, war das Semester beinahe dahingegangen, als ich mich endlich zu einem Entschluß aufraffte, der doch im Grunde nur ein Ausgleich zwischen den Anforderungen, welche die Gewohnheit des bürgerlichen Lebens an mich stellte, und meinen heimlichen Wünschen und Bestrebungen war: ich ließ mich aus der juristischen Fakultät in die philosophische überschreiben.

Nun war der Würfel gefallen. Es war entschieden, daß mein Leben außerhalb des streng abgegrenzten Gebietes der Staatsbeamtenexistenz verlaufen, daß ich Lebenszweck und Lebensunterhalt würde verfolgen und erjagen müssen auf jenen weiten Bereichen, die den freien Künsten zum Tummelplatz überlassen sind.

Denn ich war bei mir selbst darüber keinen Augenblick im Unklaren, daß aus mir niemals ein tüchtiger Gymnasiallehrer oder Universitätsprofessor werden würde, ja, daß ich es nicht einmal werden möchte, hätte ich es gekonnt, hätte dies Ergebnis bei der Weise, in der ich das Studium zu treiben gedachte, herausspringen können.

Ich wollte es aber treiben, als stände ein Vermögen hinter mir, daß die bange Brot- und Existenzfrage niemals an mich herantreten ließe. Wollte es treiben als Vorübung und Vorbereitung,

die man durchmachen müsse, um zur Ausübnng einer freien Kunst geschickt zu sein, unter der ich natürlich die Poesie verstand.

Denn ich hielt noch an dem alten, uns von unsern Klassikern überkommenen, heutigen Tages völlig veralteten Glauben, daß der Dichter der Kenntnis alter und neuer Sprachen und ihrer Literaturen, der Vertrautheit mit den philosophischen Systemen, mit der Welt- und Staatengeschichte und einer Reihe anderer schöner Dinge zu seinem Geschäft gar nicht entraten könne. Von dem allen wollte ich, solange ich noch auf der Universität sei, soviel als irgend möglich einheimsen zu künftigem Gebrauch.

Die Begründung meines Entschlusses dem Vater gegenüber lautete wesentlich anders; und ich denke, man wird das nicht nur begreiflich, sondern auch verzeihlich finden. Gewisse Dinge lassen sich bei der größten Wahrheisliebe nicht sagen. Hätte ich gesprochen, wie ich dachte, es würde mich der gute Vater für verrückt haben halten müssen. So kam ich doch mit dem Vorwurf des bei mir unbegreiflichen und auf alle Fälle unverantwortlichen Leichtsinns davon, mit dem ich ein volles Jahr für mein Studium verzettelt und vergeudet habe.

Dennoch konnte kein Vorwurf ungerechter sein: von Leichtsinn war in meiner Handlungsweise nicht ein winzigstes Körnchen. Wäre ich leichtsinnig gewesen, ich hätte es einfacher haben können; just so, wie die Dutzende junger Juristen um mich her, die, ohne sich um ihr sogenanntes Studium im mindesten zu kümmern, zwei, drei, vier, Semester lustig in den Tag hinein lebten, um sich im fünften oder sechsten von dem Repetitor zu dem leidigen Examen „einpauken" zu lassen. Was diese jungen Leute fertig brachten, nun, das hätte ich wahrhaftig auch gekonnt.

Und das Examen, das für mich sicherlich nicht einmal ein Schreckgespenst gewesen sein würde, stand ja noch so fern! Wieviel Wasser würde bis dahin den Rhein hinabfließen! wieviel Stunden ließen sich bis dahin verbringen, wie einem eben der Sinn stand! Weshalb also nicht auch verträumen, wenn der Hans nun einmal das Träumen nicht lassen konnte!

Was hatte ich mir für dies dolce far niente eingetauscht! Das Bewußtsein, dem geliebten Vater einen schweren Kummer bereitet zu haben; die Gewißheit, ihm diesen Kummer auch fernerhin in voraussichtlich noch höherem Grade bereiten zu müssen; den Druck der schweren Verantwortung, die ich nun unwiderruflich auf mich genommen; den Zweifel, der mich denn doch von Zeit zu Zeit beschleichen wollte, ob ich nicht einen Narrenstreich begangen; endlich

Arbeit, Arbeit und wieder Arbeit; Arbeit soviel, daß sich aus ihr, anders verwandt, den Stoff für ein halbes Dutzend Examina leicht hätte herausschneiden lassen.

Es hat gewiß um mich herum in jener Zeit fleißige Studenten in Bonn gegeben. Daß einer von ihnen viel fleißiger gewesen sein sollte als ich, kann ich mir nicht wohl denken. Ich wüßte nicht, wie er es hätte anfangen sollen. Auch er konnte nicht mehr als vom Morgen bis zum Abend und wie so oft halbe Nächte lang über seinen Büchern sitzen; auf einsamen Spaziergängen die zu Hause zurückgelassene Arbeit im Kopf weiter mit sich tragen. Meine nächste Sorge war, mich in den klassischen Sprachen und Literaturen heimisch zu machen. Es gab derzeit in Deutschland schwerlich eine zweite Universität, auf der man diesem Ziel mit mehr Aussicht auf Erfolg hätte nachstreben können als in Bonn, wo zwei Großmeister ihrer Wissenschaft, die bereits genannten Friedrich Gottlieb Welcker und Friedrich Wilhelm Ritschl wirkten, denen, um von den kleineren, immerhin noch kräftigen Lichtern zu schweigen, sich Jakob Bernays würdig anschloß. Ich habe, was diese Männer in den vier folgenden Semestern, die ich noch in Bonn zubrachte, lasen, wohl so ziemlich alles gehört, und eine kleine Bibliothek ihrer Vorträge, die ich zu Hause auf das Sorgfältigste ausarbeitete, zustande gebracht. Mein Lieblingslehrer war und blieb Welcker. Siebzehnhundertvierundachtzig geboren, stand er damals bereits in der Mitte der sechziger, und das seßhafte Leben hatte die körperliche Frische und Rüstigkeit des kleinen zarten Mannes stärker beeinträchtigt, als es die Jahre zu erheischen schienen. Verglichen zum Beispiel mit meinem so ziemlich gleichaltrigen Vater, machte er auf mich einen fast greisenhaften Eindruck, wenn ich ihn vom „Goldnen Stern", wo er, der Junggeselle, seine Mittagsmahlzeiten einnahm, über den Markt gehen sah, unsicheren Schrittes, daß man auf den Gedanken hätte kommen können, er habe den köstlichen Gaben, welche der berühmte Weinkeller des Hauses spendete, zu stark zugesprochen, was sicherlich nicht der Fall war. Auch konnte es ihm wohl begegnen, daß er im Vortrage den Faden des Gedankens für den Augenblick verlor, oder sich in dem Aufbau des Satzes scheinbar rettungslos verwirrte. Es entstand dann eine bängliche Pause, während eine beängstigende Röte sich auf seiner von einer blondbraunen Perücke bedeckten Stirn lagerte, bis es ihm dann doch jedesmal gelang, den flatternden Faden zu erhaschen, den verwirrten Satz auf schickliche Weise zu Ende zu bringen. Ich bemerkte dann wohl, wie meine Nachbarn spöttliche Blicke austauschten, während ich wie auf glühenden Kohlen saß und auf-

atmete, wenn der Vortrag seinen geregelten Fortgang nahm, der durch nichts unterbrochen und geschädigt war, als durch die Überfülle des Stoffes, die sich dem geist- und phantasievollen Manne zudrängte. Und eben dies im schönsten Sinne Geist- und Phantasiereiche war es, was mir seine Vorträge zu einem immer neuen Genuß machte. Er trat selbst da hervor, wo der Meister einen so trockenen Stoff, wie die Enzyklopädie der Philologie behandelte, und offenbarte sich in herrlicher Weise, wenn er, wie in der griechischen Mythologie, vor einer Schöpfung stand, die, wie sie selbst das Erzeugnis höchster Geistreichigkeit und reinster, jetzt erhabener, jetzt anmutig spielender Phantasie ist, nur einem ebenbürtigen Geiste, einer verwandten Phantasie sich erschließt. Mag immerhin Welckers Auffassung, die zu sehr auf eine erdgeborene Entstehung der griechischen Götterwelt drängte, durch die vergleichende Kunde der Völker und ihrer Sprachen und Religionen überholt worden sein, das Glück, zu des Meisters Füßen gesessen und seiner begeisterten, begeisterungausströmenden Lehre gelauscht zu haben, rechne ich zu den großen Glücksfällen meines Lebens. Wenn er in der Erklärung dieses oder jenes schmückenden Epithetons oder bezeichnenden Beinamens eines der Götter, wie „Hyperion" oder „Anadyomene" aus den Erinnerungen seiner Reisen schöpfte und den griechischen Tag schilderte, an dem die Sonne strahlend aufgeht, um, an einem wolkenlosen Himmel über den Häuptern der Sterblichen hochherrlich dahinwandelnd, glorreich am Abend zu versinken; oder das griechische Meer, aus dessen tiefer Bläue dem Heransegelnden die erstrebte Insel auftaucht, schimmernd in Schönheit wie ein Götterbild — da schlug mir das Herz, und es überrieselte mich wie der Anhauch aus dem Geisterreich, in das nur ein einzig Mal einen vollen Blick zu tun, die Sehnsucht meines Lebens war. Ich meine, wer diesen Schauer der Ahnung höchster Schönheit je empfunden, er wird das Häßliche immer noch sehen, aber sich von ihm so überwältigen lassen, daß er zu seinem Verkünder und Propheten wird, ist für ihn ausgeschlossen. Verkündet es sich doch wahrlich, Nacht und Grauen um sich breitend, nur allzu aufdringlich, als daß es noch des Propheten bedürfte. Aber die Schönheit ist scheu wie eine nackte Nymphe. Sie zeigt und entschleiert sich nur den Begnadeten, die dann, was sie geschaut, nachzuzeichnen und nachzustammeln suchen, Wohltäter sie und Erlöser der Menschheit von dem Joche des Gemeinen, mit dem uns jene Maler und Schilderer des Häßlichen nur noch schwerer zu belasten suchen.

Welcker ist für mich ein solcher Wohltäter gewesen; sein Andenken ist mir heilig.

Aus den letzten Jahren des einzigen Mannes — er starb 1868 — ist mir später in Bonn ein Zug erzählt, der so bezeichnend für ihn ist, daß ich meine, ihn hier mitteilen zu sollen.

In seinem hohen Alter fast erblindet, mußte der Unermüdliche die Hilfe anderer in Anspruch nehmen und sich während der Stunden, die er früher schöpferisch-tätig verarbeitet hatte, vorlesen lassen. Da wollte er denn, bevor es zu Ende ging, auch noch einmal sich in seinen geliebten Goethe so recht versenken. Man hatte mit dem ersten Bande beginnen müssen und so die Reihe der Bände weiter, ohne daß eine Seite überschlagen werden durfte. War aber ein Band zu Ende, ließ er ihn sich reichen und küßte ihn, wie einen Freund, von dem man weiß, daß man ihn in diesem Leben nicht wiedersehen wird. Dann mochte man das Buch in das Büchergestell zurücktragen.

Ein völlig anderes, sowohl äußerlich als innerlich vielfach gegensätzliches Bild bot Friedrich Ritschl. In der Vollkraft der Jahre — im Anfang der vierziger — groß, schlank, geschmeidig in seinen Bewegungen, war alles bei ihm Spannkraft und Willensstärke. Schnellen Schrittes den Hörsaal betretend, begann er zu sprechen, während er die Stufen zum Lehrstuhl mehr hinaufsprang als hinaufstieg. Seine Rede fließend und kristallklar wie ein schnellströmender Bach; nie fehlte ihm ein Wort; man hätte, was er sprach, sofort drucken lassen können. Auch er ein im höchsten Grade anregender Lehrer, aber wie in so ganz anderer Weise! Mahnte Welcker mich oft an Goethe, so mochte einem bei Ritschl wohl Lessing in den Sinn kommen, wenn man nur an des letzteren durchdringende Verstandesschärfe dachte. In ihr, die sich auch in den gespannten Zügen des mageren, nicht unschönen Gesichtes aussprach, schien sich das ganze Wesen des Mannes zusammengefaßt zu haben. Auf eine jener köstlichen Parabasen, in denen sich die schönheitstrunkene Seele Welckers ein Genüge tun mußte, auf die Gefahr hin, darüber aus dem Text des Vortrages zu kommen, durfte man bei diesem nicht rechnen. Ich erinnere mich nicht, je ein gemütvolles Wort aus seinem Munde gehört zu haben. Nur ein einziges mal geriet er in eine beinahe feurige Stimmung, und das war, als er gelegentlich auf den sittlichen Einfluß zu sprechen kam, welchen die Philologie auf ihre Jünger übe, indem sie, sie von vornherein an die sauberste Behandlung des Wortes gewöhnend, ja, zu derselben zwingend, ihnen allmählich und immer mehr eine Begeisterung, schließlich eine Schwärmerei der geistigen Reinlichkeit einflöße, die dann gleichbedeutend mit der Liebe der Wahrheit und Wahrhaftigkeit sei. Ich

konnte mich nicht überzeugen, daß andere Wissenschaften, falls sie nur ehrlich betrieben würden, diese sittigende Wirkung in einem geringeren Grade haben sollten. Bei dem Meister selbst freilich war die gerühmte Wahrheitsliebe des Philologen keine Redensart; sie war ihm zu Fleisch und Blut geworden. Er lieferte uns dafür, ohne es zu wollen, einen artigen Beweis, der nebenbei auch noch für seine ungeheuere Arbeitskraft ein glänzendes Zeugnis ablegte. In dem Kolleg, das er über Homer las, erklärte er eines Tages ein Wort für ein *ἅπαξ λεγόμενον*: für eines, das nur einmal bei Homer vorkomme. Plötzlich stutzte er — etwas, was ihm sonst nie begegnete — und gestand dann mit einer gewissen Verlegenheit, die den stets Sicheren seltsam kleidete: er sei seiner Sache nicht ganz gewiß; er werde genauer nachsehen und uns dann bestimmte Auskunft geben. Die Vorlesung fand von elf bis zwölf Uhr statt. Am nächsten Tage, kaum daß das akademische Viertel beendet war, riß er die Tür auf, stand im nächsten Moment auf dem Katheder und seine ersten Worte waren: „Meine Herren, ich habe mich doch nicht geirrt: es ist ein *ἅπαξ λεγόμενον*. Ich kann es jetzt versichern, nachdem ich zu diesem Zweck den Homer noch einmal durchgelesen habe." Man bedenke, was das sagen will! den Homer — Ilias und Odyssee — binnen 24 Stunden durchzulesen! Angenommen auch, daß er eine und die andere Seite, von der er mit Sicherheit wußte, es könne sich das betreffende Wort auf ihr nicht finden, überschlagen hatte — welch' gewaltige Leistung! Der Mann mußte außer dem Tage auch noch die Sommernacht darauf verwandt haben. Und das, um den leisesten Zweifel an der Genauigkeit seines Wissens, den kein anderer als er selbst aufgeworfen, so schnell als möglich zu tilgen!

Auf Ritschl's Homer-Kolleg hatte ich mich ganz besonders gefreut. Getreu der Mahnung, die ich von allen Seiten zu hören bekam: der Philolog müsse, während er sich bei der übrigen Literatur mit beschleunigtem Lesen begnügen könne, mindestens einen Schriftsteller haben, dem er, so zu sagen, in ganz besonders liebevoller Behandlung sein Leben weihe, hatte ich mir zu diesem großen Zweck den Homer ausgesucht, also den Autor, der bekanntlich von allen griechischen „am leichtesten und zugleich am schwersten zu lesen ist". Die Leichtigkeit, mit der ich ihn mittlerweile zu lesen gelernt hatte, ließ nichts zu wünschen; ich sollte jetzt erfahren, welche Bewandtnis

es mit der Schwierigkeit habe. Ich hatte dabei zunächst an die gedacht, in den Geist des Dichters einzudringen, seiner Würde und Hoheit, seiner Schönheit und Anmut sich voll bewußt zu werden, daß von der Sonne, die ihm geschienen, auch in unser Herz ein Strahl falle. Wie sollte ich enttäuscht werden! Das, was ich da zu hören bekam, war dieselbe, nur unendlich gesteigerte leidige Manier, die mir von der Schule her noch in schreckhaftem Andenken war; dasselbe Kleben am Worte, dieselbe Splitterrichterei, derselbe Hexentanz mit den Partikeln und den anderen grammatikalischen Koboldeu. Ich klagte Freund Kraus die Verzweiflung, in die mich dies unheimliche Treiben versetzte. Er suchte mich damit zu trösten, daß das im Anfang nicht anders sei; auch so bleibe, bis man, weiter in die Geheimnisse kritisch-philologischer Methode eindringend, die Wonnen derselben zu schmecken beginne. Dann aber entstehe ein Hunger nach ihnen, der kaum noch zu sättigen. Er selbst könne mir dafür ein lebendiges Beispiel liefern. Da habe er jetzt drei Wochen an einem Plautus-Verse gearbeitet, dessen Text selbst Ritschl festzustellen sich nicht getraut. Er werde wohl noch weitere drei Wochen damit zu tun haben. Komme er zu dem erwünschten Ziel, so sei es ein Triumph. Erreiche er es nicht, nun — Großes gewollt haben, sei auch groß. — Ich machte ein verdutztes Gesicht zu dieser Erklärung: — das zu erstrebende Große hatte ich mir ganz anders vorgestellt — ging still nach Hause, schleppte einen ansehnlichen Berg von Homer-Erklärungen und anderen wissenschaftlichen Hilfsmitteln zusammen und begann meine „statarische" Lektüre des Dichters, der in einer Sommernacht, wenn nicht durch, so doch zu einem ansehnlichen Teil zu lesen, ich mich im übrigen anheischig machen durfte. Ich hielt es wirklich ein paar Wochen aus. Dann packte ich die Folianten zusammen, trug sie auf die Universitätsbibliothek zurück, und verschwor mich, nie wieder eine Stunde meines Lebens auf eine Arbeit zu verwenden, die nur geeignet sei, mich von meinem Ziele, wie ich es erkannt, weit ab in eine unfruchtbare Wüste zu führen.

Froh, der trostlosen Öde bei Zeiten entronnen zu sein, stürmte ich jauchzend in die blühenden Gefilde, durch welche die griechischen Dichter uns die hochherrlichen Führer sind, wenn man sie liest, wie — so meine ich — Goethe und Schiller sie gelesen haben müßten. Es würde wie Ruhmredigkeit klingen, wollte ich im einzelnen die Schriftsteller aufzählen, die ich nun — beschleunigt freilich — aber wahrlich nicht leichtfertig, sondern mit gewissenhafter Sorgfalt und selbstverständlich stetig wachsender Einsicht in die

Intimitäten der Sprache im Urtext durchlas. Aber so sehr mich auch die Tragiker begeisterten, wie innig ich auch die Dichtergröße des schwermütig-übermütigen Aristophanes empfand, welche Hochachtung mir der tiefsinnige Thucydides einflößte, mit welchem Behagen mich die treuherzigen Berichte des naiven und doch so klarblickenden Herodot erfüllten — es ist bezeichnend, daß ich immer wieder zu Homer zurückkehrte, um den sich für meine Empfindung die anderen Gestirne des griechischen Himmels, wie um ihre Zentralsonne bewegten. Ich hatte ihn mir so weit zu eigen gemacht, daß ich die Voßsche Übersetzung, welche in früheren Jahren meine Hauspostille gewesen war, nicht mehr aufschlagen mochte. Dafür hatte ich mich gewöhnt, ihn mir während der Lektüre zu übersetzen, wie ich meinte, daß er übersetzt werden müßte, sollte die Stimmung, aus der heraus, der Schwung, mit dem er gedichtet, zur wirklichen Geltung kommen und zugleich die Lokalfarbe frisch hervortreten, welche die Übertragung Vers für Vers mit einer allgemeinen Tunke, die für alles und für nichts paßt, mitleidlos überdeckt. Selbstverständlich war es also eine Übersetzung in Prosa, die nur je zuweilen unabsichtlich rhythmisch anklang. Ich habe wiederholt vor meinen Freunden ausgiebige Proben dieser meiner Fertigkeit geliefert nnd darf sagen, daß ich stets ein eben so aufmerksames wie dankbares Publikum hatte.

So zufrieden ich nun im ganzen mit dem Erfolge meiner Bemühungen, mich in die griechische Literatur hineinzuarbeiten, sein durfte, so wenig wollte es mir mit der lateinischen glücken. Die Prosaisten hatte ich überhaupt vorläufig bei Seite gelassen mit Ausnahme etwa Ciceros, von dem ich eine schöne Ausgabe besaß und für den ein Kolleg bei Jakob Bernays über „die Briefe“ von neuem ein gewisses Interesse erweckte. Aber auch für die Dichter konnte ich mich in keiner Weise erwärmen. Virgil erschien mir im Vergleich zu Homer eine hölzerne Gliederpuppe neben einem lebendigen Menschen; eine vertrautere Bekanntschaft mit den Komödiendichtern verhinderte die Schwierigkeit, die mir die volle Bewältigung der ungewohnten Sprache machte, und ich vertröstete mich auf eine spätere Zeit, die leider niemals gekommen ist. Unter den Lyrikern war es immer noch Horaz, der mich am meisten anzog, aber ich glaubte und glaube, es war damals und später nur das gute kameradschaftliche Verhältnis, zu dem man mit ihm bereits auf der Schule den Grund gelegt hat, und das, wie es ja zu gehen pflegt, sehr merkliche und auch wohl bemerkte Mängel und Schwächen mit dem Mantel der Liebe zudeckt.

Dafür sollte mir ein reicher Zuwachs meiner ästhetischen Welt von einer anderen Seite kommen.

So lange ich auf der Schule war, hatte ich nur eine dunkelste Vorstellung von der Kunst der Plastik gehabt. Wie wäre das auch anders möglich gewesen, da sich in der guten Stadt, ich glaube, keine einzige leidliche Kopie irgend eines jener Wunderwerke des griechischen oder auch nur römischen Meißels befand, ohne deren täglichen Anblick wir uns unser Leben schwer vorstellen können. Als mir dann in Berlin Gelegenheit ward, diese Lücke auszufüllen, war sie seltsamerweise von mir nicht benutzt worden. In dem alten Museum — das neue existierte ja noch nicht — hatten mich die bunten Schildereien in den oberen Räumen weit mehr angezogen als in den unteren die verschabten und bestäubten Marmore, wobei zu meiner Entschuldigung dienen mag, daß sich unter ihnen keines jener Werke befand, deren Herrlichkeit sich selbst blöden Augen offenbart. So war ich nach Bonn gekommen; so hatte ich das bedeutende, von Welcker wenn nicht gestiftet, so doch wesentlich erweiterte und wohlgeordnete „akademische Kunstmuseum" betreten. Nun weiß ich nicht, ob der schlummernde Schönheitssinn inzwischen, mir selbst unbewußt, seine Hülle so weit gelockert hatte; ob die Übersetzung in Gips mir verständlicher war als der Marmor; ob die hier aufgestellten Werke ersten Ranges doch mit ganz anderer Macht auf mich wirkten als die minderen Wertes — es war mir, als ob ein dichter Schleier vor meinen Augen weggezogen würde. Einem Blinden, der sehend geworden ist, kann kaum anders zumute sein. Denn diese Begeisterung kam nicht allmählich über mich, wie ich das wohl bei anderen beobachtet habe, sondern so urplötzlich und gewaltig, daß ich es nur durch jene obigen Bilder ausdrücken kann. Es gehört das eben auch in das Gebiet der psychologischen Phänomene, bei deren Bestätigung und Schilderung man es bewenden lassen soll, da die Erklärung doch eine unzulängliche bleibt. Wie ich die Schönheit des einen Werkes gierig in mich sog, um zu einem zweiten zu eilen, das mich noch schöner dünkte, und so zu einem dritten, um mich wieder dem ersten zuzuwenden, das ich doch noch nicht ausgekostet hatte — so mag der Schmetterling schwelgen, wenn er in einem Frühlingsgarten von Blume zu Blume flattert. Ich konnte die Mittagsstunde des Tages nicht erwarten, in welcher die Tür sich öffnete zu dem Raume, der mir köstlichere Schätze zu bergen schien, als je eine arabische Zauberhöhle in sich geschlossen.

Bald hatte ich mich mit dem Kustos auf einen guten Fuß gestellt, so daß er mir erlaubte, zu bleiben, wenn die anderen Besucher sich entfernten. Er brauchte mir nicht einmal den Schlüssel anzuvertrauen, da die Tür sich von innen an einem Riegel öffnete, der, wenn man sie hinter sich zumachte, in das Schloß zurücksprang. Nun war ich mit meinen geliebten Bildern allein, welche mir gar keine Bilder waren, sondern belebte, herrliche Wesen, die ich liebte, die ich anbetete. Eine der Musen hatte es mir besonders angetan. Sie war züchtig verhüllt bis an den Hals; selbst über die Hand, auf die sie das reizende Kinn sinnend stützte, floß das Gewand. So war die Leidenschaft, die mich für sie erfaßte, rein von aller Sinnlichkeit, man müßte denn darunter jene ätherischen Empfindungen verstehen, mit denen eine erste Liebe das Herz eines Jünglings füllt. Und eines Tages, als ich wieder in ihrem Anschauen verloren stand, zog es mich näher und hinauf zu ihr wie mit Geistergewalt. Ich schwang mich auf das Piedestal und drückte einen innigsten Kuß auf ihre keuschen Lippen. Ich hätte es in der Folge noch oft tun können; ich tat es nicht. Es würde für mich eine Entweihung dieses einzigen seligen Augenblickes gewesen sein.

Mir war in dieser Zeit noch eine zweite Wonne beschieden: die, mich zum ersten Male wahrhaft in Goethe hineinleben zu dürfen.

Auf der Schule hatte ich nur den ersten Teil des Faust und Hermann und Dorothea kennen gelernt. Alles übrige hatte ich im besten Falle nur eben angeblättert, merkwürdigerweise selbst die Gedichte. Mit ihnen machte ich jetzt den Anfang, nachdem ich mich, wie immer, wenn ich einen Schriftsteller studieren wollte, in Besitz der Werke gesetzt. Es war freilich nur die 1819 bei Goeschen erschienene, auf Konzeptpapier in groß Oktav gedruckte Ausgabe. Auch waren die in ein unscheinbares graues Papier gehüllten Einbände von Pappe zum Teil an den Ecken grausam durchgestoßen. Das alles störte mich in keiner Weise, und ich kann nur den Jünglingen von heute aus ganzer Seele wünschen, sie möchten aus den Prachtausgaben, die sie in Händen haben, denselben Genuß schöpfen, wie ich aus meinem grauen Exemplar. „Wie herrlich leuchtet mir die Natur!“ — „Wie Feld und Au so blinkend im Tau“ — „Angedenken du verklungner Freude“ — diese und die anderen unsterblichen Lieder, ich las sie nicht — ich trank sie, wie man köstlichen Wein trinkt; ich atmete sie wie balsamische Frühlingsluft; ich hörte

sie wie süße Melodien, die man nicht wieder los werden kann, die in uns summen und singen, wo wir gehen und stehen; mit denen wir des Abends entschlafen, des Morgens erwachen. Noch heute, so oft ich sie mir still hersage, durchschauern sie mich mit unaussprechlicher Rührung. Die Jahre fallen von mir wie eine Hülle, die man mit leichter Hand abstreift. Ich bin wieder jung, kann wieder weinen, jauchzen; ich glaube wieder an eine Zukunft, die kommen und mir die Erfüllung meiner Hoffnungen, die Stillung meines Sehnens bringen wird — trotz alledem. Und dann, aus diesem holden Traum erwachend, frage ich mich, ob die Jünglinge von heute, wenn sie einmal alt sind, auch so süß werden träumen können; denke, wie grau und trostlos ein Alter sein muß, das nicht aus so holden Erinnerungen Labung schöpfen kann.

Von den metrischen Werken Goethes den Übergang zu denen in Prosa zu finden, war mir nicht leicht. Wohl infolge meiner andauernden Beschäftigung mit den griechischen Dichtern, hatte ich Lust, mich auf den ästhetischen Standpunkt des Schillers der letzten Jahre zu stellen und nichts als Poesie gelten zu lassen, was nicht in metrischem Gewande auftrat. Nur Götz von Berlichingen mochte als Ausnahme passieren. Wie hätte auch ein junger Mensch, der doch nicht ohne jeglichen poetischen Sinn war, dem frischen Waldesatem goldechter Poesie, der uns aus dem wunderbaren Drama entgegenhaucht, Sinn und Gemüt verschließen sollen! Auch hatte ein glücklicher Zufall gewollt, daß ich bei einem Antiquar jene älteste Ausgabe der Lebensbeschreibung des Helden aufstöbern konnte, welche, im Jahre 1731 von Frank von Steigerwald besorgt, den Originaltext mit einem reichen Anhang lehrreicher Noten enthält. Ich durfte so, indem ich die Lebensbeschreibuug mit Goethes Dichtung verglich, wieder einmal einen Blick in die Werkstätte des Dramatikers tun, und schon damals regte sich in mir die Betrachtung, der ich später in meinen Vorlesungen über Goethe einen bestimmten Ausdruck gegeben habe: wie leicht der Dichter es doch gehabt hätte, aus seinem „Schauspiel“ eine wirkliche Tragödie zu machen; und wie bezeichnend es für seine Natur ist, daß er einem Gedanken, der so nahe zu liegen, vielmehr sich aufzudrängen scheint, und an den er in der ersten Bearbeitung, in welcher er die grimme Not der armen gehudelten Bauern und ihre durch so viele erduldete Unbilden herausgeforderte Rachewut gegen die adligen Dränger mit so grellen Farben schildert, so nahe heranstreift — daß er diesem Gedanken keine Folge geben, ja ihn — zumal in der dritten Bearbeitung — in sein vollständiges Gegenteil verkehren konnte.

Sonst aber galten mir nur die metrischen Stücke: Iphigenie, Tasso usw. als wirkliche Poesie. Es mußten wieder einige Jahre dahinschwinden, bis mir für den Werther, für Wilhelm Meister, die Wahlverwandtschaften das rechte Verständnis aufging. Eine Erklärung für diese Halsstarrigkeit, die mir jetzt wunderlich genug vorkommt, habe ich nachträglich freilich gefunden. Ich hatte mich in meiner Gymnasialzeit an Romanen übersatt gelesen und schämte mich jetzt, da ich in höhere Regionen der Poesie aufzudringen strebte, der früheren Vorliebe für eine Gattung, die mir — mit Schiller zu reden — dem „Halbbruder des Dichters“ als sein Erbe zugeteilt schien. Seitdem war kein Roman von mir auch nur angeblättert worden, und es ist gewiß bezeichnend für meine damalige Seelenstimmung, daß die literarisch so instruktiven satirischen Partien in Immermanns Münchhausen mich weit mehr interessierten als die berühmte Dorfgeschichte, deren Wert mir nebenbei auch jetzt ein wenig überschätzt scheint. Wunderbar gelungen freilich ist der „Oberhof“ selbst — ich meine: die Schilderung des Lokals mit allem, was dazu gehört. Die Gestalt des „Hofschulzen“ ist übertrieben, wie Größe und Bewegungen eines Menschen, den man im Nebel über einen Heidehügel wandern sieht, doch wäre ich der letzte, der dem Dichter daraus einen Vorwurf machte. Aber weniger anschaulich und im üblen romantischen Geschmack finde ich das Liebespaar: Oswald, den „wilden Jäger“ und Lisbeth, „die Blume, die in Duft und Moder erblüht ist.“ — Wenn mich aber jene Partien, die ich heute überschlage, jener Zeit so anzogen, so war es, weil mich nicht die Unterhaltungssucht zu Immermann und ebenso weiter zu seinem Antipoden Platen, zu Heine, Börne geführt hatte, sondern der Wunsch und Drang, die ungeheuren Lücken meiner Kenntnis der deutschen Literatur so schnell wie möglich auszufüllen.

Ich nahm es auch mit diesem Teil meiner Aufgabe nicht leicht. Wie ich für meine Skulptur-Studien Lessings antiquarische Schriften wieder hervorgesucht, mich in Winkelmanns Werken fleißig umgetan, und besonders an Anselm von Feuerbachs „Der vatikanische Apollo“ begeistert hatte, so holte ich mir jetzt von Vilmar und Gervinus Rat und war ein eifriger Hörer der Vorlesungen, welche Joh. Wilh. Loebell derzeit über „die Entwicklung der deutschen Poesie von Klopstocks erstem Auftreten bis zu Goethes Tode“ hielt, und die auch später mit einigen Erweiterungen im Druck erschienen sind. Aber schon damals, wie jetzt, deuchte mir die Kenntnis der Literatur, die man aus den sogenannten „Ge-

schichten" und sonstigen Darstellungen gewinnt, von einem untergeordneten Wert, ja völlig wertlos, wenn sie nicht Hand in Hand geht, geprüft und berichtigt wird durch die, welche man aus dem Studium der Schriftsteller selbst schöpft. Dieses Studium nun scheint mir so schwierig, so viel Zeit in Anspruch nehmend, daß ich, in Erwägung, wie gering, trotz aller von mir aufgewandten Mühen, der Umfang meines literarhistorischen Wissens ist, noch heutigen Tages nicht begreife, auf welche Weise nur diese bändereichen Geschichten ganzer Literaturen zustande kommen. Die würdigen Männer, die sie schaffen, von denen man doch nicht annehmen kann, daß sie einer den anderen ausschreiben, und ebensowenig, daß sie von Werken berichten und über Werke ein Urteil abgeben, die sie gar nicht gelesen haben, müssen mit Fähigkeiten ausgestattet sein, welche mir inkommensurabel sind. Ahnungsvoll schon damals daran verzweifelnd, es je zu einer derartigen Polyhistorie zu bringen, begnügte ich mich damit, nach Kräften in den Geist der wenigen Schriftsteller, die ich in meinen Bereich zog, einzudringen; mir darüber klar zu werden, wie ihre Einbildungskraft wirkte; ein so deutliches Bild von ihrer Art und Weise zu machen, daß ich sie womöglich an dem Gehalt und der Tendenz jeder ihrer Äußerungen, an der Form selbst, in welche sie diese Äußerungen prägten, erkennen möchte, wie man einen Menschen schon an dem Ton seiner Stimme erkennt. Ich hatte denn auch durch Aufmerksamkeit und Fleiß mein kritisches Unterscheidungsvermögen so weit geschärft, daß ich es auf eine Probe ankommen lassen durfte, zu der ich gelegentlich meine Freunde herausforderte, und die ich fast jedesmal bestand, nämlich: mir aus einem Dutzend von Schriftstellern in meiner Bücherei irgend einen beliebigen Prosasatz vorlesen zu lassen und unverzüglich zu wissen, wer ihn geschrieben. Warum sollte auch freilich der Schriftsteller, der Dichter seinen Berufsgenossen gegenüber nicht denselben Spürsinn bei sich ausbilden, wie der Maler, der Bildhauer, die vor einem ihnen unbekannten Werke, ja, der flüchtigsten Skizze sich nicht lange zu besinnen brauchen, um an der Pinsel- oder Bleistift-, der Meißel- oder Modellierholzführung alsbald den Meister, der sie geschaffen, zu erkennen? Ich spreche von den Fachleuten. Daß Literaturhistoriker und Kunstgelehrte, ohne sich, wie jene, tagtäglich im Handwerk selbst zu üben, aus der vergleichenden Betrachtung heraus ebenfalls jenen Scharf- und Spürsinn bei sich bis zu einem oft bewundernswerten Grade auszubilden vermögen, ist mir immer erstaunlich gewesen.

Selbstverständlich durfte ich es bei dem Studium der klassischen Sprachen und Literaturen und der Bekanntschaft mit der modernen deutschen Literatur nicht bewenden lassen. Aber ein Versuch, in die mittelhochdeutsche Sprache und Poesie einzudringen, fiel übel aus. Gewöhnt an die Anmut, Lebendigkeit, die durchsichtige Klarheit und das sichere Formgefühl der griechischen Phantasie, machten mir selbst die Nibelungen (in Simrocks Übertragung) einen Eindruck, der weit hinter den Erwartungen zurückblieb, die besonders durch Vilmars begeisterten Preis unseres großen Heldenliedes in mir erweckt waren. Die Gudrun nun gar fand ich bis auf Einzelheiten unschmackhaft und einfach langweilig. Das war ja nun ein ganz schülerhaftes Urteil. Aber zu jener innigen Liebe und Verehrung, die mich mit der Poesie und Kunst des klassischen Altertums verbinden, habe ich es unserer mittelhochdeutschen Dichtung gegenüber auch später nicht annähernd bringen können. Das Verhältnis würde sich kaum günstiger gestaltet haben, wäre ich in der Lage gewesen, mehr Zeit und Mühe auf das Studium derselben zu verwenden. Ich zweifle keinen Augenblick, daß diese meine Unfähigkeit, dem Mittelalter gerecht zu werden, die Folge einer gewissen Einseitigkeit meiner geistigen Organisation ist, die es mir schwer macht, in einen Stoff einzudringen, wenn die Phantasie entweder der Natur der Sache nach keine Hilfe leisten kann, oder, weil die Sache nicht in ihrer Richtung liegt, diese Hilfe nur widerwillig leistet. Man muß eben, wenn man bei sich auf solche Mängel stößt, wie drückend ihr Gefühl auch sein mag, sich bescheiden lernen und die Nachsicht, die man anderen gern gewährt, gegen sich selbst nicht ganz außer Augen setzen. Das braucht noch lange nicht zur Selbstverhätschelung zu führen. Ich meine nur, es würde mehr Glück in der Welt sein, wenn die Menschen weniger an den Schranken ihrer Natur herummäkelten, sondern das bittere Gefühl der wohlerkannten Mängel durch die Dankbarkeit für die Tugenden, die ihnen etwa innewohnen, ausgleichen lernten. Wenn jemand dafür halten sollte, daß diese Betrachtung wenig zeitgemäß sei, jedenfalls unserer Jugend der Mangel an Selbstgefühl sicher nicht zur Last gelegt werden könne, so mag er recht haben. Aber die Zeiten wandeln sich; es können solche kommen, die uns minder gefallen. Und da haben andere längst vor mir gefunden, daß diejenigen, welche sich im Glück vor dem Übermut nicht zu wahren wußten, die ersten waren, die im Unglück dem tiefsten Kleinmut verfielen.

Ich hatte mich durch die Erfolglosigkeit meiner Bemühungen, unserer ersten klassischen Literaturperiode das rechte Verständnis ab-

zugewinnen, nicht entmutigen lassen. Es war da noch ein anderes Gebiet, das mir näher lag, und das in den Bereich meiner Kenntnis zu ziehen, ich nicht erst seit jetzt für unumgänglich gehalten: das Gebiet der anderen modernen Kultursprachen und ihrer Literaturen. Bis zu diesem Augenblick hatte ich nach dieser Richtung so gut wie nichts getan. Ohne meine Schuld. Ich habe bereits erwähnt, daß dem Französischen auf unserem Gymnasium kaum ein kümmerlicher Pflichtteil der Pflege ausgeworfen war. Bis zur stümperhaften Lektüre von Bruchstücken der Dichter und Prosaisten in einem Sammelwerk — weiter kam es nicht. Das englische existierte für uns so wenig, wie das Griechische im frühen Mittelalter. Es ging eine dunkle Sage, daß der Ordinarius der Quinta vor grauen Jahren einmal einen Kursus in dieser Sprache angekündigt und sogar einige Teilnehmer gefunden haben solle. Wie es sich auch damit verhalten haben mag; die kühne Tat war ohne Nachfolge geblieben. Was das Italienische betrifft, so gehört es ja noch heute weder obligatorisch noch fakultativ zu den Gymnasial-Disziplinen.

Am liebsten hätte ich alle drei Sprachen auf einmal in Angriff genommen. Da das nun nicht wohl anging, entschied ich mich für die englische, die ich für die leichteste hielt, und mit der ich ohne Lehrer fertig zu werden hoffte, was, wenn es gelang, auch in Anbetracht meiner Kasse recht wünschenswert war. Aber bereits nach einigen Wochen überzeugte ich mich, daß, eine lebende Sprache wie eine tote behandeln wollen, nichts anderes heiße, als zu den alten eingestäubten Herbarien ein neues anlegen. Aus dieser Verlegenheit half mir einer jener glücklichen Zufälle, von denen ich nicht weiß, ob sie in dem Leben anderer Menschen eine ebenso große Rolle spielen, wie in dem meinigen, und die ich, wenn ich an gute Genien glauben könnte, als das Werk mir besonders wohlwollender ansehen müßte. Sollte es sich doch fügen, daß ich später den Unterhalt des Lebens jahrelang aus den Erträgen bestritt, die ich meiner Kenntnis der englischen Sprache verdankte!

In demselben Hause, in welchem ich meine bescheidene Wohnung hatte, waren zwei Engländer mir nachbarlich einlogiert: ein Knabe von etwa sechzehn Jahren mit seinem „Tutor", einem ebenfalls noch jungen Manne. Wir waren uns wiederholt begegnet, hatten uns gegrüßt, ohne uns näher zu kennen, bis mir der Tutor eines Tages einen Besuch machte, um mir in einem fürchterlichen Deutsch, dem ich mit einem nicht minder schauderhaften Englisch vergebens nachzuhelfen suchte, den Antrag zu machen: ich solle ihn und seinen

Zögling als Schüler im Deutschen annehmen. Man kann sich denken, daß ich mit Freuden auf den Vorschlag einging unter der Bedingung, die Vorteile, welche mir aus diesem Unterricht zweifellos für meine englischen Studien erwachsen würden, als Honorar betrachten zu dürfen. Das wurde bewilligt, und der Unterricht begann. Ich weiß nicht, ob es an der Mangelhaftigkeit meiner Methode oder des Sprachentalentes der Schüler lag, ich kam, wie sehr ich mich auch abmühte, mit ihnen nicht aus der Stelle, was mich manchmal in helle Verzweiflung brachte, sie aber nicht im mindesten beunruhigte. Im Gegenteil: sie machten tagein, tagaus dieselben tausendmal gerügten Fehler, ohne eine Miene zu verziehen, gerade so, wie sie am Abend nach getaner Arbeit ihre Instrumente: der Zögling eine Geige, der Tutor eine Flöte hervorholten, eine Stunde lang ohne Takt und Tempo die falschesten Töne kratzten und bliesen und die Jammerhölzer dann wieder in die Kasten taten, seelenvergnügt, als hätten sie die himmlischste Musik gemacht. Nach einem halben Jahre brach das seltsame Paar wieder nach der Heimat auf, unzweifelhaft in der festen Überzeugung, den Zweck, der sie nach Deutschland geführt: die gründliche Erlernung unserer Sprache vollständig erreicht zu haben.

Ich wünschte ihnen glückliche Reise. Was ich für mich aus dem Verkehr erhofft, war in Erfüllung gegangen; ich hatte im Englischen einen Grund gelegt, auf dem ich mit Sicherheit weiter bauen konnte. Nachdem ich, wie sich gebührt, mit dem „Vicar of Wakefield“ begonnen, durfte ich mich jetzt bereits an Dickens wagen. Um in einsamen Studien die gute Aussprache, die ich meinen Londoner Freunden abgelauscht, nicht wieder einzubüßen, suchte ich die Bekanntschaft anderer junger Engländer, an denen ja Bonn nimmer Mangel hat. Da war einer, der ein Lexikon in fünfundzwanzig Sprachen herausgeben wollte, von denen er, außer etwa seiner eigenen, nicht eine einzige ordentlich kannte; ein anderer, der sich ebenfalls für einen Philologen von Fach gab und dabei noch keine Zeile von Shakespeare gelesen hatte. Es gingen mir noch mehrere solcher seltsamen Käuze durch die Hände: alle in ihrer Art brave Leute, die mir in ihrer Schrullenhaftigkeit den Eindruck machten, als seien sie geraden Weges aus den Pickwickiern oder sonst einem Dickensschen Roman ins wirkliche Leben getreten, und so meine Kenntnis englischer Menschen zugleich mit meiner Kenntnis ihrer Sprache erweitern halfen. Es verstand sich von selbst, daß ich nun auch die Collegia des Großmeisters der Shakespeare-Philologie, Nic. Delius, besuchte. Der trockene Vortrag des schon damals tauben

Gelehrten zog mich nicht eben an; aber ich lernte doch den Dichter in seiner Sprache lesen, ja, lernte ihn überhaupt jetzt erst kennen. Es war mir bis dahin mit ihm ergangen, wie so vielen, die als Jünglinge an ihn herantreten und von seiner Größe viel mehr abgeschreckt als angezogen werden, bis sie hinreichend herangereift sind, um zu begreifen, daß hinter dieser Wunderwelt ein Mensch steht, der sie geschaffen. Denn das will der Jüngling doch vor allem: den Meister in seinen Werken lieben, und wer machte ihm diese Liebe so schwer, als gerade Shakespeare? Es gehört eben Manneskraft dazu, den Proteus zu fassen und zu halten. So gelang es mir auch jetzt noch keineswegs, in alle Stücke gleichmäßig einzudringen, ganz abgesehen von gewissen ketzerischen Zweifeln, die ich selbst bei meinen Lieblingsdramen: „Hamlet“ an der Spitze, nicht los werden konnte, und mit denen ich mich gequält habe, bis sie mir — viel später — Rümelins „Shakespeare-Studien“ schlichteten. Ich muß es wieder und immer wieder bedauern, daß dies aus dem tiefsten Verständnis des großen Briten und der gesamten Dichtkunst geschöpfte Buch verhältnismäßig so wenig bekannt ist. Es wiegt, so klein es ist, in meinen Augen sämtliche voluminöse Kommentare von Gervinus, Ulrici und den anderen auf.

Wie sehr ich mich auch in den obigen Abschnitten bemüht habe, den Überblick über meine Studien, welche ich dem Leser schuldig zu sein glaubte, möglichst zusammenzudrängen, ich darf ihn nicht weiter damit behelligen. Hätte ich ihn doch wohl ganz damit verschont, wäre ich in der Lage gewesen, ihn anstatt dessen von einer eigenen ersprießlichen dichterischen Tätigkeit zu unterhalten. Aber das Charakteristische für mich in jener Zeit ist gerade, daß ich mit vollem Bedacht poetische Regungen, wenn sie mir kamen, zurückdrängte in der klaren Erkenntnis meiner wissenschaftlichen Unreife, der unter allen Umständen, soweit es in meinen Kräften stand, erst einmal abgeholfen werden müsse. Bei dem heißen Drange, der mich nach dieser Seite erfüllte, war die Überhast unvermeidlich, mit der ich zu viel auf einmal in Angriff nahm und so in ein Irrlichterieren verfiel, das der Gründlichkeit meiner Studien nicht anders als schädlich sein konnte. Indessen, ich hatte doch den guten Willen, und der beste Beweis dafür ist eben die Strenge, mit der ich mich der eigenen Produktion enthielt. Selten, sehr selten, daß auch nur ein kleines Gedicht, ich möchte fast sagen, gegen meinen Willen, zustande kam; und so blieb ich auch dem lyrischen Kränzchen fern, welches

sich um Strodtmann gruppiert hatte. War mir doch mein Kränzchen von der Schule her noch in schaudervoller Erinnerung, die in fast burlesker Weise aufgefrischt wurde, als ich denn doch einmal ausnahmsweise einer Sitzung der überaus rührigen Gesellschaft beiwohnte. Es kam an dem Abend eine längere Reihe von Oden zur Vorlesung, die eines der Mitglieder in der Goetheschen Weise des „Prometheus", „An Schwager Kronos" usw. verfaßt hatte. Die Gedichte waren in der Tat nichts weniger als schlecht. Darüber waren alle einig. Nun aber fing das Elend an. So gut wie die Goetheschen Gedichte selbst konnten und durften doch diese nicht sein. Es mußte also zwischen jenen und ihnen ein Unterschied existieren, der sie, wüßte man nicht, daß der Betreffende sie verfaßt habe, und wären sie etwa ohne Namen des Autors aufgefunden, als nicht von Goethe herrührend kenntlich gemacht haben würde. Man versuchte bis tief in die Nacht hinein, diesem Unterschied einen bestimmten Ausdruck zu geben. Endlich mußte man sich unverrichteter Sache trennen.

Nur ein einziges Mal hatte ich einen novellistischen Versuch gewagt, der wunderlich genug, wenn auch keineswegs für mich erfreulich ausfiel.

Es war auf einer einsamen Fußwanderung gegen das Ende meines ersten Sommers in Bonn. Ich hatte das Siebengebirge durchstrichen, war dann nach Remagen übergesetzt und die Ahr hinaufgewandert bis Altenahr. Daß mir in solchen Stunden alles Mögliche einfiel, was mir hätte begegnen können und leider nicht begegnete, daran war ich nun freilich gewöhnt. Diesmal hatte es sich doch mit ganz besonderer Gewalt herzugedrängt: während ich noch auf den malerischen Felsen um Altenahr herumkletterte, war die Novelle fertig. Nach Hause zurückgekehrt, schrieb ich sie mit fliegender Feder in wenigen Tagen nieder. Nun kam der dem Erzähler unabweisbare Wunsch nach Mitteilung. Mein Bekanntenkreis war schon ziemlich groß — gehörte doch die ganze Frankonia dazu — aber ich bedurfte nur eines Zuhörers und wählte zu demselben Otto Weber, als den mir zunächststehenden, und der mir auch sonst für meinen Zweck der Geeignetste schien. Aber kaum hatte ich eine Viertelstunde gelesen, als mich der Freund an einzelnen Stellen mit Ausrufen, wie: So was begegnet unsereinem nun nie! — Nein, bist du aber ein Glückskerl! und ähnlichem unterbrach. Ich verstand erst gar nicht, was er meinte, bis sich herausstellte, daß er das Ganze für die Schilderung eines wirklich von mir erlebten Abenteuers hielt. Vergebens, daß ich ihn, fast mit Tränen in den

Augen, versicherte: es sei, mit Ausnahme etwa der eingestreuten Naturschilderungen, alles reine Erfindung. Er blieb dabei: ich wolle ihm das weiß machen, so etwas erfinde man nicht. Endlich gab er mehr aus Höflichkeit als Überzeugung nach und bat mich, weiter zu lesen. Ich aber hatte die Lust dazu verloren; entschuldigte mich, daß wir beide nicht mehr in der rechten Stimmung seien und versprach die Fortsetzung auf ein anderes Mal. Aber er war kaum zur Tür hinaus, als ich das Manuskript wütend in Fetzen riß. Jene Äußerungen, die einen modernen Realisten stolz gemacht haben würden, mir waren sie wie ein bitterer Hohn erschienen. Wie denn? Das hatte doch Poesie sein sollen! das hatte ich doch mit heißer Stirn mit einem Lächeln auf den Lippen hier, mit klopfendem Herzen da geschrieben! Es war eine Ich-Novelle freilich, deren Held ich selbst. Aber diese Einkleidung konnte doch nicht den Ausschlag geben, den poetischen Schimmer nicht auslöschen, war er überhaupt vorhanden gewesen. So war er eben nicht vorhanden, war es eben keine Poesie, die sich doch als solche von der gemeinen Erfahrung des Tages unterscheidet, unterscheiden muß; oder welche Berechtigung hätte sie sonst? doch nicht die einer zweiten Wirklichkeit hinter der ersten? die überflüssige Mühe, eine solche schaffen zu wollen, sollte man sich wahrlich ersparen, um so mehr, als, was da zustande kommt, den wahren Kenner der Wirklichkeit niemals befriedigen wird.

So war ich denn auf einem ganz anderen Wege zu demselben negativen Resultat gelangt, wie mit meinen früheren novellistischen Versuchen. Damals hatte ich, indem ich der Phantasie voll den Zügel schießen ließ, mich in ein Wolkenkuckucksheim verstiegen und aus ihm Gebilde genommen, die mit der Wirklichkeit nichts gemein hatten; jetzt, indem ich meine Phantasie in Schranken hielt, die Eindrücke der Natur um mich her und die Beobachtungen, welche ich an den Menschen gemacht, sorgfältig verwertete, war ich bis zur gemeinen Wirklichkeit herabgesunken. Wo lag das Richtige? In der Mitte zwischen diesen beiden Extremen? Würde ich es jemals finden, gestalten können? Daß ich es jetzt nicht vermochte, war mir gewiß. Aber es kamen schlimme Stunden, wo ich daran verzweifelte, es jemals zu vermögen; und das Dunkel aus diesen Stunden war es, das seine Schatten auch in die sonnigen Tage warf und mir jetzt in der Erinnerung diese ganze Bonner Zeit wie von einem trüben Schleier verdeckt zeigt.

Und gerade in dieser Zeit schwerster Verdüsterung, aus der ich mich, ratlos für mich selbst und von niemand sonst wohlberaten,

nicht zu lösen vermochte, mußte ich die Mutter verlieren an derselben tückischen Krankheit, der Cholera, der auch mein Vater in der ungesunden Stadt der Kellerwasser einige Jahre später zum Opfer fiel. Es war der härteste Schlag, der mich treffen konnte, und niemals hätte er mich härter treffen können, als gerade jetzt. Man weiß, wie innig ich meine Mutter geliebt hatte. Das ist nichts Besonderes: welcher nicht schlechte Sohn liebte seine gute Mutter nicht auf das innigste? Aber zwischen ihr und mir war das Band, das sich zwischen Sohn und Mutter schlingt, noch ganz besonders zart und fest gewesen. Mein Geistesleben, soweit es in meinem Bewußtsein lag, leitete ich ganz auf sie zurück. Ob sich das psychophysiologisch so verhielt und verhalten kann, ist gleichgültig. Für mich war es eine Überzeugung. Oft hatte ich mir gesagt, daß meine Mutter in denselben Bahnen wie ich gewandelt sein würde, hätte sie die Natur zu einem Manne gemacht, nur daß sie dann auch noch dieselbe geistreiche Leichtigkeit und heitere Sicherstelligkeit entwickelt hätte, mit der sie nun, als Frau, durch das Leben gegangen war. Da sie in den letzten Jahren kaum jemals eine Feder zur Hand nahm, hatte ich nur hin und wieder eine kurze Zeile von ihr gehabt. Ich meinerseits trug gerechte Scheu, sie, die den Frieden suchte, mit den Bekenntnissen meiner Unrast und Verworrenheit zu behelligen. So war der lebhafte Austausch der Gedanken und Empfindungen, der, solange ich zu Hause war, zwischen uns bestanden, auf ein Geringstes zurückgeführt worden. Dennoch hatte ich sicher sein dürfen, sie zu meiner Fürsprecherin zu haben, bei der Auseinandersetzung, die früher oder später zwischen mir und dem Vater über meine Lebensführung stattfinden mußte. Nun war auch dieser Trost dahin. Ich schämte mich, in meinem Schmerz daran nur zu denken und konnte mich, egoistisch, wie wir Menschen nun einmal sind, dessen doch nicht erwehren. So wuchs, wenn nicht mein Kummer, doch die Verstimmung meines Gemütes, das in dem beständigen Wechsel zwischen banger Verzagtheit und finsterem Trotz selten eine ruhige und kaum jemals eine glückliche Stunde fand.

Die letztere vielleicht noch am ehesten, wenn ich von der Arbeit ermüdet, an meinem Fenster sitzen und träumen durfte. Meine Wohnung war längst nicht mehr die erste, dem großen Kirchhof gegenüber, sondern in einem Hause der Straße, welche gerade auf das Koblenzer Tor zuführt. Das einzige Fenster ging nach hinten heraus auf Gärten, in welchen ein paar Villen lagen, zwischen denen und einem nach rechts sich heranschiebenden Flügel des Universitätsgebäudes, dem katholischen Konvikt, man gerade noch ein Stückchen

des Stromes und des jenseitigen Ufers sehen konnte. Es war eine klösterlich stille Wohnung. In den Villengärten sangen im Frühling die Nachtigallen gar herrlich. Das Liebste aber war mir ein einsamer Baum auf dem jenseitigen Ufer. Ein geheimnisvoller Baum. So oft ich auch drüben nach ihm suchte, ich konnte ihn nicht finden. Andere gleich hohe Bäume wuchsen da herum und ließen mich im Ungewissen, welches denn mein Baum sei, der, von meinem Fenster aus gesehen, dort stand, als gebe es nur ihn auf der Welt. Im Licht der Morgensonne, die hinter ihm aufging, grüßte er besonders freundlich zu mir herüber und des Abends hüllte er sich oft, von mir Abschied zu nehmen, in ein Purpurkleid. Bei trübem Wetter war er unwirsch und nahm keine Notiz von mir, oder verschwand gar völlig in den Nebeln, die über dem Strom wallten. Den ganzen Winter hindurch hoffte er mit mir auf den Frühling, und daß sich dann alles, alles wenden werde. Stundenlang konnte ich so angesichts des lieben Baumes träumen, mich mit ihm unterhalten, ihm meine Wünsche, meine Hoffnungen anvertrauen. Ich glaube fast, ich habe ihm meine sämtlichen Romane bereits damals erzählt.

Wenn Menschen, noch dazu junge Menschen, Bäume zu ihren Freunden machen, kann man wohl mit Sicherheit daraus den Schluß ziehen, daß sie an menschlicher Freundschaft gerade keinen Überfluß haben. Dennoch hatte ich einen Freund, der sogar einer der liebenswürdigsten Menschen war, die mir in meinem Leben je begegnet sind, und dem ich mit einer Neigung zugetan war, welche sich hinsichtlich der Innigkeit von wirklicher Liebe kaum unterschied. Nur daß meine Neigung nicht in demselben Maße erwidert wurde, und ich zuletzt, trotz aller Intimität unsers Verkehrs, trotz aller Zeichen und Beweise der Freundschaft, die wir untereinander ausgetauscht, zweifeln mußte, ob es jemals wirkliche Freundschaft gewesen war, was er für mich empfunden hatte.

Ich war mit Bernhard Schallehn auf einem weiteren Ausflug bekannt geworden, den ich mit fünf oder sechs anderen, von denen er einer war, in den Pfingsttagen achtzehnhundertneunundvierzig machte: den Rhein aufwärts bis Koblenz, dann zu Fuß die Mosel hinauf bis Trier, von dort ebenso bis Oberstein an der Nahe und die Nahe wieder hinab bis Bingen, um dann noch ein paar schöne Tage in St. Goarshausen zu verleben. Die übrigen Reisegefährten waren Frankonen, zu denen ja auch ich damals gehörte. Er war

erst in diesem Frühling nach Bonn gekommen, direkt vom Gymnasium, und bei den Frankonen, die mehrere Landsleute von ihm unter sich zählten, eingeführt, ohne damals oder auch später in die Verbindung zu treten. Der schlanke, kaum achtzehnjährige Jüngling mit dem geistvollen Gesicht, das seltsamerweise bereits mit einem dunklen seidenweichen Bart umrahmt war, der lebhaften Rede, die ihm leicht von den schönen Lippen quoll, der vornehm-anmutigen Haltung, die ihm so bequem war, wie ein vielgetragenes Kleid, hatte sofort meine Aufmerksamkeit erweckt. Ihm näher zu treten, wozu ich den lebhaftesten Wunsch verspürte, wollte sich während der ersten Wochen keine Gelegenheit finden. Sie wurde mir jetzt in der ausgiebigsten Weise. Gibt es doch kaum eine günstigere als die, welche eine Fußwanderung bietet, zumal in größerer Gesellschaft, wo man nicht Gefahr läuft, sich gegenseitig völlig auszugeben; die übrigen Gefährten, auch wenn zwei sich zueinander besonders hingezogen fühlen, immer wieder dazwischen fahren; das anmutige Spiel des gegenseitigen sich Suchens und Findens immer wieder von neuem beginnt. In diesem Falle war ich freilich der allein Suchende, aber mein neuer Bekannter, wenn er auch seine formvolle Zurückhaltung nicht völlig ablegte, wich mir zum wenigsten nicht aus. Ich wußte bald, daß er, das einzige Kind seiner Eltern, in behaglichen Verhältnissen und einem großen Familienkreise aufgewachsen sei. Die Frauen hatten bei seiner Erziehung und späteren Ausbildung eine hervorragende Rolle gespielt. Er räumte das letztere selbst ein. Wer Menschenkenntnis genug besaß, hätte es auch aus seiner ganzen Weise schließen müssen, die, ohne ins Weichliche oder gar Weibische zu verfallen, doch von einem Ebenmaß war, wie man es fast nur bei edlen Frauen findet. Nie entschlüpfte ihm ein häßliches Wort, nie ließ er sich, selbst im lebhaftesten Disput, zu einem schreienden Ton, einer heftigen Gebärde verleiten. Wie er an sich und in sich ein Häßliches nicht duldete, wich er ihm auch, wo es ihm begegnete, aus, ohne daraus viel Wesens zu machen, gerade wie man sich selbstverständlich auf der Straße den reinlichsten Weg sucht und dem Schmutz ausweicht. Alles in allem: eine schöne Seele — ein Begriff, den wir ja nur deshalb mit dem weiblichen Geschlecht zu verknüpfen gewohnt sind, weil uns die Verwirklichung in der Männerwelt so selten begegnet.

Für empfängliche Gemüter war dies sein Wesen so ausgeprägt, daß es keiner langen Zeit bedurfte, darüber klar zu werden. Es erkannt, seinen Vollwert empfunden und für mich: für meine innere Welt die Anschauung, Vorstellung und den Begriff einer so aus-

nahmsweisen Natur ein für alle mal erobert zu haben, war für mich der Hochgewinn der kleinen Reise.

Das wonnige Gefühl dieses Gewinnes, dessen ich mir bereits voll bewußt war, oder doch mit jedem Schritte, möchte ich sagen, den ich an der Seite des herrlichen geliebten Menschen zurücklegte, mehr bewußt wurde, ist es zweifellos, was mir diese Reise in der Erinnerung von einem Lichte umflossen sein läßt, das sie aus der Wirklichkeit in die Welt der Poesie entrückt. Wenn ich Eichendorff verstehe, ich glaube, ich danke es dieser Fahrt, während der mir das Herz ganz so selig trunken war, wie das eines regelrechten Eichendorff'schen Helden sein muß. Wirkt doch in einem jungen, nicht unedlen Gemüt die junge Freundschaft mit der Magie der neuen Liebe! Und während mein Herz in Entzücken jauchzte, war nicht alles um mich her, als hätte es ein romantischer Zauberer gedichtet? diese munteren Gesellen, die im Staub der heißen Landstraße erst recht frisch ihre Wanderlieder singen; diese weinlaubumrankten schattigen Dorflauben, in denen man, hat man das mittägliche Ziel erreicht, sich am kühlen Naß gütlich tut; diese wundersamen Städtchen, in denen man Rast für die Nacht sucht, mit ihren mittelalterlichen, zinnenbesetzten Toren, den engen Gäßchen, wo auf den Trittstufen der Haustüren die Mädchen singend sitzen, dem liliputanischen Marktplatz, in dessen Mitte der Brunnen verschlafen in der prächtigen Sommernacht rauscht; diese verfallenen Burgen im düsteren Talkessel, wie das wundersame Schloß Elz, oder andere auf lichter Felsenhöhe, von der man weit hineinschaut in Tal und Gebirge; dieser Sonnenschein, den man trinkt wie den goldenen Wein, der rings auf den Hügeln reift; dieser Gewitterregen selbst, der „auf die Blätter klatscht" und den Übermut der wandernden Gesellen nur erhöht!

Sie hätte bald für uns alle, wenn nicht einen schlimmen, so doch recht unbehaglichen Ausgang nehmen können, diese köstliche Fahrt.

Am linken Ufer der Nahe herabwandernd, waren wir, bereits in der Nähe von Kreuznach, bis dahin gelangt, wo drüben in einiger Entfernung von dem Flüßchen Franz von Sickingens Ebernburg liegt. Ein Besuch derselben hatte auf unserm Reiseprogramm gestanden. Schon am Morgen des Tages hatte man uns gesagt, das werde sich schwerlich ausführen lassen, weil die Burg von den Freischärlern besetzt sei, und die Preußen ihre Vorposten bis an das Ufer vorgeschoben hätten. Wir waren noch keinem Soldaten begegnet. Jetzt, als es schon auf den Mittag ging, stießen wir auf

einen, der am Ufer schilderte. Wir ließen uns mit dem Burschen in eine Unterhaltung ein, sagten ihm von unserer Absicht. Er gab uns gutmütig Bescheid und riet uns bis zu dem nächsten größeren Dorfe zu gehen, wo man, da es der Ebernburg näher lag, schon eher wissen werde, wie es dort stehe. Wir dankten ihm und wanderten weiter. Der Tag war entsetzlich heiß; das nächste Dorf, trotzdem wir es immer vor uns liegen sahen, wollte nicht kommen. Endlich hatten wir es doch erreicht und taten uns fürs erste einmal in der schattigen, niederen Stube des hart am Ufer gelegenen Wirtshauses wohl am kühlen Wein. Der Wirt, auf unser Befragen, erklärte unser Unternehmen als unausführbar. Das Ufer sei scharf bewacht, es werde keiner herübergelassen; er wundere sich, daß wir ohne weiteres den Posten im Nachbardorf hätten passieren können, da sonst jeder angehalten werde. Er sprach noch so, als plötzlich vor den offenen Fenstern auf der Dorfstraße Waffen klirrten, Soldaten sichtbar wurden und in der aufgerissenen Tür ein Unteroffizier stand, mit anderen Soldaten hinter sich, der nun, hereinstürmend, im barschesten Tone nach unseren Legitimationen fragte. Wir zeigten ihm unsere Studentenkarten, die glücklicherweise jeder bei sich führte. Der Kriegsmann hatte von Studentenkarten nie gehört. Er verlangte Pässe. Solche seien das mindeste, was man von Leuten fordern müsse, die sich so eifrig nach den feindlichen Stellungen erkundigt und ihren Wunsch, möglichst schnell hinüberzukommen, so deutlich an Tag gelegt hätten. Unser Einwand, daß, wenn wir wirklich Freischärler oder Zuzügler zu den Freischärlern, für die er uns hielt, wären, wir uns doch schwerlich an eine Schildwache um Auskunft gewandt haben würden, verfing bei ihm nichts. Er erklärte uns zu Gefangenen, bis der Offizier, der die größere Wache im nächsten Dorfe kommandiere, über uns entschieden haben würde. Damit verließ er das Zimmer, eine Aufforderung, sich zu uns zu setzen und sich mit einem Glase Wein zu erquicken, unwillig abweisend.

Wir waren also Gefangene hinter der verschlossenen Tür und den leider nun auch geschlossenen Fenstern, vor deren jedem ein Posten stand. Die Leute taten uns leid. Sie mußten den weiten Weg, da wir sie nicht hinter uns her bemerkt hatten, in vollem Trabe gerannt sein. Ihre rotglühenden Gesichter troffen von Schweiß. Aber noch mehr leid schienen wir den Dorfbewohnern zu tun, welche in hellen Haufen herbeigelaufen kamen, die jungen Leute zu sehen, die nun sämtlich „erschosse werde sollte“. So verging eine geraume Zeit, die unsern Humor denn doch auf eine ziemlich harte Probe

stellte. Endlich kam der erwartete Offizier, ein baumlanger Premierleutnant mit einem bärtigen, von der Sonne rotbraungebrannten, bärbeißigen Gesicht. Auch er schien nicht abgeneigt, die Sache von der ernsten Seite zu nehmen. Indessen hatte er doch von Studentenkarten gehört, und überdies war die Sachlage so durchsichtig, daß sie wohl nur einem braven Unteroffizier dunkel bleiben konnte. Wir durften unsern Weg fortsetzen. Der Offizier hatte sogar die Liebenswürdigkeit, uns einen Geleitschein mitzugeben, der uns auf den folgenden Vorposten, deren wir noch einige zu passieren hatten, vor unteroffizierlichen Mißgriffen schützen sollte.

Seit dieser kleinen Reise galt die Freundschaft zwischen Bernhard und mir in unserem Kreise als eine ausgemachte Tatsache, die vielfach ausgelegt wurde und nicht selten den Spott der anderen herausforderte oder doch herauszufordern schien. Denn, was sonst nur unter eigentlichen Liebesleuten vorzukommen pflegt: daß sie miteinander schmollen aus Gründen, die für andere unerfindlich sind, man müßte denn die Lust der Versöhnung, nachdem man sich ausgeschmollt, als einen Grund gelten lassen — wir gaben in der Tat wiederholt das wunderliche Schauspiel, wenn es auch freilich immer nur von mir hervorgerufen war. Denn, umgekehrt wie in meiner ersten Freundschaft, war in dieser zweiten ich es, der weitaus am meisten liebte. So sollte denn die Kälte, durch die ich oft den guten Adalbert gekränkt hatte, an mir gerächt werden. Und doch war dieser, verglichen mit dem neuen Freunde, wenn man den Wert des Menschen nur auf seine geistige Begabung hin taxiert, der entschieden bedeutendere. Von Genialität — auch nur von der sprungweisen Adalberts — war bei Bernhard keine Spur. Ich möchte fast sagen: nicht einmal von einem vorragenden Talent, es wäre denn etwa für die Musik gewesen, die er mit Eifer pflegte und einem Erfolg, der sich meiner Beurteilung entzog. Sonst in der Gestaltung seines Geistes dasselbe schöne Gleichmaß, daß das Gepräge seines Betragens war: heller Verstand, der schnell und sicher faßte; Phantasie genug, um an dem Schönen innige Freude haben zu können, ohne das Vermögen, es zu schaffen. Auch kannte er merkwürdig genau die Tragweite seiner Fähigkeiten und war sich besonders über den letzteren Punkt völlig klar. Jede Zumutung, sich dichterisch zu versuchen, wies er mit Entschiedenheit zurück. Es genügte ihm, die Kunst lieben zu dürfen, seinen Kunstgeschmack, sein Kunstverständnis zu verfeinern, zu vertiefen, einem eifrigen, sinnigen Theaterbesucher vergleichbar, den es keineswegs danach gelüstet, selber Komödie zu spielen. Das mochten andere tun, denen es in

der Gas- und Staubatmosphäre da oben behaglich ist; die ohne seelenerschütternde Aufregungen nicht leben können; es sich gefallen lassen, die paar glänzenden Stunden mit so vielen dunkeln zu bezahlen. Nun stand ich ja längst noch nicht auf der Bühne — will sagen: hatte es noch weit bis dahin, als Autor hervorzutreten; stellte wohl gar in Abrede, es jemals zu wollen. Er aber wußte, daß das eine Selbsttäuschung oder bewußte Unwahrheit sei; ich früher oder später den Schritt wagen würde; alle meine Studien darauf richtete, ihn mit Ehren wagen zu können; eher vom Leben selbst lassen würde, als es so führen, wie es ihm für seine Person einzig wünschenswert erschien. Dessen hatte er denn auch kein Hehl. Sie irren sich, sagte er: ich bin nicht der Gefährte, den Sie brauchen. Der Freund, von dem Sie mir erzählt haben, möchte es sein. Von ihm, der selbst ein Dichter, können Sie lernen, wie man es machen, oder auch: wie man es nicht machen muß. Von mir können Sie gar nichts lernen. — Wenn Sie nicht von mir; erwiderte ich dann wohl. — Sie irren sich abermals, war seine Antwort. In dem Verkehr mit Ihnen lerne ich mit jedem Tage besser die Grenze erkennen und berücksichtigen, die mir in meinem Streben und Leben ein für allemal gezogen ist. — Und von der Sie überzeugt sind, daß auch ich für mein Teil sie berücksichtigen sollte. — Ich sage nicht ja und nicht nein. Ich weiß, daß Sie mich lieb haben und viel auf mein Urteil geben. Ich mag mein Gewissen nicht damit belasten. Ihnen ein Sporn gewesen zu sein auf einer Bahn, die zu durchmessen, Ihnen schließlich doch der Atem ausgehen würde, oder Sie in einem Lauf, zu dem Sie die Kraft besitzen, durch meine Abmahnung auch nur um einen Schritt zurückgehalten zu haben.

Die skeptische Kühle, mit der er so meinem heißen Drange begegnete, hätte mich zurückschrecken können. Sie tat es nicht. Im Gegenteil. Ich fühlte mich nur immer inniger zu einem Menschen hingezogen, dessen schöne Seele vor mir lag wie ein Teich, von dessen stiller Fläche Gras und Busch und Baum am Uferrande und der hohe Himmel droben mit seinen weißen Wölkchen wie von einem blankgeschliffenen Spiegel reflektiert werden. Aber freilich indem nun dieser Spiegel, so oft ich in ihn schaute, mir unweigerlich, wie er nicht anders konnte, mein von der inneren Unrast entstelltes Gesicht zeigte, trug auch er sein Teil bei zu der Verdüsterung meines Gemütes. Diese meine zweite Freundschaft beglückte mich, wenn auch aus ganz anderen Gründen, so wenig wie die erste. Den Freund, auf dessen „elendtragenden Arm“ sich nicht zu lehnen, der

junge Goethe seinem Behrisch nur deshalb rät, weil, ihn zu missen, allzu schmerzlich ist — ihn sollte ich erst Jahre später finden; und mein Gebet ist, daß, so lange ich lebe, ich ihn nimmer missen möge.

Ich war jetzt volle zwei und ein halbes Jahr in Bonn gewesen; das Semester in Berlin mitgerechnet, war mein akademisches Triennium zu Ende. Mir war es recht. Was sollte ich länger auf dieser oder einer anderen Universität? Noch dies oder jenes Kolleg hören? Es verlohnte sich nicht der Mühe. Ich hatte gelernt, zu studieren und das vielleicht besser als mancher, der die streng vorgeschriebene Studienbahn unentwegt durchlaufen war. Ich hatte auch manche zuverlässige Kenntnisse eingesammelt, die ich zu vermehren trachten würde. Damit war vorderhand mein Programm abgeschlossen.

Man kann sich denken, daß es meinem Vater nicht genügte. Und welchem Vater hätte es genügen sollen? Er drang, er bestand darauf: ich müsse das über der Juristerei verlorene Jahr nachholen, mithin noch ein viertes Jahr auf der Universität bleiben. Dies vierte Jahr solle und könne mir nicht angerechnet werden, da das Familienstipendium, welches ich während des Trienniums bezogen, die Kosten eines Jahres vollständig gedeckt habe und dies Geld mein durch das Abiturientenexamen wohlerworbenes Eigentum sei. Ich bat um die Erlaubnis, während dieses vierten Jahres dann wenigstens meinen Militärdienst, der noch ausstand, ableisten zu dürfen. Auch davon wollte der Vater nichts wissen: während des Dienstes sehe es mit dem Studieren übel aus, und er müsse sich sehr irren, oder es fehle mir doch wohl noch so manches, um ein Examen mit Ehren bestehen zu können.

Nun durfte ich mit dem Bekenntnis, vor dem ich mich so lange gesträubt, nicht mehr zurückhalten. Ich schrieb zurück: daß es nicht in meiner Absicht liege, die Gymnasiallehrer- oder Universitätsdozenten-Karriere einzuschlagen, und zu dem einen oder anderen Zwecke mich diesem oder jenem Examen zu unterwerfen. Daß ich meine Studien nun schon seit zwei Jahren gar nicht auf ein solches Ziel gerichtet habe. Daß ich kein Gelehrter werden könne, weil es schlechterdings gegen meine Natur sei. Daß ich entschlossen sei, dem Beruf zu folgen, welchen ich mir von der Natur vorgezeichnet glaube: der Schriftstellerei. Daß ich endlich in dem Umstande, daß dieser Beruf in den Augen vieler, und wohl auch in den seinen, nicht als

ein anerkannter gelte, keinen Grund sehe, mich ihm nicht zu widmen, wie andere sich der Musik, der Malerei, der Bildhauerkunst usw. widmeten.

Es war für mich eine bänglich lange Pause, bis die Antwort kam. Der Vater schrieb: er habe, als ich damals zur Universität ging und von heute auf morgen meine ursprüngliche Absicht, Medizin zu studieren, in den Entschluß, Jurist zu werden, umwandelte, keinen Einspruch erhoben; er habe mich, als ich dann wieder nach einem Jahre die Juristerei mit der Philologie vertauschte, mich gewähren lassen, wie unerfreulich ihm diese neue Änderung gewesen sei. Denn von der Philologie habe er zwar auch nur eine dunkle Vorstellung; was ich aber jetzt wolle und beabsichtige, verstehe er ganz und gar nicht. Vielmehr, es sei ihm unbegreiflich, wie jemand, der kein Vermögen hinter sich habe, seine Zeit mit Dingen vergeuden könne, die im besten Falle brotlose Künste seien. Ob ich denn gar nicht an meine Zukunft denke? Ob mir denn nicht vor einer Zukunft schaudere, die er in dem dunkelsten Lichte sehe, jeder verständige Mensch so sehen müsse? Stehe es nicht in seiner Macht, mich vor einer solchen Zukunft zu bewahren, so wolle er doch, was an ihm sei, getan haben, mir eine andere erfreulichere und wünschenswertere offen zu halten. Dazu gehöre, daß mir wenigstens die Möglichkeit bleibe, einzulenken, umzukehren, wieder gut zu machen, was ich seither schlecht gemacht. Wenn mir also seine väterliche Autorität noch etwas gelte, müsse ich seinen Willen erfüllen. Im übrigen stelle er mir frei, in Bonn zu bleiben, oder, wenn das, wie es scheine, nicht mein Wunsch sei, eine andere Universität zu beziehen.

Das stand in den Zeilen. Zwischen den Zeilen war, für mich deutlich genug, die Sorge, die Angst, der Schmerz eines Vaterherzens zu lesen, das einen Sohn verloren geben soll, auf den es große Hoffnungen gesetzt hat, und sich noch an die letzte Möglichkeit klammert, ihn vielleicht doch noch zu retten.

Was sollte ich tun? Was der Vater von mir erwartete? Noch konnte es sein. Noch konnte ich unschwer nachholen, was ich versäumt, mir jenes Quantum eigentlich philologischen Wissens aneignen, das in dem Examen gefordert wird. Ich hatte noch ein volles Jahr vor mir. Ich brauchte mich nur zu konzentrieren, in einer bestimmten Richtung so weiter fleißig zu sein, und es war geschehen. Und dann? Dann lebt wohl, ihr Träume von einer Zukunft, wo die kleine Welt, von der mir so oft eine gute Stunde sagte, daß ich sie brütend in meinem Gehirne halte, künstlerische Wirklichkeit werden mußte — trotz alledem. Es war unmöglich, von dieser Hoffnung

zu scheiden. Und den guten Vater so tief zu betrüben durch eine offene Weigerung, auf seine innigen Wünsche einzugehen, war nicht minder unmöglich. Trübste Stunden des Zweifels, der Ratlosigkeit, der Selbstanklagen! Wohl euch anderen, die ihr die gebahnten Wege des Lebens geht! die Schrecken nicht kennt, welche auf den lauern, dessen Pfad sich abseits in die Wildnis schlägt, hinter der vielleicht das erhoffte Eldorado liegt, vielleicht aber auch nichts seiner harrt als Elend und Schande!

Indes der väterliche Brief mußte beantwortet werden. Wer je, ein junger Mensch, in meiner, oder einer der meinigen ähnlichen Lage war, wird begreifen, daß meine Antwort nicht streng aufrichtig ausfiel; ich kein ehrliches Ja und ebensowenig ein ehrliches Nein sagte; mich darauf berief, daß ich nach zwei Studienjahren eine so weitschichtige Wissenschaft, wie die Philologie, nicht vollständig übersehen könne, und, wenn auch die Wahrscheinlichkeit, in ihr meine Befriedigung zu finden, nicht eben groß, so doch die Möglichkeit nicht völlig ausgeschlossen sei. Ein kläglicher Brief, dessen ich mich aus Seelengrunde schämte, als ich ihn abgesandt, und mit dem mir doch ein schwerer Stein vom Herzen gefallen war. Wenn man einundzwanzig Jahr ist, glaubt man mit jedem für den Augenblick aus dem Wege geräumten Hindernis freie Bahn für eine lange Zukunft, vielleicht für immer gewonnen zu haben.

Mit der Unlust, länger in Bonn zu bleiben, die der Vater aus meinem Brief herausgelesen, hatte es seine Richtigkeit. Der Ort war mir nie lieb gewesen; er war mir mittlerweile vollends widerwärtig geworden. Von den jungen Leuten, mit denen ich vor zwei und einem halben Jahre auf der Frankonenkneipe Bekanntschaft gemacht, hatten die meisten längst sich nach anderen Universitäten gewandt; nicht wenige auch inzwischen ihre Studien beendet. So Johannes Overbeck, der bereits als Privatdozent aufgetreten war; so Otto Weber, der eben die letzte Station des Staatsexamens glänzend absolvierte. Sie waren freilich beide wieder oder noch in Bonn; aber der frühere harmlose Verkehr wollte sich nicht aufrecht erhalten oder erneuern. Wesentlich freilich durch meine Schuld. Besonders Overbeck nahm sich meiner mit liebevoller Güte an; zog mich in das archäologische Kränzchen, das er wöchentlich einmal um sich versammelte, und war nicht verletzt, aber betrübt, als ich es so lässig besuchte, wie das Privatissimum, das er über die griechischen Heroenbilder in einem Nebensaale der Universitätsbibliothek las. Otto Weber freilich dachte längst nicht mehr an das „Kosmos-Kränzchen“, das uns vor zwei Jahren soviel köstliche Stunden ge-

währt hatte, wenn er und Julius Schmidt uns Laien die Mysterien von Humboldts großem Werke auslegten.

Indem ich Julius Schmidt nenne, bemerke ich, daß ich einen der merkwürdigsten Charakterfiguren meines Bonner Bekanntenkreises jetzt, da es zum Schluß geht, zum ersten Male Erwähnung tue. Ich habe ja so manche interessante Begegnung nur im Vorübergehen streifen, manche ganz außer acht lassen müssen. Julius Schmidt darf in meiner kleinen Gallerie nicht fehlen.

Er stammte von armen Bauerleuten in Holstein. Fast ohne Unterricht aufgewachsen, hatte ihn, die Künste des Lesens und Schreibens zu erlernen, eine Welt von Mühe gekostet. Wozu brauchte der Gänsejunge, der dann zum Schaf- und Kuhjungen aufrückte, auch lesen und schreiben zu können? Aber der Mond und die Sterne hatten es dem Jungen angetan. Er beobachtete ihren Stand, ihr Kommen und Gehen und wußte so merkwürdige Dinge von ihnen zu berichten, daß sich endlich ein mildtätiger Geistlicher des kleinen Astronomen annahm und ihn weiter unterrichten ließ. Notdürftig freilich nur: in eine ordentliche Schule, auf ein Gymnasium gar war er nie gekommen. Das dürfte in Amerika seiner späteren Laufbahn nicht geschadet haben; in Deutschland wurde es ihm ein unübersteigliches Hindernis. Er mußte sich die Wissenschaft, für die er geboren war, unter tausend Schwierigkeiten erkämpfen auf kleinen Privat-Observatorien, so auf einem, das sich ein reicher Geistlicher, ich glaube, in Düsseldorf, errichtet hatte. Da war er ein paar Jahre; aber er konnte hier nichts mehr lernen; er mußte weiter. „Wo wollen Sie nun bleiben?“ fragte der alte Herr, der ihn gern länger behalten hätte. — „Wo der Astronom hingehört: unter dem Himmel,“ war Schmidts Antwort. — Wie er dann an die Bonner Sternwarte gekommen ist, weiß ich nicht. Ich fand ihn dort als „Kustos“. Er war Argelanders rechte Hand; hatte inzwischen die wertvollsten Mondbeobachtungen gemacht; wurde in den Zeitschriften seiner Wissenschaft mit Ehren genannt; aber bei dem einfachen Kustos mußte es sein Bewenden haben: Leuten, die das Abiturientenexamen nicht gemacht, öffnet sich die Dozentenkarriere nicht. Alexander von Humboldt, für dessen astronomische Kapitel im Kosmos er die schätzenswertesten Beiträge geliefert, und der ihn persönlich sehr wohl kannte, hatte ihm fest versprochen, seinen ganzen Einfluß daranzusetzen, die Schwierigkeiten, welche ihm in seiner Laufbahn entgegenstanden, aus dem Wege zu räumen. Schmidt rechnete fest darauf. Eines Tages machte er in dieser Angelegenheit dem großen Manne in Berlin einen Besuch. Der Be-

such zog sich in die Länge, da der große Mann ihn durchaus nicht fortlassen wollte, immer von neuem etwas zu fragen, zu sagen hatte. Endlich, als ein neuer Besucher angemeldet wurde, empfahl sich Schmidt und hörte durch die nicht ganz geschlossene Tür deutlich, wie der große Mann diesen mit den Worten empfing: Gott sei Dank, daß sie mich von dem langweiligen Schwätzer erlöst haben!

Als ich Schmidt kennen lernte, hatte er wohl kaum die Mitte der Zwanziger überschritten; man hätte ihm aber ebensowohl dreißig und noch mehr geben können. Von kleiner Statur, in jeder Bewegung von putziger Gemessenheit, meistens in einen schwarzen Radmantel gehüllt, dessen einen Zipfel er über die rechte Schulter zu schlagen pflegte, glich er mit dem großen Schädel, von dem ein dünnes, mißfarbenes Haar herabhing, dem altklugen Gesicht, das ein seltsamer dünner Spitzbart nicht verschönte und der tiefen Falte, die von der Nasenwurzel in die Stirn hinaufstieg, völlig dem Bilde, welches man sich von einem mittelalterlichen Astrologen zu machen geneigt ist. Wunderlich, wie seine äußere Erscheinung, war auch seine Redeweise, die er mit Vorliebe in Wendungen kleidete, welche er sich aus den Übersetzungen des Homer, der Tragiker und besonders des Aristophanes, den er fast auswendig kannte, zusammengelesen. Er selbst machte vortreffliche Hexameter meistens humoristischen Inhalts, wie er denn auch ein sinnvoller Karikaturenzeichner war. Dabei glaubte er inniglich an die Möglichkeit des Verkehrs zwischen auserwählten Menschen und einer Geisterwelt. Wie sollte er auch nicht, da er selbst zu diesen Auserwählten gehörte und von seinen Erlebnissen aus der vierten Dimension mit der größten Ruhe Dinge zu berichten wußte, die uns anderen das Haar sträuben machten? Dann wieder konnte er aus seinem Leben, besonders seiner armseligen Jugend, so köstliche Geschichten mit so liebenswürdiger Schalkhaftigkeit erzählen, daß wir stundenlang, wie gebannt, lauschend saßen, und ich aufs innigste bedauere, von den Perlen, die er so verschwenderisch ausstreute, nicht wenigstens ein paar gesammelt zu haben.

Julius Schmidt ist vor einigen Jahren als Direktor der Sternwarte zu Athen gestorben. Daß Deutschland sich einen solchen Mann entgehen lassen konnte, ist für uns nicht rühmlich. Er ist wohl, immer gefaßten Herzens, so auch in die Fremde gezogen. „Unter dem Himmel, wo die Astronomen hingehören", war er ja dort, wie hier. Und ich sollte mich sehr wundern, oder er ist in den Ruinen der Akropolis ein und das andere Mal dem Schemen

seines geliebten Aristophanes begegnet und hat mit ihm geisterhafte Zwiesprach gehalten.

Es drängt mich, meine Bonner Akten zu schließen, aber ich weiß, der Leser wird es in der Ordnung finden, daß ich ihm ein letztes Blatt nicht unterschlage. Steht doch auf demselben kein geringeres Bild als das des damaligen Prinzen Friedrich Wilhelm, unsers nachmaligen Kaisers Friedrich. Nebenher und außer allem Zusammenhang mit meinem sonstigen Leben und Treiben jener Zeit, wie meine Bewegung mit dem Prinzen ist, konnte ich sie, ohne den Zusammenhang zu zerreißen, nicht wohl an die chronologisch richtige Stelle bringen. So möge sie denn hier am Schluß ihren Platz finden.

Es war im Herbst neunundvierzig. Deutschland war aus der republikanischen-anarchischen Bewegung „gerettet". Ruhig floß der Rhein. Seine quecksilbrigen Anwohner sorgten sich nicht mehr um die Republik, sondern um ihre Weinernte. In Köln gab es keinen „roten" Becker und keinen Freiligrath mehr; in Bonn keinen Schurz und keinen Kinkel. Da hatte man denn auch den Prinzen getrost zur hohen Schule in die Rheinstadt ziehen lassen können, wo ihm mit seiner Begleitung, zu der auch Professor Curtius gehörte, eine Partie des Universitätsgebäudes (bekanntlich eines ehemaligen kurfürstlichen Palastes) eingeräumt war.

Einige Wochen nach seiner Ankunft saß ich eines Abends in meinem Zimmer, mit einem Kommilitonen eifrig die Niederschriften vergleichend, die wir in Ritschl's Kolleg über „Griechische Metrik" gemacht hatten. Da wurde plötzlich von der buckligen Wirtin ein Mann in grauem Mantel eingeführt, der sich als ein prinzlicher Diener zu erkennen gab und mir von seiten des Professors Curtius die Aufforderung brachte, mich morgen vormittag elf Uhr zu diesem verfügen zu wollen, der den Auftrag habe, mich seiner königlichen Hoheit vorzustellen. Der Herr Professor lasse um pünktliche Innehaltung der bezeichneten Stunde noch besonders bitten. Damit entfernte sich der Mann, den Kommilitonen und mich vor einem Rätsel zurücklassend, das schwieriger zu lösen schien, als die metrischen Geheimnisse des Amphimakros und Amphibrachys. Wie um alles in der Welt kam ich obskures Studentlein zu der Ehre? Wäre ich noch ein Mitglied der schwarzweißen „Borussia" gewesen! Es war unerfindlich.

Und doch lag die Erklärung recht nahe. Ich hatte während meines Berliner Semesters in dem Hause einer alten Dame ver-

kehrt, an die mich mein Vater, dessen Jugendfreundin sie war, empfohlen. Die alte Dame, eine Frau Rösner, hatte in der Kinderstube des Prinzen irgend eine Rolle gespielt. Eine hohe kann es nicht gewesen sein, da sie nicht von Adel war; eine niedere ebensowenig. Dazu lebte die Dame in zu günstigen Verhältnissen, und ihre Wirksamkeit mußte doch wohl noch in die Knabenjahre des Prinzen übergegriffen haben, oder der Jüngling hätte sich schwerlich „seiner guten, lieben Rösner“ bei ihren Geburtstagen und sonstigen Gelegenheiten in Form freundlicher Zuschriften und allerhand liebenswürdiger Aufmerksamkeiten stets erinnert. Mich hatte, offen gestanden, ihre höfische Beziehung, auf welche die alte Dame selbstverständlich den höchsten Wert legte, wenig interessiert. Da auch sonst bei ihren kleinen Abendgesellschaften und ihren Diners en petit comité die ausgesprochenste ehrbare Langeweile herrschte, war ich schließlich nur noch selten in ihr Haus gekommen und hatte sie inzwischen völlig vergessen, wie das meine leidige Gewohnheit mit Personen ist, die meine Teilnahme so oder so zu erregen nicht imstande gewesen sind. Kein Wunder also, daß ich auch jetzt von der griechischen Metrik einen Übergang zu der guten prosaischen alten Dame nicht fand.

Es war deshalb geboten, den Herrn Professor, als ich am nächsten Vormittage Schlag elf Uhr in sein Zimmer trat, zu versichern, daß ich keine Ahnung habe, wie Seiner Königlichen Hoheit der Wunsch gekommen sein möchte, mich vor sich zu sehen. Mit jenem in ungemessene Fernen schweifenden Blick, der unserm großen Gelehrten so prächtig zu dem geistreichen Gesicht stand, über mich hinstreifend, erwiderte er mir, daß er sich in der gleichen Lage befinde. Ich erlaubte mir, die Pause, die in dem kaum begonnenen Gespräch eingetreten war, unterbrechend, zu bemerken, daß es dann wohl das Geratenste sei, aus dem Munde Seiner Königlichen Hoheit selbst des Problemes Aufschluß zu erfahren. Der nachdenkliche Mann konnte sich der Anerkennung des Zweckentsprechenden dieses Vorschlages nicht verschließen; verließ mit mir das Zimmer und führte schweigend den Schweigenden die steinerne, teppichbelegte Treppe hinauf über Korridore bis an die Thür eines Gemaches, aus dem auf sein Klopfen ein freundliches Herein erschallte. Wir traten ein.

Ein hoher, nichts weniger als reich ausgestatteter Raum mit zwei Fenstern, durch die ein klarstes Vormittagslicht fiel, und an deren einem der Prinz stand, über ein einfachstes Stehpult gebeugt, von dem er sich bei unserm Eintritt aufrichtete, seinem Mentor

freundlich zunickend und mir nicht minder freundlich die Hand reichend. „Er freue sich, dem Sohne eines Jugendfreundes seiner lieben, alten, guten Rösner" —. Der Zusammenhang war also genau der selbstverständliche, den ich oben angedeutet und auf den ich trotzdem nicht verfallen war. Die alte Dame hatte bei seinem Fortgange von Berlin dem Prinzen den Wunsch geäußert, mir gelegentlich eine Audienz zu verstatten; er hatte zugesagt; und daß man sich auf sein gegebenes Wort auch in den gleichgültigsten Dingen verlassen durfte, dafür war meine Anwesenheit in seinem Zimmer der Beweis. Selbstverständlich, da er von seiner „lieben, alten, guten Rösner" in so warmen Worten sprach, beeilte auch ich mich, an der Dame ein Interesse an Tag zu legen, das ich nie empfunden. Nun erkundigte er sich nach meinen Verhältnissen, kam auf Pommern, besonders auf Rügen zu sprechen, von dem ich eine begeisterte Schilderung entwarf, in der er mich gelegentlich mit den Worten: „Ja, ja, das hat mein Onkel, der König, auch gesagt," unterbrach. Dann aber hatte er selbst die Rede ergriffen, die er auch bis zum Schluß der Audienz kaum wieder fallen ließ, so daß ich Muße genug fand, ihn genau zu beobachten und mir sein Bild einzuprägen.

Es gleicht dem, welches der spätere Kronprinz, der Sieger von Wörth, „unser Fritz" bot, und wie es unsrer aller Erinnerung unverlöschlich eingeprägt ist, so wenig, daß ich selbst immer Mühe gehabt habe, es mir, als ein doch wirklich einmal vorhanden gewesenes zu vergegenwärtigen. Freilich muß man bedenken, daß der Prinz eben erst sein achtzehntes Jahr vollendet hatte, und gerade die gewaltigsten Bäume die meiste Zeit brauchen, sich zu ihrer ganzen Schönheit zu entwickeln. So war denn der nachmals so schöne, so gewaltige Mann zur Zeit weder das eine noch das andere. Das selbstverständlich bartlose, bleiche Gesicht zeigte eher unregelmäßige Züge, die einen keineswegs unerfreulichen Zusammenhang, aber auch kein Ganzes bildeten, das den Betrachter hätte fesseln können. Selbst die großen blauen Augen schienen mir — an jenem Morgen — wenig belebt, trotzdem sie gut und treuherzig genug blickten, wie denn auch sonst diese treuherzige Güte über das ganze Gesicht gebreitet war und es dem Beschauer mit jeder Minute anmutiger erscheinen ließ. Auch die Heldengestalt, die auf uns alle später mit Fug mächtigen Eindruck gemacht hat, war kaum angedeutet in der Körperlänge, die allerdings etwas über das Durchschnittsmaß hinaus reichte. Aber die Gliedmaßen schienen mir nicht kräftig, die Schultern eher schmal als breit, die Brust eher eingesunken als gewölbt. Alles

in allem: ein Jüngling, dem wohl auch ein kundigster Physiologe die reckenhafte Mannheit nicht hätte verbürgen mögen.

Nach einer kleinen halben Stunde wurde ich freundlich, wie ich empfangen war, entlassen; der große Gelehrte geleitete wieder schweigend den Schweigenden die teppichbelegte steinerne Treppe hinab, und ich durfte meinen schwarzen Frack in den Schrank zurücktun, aus dem ich ihn während meines Bonner Aufenthaltes zu dieser für mich denkwürdigen Begegnung zum ersten und zum letzten Male genommen hatte.

Was ich nun erzählen will, gehört nicht eigentlich in den Rahmen, den ich mir für diese Mitteilungen vorläufig gespannt habe. Aber meine demnächstige Begegnung mit dem hohen Herrn bildet in meiner Erinnerung ein so genaues Gegenstück zu jener ersten, daß ich der einen ohne die andere kaum gedenken kann. Besteht doch auch zwischen beiden, wie sich zeigen wird, ein Kausalnexus soweit, daß diese zweite ohne jene erste freilich nicht unmöglich, aber auch nicht wahrscheinlich gewesen wäre.

Es war im Januar 1867. In Berlin hatten gegen das Ende des vergangenen Jahres Bevollmächtigte der einzelnen Regierungen getagt, um den von Preußen aufgestellten Verfassungsentwurf des „Norddeutschen Bundesstaates“ zu beraten. Die aus diesen Beratungen hervorgegangene Verfassungsurkunde sollte demnächst einem Reichstag vorgelegt werden, dessen Eröffnungstag — es war der 24. Februar, mein Geburtstag — bereits angekündigt war. Ich glaube nicht, daß ein Besuch des Kronprinzen mit seiner erlauchten Gemahlin am Koburgschen Hofe, der etwas früher — eben Ende Januar — stattfand, und zu dem auch die Prinzessin Alice von Hessen und ihr Gemahl ihre Gegenwart zugesagt haben, mit diesen politisch so wichtigen Ereignissen in einem direkten Zusammenhang stand. Jedenfalls tat dies die Einladung nicht, mit der ich zu der fürstlichen Zusammenkunft in Gotha beehrt wurde. Sie lautete einfach auf einen zweitägigen Besuch, bei dem auch eine Hofjagd in Aussicht genommen war. Ich hatte mich bei einem Besuch im Dezember des vorigen Jahres in Koburg dem Herzog auf einer Saujagd als ein nicht unerfahrener Schütze ausweisen dürfen; und so war ich dem gütigen Herrn dankbar, daß er mir eine Gelegenheit gab, auch auf der Hasenjagd, um die es sich diesmal handelte, meine Geschicklichkeit möglicherweise an Tag zu legen. Am Abend meiner Ankunft in Gotha hatte ich meinen erlauchten Wirt und seine hohen Gäste nicht mehr zu sehen bekommen. Auch am nächsten Morgen, wo bald nach dem Frühstück zur Jagd gefahren wurde,

mußte ich auf das Vergnügen verzichten, da die Abteilung, zu der ich und einige Koburger Herren — unter anderen der Minister von Seebach — gehörten, nach einer anderen Gegend des Terrains — nebenbei der Hügel um Langensalza — aufgestellt waren. Nach Beendigung der Jagd konnten die Herren meiner Abteilung sich nur noch eben vor ihnen in dem Augenblicke verbeugen, als der Wagen, den sie bestiegen hatten, sich bereits in Bewegung setzte. So fand denn die Vorstellung erst unmittelbar vor dem Diner in dem schönen Empfangssaale des Schlosses statt. Die Gesellschaft war wenig zahlreich; in der Tat niemand außer mir, einigen Herren und Damen vom Hofe, einer englischen Familie und Gustav Freytag, den ich bei dieser Gelegenheit zum ersten Male sah. Ich wäre der Begegnung mit dem letztgenannten gern überhoben gewesen. Vor mehreren Jahren hatte ich in Kolatscheks Wiener Monatsschrift „Stimmen der Zeit" einen längeren Aufsatz über die damals gerade erschienenen „Fabier" veröffentlicht, der allerdings für das Werk recht ungünstig lautete, und in welchem ich auch sonst kein Hehl daraus gemacht, daß meine Ansicht über den Verfasser im allgemeinen seiner schriftstellerischen Wirksamkeit mit der der Grenzboten sich nicht in allen Punkten deckte. So fiel mir denn ordentlich ein Stein vom Herzen, als Herr Freytag bei der Vorstellung durch sein sehr reserviertes Betragen deutlich zu erkennen gab, wie auf seiner Seite der Wunsch einer persönlichen Annäherung genau so gering war wie auf der meinen. Doch da wurde, Gott sei Dank, auch schon die Flügeltür aufgetan, und unter dem Vortritt des Oberhofmarschalls von Wangenheim betraten die Herrschaften den Saal. Es wird „Cercle" gemacht. Der Herzog stellt seine übrigen Gäste den Herrschaften vor. Als an mich die Reihe kommt, ruft der Kronprinz, mir die Hand entgegenstreckend: „Den brauchst Du mir nicht vorzustellen; er und ich, wir sind ja Kommilitonen von Bonn her." Einige Minuten später hatte er mich zu sich gewinkt und unterhielt sich mit mir, bis der Oberhofmarschall das Zeichen zum Beginn des Diner gab. Es mögen zehn Minuten gewesen sein, während ich so, mitten im Saal, abseits von der übrigen Gesellschaft, mit ihm sprechen durfte, obgleich mir in Anbetracht des vielen, das zur Sprache kam, die Zeit länger bedünken will. Aber was läßt sich in zehn Minuten nicht alles sagen, wenn man die Gabe des Schnellsprechens hat, die der Kronprinz in hohem Grade besaß, und von der mir auch ein ausreichendes Teil geworden ist! Die Unterredung begann mit einer abermaligen Erinnerung an jene unsre erste Begegnung in Bonn, die ihm zu meinem wahrhaften Erstaunen —

waren doch volle achtzehn Jahre seitdem vergangen! — bis auf die geringfügigste Einzelheit im Gedächtnis geblieben war. Dann kam die Frage nach meinem heutigen Jagdglück, von dem ich — ich fürchte, nicht ohne einiges Selbstgefühl — der Wahrheit gemäß berichten durfte, daß ich fünfundzwanzig Stück auf der Strecke gehabt. Der Kronprinz lachte und sagte: „Ich, glaube ich, nur drei oder vier. Ehrlich gestanden: dieser Massenmord macht mir keinen Spaß. Ich habe nach den ersten Minuten mein Gewehr abgegeben, mir einen Stock vom Zaun gebrochen und bin so neben den Herren hergewandert.“ — Dann kam meine schriftstellerische Tätigkeit aufs Tapet. Er hatte die „Problematischen Naturen“ gelesen und spottete in liebenswürdiger Weise darüber, daß „seine guten Rügenschen Freunde so schlecht in dem Buche wegkämen; auch, ‚seine Frau‘ habe das Buch mit Interesse gelesen. Er sei jetzt bei ‚In Reih' und Glied‘; aber vorläufig nur erst bis — er nannte die Seitenzahl — gediehen.“ — Ich muß hier einschalten, daß es eben dieser Roman gewesen war, der das Interesse des Herzogs für mich erweckt hatte. Es war mir kein Zweifel: die Empfehlung des Buches an den Kronprinzen war von ihm ausgegangen. Wer den Roman kennt, wird wissen, was das heißen will! Ich meine damit: von welchem vorurteilsfreien Standpunkt — wenigstens in jenen Tagen — die zeitgenössische Literatur in diesen hohen Kreisen angesehen und beurteilt wurde. — Nun war der Übergang zur Politik gebahnt. „Er habe von dem Herzog gehört, daß ich mit den Führern der liberalen Partei eng verbunden sei. Er werde jetzt mehr als früher mit diesen Herren sich beschäftigen müssen. Es interessiere ihn, von mir einiges über sie zu hören.“ Er nannte unter anderen: Virchow, Twesten, Lasker, Löwe-Calbe, Duncker. Ich entgegnete, daß ich auf eine enge Verbindung mit diesen Herren, wie er sie meine, schon um deswillen keinen Anspruch erheben könne, weil ich nicht fachmäßiger Politiker; meine Beziehung zu denselben also auch wesentlich freundschaftlicher Natur sei, wohlverstanden: zu einigen derselben, während ich mich mit anderen nur gesellschaftlich gelegentlich berühre. — „Gleichviel,“ sagte der Kronprinz, „so sagen Sie, was Sie wissen. Es interessiert mich alles. Fangen Sie mit Löwe-Calbe an!“ Nun konnte mir nichts gelegener sein, da ich von den Genannten gerade meinen lieben Freund und Hausarzt weitaus am besten kannte. So gab ich denn von ihm eine kurze und, ich durfte mir heimlich eingestehen, zutreffende Schilderung. Sie mußte auch dem Kronprinzen gefallen haben. Ich solle jetzt weiter von anderen berichten. Ich versuchte nach besten Kräften der schwierigen Auf-

gabe gerecht zu werden. Der Kronprinz hatte mich nur von Zeit zu Zeit durch klug gestellte Fragen eher angeeifert als unterbrochen, bis er eine Äußerung tat, aus der, wenn er auch das Wort selbst nicht nannte, doch klar hervorging, daß er jene Männer insgesamt, ihrer wahren Gesinnung nach, für Republikaner halte. Ich hatte vom ersten Momente der Unterredung dem so gütigen, so freundlichen Herrn gegenüber nicht eine Spur von Scheu empfunden. So scheute ich mich denn jetzt nicht, zu erwidern, daß diese seine Ansicht auf einem Irrtum beruhe. Daß, so viel ich wisse, — und ich glaubte, in diesem Punkte meiner Sache absolut sicher zu sein — jener Verdacht auch nicht auf einen einzigen der in Rede stehenden zutreffe. Daß sie ohne Ausnahme selbstverständlich freisinnige, aber durchaus loyale Männer seien, vielleicht nicht in dem Sinne einer ausgesprochenen persönlichen Anhänglichkeit an das Königshaus, — die ja auch wohl immer zu ihrem Gedeihen einer besonderen Pflege und besonderer treibender Umstände und günstiger Verhältnisse bedürfe, — wohl aber in dem der festen Überzeugung von der Notwendigkeit eines starken Königtums für die Wohlfahrt Deutschlands im allgemeinen und Preußens im besonderen. — Einmal in die Posastimmung hineingeraten, wagte ich hinzuzufügen: Die Loyalität des deutschen Volkes hat sich doch auch in den Wirren von 48 mit verhältnismäßig geringen Ausnahmen aufs klarste bewährt. Sie wird sich, angesichts so ungeheurer Güter, die auf dem Spiel stehen, abermals ebenso bewähren. An dieser Loyalität zweifeln, heißt: sich Schwierigkeiten schaffen, wo keine sind. Dahingegen die Regierenden, wenn sie, wie sie dürfen, von dem festen Glauben an dieselbe ausgehen, in ihrer Berechnung der Zugeständnisse, die sie daraufhin dem Volke machen können, und dessen, was sie von ihrem Standpunkte ihm vorenthalten zu müssen glauben, kaum jemals irren werden. Oder, hätte ein Irrtum stattgefunden, so dürfte derselbe ohne große Schwierigkeit wieder gut zu machen sein. — „Sie vergessen,“ unterbrach mich der Kronprinz lebhaft, „ein Moment, bei dem der gute Wille hinüber und herüber, den Sie vorauszusetzen scheinen, denn doch nicht zutreffen dürfte: die Sozialdemokratie. Das wundert mich bei dem Verfasser von ‚In Reih' und Glied'.“ — Ich war von dem so wichtigen Einwand betroffen; faßte mich aber alsbald und erwiderte: „Königliche Hoheit, es steht geschrieben: es ist genug, daß jeder Tag seine Plage habe. In meinem bescheidenen Wirkungskreise habe ich immer gefunden, daß, wenn man sich den einen Tag redlich geplagt hat, die Aufgabe, die der nächste Tag stellt, uns immer bereit findet.“ — Der Kronprinz stand einen

Moment nachdenklich. Dann reichte er mir mit dem gütigsten Lächeln nochmals die Hand. Ich verbeugte mich; die Unterredung war zu Ende und der Zweck, um dessentwillen ich wohl diesmal zum Koburger Hofe befohlen war, erreicht. Es hätte denn zur Ergänzung desselben auch die längere Unterredung gehört, mit der mich nach dem Diner die Kronprinzessin beehrte, und in welcher abermals von den „Problematischen Naturen“ und meinen sonstigen literarischen Bestrebungen die Rede war, zuletzt von dem Lyceum, welches die hohe Frau — ich erinnere mich nicht mehr genau, ob zu gründen in Begriff war, oder eben begründet hatte.

Es ist begreiflich, daß mir, als ich mich nach diesem für mich immerhin merkwürdigen Abend zu Bett legte, der Wunsch kam, es hätte mir, als ich damals vor achtzehn Jahren in Bonn mit quälenden Zweifelssorgen in meine Zukunft starrte, ein freundlicher Genius die eben durchlebten Stunden im Traume gezeigt mit der Versicherung, es werde das Traumbild einmal Wirklichkeit werden. Wie so viel lichter wäre der dunkle, rauhe Pfad gewesen, den ich mich bis hierher durchzuringen hatte! Aber freilich, wo bliebe dann das bißchen Verdienst, das sich der Mensch, wenn überhaupt, so doch nur durch die Zähigkeit erringt, mit der er seinem Ziele nachstrebt, ohne sich durch die Abgründe, die rechts und links klaffen, und durch die Warnungsrufe der besorgten Freunde schrecken zu lassen?

Berlin.

Den geistigen Gehalt des vierten Jahres, das ich so notgedrungen auf der Universität zubrachte, kann ich für mich mit wenigen Worten bezeichnen. Er bestand in einem Fortbau meiner Studien auf der Grundlage, die ich in Bonn gelegt hatte. Soll ich wiederum diese Grundlage bestimmen, so möchte ich sagen: es war die Liebe und Verehrung der (in Sonderheit griechischen) klassischen Kunst und Poesie, mit der ich mein Gemüt erfüllt. Ich war mir bereits damals klar bewußt, daß, was ich auch erstreben und erringen möchte, aus diesem Bann nicht herausfallen dürfe; daß ich allem, was ich einmal schaffen möchte, dieses Geistes einen Hauch einzuflößen suchen würde. Dazu die Erkenntnis, daß das zu Erstrebende und womöglich zu Erringende ein Gewaltiges sei, da ich nicht mehr und nicht weniger darunter verstand als das ganze moderne Leben, welches ich erfaßt und begriffen haben müsse, bevor ich an die poetische Wiedergabe denken dürfe, die ich in

keinem anderen Lichte sah, als in dem für unsere modernen Zwecke umgestalteten der klassischen Dichtung.

Hier nun muß ich es abermals als einen jener ganz besonderen Glücksfälle, an denen mein Leben nicht arm ist, betrachten, daß, während ich mich fortwährend mit diesen Gedanken trug, ich am schwarzen Brett im Eintrittsflur der Universität Wilhelm von Humboldts „Ästhetische Versuche“ als verkäuflich angezeigt fand, die ich sofort erstand. Dem kundigen Leser brauche ich den ungeheuren Eindruck nicht zu schildern, den das herrliche Werk gerade in diesem Abschnitt meines Bildungsganges auf mich machen mußte. Hier fand ich das von einem feinsten Geiste in seiner höchsten Reinheit erfaßte Vorbild der griechischen Poesie angewandt auf ein modernes Dichtwerk, das heißt also: an einem bestimmten Fall die Möglichkeit dessen nachgewiesen, was ich als Forderung in Zukunft für mich selbst erstrebte: als ein Bürger unserer Zeit dichten zu können, ohne der Sonne Homers den Rücken zu kehren. Nachdem ich einmal diesen Grundgedanken des genialen Werkes mir zu eigen gemacht, wurde mir das andere — auch die schwierigeren Partien — spielend leicht. Ja, ich durfte mir eingestehen, daß ich so manches von dem reichen Inhalt nicht bloß geahnt, sondern mir bereits vorher zu begrifflicher Klarheit gebracht hatte. Auf die neue mächtige Anregung hin untersuchte ich nun sorgfältig die ästhetischen Schriften Lessings, Schillers, Goethes, die ich sämtlich bereits gelesen. Leider blieb auch diesmal Herder aus, den ich erst viel später kennen lernte, wie denn dergleichen wunderliche Sprünge und Risse bei einem Studium, das doch wesentlich ohne fremde Hilfe betrieben war, leider nicht wohl vermieden werden konnten.

Und nun bemerke ich zu meiner Beschämung, daß ich in ganz unepischer Weise verabsäumt habe, zu berichten, wo der Leser das Atelier zu suchen hat, in welchem der junge Mensch, der gern Künstler geworden wäre, so eifrig die Farben rieb, die Pinsel spitzte und die alten Schulgelehrten abkanzelte. Es befand sich aber in Berlins damaligem (und, ich glaube, auch jetzigen) quartier latin, zu dem doch wohl unzweifelhaft die Marienstraße gehörte und gehört. Berlin als zeitweiligen Aufenthaltsort hatte ich nicht sowohl gewählt, sondern war einfach meinem Bernhard, der mit mir zugleich Bonn verlassen, gefolgt. Nicht bloß nach Berlin, sondern auch in die genannte Straße und dasselbe Haus, in welchem wir, drei Treppen hoch, er auf der einen, ich auf der anderen Seite, bei verschiedenen Wirtsleuten unsere Wohnungen hatten. Diese Trennung in der Vereinigung ist für unser Verhältnis so be-

zeichnend, wie, daß wir fortfuhren und bis zum Ende seines Lebens*) fortgefahren haben, uns mündlich und schriftlich das feierliche „Sie" zu geben.

Meine wenig zahlreichen früheren gesellschaftlichen Beziehungen hatte ich nicht wieder aufgenommen. Sie waren nicht eben fesselnd gewesen; überdies wußte ich, daß in Berlin meines Bleibens doch nicht sein würde. Es befanden sich auch noch einige Bonner Bekannte zurzeit in Berlin; aber wir sahen einander kaum. Sie standen jetzt alle mehr oder weniger nahe vor dem ersten Examen. Wenn das auch kein unüberwindliches Hindernis gemeinschaftlichen Verkehrs gewesen wäre, so war es um so mehr die Bemerkung, welche ich zu meiner Verwunderung machen mußte, daß sie sich — zweifellos auf Rechnung des bevorstehenden kritischen Augenblickes — im Handumdrehen, sozusagen, aus den freisinnigen Jünglingen von damals in überaus loyale, höchst konservative Staatsbürger verwandelt hatten, die es sehr übel vermerkten, wenn man sie an ihre einstige Schwärmerei für Max Stirner's: „Der Einzige und sein Eigentum" und ähnliche Jugendtorheiten erinnerte. Nur einer machte insofern eine rühmliche Ausnahme, als er der nötigen Veränderung mit seinem inneren Menschen doch eine humoristische Seite abzugewinnen wußte; aber auch mit ihm kam ich wenig zusammen. Meine ganze Zeit gehörte meinen Studien und meiner Freundschaft.

Sie stand, soweit sie mich betraf und von mir abhing, auf ihrem Höhepunkt. Ich durfte mit dieser meiner schwärmerischen Neigung Don Carlos und jedes Dichtergebilde enthusiastischer Freundschaft kühn in die Schranken fordern. Ich dachte beständig an ihn und niemals inniger, als wenn ich mich am tiefsten in meine Studien vergraben hatte. Denn dann durchglühte mich völlig die Gier nach Schätzen, die ich nur finden wollte, sie ihm darzubieten, damit er seine Freude daran habe, damit der glückliche Finder ein Wort des Lobes aus seinem lieben Munde höre. Ihm trug ich alles zu; ihm legte ich alles zur Prüfung vor; für ihn war mir keine Mühe zu schwer. Als er zu Weihnachten auf vierzehn Tage nach Haus reiste, saß ich Tag und Nacht, um ihn bei seiner Rückkehr mit einem mächtigen Stück Übersetzung des Copperfield überraschen zu können, da er kein Englisch verstand, eine gedruckte Übertragung noch nicht erschienen war, und er doch auch das

*) Bernhard Schallehn starb in verhältnismäßig noch jungen Jahren als Preußischer Geheimer Ober-Regierungs- und vortragender Rat im Kultusministerium 20. IV. 1882.

köstliche Buch, soweit in meinen Kräften lag, genießen sollte. Es waren meine glücklichsten Stunden, wenn er des Abends — meistens spät — zu mir herüberkam, und ich mit ihm bis tief in die Nacht hinein — zur häufigen Verzweiflung, fürchte ich, meines bedauernswerten Stubennachbars, — was ich tagsüber gearbeitet, durchsprechen durfte. Ein feinsinnigerer, verständnisvollerer Zuhörer als er, mochte nicht leicht gefunden werden. Und beschränkte er sich doch wahrlich nicht auf das Zuhören! Da er sich mit Leichtigkeit auch in einen fremden Stoff hineinzuleben verstand, erwuchs mir nicht selten in ihm ein furchtbarer Widersacher, der mitleidlos die Unsicherheit des Fundamentes, auf dem ich baute, bloßlegte, oder die Verstiegenheit der Schlüsse, zu denen ich mich berechtigt glaubte, verspottete. Eine besondere Lust gewährte es mir, wenn ich ihn in diesen Wortkämpfen so weit gebracht hatte, daß er beinahe heftig wurde. Ich fühlte mich ihm dann um so näher. Es war die Wonne jener Stunden, die ich einst mit Adalbert genossen hatte, nur, wie mir deuchte, so viel reiner, geistiger.

Und Adalbert? Er war gewiß fern. Wie würde ich sonst wohl den alten Freund über dem neuen so weit vergessen, nicht wenigstens versucht haben, ihn den dritten in unserm Bunde sein zu lassen!

Ich schäme mich, es zu sagen: er war in Berlin, wenige Straßen von mir entfernt. Wir hatten uns in den ersten Tagen meiner neuen Anwesenheit ein paarmal gesehen und — sahen uns nicht mehr.

Es war eine dunkelste Stunde in meinem Leben, als ich den Brief schrieb, der mich auf Jahre von dem herrlichen Menschen trennte.

Verzeihen kann und werde ich mir diese Grausamkeit nie. Aber an Entschuldigungsgründen fehlt es ja dem Übeltäter selten, und so glaubte ich auch damals, die verschiedensten und triftigsten auf meiner Seite zu haben.

Eines war unabweislich und hätte von einem unbefangenen objektiven Prüfer des Falles anerkannt werden müssen: wir hatten uns während der Zeit von zwei und einem halben Jahre, die wir getrennt gewesen, trotz des lebhaften Briefwechsels, weit von einander entfernt. Von Haus aus menschenscheu, durch seine wirtschaftlichen Verhältnisse eingezwängt, in seine Studien vergraben, war er derselbe geblieben; vielmehr: er hatte die Ecken und Schroffen seines Wesens nur noch schärfer und rauher ausgestaltet. Seine Anschauung von Welt und Menschen war dieselbe durch und durch originelle, aber auch trostlos einseitig pessimistische, wie immer. In

Hinsicht der literarischen Dinge war es nicht anders: was er bewundernswert gefunden, war noch bewundernswert; was er verachtet hatte, verachtete er noch. Nach keiner Seite hatte er seine ästhetischen Einsichten erweitert; in keiner Weise seinen Standpunkt erhöht. Nun mag man von meinen Studien und ihren Ergebnissen denken, wie man will — man wird mir das Zeugnis nicht verweigern können, daß ich mich redlich bemüht hatte, vorwärts zu kommen, tiefer in die Tiefe zu steigen, weiter in die Breite das Gebiet meiner Erkenntnis zu entfalten. Daran hatte ich zwei Jahre rastloser Arbeit gesetzt; ich wußte, daß mein Leben nicht ausreichen würde, auszugestalten, was ich so in meinem Geiste wälzte. Wer mir bei der ungeheuren Arbeit helfen wollte, konnte und half — er war mir ein Gottgesandter. Wer es nicht wollte und nicht konnte — ich brauchte in ihm noch nicht einen Feind zu sehen; aber mein Freund — nein, das konnte er auch nicht mehr sein. Dasselbe wollen und dasselbe nicht wollen, das allein ist wahre Freundschaft, hatte Sallust gesagt. Und er hatte nach meiner Ansicht recht. Und ich hatte recht, wenn ich jemand, mochte er mir früher noch so wert gewesen sein, ich ihm noch soviel zu verdanken haben, seinen Weg gehen ließ und den meinigen ging, jetzt, da unsre Wege nicht mehr dieselben waren.

Und so, als Antwort auf ein rührend schönes Gedicht, in welchem er an die Erinnerung der Stralsunder Tage angeknüpft hatte und sich beklagt, daß, die einst unzertrennlich gewesen, jetzt aneinander vorüberhuschten, scheuen Gespenstern gleich, schrieb ich jenen Brief. Es war keine Absage. Gott bewahre! Es sollte nur für unser Verhältnis, wie es sich im Laufe der Jahre verändert, eine neue Basis gefunden werden. Es war ein feiner, diplomatischer, gut stilisierter, von anmaßlicher Lebens- und Menschenkenntnis triefender — mit einem Worte: ein abscheulicher Brief. Die Antwort faßte in wenige Zeilen die Empörung eines stolzen, tief gekränkten Herzens. Die letzte lautete: „Ich muß Dir schließlich ein aufrichtiges Kompliment machen, das Dich vielleicht über das andere, das ich Dir habe sagen müssen, tröstet: Deinen Brief könnte Goethe geschrieben haben". — Was das in seinem Munde sagen wollte, wußte ich nur zu gut. Es war das Härteste, Bitterste. Selbst Poet genug, um Goethes Dichtergröße, bis zu einem gewissen Punkte zu würdigen, war seine rauhe Al-Hafi-Seele von jeher mit Grimm gegen den Menschen Goethe erfüllt gewesen, den er einen Weichling und Schwächling nannte. Es hatte das oft einen Gegenstand des Streites zwischen uns abgegeben. Jetzt hielt

ich mich vollends für gerechtfertigt. Wie er Goethe nie verstanden hat und verstehen wird, so hat er dich nie verstanden und wird dich nie verstehen, sprach ich bei mir.

Was war das Wahre von der Sache? Einfach dies: ich hatte den alten Freund dem neuen geopfert, wie ein flatterhafter Mann der schöneren und jüngeren Geliebten die ältere zum Opfer bringt. Nun hat ja freilich die Freundschaft vor der Liebe den großen Vorzug, daß sie viel weniger einseitig, ausschließlich ist, ihr gleichmäßigerer Pulsschlag das Herz nicht so leicht den Sieg über den Kopf davon tragen läßt. Aber wohlgemerkt: die Freundschaft, wie wir sie in späteren Jahren kennen, schätzen und pflegen. Bei jungen Leuten, zumal wenn sie von einer wahren großen Liebesleidenschaft noch nicht erfaßt gewesen sind, sieht die Freundschaftsempfindung der der Liebe oft zum Verwechseln ähnlich und hat, wie an der Glut, so auch an den Tollheiten und an dem Frevelmut der Liebe ihren Anteil. Das ist die psychologische Erklärung meines damaligen Betragens, welches freilich, weil es erklärt, noch lange nicht entschuldigt ist. So bin ich denn dem Schicksal dankbar, daß es mir Zeit gewährte, den begangenen Frevel einzusehen, zu bereuen und wieder gut zu machen, soweit dergleichen wieder gut zu machen ist. —

Als nun der Frühling kam, und das Semester zu Ende ging, geschah, was ich vorausgesehen: der Vater wünschte meine Übersiedelung nach Greifswald. Was ihn dazu veranlaßte, hat er weder damals noch später ausgesprochen; es war auch für mich nicht nötig. Ich kannte ihn zu genau, um nicht zu wissen, worauf dies hinaussollte. Es mit einem Worte zu sagen: er setzte auf diesen abermaligen und letzten Universitätswechsel seine letzte Hoffnung. Wie kurz und wenig ausgiebig auch meine paar Briefe aus Berlin gewesen, so viel hatte er doch herausgelesen, daß ich mich mit allem möglichen beschäftigen mochte, aber gewiß nicht mit dem, was zu einem Examen nötig war. Und doch sah er und konnte auch von seinem Standpunkte nur in der Absolvierung eines Examens für mich ein Heil, vielmehr: das Heil sehen. Wenn er auch nicht gerade fürchtete, daß ich in Berlin Geld und Zeit in törichten Zerstreuungen zersplittere, so fürchtete er doch desto mehr die zerstreuende Luft der Großstadt für jemand, der, wie ich, nach seiner Ansicht nur zu geneigt war, allen möglichen Hirngespinsten nachzujagen, und darüber nicht zu der Sammlung zu kommen, ohne die man ja denn freilich auf Erden nichts zu stande bringt, unter anderem: auch kein Examen. Diese Sammlung, hoffte er, solle mir das stille

Greifswald gewähren. Und dann lebten ihm dort so viele wackere Leute, in deren Häusern ich verkehren, mich wieder in das Familien-, das bürgerliche Leben eingewöhnen, mit Schrecken erkennen würde, wie weit ich von demselben abgeirrt, und daß es die höchste Zeit, umzukehren, einzulenken, kurz: ein vernünftiger Mensch zu werden.

So mußte denn also von Berlin geschieden sein, an das mich in der Tat nichts fesselte als meine Freundschaft. Und sonst vielleicht noch das Theater, dessen häufiger Besuch meine einzige Zerstreuung gewesen war, und das allerdings (ich spreche vom königlichen Schauspielhause) zu jener Zeit einen hellsten Silberblick seines wechselvollen Daseins bot. Doch das und was damit zusammenhängt, gehört in ein anderes Kapitel. Nur dürfte es hier der Ort sein, eines Pagenstreiches Erwähnung zu tun, zu dem mich das böse Theater verleitete.

Der König Lear wurde damals häufiger gegeben. Döring und Rott wechselten in der Titelrolle ab. Der Lear war mein Fall. Ich darf sagen: ich hatte ein Studium auf ihn verwandt. Selbstverständlich war ich mit der Aufführung sehr unzufrieden. Ich würde es auch gewesen sein, wenn es noch zehnmal so gut gewesen wäre. In meiner Phantasie war das alles unendlich viel schöner, grandioser, schrecklicher. Das mußte ich doch den Leuten sagen. Und daß man gestrichen habe, was man nun und nimmermehr streichen dürfe, zusammengezogen habe, was ein für allemal auseinander bleiben müsse. Und daß, wenn schon Döring nicht auf der Höhe seiner Rolle stand, ein mittelmäßiger, bombastischer Schauspieler, wie Rott — nun war ich da, wohin ich eigentlich wollte. Der arme Rott, die arme Intendanz! sie bekamen fürchterliche Dinge zu hören, um so fürchterlichere, als es — nach meiner Meinung — alles goldechte Wahrheiten waren. Die endlich einmal frank und frei herausgesagt zu haben, mir das Publikum, in erster Linie die Zeitung danken würde, welche ich mit der Veröffentlichung meiner Kritik — es war aber ein kleiner Essay — zu beglücken gedachte. Ich siegelte mein Manuskript ein und schickte es an — ich weiß wohl noch welche Zeitung, aber der Name tut nichts zur Sache. Dann ging ich in dem Bewußtsein einer guten Tat nach Hause, mich still des Lichtes freuend, das am folgenden Tage über Berlin aufgehen würde. Der folgende Tag kam, die Zeitung erschien — ohne meinen Aufsatz. Wohl! so schnell geht das am Ende nicht. Vorläufig ist man auf der Redaktion aus dem Zustande der Verwunderung noch nicht heraus. Das allzu helle Licht hat die Herreu geblendet. Man muß ihnen Zeit lassen, wieder zu sich selbst zu kommen. Ich ließ

ihnen Zeit. Die Herren ließen sich ebenfalls Zeit; so lange, daß ich wohl oder übel inne werden mußte, es könne von den zweien nur eines möglich sein: entweder war die Welt noch nicht reif für meine Weisheit, oder meine Weisheit noch nicht reif für die Welt. Der Helm des Mambrinus saß mir gerade noch locker genug, mich einsehen zu lassen, daß das letztere Glied der Alternative denn doch die größere Wahrscheinlichkeit für sich habe.

Wie es sich aber auch damit verhalten mochte: mein erster Versuch, als Schriftsteller in die Öffentlichkeit zu dringen, war kläglich gescheitert.

Eine Tatsache, die mich tief beschämte. Jetzt danke ich Gott dafür, daß es so gekommen ist; daß ich der Gefahr entrann, mich für etwas zu halten, als ich noch nichts war; daß ich, bevor ich an mein Ziel — das erste wirkliche Aufblinken nur meines Zieles — gelangte, noch eine lange und rauhe Bahn zu durchmessen hatte, auf der ich meine Kräfte in ehrlicher, bescheidener Arbeit üben und stählen durfte.

Greifswald.

Da war ich denn in dem Grünwald meiner Romane. Ich hatte in der Stadt, von der ich wohl gespottet habe, sie sei so still, daß man das Gras zwischen den Pflastersteinen wachsen hören könne, mich noch in einem ganz besonders stillen Winkel eingemietet: gegenüber einer Kirche, auf deren Friedhof die Fenster meines Wohnzimmers gingen, und deren behagliches Bim und Bam mir keine mephistophelischen Schmerzen machte. Und wenn die paar Monate, die ich in dieser Idylle verbrachte, mir auch jetzt wie „ein verschollener Traum“ erscheinen mögen — es war ein anmutiger Traum, dessen heiteres Nachgefühl mich noch lange durch das Leben begleitet hat und in meinen ersten Novellen und in so manchem Kapitel der „Problematischen Naturen“ nun so weiter klingt.

Es können sich wenige meiner Leser erinnern, wie schön der Sommer des Jahres einundfünfzig war. Wenn es einmal regnete, so war es nur, die durstige Welt zu erquicken; die fast totale Sonnenfinsternis, die an einem strahlendsten Frühnachmittage eintrat, machte den Eindruck eines Schirmes, den man zwischen sich und einen glühenden Ofen schiebt. Mein Nerven- und Empfindungsleben hat von jeher in engster, mir oft peinlich unbequemer Beziehung zu den atmosphärischen Bedingungen gestanden. Als Kind verfiel ich bei

einem schweren Gewitter unweigerlich in tiefen Schlaf, und noch jetzt spüre ich ein heraufziehendes stundenlang, bevor es zum Ausbruch kommt. So wirkte denn jener köstliche Sommer mit seinem fast ausnahmslos hohen Barometerstande wundersam erfrischend und belebend auf mich, der ich während des Winters in Berlin ein rechter Stubenhocker geworden war. Ich möchte sagen, es während der ganzen letzten drei Jahre gewesen war, wenn ich das Leben, das ich geführt, verglich mit dem, welches mir einstmals die Heimat gewährte. Und jetzt hatte ich wieder Heimatboden unter den Füßen! Die tiefsinnige Wahrheit der alten Sage von dem Erdensohn, dem von der Berührung mit der Mutter neue Kraft sich durch die Glieder ergoß, bewährt sich bei jedem von uns, auch wenn wir sonst keine Riesen sind. Das Säuseln des Windes in den hohen Buchen und Eichen des Parkes von Eldena; das Rauschen des Meeres, das ich in einer Viertelstunde erreichen konnte; das Wallen der Kornbreiten, die sich wieder endlos vor mir dehnten — mein Gott, wie hatte ich das alles nur so lang entbehren können! Wie spannten sich Ohr und Auge, das alles wieder zu umfassen, in mich einzusaugen! Wie hatte ich den trockenen Ton, den mir nun jahrelang die Bücher gemurmelt, so herzlich satt! Wie schwoll mir das Herz nun, da ich wieder der Stimme der Natur lauschen, wieder Mensch unter den lieben Menschen der Heimat sein durfte!

Zwar meine eigentlichste Heimat, mein Elternhaus! Ach, es war mein Elternhaus nicht mehr! Die geliebte Mutter war nicht mehr! In den Räumen, die sie innegehabt, wohnte jetzt der Vater. Ich hatte ihn nun doch stark gealtert gefunden: ein vereinsamter Mann, aus dessen Leben der Sonnenschein gewichen war. Ein paar wenige peinliche Tage, die ich nach den langen drei Jahren wieder in dem verödeten Hause zubrachte. Der erneute Schmerz um die verlorene Unvergeßliche, den ich doch in mich verschließen zu müssen glaubte, jedenfalls verschloß, preßte mir das schon beklemmte Herz noch mehr zusammen. Zwischen dem Vater und mir hatte sich sofort wieder jenes sonderbare Verhältnis herausgestellt, welches bereits während meiner letzten Schuljahre zwischen uns bestanden, und das ich seinerzeit zu schildern versucht habe: von meiner Seite aufrichtigste Achtung und herzlichste Liebe, die sich nicht zu äußern weiß und hinter einer formvollen Höflichkeit scheu verbirgt; von seiner: ganz gewiß nicht minder herzlichen Liebe, die nicht an Erwiderung glaubt und nun auch ihrerseits in einer Zurückhaltung, welche, weil sie wider die Natur ist, zu den seltsamsten Formen ihre Zuflucht nimmt, den so unnötigen, für nötig gehaltenen

Schutz sucht. Aus einem so bewölkten Himmel konnte mir nicht einmal voll erquicklich, wie es sonst der Fall gewesen wäre und später in schönster Weise der Fall war, ein inzwischen aufgegangener Stern leuchten. Als ich vor drei Jahren das elterliche Haus verließ, war unsere Schwester noch ein halbes Kind gewesen, das ich freilich zärtlich liebte und dem auf jede Weise als ein um sechs Jahre älterer Bruder gefällig und förderlich zu sein ich mich beeifert hatte. Nun fand ich sie zur Jungfrau herangeblüht, ein hochgewachsenes schlankes Mädchen, aus deren großen blauen Augen das reinste Gemüt und der hellste Verstand leuchteten; der Mittelpunkt ihres Freundinnenkreises, den sie, ohne jegliche Anmaßung, absolut beherrschte, und von dem sie, ohne daß es sie im geringsten eitel gemacht hätte, angebetet wurde. Und gerade so, wie sie wegen ihrer eminenten Gaben die Bewunderung ihrer Lehrer gewesen war, erregte sie jetzt wieder durch ihr musikalisches Talent das Staunen der betreffenden Kreise. Ich, wie gesagt, sah leider in diesen Tagen den Schatz, der mich später so reich machen sollte, nur blinken, ohne die Kraft und freilich auch ohne die Zeit, ihn zu heben. Aber der Abglanz fiel doch immerhin in meine Greifswalder Tage hinein und half ihre sonnige Helligkeit vermehren.

In einem hatte der gute Vater soweit Recht gehabt: ich würde in den Häusern der Gefreundeten wieder Geschmack und Freude an dem Familientreiben gewinnen, dem ich in der Tat durch mein Einsiedlerleben der letzten Jahre so gut wie entfremdet war. Ich wurde, als meines verehrten Vaters Sohn, überall aufs freundlichste bewillkommnet und tat mein möglichstes, mich so gütigen Empfanges würdig zu beweisen. Die alte sonderbare Erfahrung, daß ich mit den jungen und jüngsten Leuten auf dem besten Fuße stehen konnte, und mich zugleich die älteren und alten als einen betrachteten, der, wenn er gleich nicht zu ihnen gehörte, doch in ihrer Gesellschaft wohl aufzunehmen und mit ihrem Vertrauen zu beehren sei, wiederholte sich von neuem. Das führte denn hinüber und herüber zu wunderlichen Situationen und Verhältnissen, wie ich denn überhaupt von dieser Zeit im allgemeinen zu sagen habe, daß sie mit dem Stoff und dem Duft der „Problematischen Naturen“ und der novellistischen Vorgänger angefüllt ist, und ich um so mehr mit allem Fleiß darauf bedacht sein muß, Wahrheit und Dichtung wenigstens hier auseinander zu halten, als es mir, wie wir alsbald sehen werden, in der Wirklichkeit nicht gelingen wollte.

Eine große Freude bereitete es mir, in seiner Vaterstadt meinen lieben Freund aus dem ersten Studiensemester in Berlin, Ludwig

Ziemssen, vorzufinden. Er war an dem Gymnasium angestellt oder lehrte doch wenigstens an demselben. Wie in meinem elterlichen Hause die Mutter, fehlte in seinem der Vater, ein weiland angesehener Rechtsanwalt. Die Mutter lebte zusammen mit drei erwachsenen Söhnen. Sie war seit Monaten auf Reisen, und die Söhne führten zur Zeit eine Art von wohlgeordneter Junggesellenwirtschaft, an deren Ungezwungenheit und Behaglichkeit ich reichlichsten Anteil nehmen durfte. Ludwig Ziemssen hat in einem kleinen Essay über mich, den er im Jahre 86 in „Nord und Süd" veröffentlichte, ein ausgeführtes Porträt von mir aus jener Greifswalder Zeit geliefert. Ich kann es hier nicht mitteilen, nicht, weil ich es nicht für ähnlich hielte, sondern weil es, im Gegensatz zu dem von dem guten Strodtmann grau in grau gezeichneten, in so warmen Farben gehalten ist, daß ich in den Verdacht geraten möchte, auch das für mich in Anspruch nehmen zu wollen, was mir doch nur das Wohlwollen der Freundschaft geliehen hat. Und als ein treuer Freund erwies sich mir auch jetzt der liebenswürdige Mann, an den ich mich nun mit einem Vertrauen wenden konnte, zu dem mir in Berlin der Mut noch gefehlt hatte. Er verhehlte mir nicht, daß er den Wunsch meines Vaters vollkommen berechtigt finde. Was aber die Poeterei betreffe, nun, von den Schuhen, die Hans Sachs gefertigt, habe sich, seines Wissens, keiner erhalten, dafür eine sehr erkleckliche Anzahl dichterischer Werke, von denen einige bekanntlich nicht gar so übel seien. Hatte das der Schuhmacher zustande gebracht, weshalb solle es dem Schulmeister mißlingen? Ich wisse doch sehr wohl, daß, wenn er so spreche, er es pro domo tue. — Das wußte ich freilich; indessen, meinte ich: was ihm so schön gelinge, dürfte mir ebenso häßlich mißglücken, wozu denn bei meiner leidenschaftlich einseitigen Art die größte Wahrscheinlichkeit sei. Überdies würde auch die Reue zu spät kommen. In keiner Weise sei ich zu einem Examen vorbereitet; habe ich doch den Fuß nie in ein philologisches Seminar gesetzt! Nun wurde freilich auch der sanguinische Freund stutzig. Ist doch das Seminar die eigentliche hohe Schule für den Philologen, das Tempeladyton, in welchem dem Jünger die wirklichen Geheimnisse erschlossen, ihn die stärksten Künste gelehrt werden, auf die hin der Geist des Altertums erscheinen muß, er mag wollen oder nicht. Da war denn freilich guter Rat teuer; so schwierige Dinge ließen sich nicht im Handumdrehen, auch bei dem besten Willen, herbeischaffen. Dann solle ich wenigstens promovieren; das erfordere, sozusagen, der einfachste Anstand. Ich wollte das nicht zugeben. Dieser ohne Verletzung des Anstandes nicht zu

missende Doktortitel sei ein Zopf, wie andere Zöpfe auch. Ein echt deutscher Zopf. Wer in aller Welt frage einen Lamartine, einen Viktor Hugo, einen Dickens, einen Thackeray, ob er rite promotus? Selbst unser Lessing habe es nur bis zu dem Magister gebracht, was ich für mein Teil bedauere, da der freieste aller freien Schriftsteller auch von diesem Titel hätte freibleiben sollen. Das eben sei ja das Unglück unserer Literatur, daß ihr der Schulzopf immer hinten hange; sie sich ihre Weisheit aus der Studierstube und nicht vom Markt des Lebens hole. — Was sollte der Freund auf solche tönenden Redensarten erwidern? Aber was seine Höflichkeit verschwieg, ich hatte es doch von den feinen, stummen Lippen gelesen: so mag sprechen, der die Beweise seiner Kraft und seines Könnens geliefert hat. Welche hast du uns aufzuweisen? — Nun denn: es sollte wenigstens nicht von mir gesagt werden können, daß ich jenes Allerheiligste nur aus Furcht nicht betreten, und ging hin und meldete mich zu dem Seminar, in welchem Professor U. den Horaz traktierte. Ich bekam auch alsbald eine der Oden zu der üblichen Interpretation. Es war für mich ein arges Wagestück. Seit ich von der Schule war, hatte ich keine Zeile Latein geschrieben, lateinisch kaum sprechen hören und gar nicht selbst gesprochen. Aber das half nun nicht. Es mußte sein. So holte ich mir denn die nötigen Bücher, saß eine Woche, leimte zusammen, braute das unvermeidliche Ragout von anderer Schmaus und tischte es, als die Stunde gekommen, dem Herrn Professor und den Kommilitonen auf. Zu meinem aufrichtigen Erstaunen und heimlichen Ergötzen schien alles der Ordnung gemäß: der Herr Professor fand meine deutsche metrische Übersetzung, die auch zur Sache gehörte, vortrefflich und entschied in der Disputation in den meisten Fällen für mich, gegen meine beiden Opponenten. Ich machte, als alles zu Ende war, meine Verbeugung, nahm meine Bücher unter den Arm und — ward im philologischen Seminar nie wieder gesehen! — Wohl! aber die Dissertation? Sollte sich dieser oder jener meiner Berliner Aufsätze nicht zu einer solchen zustutzen lassen? Ich sah sie mir daraufhin an. Der eine, der von der Objektivität, lief in eine Polemik gegen Schiller aus; damit konnte man sich doch ohne Pietätlosigkeit nicht wohl einführen. Der zweite, der über den Humor, endete gar mit einer sehr unverblümten Verhöhnung der Universitätsphilosophie, ganz im Sinne Schopenhauers, von dem ich übrigens noch keine Zeile gelesen hatte. Das durfte mich auch nicht gerade empfehlen. Und, daß ich's nur gestehe: als ich diese in stürmischer Eile geschriebenen Aufsätze nun mit dem kritischen Blick zu sehen versuchte, dem sie

doch ausgeliefert werden sollten, erschienen sie mir, wie sie ja auch unzweifelhaft waren: gewagt bis zur Tollkühnheit und dabei doch lückenhaft, wissenschaftlich schwach begründet, mit einem Worte: für den betreffenden Zweck unbrauchbar. Dem hätte ja nun freilich mit Fleiß, Geduld und Zeit abgeholfen werden können; nur daß mir leider von all diesen kostbaren Dingen augenblicklich wenig zur Verfügung stand. Das schöne bunte Leben, das mir die offenen Arme so fröhlich entgegenstreckte, lockte mich gar zu sehr, und ich hatte einen Gefährten gefunden, wie ihn jemand, der sich des Lebens freuen will, nicht passender wünschen kann. Es war der Albert Timm der Problematischen Naturen, den ich im Roman, weil es die Sache zu erfordern schien, einen Bösewicht werden lasse, was er in Wirklichkeit durchaus nicht war. Sonst habe ich ihn abkonterfeit von Kopf zu Fuß, so gut ich es vermochte: mit seiner unverwüstlichen köstlichen Laune, seiner Sicherstelligkeit, die sich durch nichts verblüffen ließ und der Lebensgier, der, ach! unersättlichen Lebensgier, die sich denn schließlich, wie das zu sein pflegt, größer erwies als sein Vermögen in jeder Bedeutung des Wortes und ihren Sklaven in die Verbannung und ins Elend schleppte. Er mag viel gesündigt haben, gegen niemand mehr als gegen sich selbst; ich aber wäre der letzte, der einen Stein auf ihn werfen dürfte. Das habe ich denn auch, dem Himmel Dank, nie getan; dafür in desto freudigerer Erinnerung die vielen Stunden bewahrt, in denen mich sein Geist, sein Witz, sein toller Humor vergessen ließ, daß darüber die Nacht verging und das Frühlicht bereits durch die Fenster blickte. Und ist es doch auch so schön, das sommerliche Frühlicht, wenn es den auf der Wallpromenade Heimkehrenden heller und heller durch die Wipfel der Bäume schimmert, in derem dichten Gezweig die Vögel zu zwitschern beginnen; nun ein roter Streifen über dem anderen am östlichen Himmel das Nahen der Herrlichen verkündet und den Schwärmer daran erinnert, das er leider nur ein Mensch ist und, während sie in alle Ewigkeit so weiter strahlt und leuchtet, er die Nacht, die er zum Tag gemacht, voraussichtlich mit einem nächtlich verdüsterten Tage wird bezahlen müssen.

Nun geschah etwas, das, obgleich es an sich nichts weniger als wunderbar, im Gegenteil das einfachste, natürlichste, notwendigste Ding von der Welt war, mich doch, als es eintrat, mit einem ungeheueren Staunen erfüllte.

Man kennt Arnold Böcklins köstliches Bild „Panischer Schrecken“. Ich schildere es nach einer Besprechung in der Nationalzeitung von 1861 (ich glaube von Titus Ullrich), die mir zur Hand ist: „Eine wüste, steinige Landschaft des alten Arkadiens, wie wir annehmen wollen. Es ist heller, stiller, in seiner Stille unheimlicher Mittag, die Stunde des Pan: eine weiße Gespensterstunde. Und eine solche vergegenwärtigt uns der Maler in voller Wahrheit, indem wir einen Hirten erblicken, welchem Pan leibhaftig, über einen Felsengrat emporsteigend, erscheint, und der in der furchtbarsten Todesangst aus dieser wundersamen Einöde und von seiner Herde fort von dannen stürzt.“

Vergleiche und Bilder decken sich bekanntlich niemals mit dem, was sie erklären und darstellen wollen. Das ist denn auch, und sogar recht sehr, hier der Fall. Böcklins Bild und was mir begegnete, decken sich nur darin, daß uns beiden, ich meine: seinem arkadischen Hirten, und mir, als wir es durchaus nicht erwarteten, der Gott erschien. Unser Gott, das heißt: jedem der seine. Dem Hirten der, unter dessen Herrschaft er und seine Herde, sein Gewerbe, kurz alles, was seine Existenz ausmachte, unbedingt stand; und mir, der mir auch Pan, will sagen: alles war, und mich so unbedingt in seiner Botmäßigkeit hatte, wie nur ein göttlicher Gebieter seinen menschlichen Sklaven haben kann. Das ist das dritte des Vergleichs, Anfang und Ende der Beziehung des Bildes auf mich und meinen Fall.

Mein Fall war aber der.

Während ich meine philologischen Schafe weidete, hatte ich von dem hirtlichen Vorrecht, bei der Ausübung seines Metiers träumen zu dürfen, den entsprechenden Gebrauch gemacht, und die Verkörperung meiner Träume in der Gestalt einer anmutigsten jugendlichsten Dame gefunden. Ich hatte ihre holde Bekanntschaft auf einem ländlichen Familienfeste an einem dritten Orte gemacht, auch später mehrfach Gelegenheit gehabt, ihr als Gast in dem gastlichen Hause ihres Vaters meine Huldigungen darzubringen. Oder, es kurz zu sagen: ich hatte vom ersten Augenblicke an eine leidenschaftlichste Liebe für das entzückende Geschöpf gefaßt. Ob diese meine Liebe erwidert wurde, gehört schon um deshalb nicht zur Sache, weil ich in jugendlich selbstquälerischer Überspanntheit an diese Erwiderung nicht glaubte, was denn auch in Anbetracht meiner dunklen, aussichtslosen Lage gegenüber dem reichen, adligen Mädchen, das seine Ansprüche sehr hochstellen durfte, soweit recht vernünftig war. Nur daß bekanntlich die schönsten Vernunftgründe, die er

seiner Leidenschaft entgegenhält, einen Jüngling nicht verhindern, sich dieser Leidenschaft grenzenlos hinzugeben, und hoffnungslos, wie er seine Leidenschaft weiß, sich grenzenlos unglücklich zu fühlen. Das heißt: grenzenlos unglücklich zu sein, denn, wenn je, so gilt in solcher Lage das Faustische Wort: Gefühl ist alles.

Nun kann, wie nicht minder bekannt, Ruhe, Lust und Harmonie, die Amor dem armen Menschenherzen entwendet, nur Apoll wiedergeben. Aber ich hatte ja seit Jahren seinem Dienste, in aller Demut freilich, doch immerhin entsagt und glaubte, er habe sein Antlitz von mir gewendet. Da erbarmte sich meiner der Gott. Sehend, daß ich ohne einen kräftigen Anstoß nicht zu bewegen sein würde, aus meiner Zaghaftigkeit herauszutreten; daß ich, wie einer, der während einer langen Krankheit das Gehen verlernt hat, für den ersten Schritt einer Anlehnung bedürfe, spielte er mir Freiligraths köstliche Übertragung von Tennysons wundervollem Gedicht „Clara Vere" in die Hände. Ich las es, sah im Spiegel der Dichtung meine eigene Liebe, mein eigenes Leid, und nach vierzehn Tagen war meine Novelle mit dem gleichen Titel fertig. Wie ich es zustande gebracht, in der kurzen Zeit ein Buch, das denn doch beinahe dreihundert Seiten umfaßt, niederzuschreiben — sogar zweimal: denn ich hatte zuerst ein Brouillon in der Abbreviaturschrift, wie man sie sich beim Kollegienheftschreiben angewöhnt, hingeworfen und von diesem eine saubere Kopie genommen — ist mir unerklärlich.

Ich muß mir die Analyse dieser meiner ersten dichterischen Arbeit, die nach so manchen mißglückten, zum Feuertode oder sonst zur Vernichtung verurteilten Vorgängerinnen in die Öffentlichkeit gelangte, bis zum zweiten Bande ersparen, wo sie im Zusammenhang der Besprechungen der folgenden die passende Stelle finden wird. Hier kommt es auf ihren ästhetischen Wert oder Unwert so wenig an, als ich damals über denselben ein Urteil hatte. Ihre für mich ungeheuere Bedeutung liegt ganz wo anders; sie war keine ästhetische, sondern eine moralische. Ausgestattet mit einem keineswegs harten Gewissen; nicht eben gegen das Urteil der Welt empfindlich, desto dringender aber der Übereinstimmung mit mir selbst bedürftig; so geartet, daß ich für eine Stunde, in der ich mit mir zufrieden war, hunderte trübster Selbstquälerei durchmachen mußte, hätte mich doch wohl die scheinbare Resultatlosigkeit meiner vier akademischen Jahre als ein böser Schatten durch die nächsten begleitet. Nun war dem Müssiggänger, dem Träumer doch eine Tat geglückt, eine von denen, deren er freilich noch viele zu tun gedachte,

die aber doch, wie alles in der Welt, einmal einen Anfang nehmen mußten.

Und dieser Anfang fiel mit dem Ende der Lernjahre zusammen, da der Gesell sein Meisterstück zu liefern hat, das ja nicht deshalb so heißt, weil es ein meisterliches Stück: eines ist, wie es ein Meister liefern würde, sondern, weil es beweist, daß der Gesell seine Zeit nicht unnütz verstreichen ließ; daß er das Handwerk so weit versteht, um, wenn er so fortfährt, wohl einmal mit Ehren unter den Meistern genannt werden zu können.

Auch eine Doktordissertation braucht kein epochemachendes Werk zu sein. Sie soll nur kundgeben, daß der junge Mann das Zeug zu einem künftigen Gelehrten hat.

Nicht anders verhält es sich mit dem Marschallstabe, den bekanntlich der napoleonische Soldat im Tornister mit sich trug. Er wußte ohne Zweifel, daß nicht jeder Marschall werden könne. Er glaubte vielleicht nicht einmal, daß es ihm beschieden sei. Aber die bloße Möglichkeit davon war ein schönes Ding, das dem Mann im Kugelregen die Nerven stählte und, wenn die Angriffstrommel schlug, ihn mutig gegen den Feind marschieren ließ.

Was sie auch anderen sein mochte: mir war die fertige Arbeit Meisterstück, Doktordissertation und Marschallstab — im Tornister.

Stralsund.

Auf dem Erdenrund gibt es — abgesehen von der katholischen Kirche — wohl keine menschliche Einrichtung, die in der Konsequenz des Systems, in dem Reichtum der Gliederung, der Harmonie der Teile unter sich und ihrer festen Fügung zum Ganzen den Vergleich aushielte mit der preußischen Armee. Ich sage: der preußischen, weil, als ich im Herbst 1851 in ihren Verband trat, es eine deutsche noch nicht gab. Auch war es nur ein winziger Teil des ganzen, den ich vorläufig zu sehen bekam. Die Garnison von Stralsund bestand aus einem Bataillon meines Regiments, ein paar Batterien Fußartillerie, einer Handvoll Pioniere und etwas Festungsgeschütz, denn die gute Stadt war damals noch Festung, wenn nicht in der Tat, so doch dem Namen nach. Aber die Kleinheit des Armeebruchteils, welchem der Rekrut eingereiht wird, tut nichts zur Sache. Das eben macht unsere Armee so ähnlich einem organischen Gebilde der Natur, daß es in ihr Fragmente im eigentlichen Sinne nicht

gibt; daß die eine Kompagnie, die eine Schwadron in der letzten verschollenen Land- oder Grenzstadt und die Schildwache dieser Garnison auf dem letzten verlorenen Außenposten sich noch als Teile des ganzen wissen und fühlen.

Die gewaltige Kraft, welche der Seele der Armee innewohnt, wird durch nichts so schlagend bewiesen als durch die Schnelligkeit, mit der sie jeden, der in ihren Bann gerät, sich assimiliert. Es ist, als ginge es dabei nicht ohne Zauberei zu. Das Individuum ist etwa ein Jüngling, der studiert und sogar gedacht hat; er gibt auch jetzt die Gewohnheit des Studierens und Denkens nicht auf. Aber wie seltsam haben sich die Objekte gewendet! Der „Leitfaden zur Instruktion der Einjährig-Freiwilligen“, oder wie das vergriffene Büchelchen betitelt sein mag, ist ihm jetzt der Auszug aller Gelehrsamkeit. Mit unermüdlichem Eifer vertieft er sich in die Geheimnisse der Konstruktion seines Gewehrs und der rasanten Flugbahn des Geschosses. Er stellt tiefe psychologische Betrachtungen an über das Temperament seines Unteroffiziers, die moralische Verfassung seines Feldwebels, das Niveau der sittlichen und wissenschaftlichen Bildung seines Leutnants. Wie durch Offenbarung ist ihm das Verständnis aufgegangen für die Heiligkeit blankgeputzter Knöpfe und die Nichtswürdigkeit eines schlecht gerollten Mantels. Er kann die Schande, eine Minute zu spät zum Appell gekommen zu sein, schwer verwinden und ertappt sich auf gröblichem Neid gegen seinen Nebenmann im Gliede — einen halb blödsinnigen Burschen vom Lande — dessen „Griffe“ offenbar mehr „Schnick“ haben als die seinen.

Hat er sich nun durch das Rekrutenstadium zu den höheren Aufgaben durchgerungen, ist in die Kompagnie eingestellt; erschließen sich ihm die Geheimnisse des Bataillonsexerzierens; hat er endlich ein Manöver mitgemacht — jene Probe auf das Exempel der Notwendigkeit alles dessen, was er gelernt und wovon ihm doch so manches als Willkür und Spielerei vorgekommen — so müßte es mit sonderbaren Dingen zugehen und er kein Deutscher sein, wenn er, der vielleicht mit Gleichgültigkeit, ja Abneigung in den Dienst getreten, nicht für den Rest seines Lebens Soldat aus Überzeugung und Neigung bliebe.

Diese Betrachtungen hätten kein Recht, an dieser Stelle zu stehen, wären sie nicht der Niederschlag der Erfahrungen, die ich an mir selbst während meines Dienstjahres gemacht habe.

Ich gehörte zu denen, die dem Soldatenstande weder eine Neigung, noch eine Abneigung entgegenbringen, vielmehr sich ein-

kleiden lassen mit der Resignation eines Menschen, der etwas, was er unter keinen Umständen vermeiden kann, über sich ergehen läßt. Ich war insofern ein nicht übles Objekt zur Demonstration jenes schier allmächtigen Einflusses der Gewalt, welche ein großer sozialer Organismus auf das Individuum ausübt, das ihm eingegliedert wird; und der sich dann auch bei mir in vollem Maße bewährte. Aber ich war doch wohl ein zu aktiver Mensch, als daß ich lange in einem rein passiven Verhältnis hätte verharren können. Da muß ich es denn als ein großes Glück für mich betrachten, daß es mir gar leicht gelang, meine angeborenen Neigungen mit den Gesetzen, die jetzt über mir walteten, in Einklang zu bringen und meine augenblickliche moralisch-geistige Verfassung dem Milieu, in das ich mich versetzt sah, anzupassen. Die strenge Ordnung des Dienstes hatte für mich nichts Abstoßendes; sie erschien mir im Gegenteil als etwas Selbstverständliches, dem ich nichts abdingen mochte, womöglich aus freien Stücken ein übriges hinzufügte. Etwas, das ich in die Hand genommen habe oder habe nehmen müssen, gut zu machen — ich meine: so gut, wie es in meinen Kräften steht — ist bei mir Sache eines Temperamentes, dem jede Tätigkeit, als solche, willkommen ist, und eines Ehrgeizes, den ich nicht unbedingt loben darf, da zu viel Eigenliebe hineinspielt, und den ich auch nicht geradezu tadeln kann, weil ich ihn als einen nicht ganz reinlichen, aber überaus kräftigen Gesellen in dem Erstreben im übrigen rein idealer Ziele erkannt habe. Dazu kam, daß ich den physischen Anstrengungen, die dem Soldaten, besonders dem Neuling, bekanntlich in ausgiebiger Weise zugemutet werden und werden müssen, vollauf gewachsen war. Mochte immerhin der Vorrat von Kraft, den ich mir in meiner früheren Jugendzeit in der leidenschaftlichen Übung von allerlei Sport aufgespeichert, in diesen vier über den Büchern versessenen Studienjahren ein wenig angegriffen sein, so hatte ich jetzt reichliche Gelegenheit, das Versäumte nachzuholen. Und nach dieser Seite genügte mir nicht einmal die Leistung, die der Dienst für sich in Anspruch nahm. Nach stundenlangem Exerzieren vom Dienste befreit, konnte ich wieder stundenlang gegen Abend und in die Nacht hinein draußen umherschweifen zwischen den Feldern, über die Wiesen am Strande hin, meine alten Wege und Stätten aufsuchend, mir wieder selbst zu gehören und der Stimme zu lauschen, die vernehmlich nur in der Einsamkeit zu mir sprach.

So durfte ich mir denn das Lob eines „strammen" Soldaten, mit dem meine Vorgesetzten mich gelegentlich beehrten, wohl ge-

Und war so der eigene Wille in Fesseln und Banden, die ihn nicht drückten, so mochte auch das überreizte Gehirn sich vielleicht nicht ungern auf Stunden zur Gedankenlosigkeit verurteilt sehen.

Zu diesen Umständen, die alle einer normalen Stimmung meines Gemütes mehr oder weniger günstig waren, gesellte sich noch ein allergünstigster. Ich hatte mit schwerer Sorge dem langen Aufenthalt in meinem väterlichen Hause entgegengebangt. Diese Sorge erwies sich als grundlos.

Ich hatte mir aus der Philosophie das Recht erobern wollen, zu sein, wie ich war. Das Recht, die Kraft, welche ich als die dominierende in meinem Geiste spürte, frei walten zu lassen. Ich hatte mir einen Freibrief schaffen wollen für die ruling passion meiner Seele: mir neben der Welt, in der ich lebte, eine andere aufbauen zu dürfen, ohne damit etwas zu tun, was gegen die Natur sei, gegen die Wirklichkeit der Dinge und ihre strengen Forderungen. Ich hatte mir eine starke Wehr und unzerbrechliche Waffe schmieden wollen gegen die ehrwürdige Autorität des Vaters, die warnende Stimme des geliebten Freundes, das unheilverkündende Kopfschütteln der Verwandten und Bekannten. Ich hatte einen tödlichen Streich führen wollen gegen den schlimmsten meiner Feinde: den nagenden Zweifel, der sich dann doch in dem eigenen Innern immer wieder regte: ob ich die Kraft haben werde, mein gutes Recht, geltend zu machen durch Leistungen, die der Vater und der Freund und alle Welt anerkennen müßten.

Inzwischen, wenn ich der Lösung der Frage in diesem Kardinalpunkte auch um keinen Schritt näher gekommen zu sein schien, auf dem langen Wege, der mich bis hierher geführt, war doch viel, sehr viel gewonnen. Ich hatte, um meine Stellung in der Welt bestimmen und sie vor mir selbst zu rechtfertigen, die ganze Welt in Gedanken durchschweifen; mich in die Ordnung der Dinge eingereiht zu sehen, die Dinge auf eben diese Ordnung prüfen müssen. Dabei nun war es mir ähnlich ergangen wie vor einem Jahr, als ich in Berlin mir die Stellung, die der Humor im Reiche der Dichtkunst einnehme, klar machen wollte und bei diesem Studium mit Hilfe der ästhetischen Versuche Wilhelms von Humboldt zu einem Punkte gelangte, von dem aus ich das ganze Gebiet der Kunst übersehen zu können glaubte. So vermeinte ich jetzt, das wirkliche Leben in seiner Wurzel erfaßt zu haben, von der seine millionenfachen Erscheinungen in absoluter Regelrechtigkeit ausstrahlen. Jetzt, wie damals, war ich weit davon entfernt, anzu-

nehmen, ich habe die Inseln nun mit einem Ansturm erobert. Jetzt, wie damals, war ich überzeugt, es müßten noch Jahre und Jahre vergehen, bis ich die klaffenden Lücken des Systems gefüllt. Aber jetzt, wie damals, wußte ich, daß ich Anker geworfen; hoffte ich, daß der Anker halten werde, und — darf ich jetzt hinzufügen: meine Hoffnung hat mich nicht betrogen. Es wäre ja wunderlich, wenn sich im Lauf der langen Zeit meine Einblicke in die Kunst und das Leben nicht vertieft hätten; aber mein Standpunkt ist dort und hier derselbe geblieben. Ich werde später noch vielfach Gelegenheit haben, diesen Standpunkt genauer zu präzisieren und nach den verschiedensten Seiten klarzulegen. Vorläufig müssen wir jedoch diese Betrachtungen abbrechen, schon aus dem Grunde, weil ich selbst sie damals nur bis hierher führte. Wie ich mich denn auch bemüht habe, sie genau so zu geben, wie ich sie jener Zeit anstellte, oft in den identischen Worten der Aufzeichnungen, mit denen ich so manches Blatt füllte, das sich gerettet hat und mir mit seinen hastig hingeworfenen, bereits vergilbten Schriftzügen wundersam längst vergangene, für mich so folgereiche Tage in die Erinnerung ruft.

Indem von meiner Byron-Lektüre mir nur der Mensch Byron in den Händen blieb, mußte er mir bei der moralisch-philosophischen Stimmung, die jetzt bei mir obwaltete, zu einem Gegenstand der Analyse werden. Da lag denn der Vergleich mit dem Menschen Spinoza nahe genug. Sie erschienen mir als die äußersten Pole gebildeten Menschentums bei aller auffallenden Ähnlichkeit. Beide höchstbegabte, sublimiert feine Naturen, voll unwiderstehlichen Dranges, sich auszuleben, entschlossen und fähig, ihr alles an dies alles zu setzen; lieber sich von der Gemeinschaft ihresgleichen ausgeschlossen zu sehen, als ein Titelchen von dem zu vergeben, was ihnen als ihr höchstes unantastbares Recht erscheint. In diesem Drange wird der eine ein Asket, der andere ein Wollüstling; der eine der größte Philosoph, der andere einer der größten Dichter; versenkt der eine die Welt in den Abgrund der Substanz, möchte der andere am liebsten die Welt in die Unersättlichkeit seines Ich hineinstrudeln; der eine der Prophet der himmlischen Liebe, die keiner Widerliebe bedarf, um immer heißer zu entbrennen; der andere der Sänger der irdischen, die ohne Erwiderung alsbald verlischt; der eine, in den Banden der Armut, der Gebrechlichkeit seines Körpers, homo liber, wenn es je einen gab; der andere, im Schoße des Reichtums als der Freieste der Freien geboren, Zeit seines Lebens der Sklave seiner Leidenschaften, aus deren Fesseln ihn nur der Tod erlöst.

Nun fand ich, die beiden wunderbaren Menschen beständig vergleichend, mein Herz in seltsamer Weise geteilt. Ich war zu jung und sinnenfreudig, nicht aufs innigste mit dem Manne zu sympathisieren, der so viel schöne Weiber geküßt, der durch den Hellespont geschwommen war und mein geliebtes Meer besungen hatte, wie keiner vor ihm; und auch wieder zu alt und wahrheitsdurstig, mich nicht ehrfurchtsvoll vor dem zu neigen, der, wie ich meinte, tiefer in das Herz der Dinge geschaut hatte, als je ein Mensch vor ihm, und dem ich, seiner Weisung folgend, die höchste intellektuelle Freude, die ich je genossen, verdankte.

So zwiespältig in meiner Liebe zu den beiden, mußte ich mir sagen, daß dies nicht sein könnte, wenn ich nicht in gewisser Weise an der Natur beider partizipierte; nicht, sozusagen, ein Stück von beiden wäre. Zusammengestückt mithin, in der Gefahr, Stückwerk zu bleiben. Ich war zu dem Philosophen gekommen, mir von ihm bestätigen zu lassen, daß ich das Recht habe, zu sein, wie ich war; das Recht, meiner Natur zu folgen, die mich anders gemacht hatte als meine Umgebung; anderes von mir wollte, als sie von ihr verlangte. Ich hatte die Bestätigung in dem Satze erhalten, daß jedwedes Ding nur immer das und genau das sei, was es sein könne. So weit war alles gut. Aber wenn man nun seiner Natur nach ein fragmentarisches Etwas war und bleiben mußte, so war das schlimm, sehr schlimm für den, der doch so gern ein Ganzes gewesen wäre. Ganz zweifellos, daß es in der unendlichen Reihe der Möglichkeiten auch solche fragmentarische, aus verschiedenen und ungleichartigen Teilen zusammengesetzte Naturen geben mußte, die, bald nach dieser, bald nach jener Seite gravitierend, von einem Extrem in das andere schwankend, nie das Gleichgewicht finden und behaupten können. Man mißverstehe mich nicht! Es handelte sich für mich gar nicht darum, ob es mir gelingen werde, den Ruhm eines Spinoza oder Byron zu erringen. Die Frage war eine rein moralische. Wie hoch jene auch die Pyramide ihres Daseins gegipfelt hatten, keiner von beiden hatte, meiner Meinung nach, die seine auf der richtigen Basis aufgebaut. Sie hatten so groß werden können, weil sie keine volle runde Menschen waren, sich nur des einen Triebs bewußt, diesen auf Kosten aller anderen befriedigen konnten. Das hieß nicht: Suum esse conservare in meinem Sinne; hieß nicht: sein Sein ausleben nach allen Richtungen mit Ausbildung und Ausnützung aller seiner Fähigkeiten. Wie hätten sie das auch vermocht, sie, die — gleichviel ob schuldig, oder nicht — die Gemeinschaft der Menschen hatten meiden müssen, in der doch einzig

und allein ein Sichausleben in jenem Sinne denkbar ist? Was aber sollte wohl aus der Welt werden, wenn alle, wie Spinoza, in der Liebe Gottes, d. h. in der Lust des spekulativen Lebens aufgingen? oder, wie Byron, nichts auf der Welt wirklich liebten als das eitle, ruhmsüchtige, unersättliche Selbst? Wo blieb der Gatte, der Vater, der Bürger? Wer säete und erntete? baute Kanäle und Brücken? durchschiffte die Meere? dränge in der Erde Schoß? Welche Bedeutung hätte dann noch jene unendliche Vielseitigkeit, die der Mensch im Laufe der Jahrtausende an sich herausgebildet und mittelst der er das Leben zu einem so reichen, bunten, schönen trotz alledem und alledem lebenswerten gemacht hat?

„Tagelöhner und Poet! Eine beider Würden Kränze!" hatte ich in meinem Freiligrath gelesen. Das war das Problem; war es für mich, der ich nicht, wie es der Freund zu wünschen schien, die Poesie lassen konnte und doch zu innigen Respekt vor der Wirklichkeit des Lebens hatte, um ihm nicht gern nach besten Kräften dienen zu wollen. Mochten andere ihr Glück auf anderem Wege finden; für mich gab es nur diesen. So weit freilich hatten mich der Zuspruch des Freundes, das Studium Spionozas und der Einblick in den Charakter des großen englischen Dichters ernüchtert, daß ich mir sagte: muß doch einer der Kränze geopfert werden, so kann es nur der des Poeten sein. Denn die Poesie, wie ich sie faßte, ist wohl eine schöne Erweiterung des Lebens, aber nicht das Leben selbst, das auch ohne sie, wenn gleich dürftig und kümmerlich besteht, während man in den herrlichen Prospekten, mit denen man die Wände seines Kerkers bemalt, nicht leben kann. Und nur um Gotteswillen nicht eines von den unglückseligen Geschöpfen, die, so zu sagen, nicht zum leben und nicht zum sterben die Kraft haben! vor dem Tor des Paradieses, aus dem sie Ohnmacht und Mißerfolg gewiesen, weinend herumlungern, anstatt die Zähne zusammenzubeißen und sich in die Welt zu stürzen, die offen vor ihnen liegt! Mochte da aus mir werden, was wollte — ich war bereit: zu der heiligen Entsagung eines Spinoza, so heftig sich, was vom Künstler in mir war, dagegen sträubte; zu einem Ende mit Schrecken nach dem kurzen Rausche der Sinnlichkeit, den Byron als das Höchste des Lebens preist, — zu allem: nur nicht zu der Elendigkeit jener ewig unentschlossenen, zwischen Sein und Nichtsein schwankenden Gesellen.

Man sieht, wie nahe ich hier dem Thema gekommen war, das ich später in den „Problematischen Naturen" behandelte. Und ich weiß nicht, ob ich es nicht bereits jetzt in Angriff genommen hätte,

wäre die Neigung zu einer philosophischen Betrachtung der Dinge in dieser Zeit bei mir weniger vorherrschend, meine äußere Lage der Muße, welcher der Dichter doch nicht entraten kann, der Produktion günstiger gewesen, und hätte mir nicht vor allem das Goethesche Zauberwort gefehlt, das später das Siegel löste. Wohl mir, daß es sich so verhielt; daß mir noch Zeit blieb, das Thema zu vertiefen, die Enge meines Lebenshorizontes auszuweiten! Hätte ich jetzt die Arbeit in Angriff genommen, so würde einer jener Anfängerromane mehr entstanden sein, die besten Falles einen kleinen Kreis gleichgestimmter, jugendlich unreifer Gemüter ergötzen, dem reiferen Leser aber nichts bringen, ihm höchstens das Lob entlocken, daß der Verfasser „nicht ohne Talent sei". Womit denn im Grunde herzlich wenig gesagt ist, und wobei es nur zu oft bleibt, wenn der junge Streber auf dem unsicheren Fundamente seine zerbröckelnden Schlösser weiter baut. Er kann darüber ein alter Mann werden und wegsterben, ohne sich eine andere Grabschrift erworben zu haben als jenes Schreckliche: daß er „nicht ohne Talent" gewesen.

Stand ich aber klüglicherweise von einem Vorhaben ab, zu dessen Ausführung ich die Kraft nicht gehabt hätte, schwand das Thema doch von der Zeit an nie gänzlich aus meiner Seele. Schien es sich auch einmal zu verdunkeln, so trat es ein andermal wieder um so klarer hervor und gab mir die Empfindung, als sei, was ich da gerade erlebe, nur eine Variation der Grundmelodie.

Ich habe den Leser in einem früheren Abschnitt bereits mit meiner Schwester (Sophie) bekannt gemacht, die ich, als ich zur Universität ging, als ein halbes Kind verlassen und, heimgekehrt, zur Jungfrau herangeblüht wiedergefunden hatte. Flüchtig und durch manches, was sich verstimmend herzudrängte, getrübt, wie unser erstes Wiedersehen gewesen, hatte mich doch das liebe Bild treulich nach Greifswald in mein stilles Zimmer begleitet und, als ich „Clara Vere" schrieb, so lebhaft vor meiner Seele gestanden, daß ich der heitergemuteten Försterstochter, welche zuletzt über das stolze Edelfräulein den Sieg davonträgt, ihre Züge geben mußte. Nun war mir das Glück geworden, auf längere Zeit mit ihr unter dem väterlichen Dache leben zu dürfen, und wie stark mich, besonders im Beginn, der Dienst in Anspruch nahm und wie viel Zeit ich auch über meinen Büchern verbrachte, ich konnte ihr doch eine und die andere Stunde des Tages um so freier widmen, als ich noch immer, wie in den letzten Schuljahren, ein schlechter Schläfer war und es leider bis heute geblieben bin.

Solche Stunden aber waren mir ein Hochgenuß. Und welcher Genuß möchte auch höher und reiner sein, als selbst noch jung und lebensdurstig, ohne Leidenschaft in eine junge Mädchenseele zu blicken, die, wie sich eine Blumenknospe Blatt für Blatt der Sonne, so Tag für Tag reicher, voller dem Leben entfaltet. Ich sage: „ohne Leidenschaft," wenn es gleich für mich nicht ganz zutrifft, bei dem, wie damals so ziemlich alles, so auch diese reine Liebe bald zu einer Leidenschaft wurde, ohne daß ich sie als solche übel empfunden hätte. Denn der Vergleich mit jener, die ich eben erst durchgemacht, lag zu nahe, um nicht ja herrlich zugunsten der neuen auszufallen. Hier war kein Hangen und Bangen in schwebender Pein, kein stürmisches Herzklopfen, kein bittersüßes Weinen, kein himmelhohes Jauchzen, keine abgrundtiefe Verzweiflung. Hier war Friede und Freude, herzlichste gleichmäßige Zuneigung von beiden Seiten, Übereinstimmmung der Denkungsart und des Geschmackes bis auf den notwendigen Rest. Ich meine bis auf die kleinen Abweichungen, die da sein müssen, soll das Verhältnis nicht zuletzt in eine Linie verlaufen, auf welcher sich die Betreffenden in monotoner, die Kräfte einschläfernder, unweigerlich in Apathie endender Gleichförmigkeit weiter bewegen. Dem war für uns vorgesorgt. Schon durch die Differenz der vollen sechs Jahre, die ich vor meiner Schwester voraus hatte, und die mich ihr gegenüber ohne Anmaßlichkeit die Stelle eines Lehrers einnehmen ließen. Wobei denn keineswegs ausgeschlossen war, daß der Lehrer von seiner Schülerin mindestens ebensoviel lernte als sie von ihm. Ich kann das Glück dieses Beisammenseins, gemeinschaftlichen Lernens und Strebens und die nachhaltige Bedeutung, die ein so schönes Bündnis für mich gehabt hat, nicht besser schildern, als durch ein paar Verse, welche mir Jahre später die Erinnerung jener köstlichen Zeit diktierte:

Durch Blut- und Wahlverwandtschaft fest verbunden,
Hat eins des andern liebend stets gedacht:
Mir warst du hellster Stern in trüber Nacht,
Du hast in mir den treusten Freund gefunden.

Was ich nur Gutes, Schönes mocht' erkunden,
Ich hab' es alles, Teure, dir gebracht;
Da ward gelernt, geschwärmt, gescherzt, gelacht;
Und so vergingen uns die holden Stunden.

Das ist nicht mehr. Längst trennte uns das Leben;
Allein muß tragen ich so Glück, wie Leid.
Doch was ich sinnen mag und was erstreben,
Es schaut dein Auge klar zu jeder Zeit
In meiner Seele tiefgeheimstes Weben;
Und was ich schaffe — dir bleibt es geweiht.

Bei dem allen darf man nun an nichts weniger als an einen systematischen Unterricht denken, den ich der Schwester in regelmäßig bestimmten Stunden erteilt hätte. Es war ein freies, mehr oder weniger vertieftes Sprechen und Disputieren, das sich an keinen Ort und keine Zeit band: auf Spaziergängen, dem Hinweg zu, dem Heimweg aus einer Gesellschaft vielleicht am lebhaftesten entbrannte und sich über alles verbreitete, was innerhalb meines Bildungs- und Wissenhorizontes lag und manchmal auch ein wenig weiter. Zum Beispiel über weibliche Erziehung, Frauenemanzipation und andere Dinge, die mir möglichst ferngelegen hatten, und die ich jetzt eifrig heranzog, weil sie mir zur Sache zu gehören schienen. Was den Reiz dieser Unterhaltungen immer aufs neue belebte, war der Umstand, daß ich, lehrbegierig und voll Überzeugungseifer, es mit einem Geiste zu tun hatte, der, wie er gern und leicht lernte, sich doch keineswegs ebenso leicht überzeugen ließ; einem Geiste, der mit der Logik einen für Frauen ungewöhnlich festen Bund geschlossen, vor dem nichts Falsches oder auch nur Halbwahres Bestand hatte: den aller Schein anwiderte, dessen Wahrheitsliebe nichts ins Schwanken brachte, und dessen Wahrhaftigkeit in der Unbefangenheit ihrer Äußerung ängstliche Gemüter manchmal in Schrecken setzen konnte. Sie in diesem allen das echte Kind ihrer Mutter, wenn sie auch in den Gesichtszügen mehr dem Vater ähnelte, von dem sie gleichfalls den praktisch-häuslichen Sinn geerbt hatte. Da hatte denn der jugendliche Lehrer nicht selten einen schweren Stand, um so mehr, als er, in pädagogischem Ungeschick, die Dinge oft genug beim falschen Ende anfassen mochte, oder auch solche in Angriff nahm, die er besser nicht berührt hätte: unter anderen seinen Spinozismus. Die Stirn noch glühend von dem beseligenden Trank, war es mein Erstes gewesen, die geliebte Schwester aus der Wunderquelle schöpfen zu lassen. Sie mundete ihr wenig. Was ich ihr von der Substanz und ihren Attributen mitteilte und den Ideen, die ausnahmslos in Gott adäquat seien, wie inadäquat sie auch in dem menschlichen Gehirn herumstöberten, wollte ihr keineswegs einleuchten. Ich legte darauf um so weniger Gewicht, als ich selbst über diese tiefsinnige Materie keineswegs im klaren war; aber mit dem praktisch-moralischen Stoff der Ethik, den ich mir völlig zu eigen gemacht, ja nicht unwesentlich vertieft und erweitert zu haben glaubte, erging es mir nicht besser. Der Mensch solle des freien Willens ermangeln? demselben Gesetz der Notwendigkeit unterliegen, wie Fels und Baum und etwa auch die Tiere? Torheit! da jeder sich in jedem Augenblick vom Gegenteil überzeugen könne! Und wo,

wenn es keinen freien Willen gebe, blieben denn die Zurechnungsfähigkeit und mit dieser die Unterschiede von gut und schlecht, Tugend und Sünde, Lohn und Strafe und so weiter? Vergebens mein Mühen, darzutun, daß von allen diesen schönen sieben Sachen kein einziges verloren ginge, kein einziges seine Geltung für das Menschenleben einbüße; sie nur in eine andere Beleuchtung rückten, die sie uns in ihrer wahren Wesenheit erkennen ließen, woraus für die menschliche Gesellschaft nicht nur kein Schaden, sondern im Gegenteil der ungeheuerste Nutzen resultieren müsse. Wie die Sache jetzt liege, seien die auf schiefen Begriffen gegründeten menschlichen Einrichtungen in Staat, Kirche, Schule und wo immer dem Schlendrian vergleichbar, mit dem der pommersche Landmann, ohne von Meteorologie, Chemie, Botanik, Zoologie eine Ahnung zu haben, sein Gewerbe treibe, wie und weil es seine nicht minder unwissenden Väter seit unvordenklichen Zeiten so getrieben hatten. Selbstverständlich auf diese banausische Weise mit viertel und halbem Nutzen, der ein voller und ganzer werden würde, sobald sie zur wissenschaftlichen Einsicht durchgedrungen wären und nach dieser handelten.

Die Innigkeit meiner Überzeugung von der Wahrheit der Sache, für die ich plädierte, war zu augenscheinlich, und der Kopf, mit dem ich es zu tun hatte, zu klar, als daß meine Argumentationen ohne allen Eindruck hätten bleiben sollen. Aber ich konnte mich doch nicht rühmen, dem Meister eine mir so werte und seiner so würdige Adeptin zugeführt zu haben. Wenigstens nicht hinsichtlich der theoretischen Einsicht in seine Lehre. Während mir freilich später die Genugtuung wurde, zu beobachten, wie sie in der Erziehung ihrer Kinder, die sie mit nimmer müder Sorgfalt überwachte, praktisch nach spinozistischen Grundsätzen urteilte und handelte: immer darauf bedacht, die jungen Gemüter so zu kräftigen, daß ihnen das Gute und Rechte möglich ward, während andere Mütter (und Väter) beständig mit ihrem öden „Du sollst!“ dareinfahren und damit nicht verständiger handeln als jene klugen Leute, die dem Ertrinkenden den Rat geben, sich an dem eigenen Schopfe aus dem Wasser zu ziehen. Wobei mir denn die weitere Bemerkung verstattet sein mag, welche große stille Freude es dem Spinozisten gewährt, daß, wenn seine Lehre auch ein esoterisches Geheimnis für die Menge vielleicht immer bleiben und selbst von denen, die es besser wissen sollten, verketzert werden wird, die Logik der Dinge, deren geistiges Spiegelbild sie ist, die Menschen mit machtvoll steigender Gewalt zwingt, was sie theoretisch nicht einsehen, dennoch praktisch zu üben. —

Je augenscheinlicher so mein Mißerfolg als Lehrer auf dem philosophischen Gebiete war, desto heißer entbrannte mein Wunsch, der geliebten Schülerin das Reich der Poesie zu erschließen, in welches sie bis jetzt kaum einen und den anderen flüchtigen Blick getan hatte. Man erinnere sich, wie wenig günstig nach dieser Seite die Verhältnisse in der guten Stadt und in meinem elterlichen Hause lagen. Von einer lebhaften Teilnahme der Stralsunder Gesellschaft an der Literatur konnte heute so wenig als vor vier Jahren die Rede sein. Bei meiner Heimkehr hatte ich melancholisch gelächelt, als ich fand, daß jenes von mir zerlesene Exemplar der Schillerschen Werke nach wie vor in meiner Familie die gesamte poetische Literatur repräsentierte. Wie schmerzlich hatte ich seinerzeit unter diesen trübseligen Verhältnissen gelitten! Meine Schwester sollte es besser haben; sollte sich nicht, wie ich, einsam und mühselig ihren Weg zu jenen Gefilden tasten müssen, die mir als die einzig elysischen galten.

Wie es der Brauch junger Damen ist, die der Schule unlängst entwachsen sind, hatten die Schwester und ihre Freundinnen ein Kränzchen. Es wanderte, wie ebenfalls gebräuchlich, von Haus zu Haus der Beteiligten, und so hatte ich denn wohl, wenn die Reihe an meine Schwester kam, ein oder das andere Stündchen in dem reizenden Kreise verweilen dürfen. Da war denn die Rede selbstverständlich auch auf die Dinge gefallen, über die zwischen meiner Schwester und mir so viel verhandelt wurde, und hatte die Neu- und Wißbegier der anderen Mädchen um so mehr erweckt, als sie sämtlich strebsame junge Seelen waren und ein mangelhafter Schulunterricht ihren Wissensdurst mehr gereizt als befriedigt hatte. Es geschah dann wohl, daß ich meine Ansichten in einer Ausführlichkeit entwickelte, die meine Rede zu einem kleinen Vortrag machte, oder ein Zitat, durch welches ich meine Meinung illustrieren wollte, sich auf allgemeinen Wunsch zu einer längeren Rezitation oder zu einer Vorlesung erweiterte. Ich hatte das Glück, mit meinen Künsten zu gefallen. Man wollte mehr davon hören, und da das nicht gut anders zu machen war, als daß ich auch an den sonstigen Zusammenkünften der Freundinnen teilnahm, sah ich mich bald als Gast an den verschiedenen Kränzchentischen in mir bis dahin fremden Häusern, wohlaufgenommen von den Eltern und Verwandten, die, wenn sie unseren literarischen Eifer belächeln mochten, uns doch freundlich gewähren ließen.

Diese Abende gehören zu meinen liebsten Erinnerungen. Hatte ich mich die Woche hindurch in der Gemeinschaft mit den bäuer-

lichen Kameraden redlich abmühen, ihren plumpen Reden und derben Scherzen zuhören müssen, empfand ich es als eine unaussprechliche Wohltat, nun für ein paar Stunden in der Gesellschaft anmutiger junger Mädchen mich bewegen du dürfen. Ihre wohllautenden Stimmen, ihr silbernes Lachen zu hören, war eine Wonne. Und wenn bei dem Beginn des Vortrags oder der Vorlesung das holde Geschwirr verstummte, ich so viele ernste schöne Augen sinnend niederwärts, oder andächtig auf mich gerichtet sah, hätte ich meinen Platz am Teetisch mit keinem Königsthron vertauschen mögen. Dabei war es für mich noch ein besonderes Glück, daß eine Gefahr, die doch so nahe zu liegen schien, nicht an mich herantrat. Von einer, wie ich meinte, törichten Leidenschaft geheilt, kam mein Herz, das jetzt ganz von der Liebe zur Schwester erfüllt war, nicht aus seiner Ruhe, die dann auch, muß ich hinzufügen, von diesen jungen Damen gewissenhaft respektiert wurde. Ich gehörte für sie meiner Schwester; und wenn das jemals einer von ihnen als ein besonderer Vorzug erschienen sein sollte, bin ich gewiß, daß sie ihr diesen, wie jeden anderen neidlos gegönnt hat. Auf keinen Fall machte ich auch nur den geringsten Anspruch auf eine andere Vergünstigung, als die, in diesem anmutigen Kreise das bißchen, was ich etwa an Geist und Verständnis der Poesie besaß, mit freiem Mute an den Tag legen zu dürfen.

Dabei mochte denn wohl bezüglich des Vorteils, den die Beteiligten, jedes für sich, von diesen Zusammenkünften hatten, dasselbe Verhältnis obwalten, wie in dem Sekundanerkränzchen weiland. Ich hatte, wie damals, den Löwenanteil, weil ich meine Seele in die Sache legte, in der ich — damals in der Schülerzeit nur ahnend — jetzt längst mit vollem Bewußtsein die meine sah. Hatte sich doch um das, was uns hier beschäftigte, mein Sinnen und Denken nun schon seit Jahren bewegt! Glaubte ich doch erst jetzt, wo ich einem größeren Kreise mich mitteilen durfte, meines geistigen Besitzes froh zu werden! Fühlte ich doch, wie bei den erhöhten Anstrengungen, die ich machen mußte, diese weichen und doch verschieden gearteten Gemüter in einer Richtung nach meinem Sinne zu lenken, mir die Kräfte wuchsen; und erprobte so an mir die Wahrheit des alten Satzes, daß wir lehrend am besten lernen! Ich hatte mir, um nicht Lehrer werden zu müssen, das Talent zum Lehren abgesprochen. Es schien nun doch, als habe ich mir damit unrecht getan — eine Entdeckung, die mir nicht unlieb sein konnte in Hinblick auf eine Zukunft, die mir bereits in unliebsamer Nähe stand. Aber noch war ich frei. Ich tat, was ich tat, aus Neigung mit voller Lust.

Von der gehobenen Stimmung, in der ich mich zu jener Zeit befand, zeugt ein Aufsatz über Homer, den ich geschrieben, meine Hörerinnen in das Verständnis meines Lieblingsdichters einzuführen. Der Zufall wollte, daß diese kleine Arbeit das Erste sein sollte, was jemals von mir gedruckt wurde. Jetzt steht sie mit einigen nicht eben wesentlichen Abänderungen in meinen „Vermischten Schriften" als ein „zum Besten der Bibliothek des Berliner Handwerkervereins" gehaltener Vortrag. Als ich an dem betreffenden Abend das Katheder bestieg und den großen Saal schwarz vor Menschen sah, mußte ich lächeln im Gedenken an Ort und Stunde, da ich diesen „Vortrag" zum erstenmal hielt: am Teetisch, im Licht einer Astrallampe und der Augen von einem halben Dutzend lieblicher Mädchengesichter.

Den kundigen Leser brauche ich nicht zu versichern, daß, wie ernsthaft sich unser Treiben in meiner Darstellung ausnehmen mag, demselben in Wirklichkeit der Scherz in reichlicher Dosis beigemischt war. Wie in jedem Kreise junger Leute, behauptete auch in dem unseren der Neckgeist sein gutes Recht. In welcher Ausdehnung und mit welchem Behagen ersehe ich aus mehr als einem Spottgedicht, das von jener Zeit her in meinen Mappen sich findet und mich mit seinen vergilbten Lettern fragt, ob ein bekanntes Goethesches Wort in seiner Umkehr nicht noch richtiger dahin laute, daß man im Alter wünscht, wovon man in der Jugend die Fülle hatte.

So in Ernst und Scherz: mit philosophischen und literarischen Studien; den Versuchen, das, was ich nur halb wußte, indem ich es anderen klar machen wollte, mir selbst zur Klarheit zu bringen; mit den Bemühungen, von den Geheimnissen des militärischen Dienstes den letzten Schleier zu lüften, waren mir Winter, Frühling und Frühsommer in erfreulich buntem Wechsel hingegangen. Es kam der Spätsommer und mit ihm das große Manöver, das in der Umgegend Stettins abgehalten werden sollte. Dorthin hatten wir uns also zu begeben, um uns mit den beiden anderen Bataillonen unseres Regiments zu vereinigen. Selbstverständlich wurde der lange Weg marschierend zurückgelegt. Es war während der sämtlichen Tage, die wir auf dem Marsch zubrachten, grausam heiß. Auf der Chaussee, auf der wir uns tagsüber zumeist bewegten, auf den Landwegen, selbst des Abends zu unseren Quartieren, von diesen zu dem Rendezvous am nächsten Morgen — wenn nicht gerade ein Rasttag war — umhüllte uns oft der Staub so dicht, daß man bereits die vierten oder fünften Vorderleute in der Kolonne kaum erkennen

konnte. Dazu die jetzt glücklicherweise längst zu anderen überwundenen Dummheiten gehörige Regel, den verschmachtenden Leuten unter keinen Umständen einen frischen Trunk zu gewähren! Ich ertrug diese natürlichen und menschlichen — oder unmenschlichen — Unbilden mit scheinbar unverhältnismäßiger Leichtigkeit — will sagen: viel leichter, als mancher andere, der mir doch an Körperkraft weit überlegen schien. Es kam nicht selten vor, daß ich einem solchen Riesen, der „schlapp" geworden war oder zu werden drohte, sein Gewehr — die schwere Miniébüchse von damals — abnahm und so mit zwei Gewehren halbe, ganze Stunden lang rüstig vor oder neben meinem Zuge marschierte. Ich hatte, wie der Kundige aus den letzten Worten ersieht, die Ehre, Unteroffizier zu sein — eine Vergünstigung, die damals den Freiwilligen, wenn sie sich bewährt hatten, bereits nach dem ersten halben Dienstjahr zuteil wurde. Mit dieser Auszeichnung stand freilich nicht im Widerspruch, daß man mit den Kameraden im Quartier die Suppe oder den Brei aus derselben Schüssel löffelte, mit ihnen die Strohschütten in der Scheune oder das Lager auf dem Heuboden teilte; wie die Tressen denn auch sonst durch die Sorge, die man seinen Untergebenen angedeihen lassen mußte, durch die Verantwortung, welche man für sie zu tragen hatte, den Dienst eher erschwerten als erleichterten.

Von dem langen und beschwerlichen Marsche ist mir ein Erlebnis in besonders lebhafter und für mich rührender Erinnerung geblieben.

Wir waren nach einem besonders heißen Tage am Frühabend in ein großes Dorf gelangt, wo wir Rast machten. So ansehnlich der Ort war, mochte es doch schwer gehalten haben, die beiden ihm zugeteilten Kompagnien schicklich unterzubringen. Jedenfalls war ich mit noch ein paar Mann möglichst unschicklich untergebracht: am äußersten Ende des Dorfes in einem kleinsten, armseligsten Bauerngehöft, das von Schmutz in jeder schlimmsten Bedeutung des Wortes starrte. Die Wirte — verkommene alte Leute — waren das Gegenteil von Gastfreundlichkeit. Von dem schauerlichen Gemengsel, das sie uns nach langem Sperren als Abendbrot vorsetzten, hätte ich um keinen Preis der Welt einen Bissen nehmen mögen. Mit einem Worte: es fehlte nichts, auch ein philosophisches Gemüt auf eine harte Probe zu stellen.

An die Schrecken der herabsinkenden Nacht denkend, stand ich vor der Tür des Gehöftes, als mein Hauptmann, die Quartiere seiner Kompagnie revidierend, vorüber kam. Es entwickelte sich zwischen ihm und mir das folgende Gespräch. Nun lieber S., zu-

frieden? — Müßte lügen, wenn ich ja sagen sollte, Herr Hauptmann. — Woran fehlt's? — An allem, Herr Hauptmann. — Es sieht in der Tat übel aus. — Zu Befehl, Herr Hauptmann. — Hm, hm! Wissen Sie, lieber S., ich möchte Ihnen gern ein besseres Quartier verschaffen; indessen — hm! hm! — also, guten Abend, lieber S. — Guten Abend, Herr Hauptmann.

Er ging seines Weges. Ich wußte, was sein „indessen" bedeutete. Der übrigens wohlwollende Herr hatte einen ganz unhauptmännischen Respekt vor seinem Fourier, einem hämischen, bissigen Menschen, der es sehr übelnahm, wenn man ihm seine Kreise störte, und mit dem er es während des Manövers um so weniger verderben mochte, als er selber die Vorzüge eines guten Quartiers sehr wohl zu schätzen wußte.

Über die Schwäche der menschlichen Natur im allgemeinen und die meines Hauptmanns im besonderen nachdenkend, schlenderte ich durch das Dorf und gelangte zu einem freien Platze, auf welchem die bescheidene Kirche lag, neben ihr das fast ganz mit Efeu übersponnene kleine Pfarrhaus, vor dem Hause ein durch ein grünes Gitter von der Dorfstraße abgeschlossenes Gärtchen mit einer Laube. Über die niedrige Stakettür lehnte ein älterer schwarzgekleideter Herr mit einem Sammetkäppchen auf dem schon ergrauenden schlichten dünnen Haar — offenbar der Pfarrer. Es war ein so sanftes gutes Gesicht, daß der achtungsvolle Gruß, welchen ich ihm im Vorüberschreiten bot, mehr als bloße Höflichkeit war. Er hatte den Gruß freundlich erwidert, und ich bereits ein paar weitere Schritte getan, als ich hinter mir eine Stimme hörte, die mich zurückrief. Ich wandte mich sofort um und sah den Pfarrtr in der jetzt geöffneten Gartentür stehen. — Wollen Sie nicht einen Augenblick näher treten? sagte er mit einer Stimme, die, wie sein Gesicht, mild und gütig war. Und dann, als ob er eine so freundliche Einladung noch entschuldigen müsse: Ich dachte, es möchte Ihnen nach dem Marsche, der heute gewiß recht schlimm gewesen ist, ein kurzer Aufenthalt in meinem Gärtchen erquicklich sein. — Ich erwiderte ein paar höfliche Worte, in die ich ein Kompliment über die treffliche Pflege des Gartens einfließen ließ, der in der Tat mit seinen wohlverteilten Beeten, auf denen Astern und Reseda in Fülle, auch noch einige Spätrosen blühten, seinen sauber geharkten Kieswegen, der Buchenlaube an der Seite und seinem grünen Hintergrunde der efeuübersponnenen Hausfront im weichen Lichte des Spätabends das Anmutigste war, was man sehen konnte.

Während wir in den schmalen Gängen langsam auf und nieder

schritten, hatte sich bald ein behagliches Gespräch eingefunden, in welchem ich dem würdigen Manne auf seine freundlichen Fragen nach meiner bürgerlichen Stellung, meinem Studiengange und dergleichen bereitwillige Auskunft gab. Darüber waren wir denn auf gelehrte Dinge geraten; das klassische Altertum, die Philosophie — in Sonderheit die Spinozas, die jetzt mein Steckenpferd war. Indem ich, jugendlich lebhaft, von dem Gegenstande erfüllt, meine Weisheit auskramte, war der alte Herr an meiner Seite nachdenklich, einsilbig, zuletzt still geworden. Das fiel mir endlich doch auf, und nun erschrak ich über die Unschicklichkeit, der ich mich schuldig gemacht. Da wir uns gerade der Ausgangstür wieder genähert hatten, hielt ich den Augenblick für günstig, mich zu empfehlen. Ich dankte für die mir erwiesene Freundlichkeit und bat, nicht übel von mir denken zu wollen, wenn ich Gesinnungen geäußert haben sollte, von denen ich — nun leider zu spät — fühle, daß sie dem Theologen und Pfarrer anstößig gewesen sein müßten. Als ich dabei zögernd meine Hand ausgestreckt hatte, fühlte ich dieselbe fest gehalten. Die sanften Augen des Mannes ruhten mit stiller Klarheit auf mir und die gütige Stimme sagte: Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen, junger Mann. Nach der Wahrheit suchen wir ja alle, jeder auf seinem Wege. Möge Gott Sie auf den rechten lenken zu seinem himmlischen Hause, in welchem viele, viele Wohnungen sind. Wo liegen Sie in Quartier?

Ich mußte bei diesem seltsam plötzlichen Gedankensprung von den himmlischen Wohnungen zu meinem sehr irdischen Quartier innerlich lächeln, nannte aber ernsthaft den Namen meines unholden Wirts. Der gute Mann ließ vor Schrecken meine Hand fahren, um sie alsbald wieder zu ergreifen. — Das sollen Sie nicht, rief er mit einer Lebhaftigkeit, die ich ihm nicht zugetraut hätte. Der — er wiederholte den Namen des Bauers — ist das räudigste Schaf in meiner Herde. Mein Gott, welche Not haben er und seine Frau, die nicht besser ist, mir schon geschafft! Aber das ist meine Sache. Sie sollen darunter nicht leiden. Nein, das sollen Sie nicht. Sie müssen morgen wieder frisch und rüstig sein, und in dem Schmutznest würden Sie keine Minute schlafen. Wissen Sie was? bleiben Sie bei mir. Ich kann Ihnen auch nicht viel bieten, aber ein reinliches Lager doch. Wollen Sie? — Mit tausend Freuden, erwiderte ich, nur daß es sich leider schwer machen lassen wird. Mein Hauptmann — und ich berichtete lachend die kurze Unterredung, die ich mit meinem Hauptmann gehabt hatte. — Ich werde selbst den Herrn Hauptmann bitten! sagte der Pastor, bereits im Begriff,

sich in das Haus zu wenden, vermutlich, um sich Hut und Stock zu holen. Ich hielt ihn fest: Und ich bitte herzlich, Herr Pastor, tun Sie das nicht. Offen gestanden: es würde mich in Verlegenheit setzen. Wenn Sie denn wirklich in Ihrer Güte darauf bestehen, ich kann es, ohne mich an den Hauptmann zu wenden, mit meinem Feldwebel ordnen. Ich hoffe, bereits in einer Viertelstunde mit Sack und Pack mich wieder vorzustellen.

Die Dorfgasse hinabeilend, hatte ich das Glück, bereits an der nächsten Ecke auf den Feldwebel zu treffen. Ich trug ihm mein Anliegen vor; und da ich mit ihm auf dem besten Fuße stand, er auch sonst ein gefälliger Mann war, hielt es nicht schwer, seine Einwilligung zu erhalten. Er wolle ein Auge zudrücken, aber wenn ich morgen nicht rechtzeitig mit meinem Zuge antrete, so solle ein heiliges — Ich ließ ihn den letzten Teil der üblichen Phrase in den dicken Schnauzbart brummen, lief spornstreichs meinem Quartier zu, wo ich die fünf oder sechs Kameraden, unter denen sich auch mein Bursche befand, vor der Tür der Baracke ihre Pfeifen und Zigarren schmauchend antraf, durch die Schrecken ihrer Umgebung in der Behaglichkeit ihrer Laune offenbar keineswegs beeinträchtigt. Mein Bursche war flink zur Hand, das Nötige schnell getan und besprochen; so mochte wenig über eine Viertelstunde vergangen sein, als ich mich zum zweitenmale dem Pastorhause näherte, schon von weitem des würdigen Mannes ansichtig, der wiederum in der Gartentür stand. Diesmal war er nicht allein. Im Hintergrunde des Gartens, an dem Hause hin, bewegte sich eine weibliche Gestalt, die nun herantrat und mir von dem Pastor als seine Tochter vorgestellt wurde. Es war ein überschlankes, hochgewachsenes Mädchen, das mir, dem Dreiundzwanzigjährigen, nicht mehr jung erschien, das heißt, ein oder zwei Jahre älter sein mochte als ich selbst, und dessen blasse Wangen, während ich ihr die Hand reichte und ein paar Höflichkeiten vorbrachte, von einer jähen Röte gefärbt wurden, die ebenso schnell wieder verschwand. — Sie müssen mit uns vorlieb nehmen, sagte der Pastor. Meine Tochter und ich sind alles, was von einer einst zahlreicheren Familie übrig ist. — Ich verbeugte mich abermals, im stillen denkend, es möchte nicht lange währen, bis er der einzig Übriggebliebene sei. Die blassen Wangen des Mädchens mit der fliegenden hektischen Röte deuteten zu schmerzlich klar auf das Verhängnis, das auf schwarzen Fittichen über der Familie schwebte und dem die übrigen Glieder bereits zum Opfer gefallen waren.

Doch blieb mir keine Zeit, so trüben Betrachtungen nach-

zuhängen. Der Pastor geleitete mich in das Haus, eine Treppe hinauf, über einen schmalen Korridor, der durch ein Lämpchen erhellt war, und von dem rechts und links mehrere Türen wohl nur zu Bodenkammern führten, geradeaus in ein allerliebstes, einfach-schicklich ausgestattetes, vom letzten matten Schein der Abendsonne erfülltes Giebelstübchen. Er hieß mich freundlich, es mir bequem zu machen. Ich erwiderte, daß es dazu nur einer halben Minute bedürfe, lehnte das Gewehr in die Ecke, stellte den Helm auf die Kommode, legte den Tornister auf einen Stuhl, schnallte den Säbel ab und war bereit, ihm zu folgen. Wir gingen wieder hinab in ein größeres Gemach rechter Hand vom Hausflur, wo ein sauber gedeckter Tisch uns mit dem Abendbrot erwartete, an dem wir uns, nachdem der Pfarrer ein kurzes Gebet gesprochen, alsbald niederließen. Es war ein schlichtes Mahl aus einfachen ländlichen Produkten: Eiern, Brot, Butter, Käse und Früchten, aber alles schmackhaft und reichlich; auch fehlte es nicht an einer Flasche nicht kostbaren, aber wohl trinkbaren Weines. Hungrig und durstig, wie ich war, sprach ich den guten Dingen herzhaft zu, zur augenscheinlichen Freude meiner Wirte, von denen wenigstens der alte Herr einen normalen Appetit entwickelte, während die Tochter die Speisen kaum berührte und nur wiederholt an ihrem Glase nippte, immer mit einer hastigen, nicht unschönen Bewegung. Ich hatte durchaus die Empfindung, daß sie eine nervöse Erregung, vielleicht einen körperlichen Schmerz zu überwinden habe. Dabei kam und ging von Zeit zu Zeit auf ihren Wangen jene verhängnisvolle Röte, während sie die Augen fast beständig niedergeschlagen hielt. Zu meinem Bedauern: sie waren das einzig Schöne in dem unregelmäßigen Gesicht: groß und so tief blau, wie ich es selten gesehen. Auch tat es mir um das ungewöhnlich reiche aschblonde Haar leid, mit dem eine andere Dame großen Staat gemacht haben würde, und das sie, als ob sie sich des Schmuckes schäme, in eine wenig kleidsame Frisur gezwängt hatte. Nun aber kann wohl ein junger Mann nicht lange in der Gesellschaft eines weiblichen Wesens sein, ohne die holde Anziehungskraft zu spüren, die von ihm ausgeht. Ich hatte diesem kaum eine halbe Stunde gegenüber gesessen, als ich nicht mehr zu begreifen vermochte, daß ich das Mädchen im ersten Momente unschön gefunden, und mir immer wieder sagte, ich habe auf jeden Fall selten oder nie ein so liebes, mir so sympathisches Gesicht gesehen.

In Erinnerung meiner Unbedachtsamkeit bei der ersten Begegnung mit dem geistlichen Herrn hatte ich mir vorgenommen, in der Folge desto vorsichtiger zu sein und vor allem jedes Wort zu

meiden, das abermals von meiner Freidenkerei Zeugnis abgelegt hätte. Der würdige Mann machte es mir leicht, meinem Vorsatze getreu zu bleiben, indem er ein behagliches Gespräch über Soldatenleiden und Freuden, Ackerbau, Gartenkunst, Bienenzucht und was dergleichen unverfängliche Dinge mehr waren, nicht ohne Geschick in Gang erhielt. Das wäre nun soweit recht gut gewesen, wenn ich nicht das lebhafteste Verlangen verspürt hätte, die junge Dame in das Gespräch zu ziehen, und das nicht hoffen durfte, so lange es bei diesen Thematen blieb. Wenigstens hatte sie während der ganzen Zeit nur hin und wieder ein gelegentliches Wort mit einer wohllautenden, wenn auch etwas verschleierten Stimme geäußert. So faßte ich mir denn ein Herz und begann mit einem kühnen Übergange von Kunst und Literatur zu sprechen. Meine Hoffnung hatte mich nicht betrogen. Das Mädchen, das so still und wie zerstreut dagesessen, wurde aufmerksam, hob öfter die großen Augen, fing an, sich an dem Gespräch zu beteiligen, sehr schüchtern freilich, aber doch hinreichend, um mir Mut zu machen, lebhafter fortzufahren, die Rede allmählig mehr ihr zuzuwenden, sie direkt nach ihrer Lektüre zu fragen und was man denn sonst in solchen Fällen zu sagen und zu fragen pflegt. Sie gestand, daß sie gar gern ein gutes Buch lese, aber früher selten dazu gekommen sei, während ja freilich jetzt nur noch der gute Vater ihre Sorge in Anspruch nehme. — Ja, ja, fiel hier der Pastor ein, mein armes Mädchen hat in ihrem Leben wenig an sich denken können; und jetzt, wo sie es schon eher könnte, bleibt sie nun doch der alten Gewohnheit treu und sorgt, da unsere Lieben im Himmel es nicht mehr nötig haben, für die anderen armen gebresteten Menschenkinder, deren es ja überall auf Erden und in unserem Dorfe nicht zum wenigsten gibt.

Auf den Wangen des Mädchens brannten wieder die roten Flecke. Sie warf dem Alten, den der Wein gesprächiger gemacht haben mochte als wohl sonst seine Gewohnheit war, einen flehenden Blick zu, der ihr vollends mein Herz gewann. Der Blick sagte so deutlich, wie Blicke sagen können: Wie magst du nur in der Gegenwart eines Fremden davon sprechen! — Ich aber fühlte mich gar nicht mehr als Fremder. Mir war, als hätte ich den freundlichen, treuherzigen Mann, das liebe stille Mädchen, bereits vor Jahren einmal gut gekannt; sie hätten mich nur ein wenig vergessen, und es liege nun an mir, mich ihnen voll in die Erinnerung zu rufen. — Sie lesen gern ein gutes Buch, sagte ich, mich zu ihr wendend; und ich lese für mein Leben gern vor. Darf ich Ihnen etwas vorlesen? — Das wäre herrlich, erwiderte sie rasch. — Ja, ja, rief der Pastor;

aber was? — Vielleicht: Faust? fragte ich. — Hast du ihn noch? sagte der Alte zu seiner Tochter. — Sie schüttelte den Kopf. — Schade! sagte der Alte, schade, ich hätte wohl gern wieder einmal ein Stück daraus gehört. — Und dann, sich zu mir wendend: Die Sache ist, ich besitze den Goethe nicht. Aber gerade der Faust ist jetzt ein paar Wochen im Hause gewesen. Meine Tochter hatte sich ihn von einer Freundin geliehen. Nun, scheint es, hat sie ihn bereits wieder zurückgegeben. Schade! — So nehmen wir etwas anderes, sagte ich. Es wird sich da schon etwas finden. — Über der Kommode zwischen den beiden Fenstern war eines jener Büchergestelle aus Brettern, die mit Schnüren zusammengehalten, an der Wand schweben. Ich war herangetreten, bereits in der Sorge, daß ich denn doch hier schwerlich etwas nach meinem Geschmack finden würde. So war's denn auch: Klopstock, Gellert, Bunyans Pilgrim's progress und anderes ehrwürdig Schreckliches. In meiner Verzweiflung kam mir ein übermütiger Gedanke. — Aber hier steht ja der Faust! rief ich, auf gut Glück eines der Bücher herausnehmend. — Unmöglich! rief das Mädchen. — Kind, Kind! sagte der Vater, wie kann man so vergeßlich sein! — Ich war wieder an den Tisch getreten, von welchem eben die Magd die Sachen abräumte, nur die Flasche — es war bereits die zweite — mit den Gläsern stehen lassend. Meinen früheren Platz einnehmend, schlug ich das Buch auf — es war Tiedges Urania! — und fragte durch ein bescheidenes Räuspern an, ob ich mit meiner Vorlesung beginnen dürfe. Der alte Herr hatte sich in seinen Stuhl zurückgelehnt mit halb geschlossenen Augen. Die der Tochter waren starr auf mich gerichtet mit einem verwunderten, ratlosen Blick, worauf dies hinauslaufen möchte. Ich hielt den Blick ruhig aus und begann: „Hab' nun, ach! Philosophie". — Mir schlug das Herz so heftig, daß die ersten Worte dumpf und beklommen genug herauskamen. Aber das war ja just der rechte Ton für jemand, der sich und der ganzen Welt grollt. Bis ich zu „O sähst du, voller Mondenschein" kam, würde ich schon die Herrschaft über meine Stimme wiedergewonnen haben. So lange dauerte das nicht einmal. Noch ein paar Verse, und ich war voll in der Sache, schier übermütig in der Gewißheit, daß mir kein Vers, kein Wort fehlen würde; den Übermut so weit treibend, daß ich, als ich die Zeit für gekommen hielt, das Blatt umschlug, um scheinbar auf der nächsten Seite von oben weiter zu lesen. Dann konnte ich mich doch nicht enthalten, mein Gegenüber anzusehen mit einem Blick, der lächelnd bat, daß sie mir den Scherz verzeihen möge. Sie erwiderte mit einem Lächeln. Es war das erste an

diesem Abend und verschönte das Gesicht in wunderbarer Weise. Dazu leuchteten jetzt die großen blauen Augen, die sie unverwandt auf mich gerichtet hielt, in einem herrlichen Glanz. Ich sprach nur für diese Augen, und mir war, als ob ich in ihrem Lichte das hundertmal Gelesene und Rezitierte als etwas ganz Neues sähe, als eine Offenbarung, vor deren Wundern ich freudig erschrak. Das Spiel mit dem Umblättern hatte ich längst aufgegeben. Der alte Herr hatte den Kopf hintenübergelehnt und die Augen jetzt völlig geschlossen. Er mochte ebensowohl schlummern als andächtig zuhören. Ich war allein mit dem Mädchen in dem feierlichen Dom, den die Dichtung um uns, über uns wölbte: ich der Priester, sie die Gemeinde, eines in unserer Andacht, die doch vielleicht nicht ganz ohne einen irdischen Beigeschmack war, wenn man das erste Sichregen einer Neigung von Herz zu Herzen noch irdisch nennen kann.

Ich hatte ursprünglich das Gedicht besten Falles nur bis zur Erscheinung des Erdgeistes rezitieren wollen. Dann mochte, konnte ich vielmehr nicht abbrechen; die großen blauen Augen hafteten so unverwandt an mir. So erschien und verschwand auch der Erdgeist; der trockene Schleicher kam und ging. Ich rezitierte — wenn man, was ich wie im Traume sprach, so nennen kann — weiter, weiter bis zum „Euch ist er da!“ des Engelchors.

Der Traum war zu Ende. Ich wagte nicht, sie anzublicken, weil ich wußte, daß sie weinte. Ich machte leise das Buch zu und trug es still zu der Etagere zurück, wo ich es wieder an seinen Platz stellte. Als ich fühlte, daß ich meiner Bewegung Herr geworden, wandte ich mich wieder um. Die plötzlich eingetretene Stille hatte nun doch den alten Herrn aus seinem Halbschlummer geweckt. Er hatte sich erhoben und kam mir, als ich mich dem Tisch abermals näherte, bereits entgegen, eine komisch-rührende Verlegenheit auf dem guten Gesicht. Ich ließ ihn nicht zu Worte kommen, bat um Entschuldigung, wenn ich seine Gastfreundschaft so arg gemißbraucht habe, meinerseits eine Müdigkeit fingierend, von der ich wahrlich nichts empfand. Es hielt nicht schwer, den einfachen Mann zu täuschen. Er glaube gern, daß ich müde sei! nach einem so anstrengenden Tage! Und morgen — wie früh werde ich denn aufbrechen müssen? — Ich erwiderte: um vier Uhr, und daß ich auf das dringendste bäte, es möge sich niemand im Hause durch mein Fortgehen stören lassen. Nur wenn man mir das verspreche, würde ich ruhig schlafen können, gewiß, am nächsten Morgen zur rechten Zeit zu erwachen. — Es war nicht bloße Höflichkeit, was

mich so eifrig darauf bestehen ließ, vielmehr der Wunsch, mir die Erinnerung dieses schönen Abends nicht durch eine morgenlich=graue Szene, wie ich sie deutlich vor Augen sah, zu stören. — Nun denn, sagte der alte Herr, man soll einem lieben Gaste überall zu Willen sein. So leben Sie wohl! und möge Sie der Herr beschirmen auf allen Wegen! — Er hatte mir beide Hände hingestreckt, die ich in tiefer Rührung drückte. Dann trat ich zu der Tochter, die halb abgewendet gestanden hatte und mir jetzt das Gesicht zukehrte. Es war zum Erschrecken blaß, und die Hand, die sie mir reichte, eiskalt. Ich wollte ihr sagen, daß ich überglücklich sein würde, wenn ich sie morgen auch nur auf eine Sekunde sehen könnte. Aber das durfte ich jetzt nicht mehr; ich brachte nichts weiter hervor als: leben Sie wohl! — Dann war ich zum Zimmer hinaus und fand mich auf dem Flur mit einem brennenden Lichte, von dem ich nicht wußte, wie es in meine Hand gekommen. Nun stand ich in meinem Zimmer.

Ich setzte das Licht auf den Tisch und lehnte mich in das offene Fenster. Der beinahe volle Mond hing bereits tief am Horizonte glanzlos zwischen Schleierwölkchen. Von dem Dorfe her ertönte nur noch seltenes dumpfes Geräusch; sonst war die Nacht so still, daß ich das Knarren der Uhr in dem Kirchturm, der seitwärts von mir, aber von dem Giebel des Hauses verdeckt, stand, deutlich hörte. Aus dem Garten — einer Abzweigung jedenfalls des Vordergartens um den Giebel herum — wallte der Duft der Reseda und der Levkoien in schier berauschender Fülle zu mir empor. Über mich war eine seltsame Traurigkeit gekommen. Meine Faustrezitation, in der ich mich so groß gedünkt, erschien mir mit einem Male wie ein unpassender Scherz. Mußte mich das kluge Mädchen nicht für einen eitlen, prahlsüchtigen Fant halten? Wäre es nicht tausendmal ziemlicher gewesen, das ruhige Gespräch fortzuführen, an dem sie ja bereits angefangen hatte, teilzunehmen, sicher weiter teilgenommen haben würde? Und ich hätte dann, anstatt die eigene Stimme nur zu hören, ihre sanfte Stimme weiter vernommen; hätte von ihrem inneren Leben, daß ganz gewiß ein reiches, tiefes war, ihrem Denken und Empfinden mehr erfahren als jetzt. Als jetzt? wo ich nichts, rein gar nichts von dem allen wußte! ihre Seele mir ein Buch mit sieben Siegeln geblieben war! und nun für immer bleiben würde! Ich war doch wieder einmal ein vollkommener Narr gewesen.

Ärgerlich mit mir selbst, wollte ich eben das Fenster schließen, um mein Lager aufzusuchen, als ich um die Giebelecke von der

Hinterseite des Hauses her eine weibliche Gestalt in den Garten kommen sah. Ich weiß nicht, welche Regung mich trieb, aber ich hatte mich sofort umgewandt, das Licht, das auf dem Tisch hinter mir in greifbarer Nähe stand, ausgelöscht und war dann wieder an das Fenster getreten, seitwärts mich so tief in den Schatten drückend, daß ich von unten her nicht wohl gesehen werden konnte. Meine Ahnung, daß es niemand anders sei als das seltsame Mädchen, hatte mich nicht betrogen. Trotz der Dunkelheit erkannte ich sie deutlich an ihrer Gestalt und Bewegung. Ich glaubte sogar, ihre Gesichtszüge zu unterscheiden, doch war das nicht der Fall. Nur einmal, als sie, in größerer Nähe des Fensters, auf einen breiteren Gang kam, sah ich im Licht des Mondes, der jetzt klar über einem Nachbardache stand, für ein paar Momente ihre Augen schimmern. Hätte ich ihren Namen gewußt, den der Vater während des ganzen Abends nicht ein einziges Mal genannt hatte, ich würde ihn jetzt gerufen haben. Ich wollte wenigstens ein „Gute Nacht!“ hinabsagen, aber die Kehle war mir wie zugeschnürt. Und bevor ich zu einem Entschluß gelangte, hatte sie sich gewandt und schwebte nach der Richtung, aus der sie in den Garten getreten war, wieder hinaus. Ich schloß das Fenster und warf mich auf das kleine Sofa. Es verlohnte sich nicht der Mühe, zu Bett zu gehen. An Schlaf war überdies nicht zu denken. Durch meine Seele schossen tausend wirre Gedanken, die sich alle um sie bewegten: ob sie geliebt habe? ob sie liebe? und wie der Mann beschaffen sein möchte, sein müßte, sollte ein so eigen geartetes Wesen an seiner Seite glücklich werden? ob sie zu denen gehöre, denen kein Glück auf Erden blühe; deren Los es war, vor der Zeit dahin zu sterben, wie zweifellos ihre Mutter, ihre Geschwister? ob die wenigen Jahre, die ihr vielleicht nur noch beschieden waren, mit ihr verleben zu dürfen, nicht eine paradiesische Ewigkeit aufwiege? — das schwirrte so fort, und dazwischen Plan auf Plan, wie ich es anzustellen hätte, sie wenigstens morgen früh noch einmal zu sehen, ihr zu sagen — ja, was? Und die Gedankenmeute jagte weiter, immer wilder, immer toller den Übermüden vor sich her, bis er sich in das Dunkel eines traumlosen Schlafes vor ihr retten durfte.

Ich erwachte von dem Lärm, den die Sperlinge in den Bäumen unter meinem Fenster vollführten. Es war erstes, schwaches Morgengrauen, daß ich kaum die Ziffer auf meiner Uhr erkennen konnte: ein Viertel auf vier. Noch zu früh zum Rendezvous. Indessen, was sollte ich hier? Mich fröstelte. Draußen würde es besser werden. So brachte ich meinen Anzug in Ordnung, zwischendurch denkend,

ich müsse durchaus gestern Abend im Fieber gewesen sein, um ein Erlebnis, das, wenn auch ungewöhnlich, so doch wahrlich nicht so gar absonderlich war, in dieser Weise zu nehmen. Ein alter, guter, gastfreundlicher Mann, ein stilles, bescheidenes Mädchen, denen ich ein paar Szenen aus dem Faust vordeklamiert, wie ich es vor den Freunden in Bonn und meinen jungen Freundinnen in Stralsund so oft getan — wo steckte denn da die Romantik? und nun gar die Tragik? Die Phantasie war mir wieder einmal durchgegangen und hatte das bißchen Verstand hinter sich hergewirbelt.

Ich hatte meine sieben Sachen beisammen. Als ich vorsichtig die Tür öffnete, bemerkte ich draußen am Schlüssel einen dunkeln Gegenstand. Ich griff darnach; es war ein Blumenstrauß, von dem der Duft der Reseden und Levkoien zu mir aufstieg. Ich eilte in das Zimmer zurück an des Fenster und suchte, wonach gesucht zu haben ich mich sofort aufs tiefste schämte. War dies denn nicht genug? Diese Blumen, die sie heute Nacht selbst gepflückt? auf denen noch der Tau der Nacht lag? Konnte sie ihren Dank, wenn sie mir denn wirklich danken zu müssen glaubte, sinniger, zarter ausdrücken? Aber nun fortgehen zu sollen, so reich beschenkt, ohne den Dank zu erwidern, das durfte ich nicht.

Ich hatte das Gewehr weggestellt, Bleifeder und ein Blatt aus meiner Brieftasche genommen und trat an das Fenster, wo es mittlerweile hell genug zum Schreiben war. Die frühe Gewohnheit, bei einer schicklichen Gelegenheit mit ein paar Versen aufzuwarten, kam mir jetzt zustatten. Ich hatte nach ein paar vergeblichen Ansätzen die folgenden auf das Papier gekritzelt:

Ihr habt den müden Wandrer gern empfangen
Nach guter Christen liebevoller Weise;
Habt ihn gehegt in eurem trauten Kreise,
Bis freudig ihm erglühten Herz und Wangen.

Ihr wußtet es: Nicht von dem Brot alleine —
Er lebt von jedem Wort aus Gottes Munde,
Von jeder dichtergeisterfüllten Stunde,
Die ihm verklärt die Welt in heil'ger Reine.

Und. ach! vor allem doch: von Frauengüte,
Von schöner Mädchenaugen holder Gnade,
Die duft'ge Blumen streut auf seine Pfade. —
Ich danke Euch! Und daß Euch Gott behüte!

Als ich die Verse überlas, sah ich wohl, sie waren nicht geworden, was ich gewollt hatte: nicht der volle Ausdruck der

Rührung, von der ich mich bewegt fühlte und die doch im Grunde die schnell entflammte Liebe zu dem Mädchen war, das mir durch ihre duftige Spende seinerseits mehr als bloße gastfreundschaftliche Empfindung an den Tag gelegt zu haben schien. Durch die Dämmerung, die mich umgab, sah ich die großen Augen, wie sie gestern abend im Schimmer der beiden Kerzen auf dem Tisch zu mir herüber, aus dem nächtig dunklen Garten zu mir hinaufgeglänzt hatten. Aber das alles war ja gestern abend, heute nacht gewesen — für mich, für sie — ein ausgeträumter Traum — es war besser so.

Ich schrieb in gefaßterer Stimmung, bei hellerem Licht die verkritzelten Verse noch einmal auf ein reines Blatt und stand nun da, das Gewehr in der einen, das Blatt in der anderen Hand, unschlüssig, wo ich damit bleiben sollte. Es auf den Tisch legen, wie eine quittierte Gasthofrechnung — unmöglich! So befestigte ich es an dem Schlüssel draußen, an dem ihr Strauß gehangen hatte und schlich auf den Fußspitzen durch den Korridor, die Treppe hinab, von der nur die eine Stufe leise knarrte; unten über die Steinfliesen des Hausflur, behutsam, daß der knirschende Sand mich nicht verrate; klinkte die unverschlossene Haustür vorsichtig auf und eilte durch den Vorgarten auf die Dorfstraße; die Dorfstraße hinab bis an die Ecke, wo ich in eine andere Gasse einbiegen mußte. Da blieb ich stehen und blickte nach dem Hause zurück. Hatte ich doch gehofft, daß sie mir noch einmal zu begegnen wissen werde? Es mußte wohl sein. Dann, als ich das Haus im grauen Morgenlichte so liegen sah und sie nicht heraus in den Garten trat, keine der grünen Jalousien, mit denen die Fenster des Erdgeschosses verschlossen waren, sich öffnete, wollte mich doch ein Gefühl der Enttäuschung überkommen, dessen ich mich sofort schämte. Nein, nein, sagte ich laut vor mich hin: das habt ihr nicht um mich verdient, ihr guten Menschen. Ich danke euch! Und daß euch Gott behüte!

Da dieses Buch eine Beichte ist, darf ich nun das Folgende nicht verschweigen, obgleich es auszusprechen mir nicht leicht wird.

Wer möchte nicht annehmen, daß ich bereits in den nächsten Tagen, jedenfalls, nachdem ich aus dem Manöver heimgekehrt, an meine gütigen Wirte geschrieben, ihnen noch einmal für alles Liebe, das sie an mir getan, aus vollem Herzen Dank zu sagen. Daß ich, wenn dieser Brief, wie doch zweifellos, beantwortet wurde, der

Briefwechsel fortgesetzt, auf alle Fälle mich bemüht habe, von den weiteren Schicksalen der guten Menschen zu erfahren. Nichts von alledem. Ich habe nicht geschrieben, nie eine Erkundigung eingezogen — das epheuumrankte Haus mit seinen herzigen Bewohnern blieb für mich versunken, wenn auch nicht vergessen. Und schließlich auch vergessen, bis es jetzt nach so langer, langer Zeit mir wieder in Erinnerung kam. Wie das alles möglich war? Man wird es nicht verstehen, wenn man mein damaliges jugendliches Alter außer acht läßt und die Verfassung meines romantischen, noch in Verworrenheiten aller Art befangenen Gemütes. Das aber fand eine seltsame Lust daran, den Schleier des Absonderlichen und Geheimnisvollen, der dann wirklich über dem Begebnis lag, nicht zu lüften, womöglich noch zu verdichten. Ich habe bereits erwähnt, daß ich den Vornamen des lieben Mädchens nicht erfahren hatte. Aber ich kannte auch nicht einmal den Namen des Vaters, so wenig, wie er den meinen. Ich war ihm ein Mensch gewesen, an dem er Nächstenliebe üben konnte. Das hatte der reinen Seele genügt. Und war meine Seele gewiß nicht so rein — das rein Menschliche hatte doch auch mir von jeher näher gelegen, als das Drum und Dran, das sein oder auch nicht sein mochte. Wunderlicherweise war mir auch der Name des Dorfes so fremd geblieben, wie der meisten, durch die uns unser Marsch geführt. Ihn nachträglich zu erfahren, hätte mich in der ersten Zeit ja nur ein Wort gekostet. Ich sprach das Wort nicht, wie denn sonst keines über meine Lippen kam, das auf mein liebes Abenteuer hingedeutet hätte. Dieser romantische Nachklang der von mir in dem epheuumrankten Hause verlebten Stunden blieb jahrelang in meiner Seele. Dann, als ich anders, vernunftgemäßer zu empfinden begann, war es zu spät. Bei wem sollte ich, der ich längst in der Fremde weilte, die nötigen Erkundigungen einziehen, für die mir jeder bestimmte Anhalt fehlte? Und hätte ich sie nun doch erfolgreich angestellt — eine ahnungsvolle Stimme, die sich nicht zum Schweigen bringen ließ, sagte mir, daß es zu spät sein würde — zu spät! Da mochte denn, was in der Wirklichkeit traumgleich an mir vorübergeglitten war, vollends zu einem Traume werden.

Wir waren in Stettin eingerückt, wo wir in Quartier blieben. Es kamen die Regiments-, die Brigade-Exerzitien, endlich die eigentlichen Manövertage. Ein feindliches Korps, das gegen die

Festung andrängte, sollte durch energische Ausfälle der Besatzung zurückgetrieben, womöglich vernichtet werden. Mit der Festung hinter uns, zu der wir uns nur die Rückzugslinie offen halten mußten, durften wir kühn sein. Wir waren es. Löwenkühn. Wir schlugen uns mit dem Feinde in dem hügeligen, wälderreichen Terrain in hitzigen Gefechten herum, vertrieben ihn aus Dörfern, in denen er sich bereits festgesetzt hatte und die wir tambour battant stürmten; wir boten ihm zuletzt eine offene Schlacht an, nachdem wir ihm in einem abendlichen Marsch so nahe auf den Leib gerückt waren, daß die beiderseitigen, in großen Bogen zur Nacht aufflammenden Biwakfeuer einen prächtigen Anblick boten, bis sie ein strömender Regen auslöschte. Eine unbehagliche Situation. Kein trockener Faden mehr am Leibe, die Feldflasche längst leer, an Schlafen nicht zu denken und morgen die Entscheidung auf Leben und Tod. Nichts konnte unseren Mut beugen. Und dann: wir hatten die Feinde im Sack; es blieb ihnen nur die bange Wahl, vernichtet zu werden, oder sich gefangen zu geben. So sagten unsere Offiziere. Die erste Hälfte des Tages, der für uns schon vor dem Morgengrauen begonnen hatte, schien unsere kühnsten Hoffnungen krönen zu wollen. Wir trieben den Feind nur so vor uns her; er schien einen ernsten Widerstand gar nicht mehr zu versuchen; plötzlich gegen Mittag kam der Umschlag. Was wir für Flucht gehalten hatten, war ein kluges Manöver des verschlagenen Gegners gewesen, uns so weit als möglich von der Festung abzulocken bis dahin, wo er uns haben wollte, wo er uns fassen, vernichten konnte. In unabsehbaren Massen quoll es aus dem Wald, dessen dunkle Lisière sich rechts und links so weit streckte, als man im Regen zu sehen vermochte. Es schien, daß wir auf beiden Flügeln umgangen waren, daß unser Zentrum nicht mehr Stand hielt, unsere Rettung einzig in einem wohlgeordneten Rückzuge zu suchen war. Wie schwer der auszuführen, stellte sich nur zu bald heraus. Der Feind war uns an Kavallerie fürchterlich überlegen; alle Augenblicke mußten wir Karree formieren, um uns seiner wütenden Angriffe zu erwehren. Und wären doch verloren gewesen ohne unsere brave Artillerie. Sie bedeckte sich an diesem Tage mit Ruhm. Sie war überall, wo es not tat, und wo tat das nicht? Wir hätten das Hügelland, durch das wir uns drängen mußten, gar nicht passieren können ohne sie, die wie auf Flügeln die dominierenden Höhen hinaufjagte, abprotzte, gegen die Verfolger losdonnerte, um sofort die Höhen hinab, an uns vorbei, zwischen uns hindurch, die nächsten zu gewinneu und so fort, bis

wir aus den Hohlwegen heraus, nun schon in größerer Nähe der Festung, in verhältnismäßiger Sicherheit waren. Der wir uns denn doch zu früh hingegeben hatten, so daß unser Regiment, das sich mittlerweile zusammengefunden, auch zu guter Letzt nur um Haaresbreite dem Schicksal, gefangen genommen oder niedergemetzelt zu werden, entrann. Ich sehe es, als wäre es gestern gewesen. Hinter uns der langgestreckte Hügelrücken, der letzte von den vielen, die wir zu überschreiten gehabt; vor uns die Ebene, die sich nach der Festung dehnte, deren tröstlichen Anblick uns die dicke Luft verschleierte. Man hatte jetzt, wo die Gefahr vorüber schien, den Leuten eine Rast gönnen zu dürfen geglaubt. In langer, unregelmäßiger Linie dehnten sich die Pyramiden der zusammengesetzten Gewehre, aus denen die Leute nach hinten herausgetreten waren, um sich, wie sie da gingen, auf die Erde zu werfen, in deren Furchen das Wasser handhoch stand, und — so groß war ihre Erschöpfung — zu einem nicht geringen Teil sofort in Schlaf zu fallen. Ich war in Betrachtung des sonderbaren Bildes versunken und dachte, so könnte es auf einem Schlachtfelde aussehen an einer Stelle, wo der Tod seine reichlichste Ernte gehalten. Und plötzlich wurde bei dem am weitesten nach links lagernden Bataillon Vergatterung geschlagen. War man dort aufmerksamer gewesen, oder die Position so, daß man die Annäherung des Feindes früher bemerken mußte — gleichviel, man hatte ihn bemerkt, und das Signal, das man dort gegeben, pflanzte sich mit Blitzesschnelle über die anderen Bataillone fort. Überall rasselten die Trommeln; überall sah man die schlaftrunkenen Soldaten sich von ihrem nassen Lager aufraffen, an die Gewehre rennen, taumeln. Im Nu waren die Karrees formiert, und da krachte auch schon auf dem linken Flügel die erste Salve gegen den Feind, von dem wir auf unserem Standpunkte noch immer nichts sahen, bis er nun auch für uns sichtbar wurde: eine kurze Linie Kavallerie, die von links her über die Hügelwelle auftauchte, um schon im nächsten Moment eine lange, wieder im nächsten eine schier unabsehbare zu werden: zwei Regimenter: Husaren und Kürassiere in voller Front. Sie kamen herab- und wären in uns hineingejagt, hätten sie uns als eine zerstreute Herde gefunden und nicht, wie jetzt, als drei feste Burgen, aus denen ihnen Salve auf Salve entgegenkrachte. Da blieb ihnen denn freilich nichts anderes übrig, als in halben Schwadronen links abzuschwenken und wieder hinter der Hügelwelle so schnell zu verschwinden, wie sie gekommen. So schnell in der Tat, daß man hätte glauben können, das Ganze sei nur eine Täuschung der über-

reizten Sinne gewesen. Das war es ja nun nicht; aber doch ein in seiner Art so vollendetes, großartiges Kriegsbild, daß es wohl jedem, der mit sehenden Augen dabei gewesen, unvergeßlich in der Erinnerung geblieben ist. Wie die Sache im Ernstfalle abgelaufen wäre, wüßte ich nicht zu sagen. Ich habe leider keinen unserer späteren Kriege mitgemacht, und, hätte ich es getan, wüßte ich es vermutlich auch nicht. So nehme ich denn an, daß es in Wirklichkeit für die beiden Regimenter ein Todesritt gewesen wäre, und unsere drei wackeren Bataillone, wenn sie auch die Niederlage des Tages nicht in einen Sieg verwandeln konnten, doch durch die Tapferkeit, mit der sie einen fürchterlichen Angriff nachhaltig abschlugen, die Ehre unseres Korps glänzend gerettet hatten. — Die Soldaten freilich schienen von dieser Ehre wenig zu empfinden. Es ist mir immer psychologisch merkwürdig gewesen, daß sie, die sich bis dahin so brav gehalten, plötzlich physisch und moralisch zusammenbrachen. Nicht wenige wurden ohnmächtig; die anderen schleppten sich eben noch so fort, verdrossen, verbissen, ja, laut murrend und fluchend. Schließlich war doch alles nur ein Spiel gewesen; aber das Spiel hatte sie interessiert, daß sie darüber Hunger, Durst und Müdigkeit vergaßen. Nun es sie nicht mehr interessierte, kam die gewaltsame Reaktion. Und was gewiß noch merkwürdiger war und mir höchlich auffiel: bei den Offizieren stand es nicht viel anders und besser. Auch sie hatten plötzlich ein ganz anderes Aussehen bekommen und schienen zu finden, daß die murrenden Soldaten vollkommen recht hätten. Jedenfalls machten sie gegenüber den anzüglichen Äußerungen, die nicht selten in ihrer unmittelbaren Nähe fielen, von der menschlichen Fähigkeit, nicht zu hören, was man nicht hören will, den ausgedehntesten und verständigsten Gebrauch. Die Sache war ja mit heute zu Ende; morgen kam man wieder in das alte gewohnte Geleis, und da hatte man reichlich Gelegenheit, zugleich mit den schadhaft gewordenen Bekleidungsstücken auch die Moral der Soldaten, wo es not tat, auszubessern und den Zügel der Autorität, den man klüglicherweise jetzt ein wenig auf dem Boden hatte schleifen lassen, zu der bewährten Straffheit wieder anzuziehen.

Das war denn jedenfalls geschehen, wenigstens fiel die große Schlußparade, zu welcher der König eigens von Berlin herübergekommen war, glänzend aus. Ich habe bei der Gelegenheit Friedrich Wilhelm IV. zum ersten- und letztenmal als Kriegsherrn gesehen. Er hielt ein paar Schritte vor der glänzenden Suite auf einer unbedeutenden Terrainerhöhung und sah — wenn ich mich

recht besinne, durch ein Monokle — die Truppen an sich vorüberziehen. Er mußte wohl sehr gnädig gewesen sein, denn bei den Offizieren herrschte hinterher eitel Freude, von der auch der strenge Sinn unseres Majors soweit erweicht wurde, daß er uns Freiwilligen, ohne daß wir darum nachgesucht, die Erlaubnis erteilte, den Heimweg in unsere Garnison mittelst der Post machen zu dürfen. Oder aber, was wahrscheinlicher ist, es war das ein Regiments-, vielleicht sogar Korpsbefehl, dem sich der gestrenge Herr unwilligen Herzens beugen mußte. Da das Dorf meines Abenteuers abseits von der Chaussee lag, bin ich auf jener Rückfahrt nicht wieder durch dasselbe gekommen.

Das Manöver war zu Ende und mit ihm für mich ein interessantes und lehrreiches Stückchen Leben. Das Skizzenbuch meines Gedächtnisses — ein anderes führte ich nicht — war um so manches mir wertvolle Blatt bereichert worden: Landschaftsbilder, Marsch- und Biwakszenen, Gestalten- und Porträtstudien, Charakterskizzen — alles Dinge, die ich, meiner Gewohnheit gemäß, gesammelt und bewahrt hatte ohne jede Nebenabsicht, am allerwenigsten mit der, sie später einmal literarisch verwerten zu wollen. Und dann war mir ein für die bescheidenen Verhältnisse des Unteroffiziers ganz ansehnlicher Einblick in das militärische Handwerk im höheren Sinne geworden. Von vornherein und besonders während der eigentlichen Manövertage hatte ich mich durchaus auf den Standpunkt des Offiziers zu stellen gesucht; mich bemüht, mir von den Vorgängen ein klares Bild zu machen; zu verstehen, warum man die Sache so und nicht anders anfing; mit einem Worte: in der Truppe einen Organismus zu sehen, der wohlüberlegte Zwecke nach den ihm innewohnenden Gesetzen erreichen will. Das hatte dann meinen Verstand und meine Phantasie in die angenehmste Tätigkeit versetzt; und da auch meiner körperlichen Leistungsfähigkeit keine an sie gestellte Forderung zu schwer oder auch nur schwer erschienen war, so durfte ich mir ohne Anmaßlichkeit sagen, daß, wenn das Schicksal es so gewollt, es mich auch zu einem guten und eifrigen Berufssoldaten hätte machen können.

Die Mitglieder der Kommission zur Prüfung der Freiwilligen auf ihre Qualifikation zum Landwehroffizier schienen wenigstens nicht gegenteiliger Meinung zu sein, als sie mir nach wohlbestandenem Examen das betreffende Fähigkeitszeugnis ausstellten. Damit war denn meine militärische Laufbahn fürs erste vollendet.

Lange bevor es soweit kam, hatte ich über meine demnächstige Zukunft einen Beschluß gefaßt. Der leitende Gesichtspunkt dabei

war gewesen, daß dieses mein Militärjahr das letzte wirtschaftlicher Abhängigkeit von meinem Vater sein müsse. Ich war jetzt dreiundzwanzig Jahre, in einem Alter mithin, in welchem für junge Leute, die einen gelehrten Beruf erwählt haben, eine derartige Abhängigkeit gemeiniglich nicht für schimpflich, vielmehr als etwas Selbstverständliches angesehen wird. Unzweifelhaft würde es das auch für mich gewesen sein, wäre ich Mediziner geworden, oder, nach dem Wunsche des Vaters, Jurist geblieben, ja, hätte ich mich wenigstens jetzt ernsthaft für das Lehrfach entschieden. So aber lag die Sache nun nicht. Ich wollte frei sein und bleiben. Ich hatte zu zeigen, daß ich das könne; daß ich, ganz abgesehen von meinen eigentlichen, niemals ausgesprochenen Zielen, meine Universitätsjahre hinreichend genutzt habe, mir in dem bürgerlichen Alltagsdasein irgend eine, wenn auch bescheidene Stellung zu sichern. Junge Leute von meinem Bildungsstande und meinen Neigungen, welche heute in eine ähnliche Lage geraten, pflegen sich nicht lange zu besinnen, sondern werfen sich frischweg in die Journalistik, selbst wenn sie sich zur Zeit in einem literarischen Zentrum nicht befinden, sondern ein solches erst auf einem mehr oder weniger langen Umwege erreichen müssen. Es ist wohl charakteristisch für mich, daß ich an eine derartige Verwertung meiner etwaigen Kenntnisse und Fähigkeiten nicht einmal dachte. Jener schüchterne dramaturgisch-kritische Versuch zu Ende des Berliner Semesters war der erste und letzte seiner Art gewesen; und auch damals hatte mir nichts ferner gelegen, als der Wunsch und die Absicht, mir durch dieses Debüt einen Zutritt zur Tagespresse zu verschaffen, eine dauernde Verbindung mit ihr zu ermöglichen. Ich hatte eben nur über eine Angelegenheit, die mich interessierte, meine Meinung sagen wollen, und mich am Ende wenig gegrämt, als ich sie, wie so viel anderes, was mir die Seele bewegte, für mich behalten mußte. Es lag derartiges noch genug in meinen Mappen in friedlichem Verein mit der Novelle, die ich ja, wie es schien, auch nur für mich allein geschrieben. Nachdem sie vor den Augen des Freundes so wenig Gnade gefunden, hatte ich sie nicht einmal der Schwester zu lesen geben mögen. Das Gefühl, daß meine Zeit, sollte sie überall einmal kommen, jetzt ganz sicher noch nicht gekommen sei, beherrschte mich ganz und ließ mir, was ich nun tat, als etwas erscheinen, das ich freilich getan haben würde, wenn es mir auch durch die augenblicklichen Verhältnisse, wie ich sie nahm, nicht so nahe gelegt, vielmehr: aufgedrängt worden wäre.

Ich hatte mich aber im stillen nach einer Hauslehrerstelle um-

gesehen, die ich antreten könnte, sobald ich den militärischen Rock ausgezogen. In jener Gegend, wo so viele Kinder von Gutsbesitzern und Pächtern, bevor sie zur Stadt geschickt wurden, in dem elterlichen Hause auf dem Lande zu unterrichten waren, fehlte es an solchen Stellen niemals. Ich hatte von mehreren, die mir offen standen, eine engere Auswahl getroffen, in der ich mich zuletzt für eine entschied, welche mir den Vorteil gewährte, wenigstens einige Wintermonate des Jahres in der Stadt verleben zu dürfen. Dem Vater teilte ich meinen Entschluß erst mit, als alles entschieden war. Er zeigte keine Überraschung; vermutlich hatte er etwas der Art geahnt. Er konnte, nachdem er so große Hoffnungen auf mich gesetzt, in dem, was ich ihm jetzt bot, kaum eine ärmlichste Abschlagszahlung sehen; aber er hatte sich der Einrede, deren Nutzlosigkeit ihm freilich mittlerweile zu trauriger Klarheit geworden sein mußte, begeben. Er ließ mich jetzt gewähren, wie er es während des ganzen verflossenen Jahres ausnahmslos getan, und sein Abschied von mir war, wenn auch ernst, doch freundlich, als ob zwischen uns alles in bester Ordnung sei. Er wünschte mir sogar Glück zu der Wahl, die ich getroffen, und die er als die den Umständen am meisten gemäße bezeichnete.

So schied ich aus dem Vaterhause — für immer, wenn ich auch während der folgenden zwei Jahre besuchsweise oft genug über seine Schwelle gegangen bin. Dem jungen Vogel mochten die Schwingen noch lange wachsen, bevor er den selbständigen Flug in die Welt wagen durfte; aber in der Enge des elterlichen Nestes war für ihn der rechte Platz nicht mehr.

Pustow und Stralsund.

Ich war also Hauslehrer und — muß lächeln, indem ich die Worte niederschreibe in der gewiß zutreffenden Vermutung, nicht wenige meiner Leser werden die bloße Feststellung dieser Tatsache als ein halbes Zugeständnis dafür nehmen, daß ich in jener meiner Eigenschaft, wenn nicht die ganzen, so doch einen guten Teil der „Problematischen Naturen“ erlebt habe. Ist das der Fall gewesen? Ja und nein. Ja: denn ich würde, hätte ich eine derartige Stellung nicht innegehabt, eine andere Fabel haben ersinnen müssen; nein: denn ich würde, wäre ich nie Hauslehrer gewesen, den Roman ganz gewiß doch und nur eben anders geschrieben haben.

Ich war also Hauslehrer und will gleich hier beim Eingang sagen, daß von dem mannigfachen Elend, welches mit dieser Zwitterstellung verbunden zu sein pflegt, nichts an mich herangetreten ist. Wie sich der Unteroffizier sofort als Offizier gefühlt hatte, so betrachtete ich meine Stellung vom ersten Augenblick als die jemandes, der von einer befreundeten Familie gebeten worden ist, ihr in einer wichtigen Angelegenheit seinen Beistand zu leisten und der Einladung folgt in dem fröhlichen Vertrauen, daß man sich an den Rechten gewandt hat. Diese innerlich freie Auffassung der von mir übernommenen Pflichten schienen die äußeren Umstände durchaus zu rechtfertigen. Zwar eine befreundete Familie war es nicht, in die ich getreten war; aber sie hätte es sein können, wie so manche andere adlige in Stadt und Land, mit der die Eltern gastlich verkehrt hatten, oder mit deren Kindern ich in guter Beziehung stand. Schon daß der Sohn eines höheren Regierungsbeamten sich zu einer derartigen Dienstleistung herbeiließ, mußte als etwas Besonderes gelten, dem besondere Ursachen zugrunde lagen, die man denn auch — wie das in einer kleinen Stadt zu sein pflegt — bald genug herausgefunden hatte, oder herausgefunden haben wollte. Man munkelte von Meinungsverschiedenheiten, die ich mit meinem Vater gehabt und die mich in eine Art von anständiger Selbstverbannung getrieben. Dies Gerücht gab meiner herzlich prosaischen Lage einen kleinen Stich ins Romantische, wenn nicht in meinen, so doch in den Augen der anderen. Glücklicherweise bedurfte es der romantischen Zutat nicht, um die Familie, in die ich getreten war, zu einer Auffassung des beiderseitigen Verhältnisses zu leiten, welche mit der meinigen darin übereinstimmte, daß die Basis, auf die wir uns zu stellen, auf der wir uns unverbrüchlich zu bewegen hätten, einzig und allein die der reinen Menschlichkeit und der völlig gleichen gesellschaftlichen Berechtigung sein könne.

Damit ist denn gesagt, daß ich es mit sittlichen Personen zu tun hatte. Der Herr des Hauses, ein bereits älterer Mann, früher Offizier in schwedischen Diensten und Schwede von Geburt, war der Typ eines Gentleman. Aus den Zügen seines nicht eben bedeutenden, bereits stark verwitterten Gesichtes, aus den freundlichen Augen, die ihren Glanz verloren hatten, sprach das reinste, herzlichste Wohlwollen gegen alle Welt. Seine wissenschaftliche Bildung hielt sich in bescheidenen Grenzen; aber er machte keinerlei Anspruch auf Geist oder Gelehrsamkeit, wie er denn auch sonst in jeder Beziehung der anspruchsloseste Mensch war. Er mochte erst in späteren Jahren nach einer vielleicht in wenig günstigen Verhältnissen verlebten

Jugend und in offizierlich-knappen Umständen hingebrachtem Mannesalter in das Majorat und zu seinem jetzigen Reichtum gekommen sein, zu spät, um sich noch in denselben einleben zu können und in ihm etwas anderes zu sehen als ein Gut, das er wohl zu verwalten, aber nicht mehr zu genießen habe. Diese anständige, seinen Jahren und seiner natürlichen Neigung entsprechende Sparsamkeit harmonierte aufs beste mit der wirtschaftlichen Lage der Familie. Wenn er die guten alten Augen schloß — und seine Kränklichkeit war ihm ein beständiges memento mori — fiel das Majorat an den jungen einzigen Sohn, meinen Zögling; die Gattin und die beiden Töchter sahen sich ausschließlich auf das angewiesen, was während der Lebzeit des Gatten und Vaters etwa zurückgelegt war. Unter dem Zeichen dieser Zukunft, die man mit stiller Resignation klar in's Auge faßte, stand die Gegenwart — ich darf sagen: für mich zum Glück. Hätte man hier in dem glänzenden und verschwenderischen Stil so mancher anderer adeliger Häuser gelebt, oder hätte man auch nur einfach den Reichtum entfaltet, über den man gebot — ich würde mich nicht glücklich gefühlt, vielmehr: ich würde es nicht anderthalb Tage, geschweige denn anderthalb Jahre ausgehalten haben. Aber von Prunk irgend welcher Art war hier keine Rede. Der ganze Zuschnitt deutete auf gediegenen Wohlstand, keineswegs auf ungewöhnlich großen Besitz; die Ausstattung der Zimmer, die Toilette der Eltern und der Kinder, Mahlzeiten, Dienerschaft — alles war höchst anständig, durchaus würdig — nirgends ein geringstes Zuviel, aber auch niemals das mindeste Zuwenig. Ich hätte glauben können, in dem elterlichen Hause zu sein zur Zeit, als die Mutter noch mit sicherer Klarheit desselben waltete. Der Zufall wollte, daß ich sogar unmittelbar an diese liebe Vergangenheit erinnert wurde durch eine ältere Person, die hier im Hause als Stubenmädchen diente und in derselben Eigenschaft mehrere Jahre bei meinen Eltern gedient hatte. Auch die Dame des Hauses mochte, wenigstens in der Sicherheit ihrer Haltung und der Klarheit ihres Verstandes an meine Mutter, wie sie damals war, erinnern. Wohl zwanzig Jahre jünger als ihr Gemahl, mußte sie in ihrer früheren Jugend auffallend schön gewesen sein und gewährte noch mit ihrer hohen schlanken Gestalt, dem Glanz ihrer großen Augen eine stattliche Erscheinung, die der schönen Vergangenheit ganz entsprochen haben würde, hätte eine größere Freundlichkeit die strengen Züge belebt und wäre nicht auch die unschuldigste Nachhilfe der Toilettenkunst so grundsätzlich von ihr verschmäht worden. So erschien sie für gewöhnlich um zehn Jahre älter, als sie in Wirklichkeit

war, um dann gelegentlich, wenn sie den gewohnten Ernst einmal ablegte, was immer nur für Momente geschah, um ebensoviel jünger auszusehen. Ich habe stets gemeint, daß diese Frau, hätte sie das Schicksal in große Verhältnisse gebracht, eine bedeutende Stelle gespielt haben würde. Nun war sie, wie jemand, der die Kraft hat, mit Eisengewichten zu hantieren, und mit Federbällen spielen soll. Indem sie auch das Leichteste schwer nahm und in der Ökonomie ihres seelischen Lebens dem Humor nicht die mindeste Geltung einräumte, hatte ihre Haltung etwas von der einer obersten Zeremonienmeisterin angenommen, und sie verbreitete um sich her eine Kühle, die mir nicht um meinetwillen, der ich nicht darunter litt, aber um ihrer selbstwillen wehe tat. Sie gehörte zu den Menschen, die scheinbar alles haben, um glücklich zu sein, und es doch nicht sind um ein paar Tropfen leichten Blutes, die ihnen fehlen. Ihre Mutter, eine auffallend schöne alte Dame, die mit im Hause lebte, zeigte denselben puritanermäßigen Ernst des Wesens, der denn auch schon ein wenig auf die Kinder übergegangen war, wo er dann glücklicherweise mit der Lebenslust der Jugend in einen für ihn zur Zeit noch aussichtslosen Kampf geriet.

Es waren der Kinder drei: das älteste ein Knabe von zwölf Jahren und zwei Mädchen von etwa zehn und acht, alle mehr oder weniger gut veranlagte, liebenswürdige Naturen. Nur der Knabe war mir besonders anvertraut; die Erziehung der Mädchen, wenn sie auch an einigen meiner Lehrstunden teilnahmen, leitete eine französische Erzieherin. Ich hatte sie sämtlich schnell liebgewonnen, besonders das jüngste, ein freilich ungewöhnlich liebenswürdiges Geschöpf, aus dessen braunen Augen die Schmelmerei blitzte, während sich das reizende Mündchen Mühe gab, dem Familienernst die gebührende Rechnung zu tragen. So herrschte denn zwischen meinen Zöglingen und mir bald das freundliche Einvernehmen, das ich so viel als möglich auch in den Schulstunden festzuhalten suchte in Erinnerung der Sehnsucht, die ich in meiner Schulzeit nach einem Lehrer empfunden, den ich von Herzen lieb haben könnte, und der mich wieder ein wenig lieb hatte. Denn ich war immer der Meinung, daß auf dem Verhältnis des Lehrers zum Schüler und umgekehrt nur dann der rechte Segen ruhe, wenn es hinüber und herüber eine Herzensangelegenheit sei, unbeschadet einer kräftigen Disziplin und der sorgfältigen Methode, denen nichts abgebrochen werden darf. Aber freilich, woher die Herzen nehmen, die nicht da sind! und, wenn sie da sind, fast immer die gegründetste Veranlassung haben, von ihrem verschämten, unverstandenen Dasein möglichst wenig merken zu lassen!

Wurde ich von dieser Seite vom Glück begünstigt, so durfte ich mich auch nach kurzer Frist einer Sorge entschlagen, die mich ernstlich bekümmert hatte: ob ich imstande sein werde, einen wirklich guten Unterricht zu erteilen. War ich doch ohne alle und jede Vorübung an diesen wichtigsten und schwierigsten Teil meiner Aufgabe herangetreten! Und war es doch offenbar hier mit unvorbereiteten und durch die schönen Augen junger Zuhörerinnen beeinflußten Vorträgen, wie an den Teetischen meiner Schwester und ihrer Freundinnen, nicht getan! Mußte doch die Sache hier in eine bestimmte Methode gebracht werden, von der ich kaum eine Ahnung hatte, über die ich in den paar pädagogischen Büchern, die ich in der Eile nachgelesen, so gut wie nichts Brauchbares gefunden, und deren Geheimnisse ich nun durch eigenes Nachdenken enträtseln sollte! Da glaubte ich denn bald entdeckt zu haben, worauf es ankam. Auf zweierlei. Einmal darauf, den Punkt zu bestimmen, wo das Verständnis des Schülers stockte; sodann: sich den Grund oder die Gründe klar zu machen, warum es gerade hier in's Stocken geraten war. Das herauszubringen, meinte ich aber, könne nur der Phantasie gelingen, die uns befähigt, uns in die Seele eines anderen zu versetzen, mit dieser Seele zu denken, aus ihr heraus zu empfinden. Also auch mit ihr nach Bedürfnis und Umständen dumm zu sein; den Strohhalm, der ihr auf dem Wege zum Verständnis liegt, nicht als Strohhalm, sondern als den fürchterlichen Balken zu sehen, als welchen die kleine, verschüchterte Seele ihn sieht und über den sie nicht wegkommen zu können glaubt, vielmehr: in der Tat nicht weg kann. Die Praxis dieser theoretisch gewonnenen Einsicht, deren Richtigkeit sich mir auf Tritt und Schritt bewährte, bereitete mir eine unendliche Freude. Ich glaubte, indem ich die kleinen Gedankengruppen in den Gehirnen der Kinder zusammenstellen half, mich wieder in der Kinderstube zu befinden, grübelnd über irgend ein Spielproblem: einem aus Borke geschnitzten Kahn das rechte Gleichgewicht zu geben; den Saal der Philister aus den Bauklötzen so darzustellen, daß, wenn Simson an den beiden Säulen, die ihn trugen, rüttelte, er einstürzen mußte. Nein! ich hatte mich geirrt: das Lehren war kein rein prosaisches Geschäft; die Phantasie spielte dabei eine bedeutsame Rolle; und wenn es so viele schlechte Lehrer auf der Welt gab, kam es nicht zum geringsten Teil daher, daß es so wenig phantasiereiche Menschen gibt. Folglich, da ich die Phantasie für meine Stärke hielt, hätte ich mich sehr wohl zu einem Lehrer, will sagen: einem guten Lehrer, geeignet und in dem Beruf mein volles Genügen gefunden. Wirklich? Aber was dann mit dem

Phantasiereſt anfangen, der nicht in dem Beruf zur Verwertung kam und kommen konnte? Und wenn er nicht verwertet wurde, ſein Weſen ſo weiter trieb, wie ein Geiſt, der keine Ruhe im Grabe findet, weil er noch ein wichtiges Geſchäft unerledigt auf Erden zurückgelaſſen hat und darüber zu einem greulichen, ſich und andere ängſtigenden Geſpenſt wird? Wie dann? Es war ſchon beſſer ſo. Ich hatte mich nicht für's Leben, nur für eine unbeſtimmte Zeit gebunden. Ich durfte dieſe Zeit zu den Lehrjahren rechnen, in denen ich mich weiter auf meinen eigentlichen Beruf vorzubereiten hatte. Mit dem großen Vorteil, daß mir eine Rückzugslinie in das praktiſche Leben blieb, im Falle die geplante Hauptſchlacht denn doch verloren ging. Das aber war eine Frage, auf welche die rechte Antwort zu geben ich der Zukunft überließ. Noch war ich jung genug, um in der Gegenwart leben zu können; und die Gegenwart zeigte mir ein freundliches Geſicht.

Sie ſollte mir bald ein noch freundlicheres zeigen, eines von denen, an welche man ſich über viele, viele Jahre ſehnſuchtsvoll erinnert, meinend, es ſei das doch der eigentliche, auch von dem ſcheinbar größeren Glanz ſpäterer Tage nicht überſtrahlte Silberblick des Lebens geweſen.

Wir waren bereits im frühen Frühjahr aufs Land gezogen. Die fünf oder ſechs aneinander gereihten Güter, welche den Hauptbeſitz des Majorats bildeten, bedeckten ein ſo großes Gebiet, daß man, um es von einem bis zum anderen Ende zu durchmeſſen, über eine Stunde in ſchlankem Trabe fahren mochte. Die Familie wohnte auf dem Hauptgute, das, wie alle anderen, verpachtet war. Der Pächter bewirtſchaftete es von einem zweiten aus, ſo daß Haus, Garten und Park zu unſerer ausſchließlichen Benutzung blieben. Das Haus hielt, wie es ſich für den beſcheidenen Sinn der Bewohner zu ſchicken ſchien, die rechte Mitte zwiſchen einem Schloſſe und einer jener gutsherrlichen Sitze, wie ich ſie zu Dutzenden kennen gelernt hatte. Zweiſtöckig, mit einem etwas höher geführten Mittelbau, gewährte es kein prächtiges, aber ein behaglich-ſtattliches Anſehen. Dem entſprach genau die Einrichtung der vielen, nur zum kleineren Teil bewohnten Zimmer. Die Familie wohnte in einem Flügel des Erdgeſchoſſes, mit Ausnahme des Hauslehrers und ſeines Zöglings, denen man es in der oberen Etage, wo auch das Schulzimmer ſich befand, bequem gemacht hatte. Unſere Fenſter gingen nach dem Garten, der ſich hinter dem Hauſe dehnte und wieder mit

diesem in seiner prunklosen Vornehmheit aufs trefflichste harmonierte. Wie dort die Möbel in den Staatszimmern: Schränke und Kommoden mit ihren geschweiften Formen und Messingbeschlägen, Sofas und Sitze mit ihren brokatenen, seidenen und gestickten Überzügen — an eine Zeit mahnten, die vergangen war, so hier die hohen Taxus- und Buchsbaumwände und verschnittenen Hecken, die Buchengänge, durch deren gewölbtes Dach kein Sonnenstrahl drang, die Sandsteinfiguren mit ihren unmöglichen Gliedmaßen und dem gezierten Lächeln auf den verwitterten Gesichtern. Auch fehlte es nicht an einer von Fichten und Buchen rings umdüsterten, wohl erhaltenen Kapelle, in welcher sich einmal in jedem Monat die Familie, die Dienerschaft und die Dorfbewohner zum Gottesdienst versammelten. An den eigentlichen Haus- und Ziergarten schloß sich ein sehr ausgedehnter, trefflich gepflegter Obst- und Gemüsegarten, aus dem man endlich in eine Terrainmulde gelangte, die tief und ausgedehnt genug war, ein paar bescheidenen, mit Entengrün bedeckten, binsenumzischelten Teichen Raum zu gewähren. Dann war man mit wenigen Schritten im Park. Kein eigentlicher Park, sondern der Wald, der so bis beinahe unmittelbar an Hof und Garten herantrat und auf eine gewisse Strecke mit Parkwegen durchzogen war. Gerade diese schüchterne Kultur, die alsbald der mächtigeren Natur Platz machte, berührte mich besonders sympathisch, um so mehr, als das Gelände, im Gegensatz zu der Art des pommerschen Plattlandes, sehr hügelig war und es im Innern an malerischen Schluchten und kühlen Waldesgründen so wenig fehlte, wie am Rande an hübschen Fernblicken in die Ebene. Alles in allem einer der landschaftlich schönsten Landsitze, deren sich Neuvorpommern rühmen kann, und auf dem nun weilen zu dürfen, mir zum glücklichen Lose gefallen war.

Ich genoß mein Glück in vollen Zügen. Mich erfüllte das stolze Bewußtsein, zum ersten Male auf eigenen Füßen zu stehen; mir eine gesellschaftliche Situation, die mir behagte und vor der Hand genügte, selbst geschaffen, mich in eine mir bis dahin fremde Tätigkeit mit so großer Leichtigkeit hineingearbeitet zu haben. Mich berauschte die Wonne, in der schönsten Jahreszeit in der geliebten Stille des Landes leben zu dürfen. Hier in diesen Wäldern, in denen ich kaum jemals einem Menschen begegnete; zwischen diesen Feldern, die sich in schier endloser Breite streckten und nur den unablässig im Korn schwirrenden Zikaden und den Lerchen zu gehören schienen, die aus dem Himmel selbst, in dem sie verloren waren, herab sangen, oder den Krähen, deren schwarzes Gewimmel allabendlich von den Äckern und Wiesen zu Holze zog — hier hätte

man der Göttin der Einsamkeit einen Tempel errichten müssen, wenn das alles: Felder, Wiesen und Wälder nicht eben ihr Tempel gewesen wäre. Und still, wie draußen, war es drinnen im Hause, wo nie ein lautes Wort gesprochen wurde, alles seinen ihm zugemessenen Gang ging, einen Tag wie alle Tage, Wochen, Monate hindurch. Die beiden schweren braunen Kutschpferde im Stalle führten ein beschauliches Dasein; ich erinnere mich kaum eines Falles, daß man zur Abstattung eines Besuches auf einem Nachbargute ihre Dienste in Anspruch genommen hätte. Sehr selten sah man selber eine Gesellschaft bei sich. Sie führte dann eine Stunde lang ein wenig aufregendes Gespräch bei Tische, das sie im Garten beim Kaffee noch ein Weilchen fortsetzte, um dann in ihren stattlichen Equipagen still, wie sie gekommen war, wieder davon zu rollen. Etwas häufiger stellte sich der Pastor des Nachbardorfes, zu dessen Kirchspiele wir gehörten, mit seiner Gattin ein. Ich kannte beide schon von meiner frühesten Jugend her, wo er der Lehrer und sie, eine Französin, die Erzieherin der Kinder unseres Präsidenten gewesen waren, mit denen wir fast allsonntäglich zusammenkamen. Man könnte nicht behaupten, daß diese schweigsamen Leute, die allem, was gesagt wurde, beipflichteten, die alltägliche Konservation bereichert, oder auch nur die gewohnte häusliche Stille unterbrochen hätten. Ich aber war in diese Stille vernarrt, von ihr bezaubert, genoß, schlürfte sie wie einen köstlichen Wein, der mich in den angenehmsten Rausch versetzte, mir ein reges Leben in Kopf und Herzen weckend, daß ich, ohne doch eigentlich etwas vor mich zu bringen, nie produktiver gewesen zu sein glaubte. Besonders überkam mich diese glückselige Stimmung des Nachts, wenn es im stillen Hause nicht stiller geworden war — das konnte es nicht werden — aber ich sicher sein durfte, daß niemand mich mehr stören würde. Ich saß am Schreibtische in der Nähe des offenen Fensters, durch das ich in den dunklen oder vom Mondlicht sanft erhellten Garten blicken konnte. Kein Ton als das leise Rauschen in den ehrwürdigen Bäumen, das ferne Quaken der Frösche in den Teichen hinter den Gärten, oder der schrille Ruf eines Käuzchens von der benachbarten Kapelle. Ich schrieb und las, und las und schrieb.

Was?

Vor mir liegt ein großer Haufen halb vergilbter Blätter — zum größeren Teil lose, zum kleineren in Heftform — bedeckt mit meiner Handschrift aus jener Zeit. Was sie enthalten? Auszüge aus Büchern, Eigenes: Gedankensplitter, Ansätze zu Essays, die

über die ersten Seiten nicht hinauskommen — ein Bergwerk mit vielen tauben Gängen, oder solchen, die kaum angeschlagen, wieder verlassen wurden und zusammenstürzten; aber auch Stellen, aus denen mir entgegenblinkt, was ich noch heute für wertvolles Metall halte, das ganz heraus zu schürfen, zu reinigen und zu sondern, sich wohl der Mühe verlohnte. Wie als entschuldigendes Motto zu diesem bunten Allerlei steht auf dem ersten der Blätter ein Ausspruch Friedrich Schlegels in seiner Vorrede zu Novalis: „Als Fragment erscheint das Unvollkommene noch am erträglichsten, und also ist diese Form der Mitteilung dem zu empfehlen, der noch nicht im Ganzen fertig ist, und doch einzelne merkwürdige Ansichten zu geben hat.“ Sodann zur Hindeutung auf das zu erstrebende Ganze und den Weg, der dahin führen möchte, das bekannte Spinozasche: „Actiones humanas neque ridere neque lugere neque detestari sed intelligere“. Schließlich, wie als Gebet des Neophyten auf der Schwelle des Tempels, jener köstliche Hymnus zum Lobe des Meisters in der ersten der Schleiermacherschen Reden über die Religion: „Opfert mit mir ehrerbietig eine Locke den Manen des heiligen verstoßenen Spinoza! Ihn durchdrang der hohe Weltgeist, das Unendliche war sein Anfang und Ende, das Universum seine einzige und ewige Liebe; in heiliger Unschuld und tiefer Demut spiegelt er sich in der ewigen Welt und sah zu, wie auch er ihr liebenswürdigster Spiegel war; voller Religion war er und voll heiligen Geistes; und darum steht er auch da allein und unerreicht, Meister in seiner Kunst, aber erhaben über die profane Zunft, ohne Jünger und ohne Bürgerrecht.“

Es hätte für mich jener Schlegelschen Empfehlung der fragmentarischen Mitteilung nicht bedurft, da mein geistiger Zustand: noch nicht im ganzen fertig und doch zu unablässiger Gedankenarbeit angeregt zu sein, mit Notwendigkeit in diese Richtung drängte. Nur daß ich statt: Mitteilung sagen müßte: Ausdrucksweise. Ich wollte ja nur dem, was in mir arbeitete, Ausdruck geben; an Mitteilung, die stets ein Publikum voraussetzt, dachte ich nicht, konnte ich nicht denken in meiner ländlichen Einsamkeit, in der ich, wie Wallenstein nach dem Regensburger Reichstage, nichts hatte als „mich selbst“. Auch habe ich die fragmentarische Ausdrucksweise nur in der Zeit, von der ich spreche, mit unermüdlichem Eifer gepflegt, und sie gänzlich fallen lassen, als sie mir kein notwendiges Vehikel mehr war, das heißt: als ich meiner inneren Welt in geschlossenen Arbeiten den entsprechenden Ausdruck zu geben vermochte. Beobachtungen, die ich machte; Gedanken, die mir durch den Kopf schossen; Erleb-

nisse jeder Art — von da an waren es nur Metallstückchen, die sofort in das kochende Erz geworfen wurden, um mit ihm zu verschmelzen und in die bereite Form des Kunstwerkes einzugehen.

Die Sommerlüfte waren zu weich, die alten Linden in der Allee, die von dem Herrenhause nach dem Hoftor führte, dufteten zu stark, als daß ich nicht der Zeit vor zwei Jahren hätte denken sollen, da ich, ebenfalls in ländlicher Umgebung und unter denselben Zeichen der Natur, meine Novelle erlebte. Ich nahm die Arbeit wieder vor, um mit Verwunderung wahrzunehmen, was ich denn nun eigentlich aus dem Erlebnisse gemacht, das heißt, wie weit ich mich in der Dichtung von der Wirklichkeit entfernt hatte. Erst jetzt sah ich, wie verhängnisvoll mir die Anlehnung an die fremde Dichtung geworden war; wie sehr sie dazu beigetragen, mein bißchen Selbständigkeit noch mehr abzumindern und meinen natürlichen Hang, mit dem Gefundenen erfinderisch zu schalten, ins Ungemessene zu steigern. Ich schwor mir zu, mich niemals wieder auf ein so unsolides Geschäft mit einem andern Poeten einzulassen, und habe meinen Schwur, fortan in meiner Erfindung selbständig zu sein und zu bleiben, treulich gehalten. Dennoch konnte ich der wunderlichen Arbeit nicht gram sein. Es war doch auch viel Selbsterlebtes, Selbstgedachtes, Selbstempfundenes, im besten Sinne Eigenes darin, und ich meinte, daß dieser realistische Charakter der kleinen Dichtung durch geschickte Nachhilfe wohl noch verstärkt werden könnte. Sofort machte ich mich ans Werk. Ich überarbeitete das Landschaftliche, das recht verschwommen geraten war, jetzt mit der bestimmten Absicht, der Natur die Physiognomie zu geben, die ich kannte, d. h. die deutsche, genauer: pommersche: modelte den Vater der Lady etwas nach dem Wesen des alten Herrn, den ich täglich beobachten durfte, und setzte dem Testament des verstorbenen Lord Vere noch einige spinozistische Lichter auf. So glaubte ich mich denn der Furcht, schließlich nichts mehr und nichts besseres geleistet zu haben als abermals eine Sekundanernovelle (schrecklichen Angedenkens!) endgültig entschlagen zu können; ließ das ganze von einem ehemaligen Unteroffizierkameraden in Stralsund sauber abschreiben und schickte das Manuskript, als eine jetzt erst entstandene Arbeit, an meine Schwester. Ihr Urteil lautete weniger begeistert als ich erwartet hatte, aber auch nicht ungünstig. Das gab mir den Mut, anderer Meinung über meine Arbeit einzuholen und zu diesem Zwecke mein Kind auf die Wanderschaft zu schicken. Zuerst nach Hamburg an die Adresse zweier Damen, deren werte Bekanntschaft ich während meiner Bonner Tage gemacht hatte: der Mutter und der Schwester

meines Freundes Johannes Overbeck. Auch bei ihnen fand ich ein freundliches Verständnis meiner dichterischen Absichten und erzielte, alles in allem, ein gutes Zeugnis, das durch die Autorität eines damals in Hamburg wohlangesehenen Kritikers bestätigt wurde, was freilich nicht verhinderte, daß derselbe Mann dieselbe Arbeit, die er privatim so warm gelobt, als er sich hernach öffentlich über sie zu äußern hatte, fürchterlich herunterriß. Vom Ufer der Elbe nahm nun das Manuskript seinen Weg zu dem der Pleiße nach Leipzig, wo der Sohn und Bruder der Freundinnen jetzt als Professor der Archäologie wirkte. Man kann sich vorstellen, wie beglückt ich mich fühlte, als meine Arbeit auch dieses feinen Kenners Bewilligung erhielt, und wie dankbar ich dem Gütigen war, als er sich aus freien Stücken erbot, mir einen Verleger zu beschaffen. Er hat sich die redlichste Mühe gegeben — wie ich gleich hinzufügen will: ohne Erfolg. Doch daß dies das unerquickliche Ende sein würde, wußte ich, ahnte ich damals nicht. Mein Mut war gehoben, und ich wäre am liebsten sofort an eine neue poetische Schöpfung gegangen, um für so vieles, was in mir sich regte, einen Ausweg zu finden; aber es fehlte mir an dem besten: an dem Helden. Denn daß ein anderer als ich selbst dieser Held sein könne, war mir zu jener und blieb mir noch auf lange Zeit etwas Unfaßbares. Sind doch, glaube ich, alle ersten Romane verschämte Ich-Romane, das Ich in seiner eigensten Bedeutung genommen. Was hätte denn auch ein junger Mensch, der die Welt nicht kennt, anderes zu geben, als sich selbst, den er zwar ebenfalls nicht kennt, über den er aber fortwährend sinnt und grübelt, und der ihm nicht bloß das Interessanteste, sondern das einzig Interessante zwischen Himmel und Erde ist? Mit mir aber ging zur Zeit nichts vor, das mich gepackt und erschüttert hätte. Ruhig und gleichmäßig floß mein Leben dahin, wie ein glatter Strom im wohlausgewölbten Bett zwischen friedlichen Ufern; und wenn es aus der Tiefe in Wirbeln aufstieg, so waren es Empfindungen, die ich kaum zu idyllischen Gedichten hätte verwerten können, oder schweifende Gedanken, für die ich ja den ihnen gemäßen Ausdruck der Aphorismen gefunden hatte. So füllte ich denn meine losen Blätter weiter mit Bruchstücken, die trotz ihres philosophischen Anstrichs nichts anderes waren als disjecta membra poetae, und mit Auszügen aus den Tausend und ein Büchern, die ich in bunter Wahl las. Wahllos wäre der richtige Ausdruck. Wie ich jetzt jene Blätter durch die Hand laufen lasse und auf fast jedem derselben einen anderen Autornamen finde — deutsche, englische, französische — Philosophisches, Dichterisches, Historisches — alle

und alles durcheinander — erschrecke ich, wie jemand, der nachträglich sieht, daß er sich auf eine Sache eingelassen, die ihm leicht den Kopf hätte kosten können. In der Tat, welche gesunde Widerstandskraft, welch' dehnbare Empfänglichkeit muß so ein jugendliches Gehirn haben, das in solchem Wirrwarr monatelang aushalten kann, ohne darüber verrückt zu werden, oder doch ernstlichen Schaden zu leiden! Nichts ist vielleicht so bezeichnend für den Unterschied unserer reifen Jahre und der jugendlich unreifen als die zögernde Bedachtsamkeit, mit der wir später an unsere Lektüre gehen, um das betreffende Buch, sobald wir sehen, daß es uns keinen Nutzen bringen kann, aus der Hand zu legen, und die hungerige Gier, die uns früher Buch um Buch verschlingen ließ, ohne darauf Bedacht zu nehmen, ob wir die Zeit, deren Kostbarkeit wir noch nicht begriffen hatten, zweckmäßig anwendeten oder vergeudeten. Es schien die höchste Zeit, daß ich aus diesem ziellosen Schweifen durch die Ideenwelten anderer energisch an mich selbst erinnert wurde und eine jener Erfahrungen machte, die dem Dichter ersprießlicher sind als die Lektüre von tausend Büchern.

Unter den wenigen meiner Gedichte, die ich von den vielen habe drucken lassen, findet sich eines, „An eine alte Freundin“ überschrieben. Ich setze die ersten Strophen hierher, trotzdem die — nebenbei fünfundzwanzig Jahre später angesungene — Freundin nicht die Heldin des Erlebnisses war, das ich nun zu erzählen habe, sondern nur die liebe teilnehmende Zeugin. Aber ich wüßte die Stimmung, die mich damals erfüllte, nicht besser zu schildern, als es das aus der Erinnerung jener köstlichen Zeit herausgeschriebene Gedicht tut:

Es war zur schönsten Sommerzeit —
So just in diesen Tagen:
Am blauen Himmel hoch und breit
Die weißen Wolken ragen;
Auf heißen Feldern goldne Saat;
Da mäht man früh, da mäht man spat,
Und Erntewagen jagen.

Der rüst'ge Herr des Hauses muß
Mit den Minuten geizen;
Von seiner jungen Frau ein Kuß,
Er kann ihn jetzt nicht reizen:
„Da mag galant der Kuckuck sein!
Der Roggen noch nicht halb herein,
Und todreif schon der Weizen!

Die junge Frau! Du warst so jung,
Die jüngste gar von allen;
Und lebenslustig auch genung
Und hatt'st Dein Wohlgefallen
An unsrer Lust, an unserm Scherz;
Und gönntest uns aus vollem Herz
Der Herzen frei'stes Wallen.

Du warst so jung und warst so klug! —
Nach edler Frauen Weise,
Geblendet nicht vom Sinnentrug,
Unmerkbar, freundlich, leise —
So herrschtest Du mit klarstem Sinn
Zu unsrer aller Hochgewinn
In unserm bunten Kreise.

Denn voll von Gästen war das Haus,
Glich ganz dem Taubenschlage:
Sie fliegen ein, sie fliegen aus
Und nützen schönste Tage
Vom Frührot bis zum Abendlicht.
Sie säen nicht, sie ernten nicht,
Sie leben sonder Plage.

Sie fliegen aus, sie fliegen ein,
Die Heitern, Sorgelosen:
Es lockt so kühl der Buchenhain
Und Gartenlüfte kosen;
Im Tannenwald des Falken Schrei —
O. Leben froh! o, Leben frei,
Umkränzt mit roten Rosen! — —

Es war aber die Zeit gekommen, da man in den öffentlichen Schulen die großen Sommerferien macht. Wir — der Lehrer und seine Zöglinge — hatten uns nicht so überarbeitet, daß uns eine Erholung wünschenswert oder gar notwendig gewesen wäre. Indessen hielt man es für schicklich, mir nicht vorzuenthalten, worauf ich meinesteils durchaus keinen Anspruch erhob; und eine vierwöchentliche Unterbrechung des gewohnten Lebens wurde beliebt. Herr und Dame, der Sohn und die ältere Tochter gingen in ein Seebad; die französische Gouvernante mit der jüngeren blieben zu Hause, und mir wurde anheimgestellt, von meiner Freiheit nach Gutdünken Gebrauch zu machen. Ich hatte bereits meinen Entschluß gefaßt. Seit meiner Schülerzeit hatte ich das liebe Rügen nicht wieder besucht. Was auf der Welt konnte ich besseres tun, als es zum andernmale mit dem Wanderstabe in der Hand zu durchmessen: Putbus, Mönchgut, Saßnitz, Stubbenkammer, Arkona — all die

Plätze aufzusuchen, an die sich meine schönsten Erinnerungen knüpften? Eine Garderobe, wie sie dem Wanderer ziemt, war schnell zusammengestellt. Geld hatte ich von dem reichlichen Honorar, das ich anzugreifen kaum eine Gelegenheit gehabt, die Fülle im Beutel, Mut genug im Herzen, um auf die Eroberung einer Welt auszuziehen, und durchs Gemüt klang mir das Eichendorff'sche: „Wem Gott will rechte Gunst erweisen.“ Wie ich jetzt bin, ist, mir ein Reiseziel setzen und es auf dem kürzesten Wege zu erreichen suchen, etwas Selbstverständliches. Damals dachte ich anders. Auf einen Umweg kam es mir nicht im mindesten an, und der über das Gut eines lieben Freundes erschien mir kaum als ein solcher, da es so ungefähr auf meinem Wege lag und man es mit Recht übelgenommen haben würde, wäre ich einer wiederholten Einladung jetzt, wo ich auf Wochen mein freier Herr war, nicht gefolgt. Ein paar genußreiche Tage standen mir in sicherer Aussicht. Ich war immer gern in dem gastlichen Hause gewesen. Als ich zur Universität ging, hatte der Freund eben geheiratet. Als ich heimkehrte, waren bereits zwei Kinder geboren. Ich hatte während eines kurzen Besuches, den ich dann abstattete, die junge Gattin und Mutter kennen gelernt, flüchtig nur, aber hinreichend, um den dringenden Wunsch zu haben, ihr näher treten zu dürfen. Dazu war ja nun die schönste Aussicht. So bog ich denn von der Straße nach Stralsund, wo ich die Meinen begrüßen und dann nach Rügen übersetzen wollte, vorläufig ab und gelangte, da ich früh aufgebrochen war, noch zu guter Zeit an mein erstes Reiseziel, aufs herzlichste begrüßt von meinen Wirten. Auf dem Ruheplatz der Freitreppe vor dem Hause hatte dem Empfang eine junge Dame beigewohnt, der ich nun alsbald vorgestellt wurde: ein mittelgroßes, schlankes, zierliches Figürchen mit dunkelklaren Augen in einem Gesicht, dessen etwas unregelmäßige Züge von Verstand und munterer Laune durchglänzt waren. Jugendfreundin der Frau vom Hause, stand sie mit dieser in demselben Alter und bildete zu der Großen, Blonden, Blauäugigen den angenehmsten Gegensatz. Nicht bloß in der Erscheinung. Auch die Gemüter der Freundinnen schienen in ihrer Verschiedenheit sich einander zu ergänzen. Die verheiratete: ernst, bedachtsam, in der Welt ihrer stillen Gedanken lebend und doch stets geneigt, die Lust der Lustigen gewähren zu lassen; die andere: heiter, unbedacht, ihr Herz gern auf der Zunge tragend, immer bereit, durch ihren schalkhaften Witz, ihre neckischen Einfälle, ihren geistreichen Humor die Lust der Gesellschaft zu entfesseln und im Schwange zu halten.

Für mich hätte es ohne Zweifel des Zufalls, daß sie und ich

zur Zeit die einzigen Gäste des Hauses waren, nicht bedurft, mich auf ein so eigenes, liebenswürdiges Geschöpf aufmerksam zu machen und das Verlangen in mir zu erregen, ihr, die mir so wohlgefiel, kein Gleichgültiger zu bleiben. Ich durfte mir ohne Eitelkeit sagen, daß dies bereits in den nächsten Tagen nicht mehr der Fall war. Das liebe Mädchen behauptete später: es habe dazu keiner Tage, kaum der Stunden bedurft. Aber es ist ja bekannt, daß in solchen Fällen jeder behauptet, sein Herz habe zuerst gesprochen. Wenn ich die Stimme des meinen nicht sogleich verstand, so hatte das seine guten Gründe. Der eine war die scheinbar völlige Unbefangenheit, mit der mir Hedda — ich darf sie wohl so nennen, nachdem ich der Heldin von „Auf der Düne" diesen Namen gegeben — entgegen getreten war, und, die beizubehalten, dem weiblichen Takt, der weiblichen Verstellungskunst verhältnismäßig so leicht fällt. Und die es dann wiederum mir erleichterte, mich ohne Zwang zu geben, und ebenso erschwerte, einzusehen, daß ich, indem ich es tat, mich bereits als Liebhaber gab. Einen zweiten Grund — und der vielleicht noch schwerer wog als der erste — finde ich nachträglich in der Leichtigkeit und Zwanglosigkeit unseres Verkehrs, die kaum größer hätten sein können, wären wir allein auf einer wüsten Insel gewesen. Diese heißeste Zeit der Ernte brachte es mit sich, daß wir unsere Wirte sehr wenig sahen, fast nur bei den Mahlzeiten, da der Mann von früh bis spät mit den Inspektoren auf dem Felde schaltete, und die junge Frau im Hause mit der Wirtschafterin und den Mägden vollauf zu tun hatte, den unendlichen Anforderungen zu genügen, die an sie auf einem Gute gestellt wurden, wo in solchen Wochen täglich hunderte von Arbeitern zu verköstigen waren. So blieben wir denn ganz aufeinander angewiesen in den stattlichen, jetzt leeren Gemächern; in dem halb verwilderten großen Garten, dem es an schattigen Gängen und lauschigen Lauben nicht fehlte: auf den Spaziergängen durch die Felder, die wir ohne Scheu bis in die benachbarten Waldungen ausdehnten, wo uns nur die Vögel und das Wild hätten belauschen können. Sie hätten nichts schuldvolles zu berichten gehabt, auch nicht, als wir wußten, daß wir einander liebten, ohne es eines dem anderen in Worten gestanden zu haben. Es bedurfte dessen nicht; ja, es würde uns so lächerlich erschienen sein, als wenn wir einander ausdrücklich hätten versichern wollen, daß wir wahr und wahrhaftig lebten, dies unsere Augen, dies unsere Hände, dies unser Mund sei, dessen jedes Lächeln eine Liebeserklärung war. So schieden wir des Abends, wenn wir uns in unsere Zimmer zurückzogen, aus deren benachbarten Fenstern wir uns noch einmal Gute

Nacht wünschen konnten: so sahen wir uns am Morgen wieder, wenn wir uns, die wir einander im Zeitigaufstehen zu überbieten suchten, in dem Frühstückszimmer allein trafen und uns zu einem neuen glücklichen Tage begrüßten.

Denn daß ich von meiner geplanten Rügenschen Reise heimlich einen Tag nach dem anderen abzog; mich glücklich pries, von meinem Vorhaben nur im Anfang flüchtig gesprochen zu haben, und nun nicht mehr zu sagen brauchte, daß ich die Reise und warum ich sie aufgegeben, versteht sich wohl von selbst. Wir durften unsere Idylle weiter leben von einem köstlichsten Tage zum anderen; zusammen spazierend, musizierend, lesend, plaudernd — jene endlosen, über die wichtigsten und unwichtigsten Dinge mit demselben innigen Interesse geführten Plaudereien, die das ausschließliche Geheimnis Liebender sind. Aber wenn man nirgends auf der Welt so einsam sein kann als in Pommern auf dem Lande, so ist es — oder war es jener Zeit — ebenfalls nirgends so schwer, dort lange allein zu bleiben, am wenigsten iu einem noch so besonders gastlichen Hause wie das, in welchem wir lebten. Es hatten bereits ab und zu einzelne Gäste vorgesprochen; jetzt traf ein ganzer Schwarm auf einmal ein. Freilich handelte es sich um nichts geringes: die Taufe des bereits einige Monate alten jüngsten Kindes. Da kamen sie denn aus den benachbarten Städten, von den Gütern in der Runde: Onkel und Tanten, Vettern und Basen, alte und neue Freunde — ein lauter Schwarm, von dem der größte Teil nicht bloß an festlicher Tafel bewirtet, sondern auch zur Nacht schicklich untergebracht sein wollte. Es war selbstverständlich, daß Hedda der Freundin ihre Dienste anbot, die diesmal ausnahmsweise angenommen wurden. Denn für gewöhnlich wies Klementine, stets bereit, anderen zu helfen, — deren halbes Leben, konnte man ohne Übertreibung sagen, in Liebesdiensten für andere hinging, — jede Hilfsleistung mit freundlicher Bestimmtheit zurück; nun mochte der Überdrang der Geschäfte ein Abweichen von der Regel selbst in ihren Augen entschuldigen. Mir aber war es eine neue Freude, das liebe Mädchen in der Hausschürze mit Tellern und Tassen hantieren zu sehen, als ob das ihr Beruf sei, geschickt, anstellig, flink, vogelleicht, immer ein fröhliches Wort für den ihr Begegnenden auf den Lippen, oder für sich allein eines ihrer Lieblingslieder trällernd. Ein so holdes Beispiel reizte mich denn, meinerseits zu zeigen, daß ich, wie jeder leidlich tüchtige Mensch, auch Sinn für häusliche Dinge habe, darauf bezügliche Anordnungen mit Sicherheit treffen, die Ausführung derselben überwachen, zur Not auch eine fördernde Hand anlegen könne. So

schaltete ich denn emsig im Weinkeller; im Festsaal an der Einrichtung der großen Hufeisentafel; im Garten, der in seinen vorderen Teilen nicht ohne einigen Schmuck bleiben sollte; über ein halbes Dutzend Lohndiener dort, über ein Dutzend Knechte hier den Oberbefehl führend; dabei es selbstverständlich so einrichtend, daß ich der Geliebten möglichst oft begegnen mußte, um uns gegenseitig versichern zu können, daß wir unsere Sache, jedes in seiner Weise, vortrefflich machten, und wenn das Fest glücklich verlaufe, es nicht zum mindesten Teil auf unsere Rechnung komme. In der Tat verlief es so glücklich wie möglich in der mir so bekannten derblustigen, gegen den Schluß vielleicht ein wenig zu stürmischen Weise; und nur leider verliefen sich mit dem Fest nicht alsbald die Gäste, wie das denn ebenfalls pommersch-ländliche Gepflogenheit war. Und als nun auch die Nachzügler das Haus geräumt hatten, wollte die alte Ruhe doch nicht eintreten, da — nach einem alten pommerschen Brauch — die gewesenen Gäste sich in Wirte verwandelten, deren Einladungen auszuschlagen ein schwerer Verstoß gegen die Sitte gewesen wäre. So ging es denn in der nachbarlichen Runde, oft auf ansehnliche Entfernungen, zu adligen und bürgerlichen Rittergutsbesitzern und königlichen Domänenpächtern — Ausflüge, an denen wir notgedrungen teilnehmen mußten, da die Gäste der Gäste nicht nur willkommen, sondern zum Kommen nach Landesbrauch verpflichtet waren. Wie gern hätten wir uns der Pflicht entzogen. Die Gesellschaften, die fast ausnahmslos in der vorgeschriebenen Weise der Art verliefen, daß Damen und Herren eigentlich nur bei der festlichen Tafel vereinigt, vor und nach derselben aber in verschiedenen, meistens durch den dazwischen liegenden Hausflur getrennten Räumen unter sich blieben, waren oft nichts weniger als amüsant. Dazu mußten wir uns unter den fremden Leuten einen Zwang auferlegen, der in schroffem Gegensatz zu der Ungebundenheit des Verkehrs stand, die uns längst zu freundlicher, nun peinlich entbehrter Gewohnheit geworden war. Es wäre unleidlich gewesen, nur daß die Fahrten hin und her mit dem treulichen Gegenüber oder Nebeneinander in den geschlossenen oder offenen Wagen uns für die auszustehende oder ausgestandene Langeweile einigermaßen schadlos hielten, und ein paar Ruhetage, die denn doch wohl gegönnt wurden, uns um so köstlicher dünkten. Aber, wie denn das so zu sein pflegt, so hell und luftig, wie zu Anfang, wollten die Schaumperlen nicht mehr aus dem Kelch unseres Glücks steigen, und nun sollte es noch eine Trübung erfahren, die von einer Seite kam, von der wir es am wenigsten erwartet hatten.

Zu den Freunden des Hauses gehörte ein Herr aus der nächsten Nachbarschaft, den ich, da er in „Auf der Düne“ wiederholt unter diesem Titel auftritt, den „Leutnant“ nennen will. Er war ein ansehnlicher Mann, im Anfang der dreißiger Jahre, nicht ohne gesellschaftliche Talente, mit einer Neigung zur Melancholie, die bei ihm, der nach kurzer Ehe ein junges Weib verloren hatte, erklärlich genug schien. Selbstverständlich hatte auch ich bereits in den ersten Tagen seine Bekanntschaft gemacht, aus der inzwischen eine Art von Freundschaft geworden war. In der glücklichen Stimmung, in der ich mich befand, stand mein Herz jedem offen und ich durfte aus seinem Betragen schließen, daß er sich zu mir wirklich hingezogen fühle. Da der Leutnant nicht ohne literarische Bildung sich erwies, fehlte es uns an gegenseitigen Anknüpfungspunkten nicht, wie er denn auch durch seine musikalische Begabung sich in dem kleinen Kreise auf erfreuliche Weise geltend zu machen wußte. Besonders jetzt, nachdem der Sturm der Gastlichkeiten vorübergebraust war und wir wieder in das gewohnte Geleis einlenken konnten. Nicht mehr ganz, denn aus der Gesellschaft zu zweien, in der das liebe Mädchen und ich so holde Stunden verlebt hatten, war eine Gesellschaft zu vieren geworden, ohne daß wir, sie und ich, eines in dem anderen aufgehend, zu sagen gewußt hätten, wie denn das gekommen sei. Aber es war so. Im Garten, im Gartensaal, auf den Promenaden durch die Felder, den Ausflügen zu Wagen in das Süder-, in das Norderholz — wir waren jetzt zu vieren und doch auch wieder zu zweien. Denn es machte sich, wie nach einem Naturgesetz, so, daß ich mich an Hedda's, der Leutnant sich an Klementinen's Seite hielt — eine Verteilung, gegen die ich nicht das mindeste einzuwenden hatte. Bis dem im Elysium seiner Liebe Umhertaumelnden etwas begegnete, das ihn jäh aus seiner paradisischen Sicherheit aufschreckte.

In den großen Garten hinter dem Hause fiel über die Freitreppe das Licht aus der weitgeöffneten Tür und den Fenstern des Saales. Im Saal war heute wieder eine größere Gesellschaft. Man hatte musiziert, gelacht, getollt. Ich war der Übermütigste der Übermütigen gewesen. Der Kopf war mir so heiß, das Herz so voll. Ich hatte mich in den Garten gestohlen, über dessen schwarzen Baummassen unzählige Sterne funkelten, in jenem Drange, der zuweilen den Glücklichen befällt, mit seinem Glücke allein zu sein, es in schwärmenden Gedanken voll auskosten zu können. So phantasierend, schwärmend, irrte ich durch die dunklen Gänge, um in einem der dunkelsten auf einer Bank, an der ich dicht vorüber-

strich, eine menschliche Gestalt zu bemerken, die ich nicht beachtet, nicht gesehen haben würde, hätte sie sich bei meiner Annäherung nicht plötzlich aufgerichtet, um sofort wieder zurückzusinken. Wie undeutlich die Umrisse der Gestalt auch waren, meine an die Dunkelheit nun gewöhnten Augen glaubten sie doch erkannt zu haben. Eine kurze Anrede, eine noch kürzere dumpfe Antwort gaben mir Gewißheit: es war der Gatte Klementinens. Sonderbar daß ich mit einem Male wußte, was mir während aller dieser Tage nicht in den Sinn gekommen war. Und freilich, hätte es mir das eigene Herz nicht gesagt, aus dem Munde des Anderen würde ich es nicht erfahren haben. Er war nur in den Garten gegangen, um sich zu überzeugen, daß das Wetter morgen gut bleiben würde. Und dann war es im Saal so heiß gewesen! Die Hitze draußen auf dem Felde — die tut einem nichts; aber die Schwüle drinnen, das Stimmengeschwirr — das halte ein anderer aus! Und dann der Rotspohn, den man nach so einem heißen Tage hinuntergießt, als ob es Wasser wäre! Bei Gott, ich glaube, ich habe meine drei Flaschen getrunken!

Das mochte sein; aber ich hatte ihn auch wohl deren vier trinken sehen, und sie hatten dem Hünen nichts anhaben können. Der Schlag, der ihn jetzt getroffen, kam von einem stärkeren Feind, und mitten ins Herz mußte er ihn getroffen haben.

Ich verbrachte eine schlaflose Nacht. Was sollte ich tun? Ich hatte auch nicht durch eine leiseste Andeutung verraten, daß mir des Freundes düsteres Geheimnis klar war wie der Tag. Wie hätte ich auch, da er selbst schwieg, sprechen dürfen, ohne daß es als eine Bestätigung seines Argwohns herausgekommen wäre? Die schlimme Bestätigung des Hehlers, der den Dieb verrät! Mußte ich ja, der ich bei dem, was ihm so fürchterlich erschien, zugegen gewesen war, in seinen Augen der Hehler sein! Oder hatte ich doch Aug' und Ohr nicht immer offen gehabt? Das Verfängliche nicht bemerkt, oder, in begreiflichem Leichtsinn, für unverfänglich gehalten? Wir waren auch nicht allemal zugegen gewesen. Hatten sie da den Zwang abgeworfen, den ihnen unsere lästige Gegenwart auferlegt? An Gelegenheit hatte es ja, wenn ich es recht erwog, nicht gefehlt. Wie oft hatte das eine Paar im Saale gesessen, während das andere im Garten promenierte! Wie oft hatten wir uns im Walde getrennt, um uns erst nach langem Rufen und Suchen wieder zu finden! An das alles dachte ich jetzt und so vieles, was mir nie vorher den Sinn beschwert. War Klementinens Ehe glücklich auch nur je gewesen? Konnte sie es sein bei der zweifellos großen Verschiedenheit,

ja, offenbaren Gegensätzlichkeit der Charaktere? Hatte sie nie über Vernachlässigung ihres Gatten zu klagen gehabt, während sie in dem öden Hause saß und er auf dem Felde im Geschäft war, oder bei den Nachbarn dem Vergnügen nachging? Hatte es da nicht der Versucher leicht gehabt, der so gut zu sprechen wußte? dem es auf die Mittel zum Zweck nicht eben ankam? und der vielleicht selbst die Trauer um den gehabten Verlust nur zur Schau trug, um in einer großmütigen Frauenseele Mitleid zu erregen und was sich dann so in einer Frauenseele mit dem Mitleid zu regen pflegt?

Ich war früh in den Wald gelaufen, ob ich mir da in der Einsamkeit Rat in meiner Ratlosigkeit gewinnen könne. Nun glaubte ich das Rechte gefunden zu haben. Wir waren ja inzwischen so gute Freunde geworden, die schlanke blonde junge Frau und ich. Kein Mensch auf der Welt konnte es besser mit ihr meinen. Sie wußte es. Von mir würde sie, mußte sie hören, was ihr niemand sonst sagen durfte, bevor sie es aus einem anderen Munde und dann zu spät hörte.

Zurückgekehrt, fand ich sie, während Hedda und der Leutnant im Gartensaale musizierten, allein in der Wohnstube mit einer Näharbeit beschäftigt. Ich setzte mich ihr gegenüber ins Fenster. Als ich ihr so auf die reine Stirn, in die großen klaren Augen sah, kam mir mit einem Male mein Entschluß bis zur Lächerlichkeit töricht vor; aber ich dachte an die Szene gestern abend im Garten und, nicht wissend, wie ich anders und besser zu meinem Thema kommen sollte, erzählte ich sie ihr. War ihr Gewissen nicht rein, so mußte das genügen. Nun? sagte sie, als ich zu Ende war, ruhig aufblickend. Ich schwieg und erwiderte bloß ihren Blick. Plötzlich schwand das Lächeln von ihrem Gesicht; sie errötete bis unter die dicken blonden Flechten, um dann ebenso jäh zu erblassen und mit bebenden Lippen zu murmeln· Dessen halten Sie mich fähig? Sie?

Keine beredte Verteidigung hätte nur annähernd die überzeugende Wirkung auf mich üben können als diese wenigen Worte. Nur die lauterste Unschuld durfte so sprechen, so blicken. Ich schämte mich bis in die tiefste Seele und stammelte Entschuldigungen: wie ich nicht einen Moment sie für schuldig gehalten; aber es ihr habe sagen müssen, damit sie den Stand der Dinge kenne, ihr Betragen danach einrichte und so dem hereindrohenden Unheil vorbeuge. Und wenn sie auch nicht der leiseste Vorwurf treffe, sei sie denn sicher, daß der melancholische Freund keine strafbaren Wünsche hege? ihr unschuldiges Entgegenkommen ebenso deute? darin, nach Männer-

weise, nicht eine versteckte Aufforderung erblicke, weiter zu gehen, bis es zu einer unliebsamen Szene komme, die ich ihr habe ersparen wollen? Jetzt sei noch nichts geschehen, das nicht mit Leichtigkeit wieder gut zu machen wäre. Ein wenig Vorsicht; ein paar kluge Worte am rechten Ort zur rechten Stunde, und alles werde wieder sein, wie es zweifellos gewesen, bevor ich kam und mit meinem ruhelosen Wesen und Treiben das stille friedliche Haus in Verwirrung brachte.

Ich hatte, während ich so eifrig auf sie einsprach, ihre weißen Hände ergriffen und zuletzt wiederholt an meine Lippen gedrückt. Sie entzog sie mir, indem sie, durch Tränen lächelnd, sagte: Und wenn nun uns jemand so gesehen hätte? — Möchte uns doch sehen, wer wollte! rief ich. — Hätten Sie das wohl immer in diesen Tagen sagen können? erwiderte sie. Ich meine nicht Sie und mich, sondern Sie und noch jemand, den ich Ihnen nicht zu nennen brauche. — Die Reihe zu erröten war jetzt an mir. Mein erster Gedanke war, mich aufs Leugnen zu legen — nicht meinetwillen, sondern für sie, deren Geheimnis preiszugeben ich doch kein Recht hatte. Eine weitere Überlegung sagte mir, daß hier offenbar von einem Geheimnis nicht mehr die Rede sein konnte. So stotterte ich denn nur: Aber das ist ganz etwas anderes. — Freilich ist es das, erwiderte die Freundin. Von Euch ist keines gebunden; weshalb solltet Ihr Euch also nicht lieb haben dürfen? — Nicht wahr! rief ich erfreut. — Gewiß, erwiderte sie, indessen — sie schwieg; ich flehte sie an, weiter zu reden. — Ich tue es jetzt doppelt ungern, fuhr sie zögernd fort. Es ist nicht leicht, jemand etwas sagen zu müssen, wovon man im voraus weiß, daß es ihm keine Freude machen wird. Und jetzt möchte es scheinen, als wollte ich eine unschöne Rache nehmen dafür, daß Sie geglaubt haben, mir diese Stunde bereiten zu müssen, für die ich ihnen doch von Herzen dankbar bin. Ich kann es nicht besser beweisen, als wenn ich ganz offen zu Ihnen spreche. Wollen und können Sie mich hören? — Ich versicherte sie, daß beides der Fall sei, obgleich ich wahrlich sehr viel lieber nicht gehört hätte, was ich mir, wäre ich verständiger gewesen, längst selbst hätte sagen müssen.

Oder lag dies nicht alles auf der Hand? Für eine bloße Liebelei waren wir viel zu weit gegangen, abgesehen davon, daß Hedda einer solchen überhaupt unfähig, vielmehr, trotz ihrer scheinbaren Leichtlebigkeit, ein starkes, treues Herz war, das sich entweder versagte, oder, wem es sich gab, ganz gab. Was wollte ich mit diesem Herzen beginnen? Es wieder lieben. Aber von der Liebe

allein kann man nicht leben; und, wenn wir, wie wir es doch mußten, eine Verbindung fürs Leben wünschten, wie sollte die zustande kommen? wie sich erhalten? Beide waren wir ohne Vermögen; auf meine Arbeit allein also blieben wir für die Verwirklichung unserer Hoffnungen angewiesen. Hatte ich selbst jemals in Abrede gestellt, meine Arbeit werde bestenfalls niemals eine sehr lohnende sein? Wenn nun aber dieser beste Fall nicht eintrat, sondern der schlimmere, vielleicht der schlimmste: daß ich nicht durchdrang, gleichviel, ob von einem stumpfen Publikum zurückgewiesen, oder weil ich die Tragweite meiner Kraft überschätzt hatte? Und trat der bessere, der beste Fall ein: wann ungefähr würde das wohl sein können? Zweifellos erst nach einer Reihe von Jahren des heißesten Ringens und Kämpfens. Wie alt konnte ich darüber werden? Und das liebe Mädchen war nur um ein wenig jünger als ich! Ein Mann, der eigentlich erst anfängt zu leben, nachdem er sich mühsam das Leben erschlossen, um ein Mädchen, das in dem Augenblicke, wo sich ihr das Leben erschließen soll, die Jugend und ihre Illusionen längst hinter sich hat. War das eine Zukunft für einen Poeten? die Zukunft für ein Mädchen, das selbst viel zu poetisch dachte und fühlte, um nicht zurückzuschrecken vor der bloßen Möglichkeit, an einer solchen Zukunft des geliebten Mannes mitwirken zu sollen; und vergehen würde in der Gewißheit, sie heraufbeschworen zu haben?

Und, fuhr die Freundin fort, während ich, von der Gewalt dieser Argumente getroffen, schweigend dasaß: daß ich Ihnen alles sage auf die Gefahr hin, Sie ernstlich zu erzürnen, mir vielleicht für immer gram zu machen. Können Sie lieben, wie ein Mädchen geliebt sein will? Kann es ein Dichter? Darf er sich fesseln lassen? Muß er nicht frei bleiben, um sich immer von neuem fesseln lassen zu können? Immer aufs neue die Glut zu empfinden, in der Ihr, wie es scheint, brennen müßt, wenn Ihr das, was in Euch dunkel wogt, klar herausgestalten sollt? Sie haben mir von der Novelle erzählt, die Sie in Greifswald geschrieben haben, und wie Sie dazu gekommen sind. Wenn dies für Sie nun wieder nur der Stoff zu einer Novelle wäre? und für Sie aus und tot, sobald die Arbeit fertig ist, wie Sie — nach Ihrem eigenen Geständnisse — sich jene heiße Liebe zu der schönen kleinen Kokette aus dem Herzen und aus dem Sinn geschrieben haben? Sehen Sie, das sollte mir um Heddas willen, die keine Kokette ist, herzlich leid tun; und auch um Ihrethalben, lieber Freund. Denn, wenn Sie auch ein Dichter sind, Sie haben doch eine weiche Seele. Das Bewußtsein,

ein braves Herz aufs schmerzlichste gekränkt, vielleicht gebrochen zu haben, würde Ihnen manche bitterste Stunde bereiten. Und nun lassen Sie uns enden. Ich verlange nicht, daß Sie mir recht geben, zum mindesten nicht jetzt, in diesem Augenblick. Vielleicht irre ich mich auch — ich weiß es nicht. Ich weiß nur: ich mußte Ihnen, als Ihre Freundin, dies sagen; gerade so, wie Sie, als mein Freund, mir Ihre Beobachtung mitteilen mußten. Wollte der Himmel, Ihr Fall läge so einfach, wie der meine und Sie wüßten so genau, was Sie zu tun haben, wie ich weiß, was ich zu tun habe! Sie werden mit mir zufrieden sein.

So endete eine Unterredung, in der ich als ratspendender Mentor hatte auftreten wollen und aus der ich nun als ein beschämter Telemach hervorging, dem seine jugendliche Unbedachtsamkeit mit freundlichem Ernst zu Gemüte geführt ist.

Der Freundin letzte Worte: daß ich mit ihr zufrieden sein werde, erfüllten sich alsbald. Wie die Bedachtsame, Kluge es zustande gebracht, das wollte mir in den Einzelheiten nicht klar werden. Daß sie es zustande gebracht, lag auf der Hand. Den gemeinschaftlichen Promenaden zu vieren stand von Stund an immer einer oder der andere Hinderungsgrund entgegen; die menschenfeindliche Stimmung, von welcher der Hausfreund bekanntermaßen gelegentlich heimgesucht wurde, mußte ihn gerade jetzt einmal wieder befallen, während die gute Laune des Hausherrn so schnell wiederkehrte, daß er eine nie an ihm beobachtete Neigung zu gemeinschaftlichen Ausflügen an den Tag legte und für dieselben sogar stets Pferde zur Verfügung hatte, mit denen er sonst, nach Landmannsweise, in dieser Zeit des Jahres arg knauserte. Das alles schien sich, wie gesagt, ganz von selbst zu machen. Aber freilich: der Fall hatte auch so einfach gelegen!

So lag der meine nicht. Oder doch nur, wenn ich von zweien eines tat: entweder die Verbindung mit dem geliebten Mädchen als ein Ziel ins Auge faßte, das unter allen Umständen erreicht werden müsse; oder mich zu einem endgültigen Bruch Knall und Fall entschloß. Hatte ich zu dem ersten die Kraft? zu dem zweiten den Mut? Die zweite Frage war am leichtesten zu entscheiden. Offenbar hatte ich den Mut nicht, eine Trennung herbeizuführen, die, wie die Sache stand, zwei Herzen zerrissen haben würde. Hätte ich ihn gehabt, würde ich eine Stunde nach der Unterredung mit der Freundin das Haus unter irgend einem Vorwande verlassen haben. Inzwischen waren bereits mehrere Tage vergangen, und ich hatte noch kein Wort von meiner Abreise verlauten lassen.

blieb also die erste Frage. Aber wie sie lösen, wenn nur die Zukunft die Antwort bringen konnte? nur die Zukunft die Kraft erproben konnte, die ich mir jetzt vielleicht zutraute und sie doch nicht hatte, oder mir in dieser Verwirrung meines Gemütes absprach und sie in Wirklichkeit doch besaß? Traurige Sophistereien, in welche der Entschlossene nie verfällt; nur der, der im Grunde seiner Seele das Spiel bereits verloren gibt; für den es nur eine Frage der Zeit ist, wann er ein Eingeständnis machen wird, das ihm dann in den meisten Fällen die Not abpreßt!

Nun wäre es ja ein großes Glück gewesen, hätte ich mir dies alles klarmachen können, wo ich mich denn doch zu dem einen oder dem anderen hätte entschließen müssen. Aber wer in meiner Lage gewesen — in der Lage eines jungen Menschen, der, nachdem er so viel Liebesstrohfeuer verbrannt, zum erstenmal die Glut wirklicher Liebe zu fühlen glaubt — wird es nicht begreiflich finden, daß gerade das Gegenteil eintrat; daß ich mich, je mehr ich mich ins Rechte hineinzudenken suchte, nur immer tiefer in Zweifel verstrickte und schließlich wie der Schiffer tat, der die Steuerung über sein Fahrzeug verloren hat und in stumpfer Resignation abwartet, wohin Wind und Wellen es treiben werden.

Zu meiner großen Beruhigung ahnte das liebe Mädchen nichts von dieser Unruhe, die in mir wühlte. Oder sie mochte sie zu meinen Gunsten auslegen und auf die Trennung schieben, die nun bald eintreten mußte. So scherzte sie denn über die Melancholie, mit der mich der Leutnant angesteckt habe und mich zu einem Schatten von dem mache, der ich in den ersten Tagen gewesen sei.

Es kamen die letzten Tage, es kam der letzte Tag heran. Wir hielten uns gut — kein dritter hätte ahnen können, wie bewegt wir innerlich waren. Wann und wo wir uns wiedersehen würden, war der Zukunft anheimgestellt; daß wir uns wiedersehen würden, selbstverständlich. Auch sonst wurde kein Liebespfand ausgetauscht, kein bindendes Wort gesprochen — ein Beweis des Kleinmuts auf der einen, der Großmut auf der anderen Seite.

Der Großmut auf seiten des Weibes, des Kleinmuts auf der des Mannes — eine alte Erfahrung, dadurch um nichts erfreulicher, daß sie schon so alt ist und jeder Tag sie aufs neue bestätigt.

Ich war in die gewohnten Verhältnisse zurückgekehrt, glücklich und unglücklich, wie noch nie in meinem Leben. Alles schien sich gewandelt zu haben. Ich blickte in die bekannten Gesichter, als

sähe ich sie zum erstenmale. Selbst die Natur hatte ein anderes Gesicht angenommen, sprach eine andere Sprache. Ich irrte in meinen freien Stunden durch die Wälder, nicht mehr, wie sonst, in Licht und Schatten zu schwelgen, in der Beobachtung jeder kleinen Erscheinung: eines Vogels, der durch die Zweige schlüpfte, einer Blume, die aus dem Moose erblühte, ein unerschöpfliches Vergnügen zu finden. In Licht und Schatten sah ich nur ihr Bild in wechselnder Beleuchtung. Dem enteilenden Vogel rief ich Grüße nach an sie. Ich hielt die gepflückte Blume in der Hand, und während ich sie betrachtete, traten mir die Tränen in die Augen, daß ich sie ihr nicht zu Füßen legen konnte. Ich sang im Gehen wieder und immer wieder die Lieder, die ich sie hatte singen hören, und hörte nicht meine, nur ihre Stimme. Dann lag ich an einsamen Stätten, so vor mich hinträumend und brütend stundenlang, um plötzlich aufzuspringen, durch pfadloses Dickicht mir einen Weg zu brechen bis an den Rand des Waldes, wo ich von einem erhöhten Punkt am äußersten Horizont der Ebene die Spitze eines Kirchturms der Stadt sehen konnte, in der sie wohnte.

Eine Erquickung in diesem schmachtenden Sehnen waren die Briefe, die sie mir als Erwiderung auf die meinen schrieb, und die ich unserem Boten, der sie von der nächsten Poststation holte, meistens schon unterwegs abnahm. Es waren fast immer nur wenige Zeilen: ein freundlicher Gruß, ein neckisches Wort, selten oder niemals eine Versicherung ihrer Liebe, die denn doch aus jeder Zeile, schon aus dem Umstande sprach, daß sie überhaupt schrieb, so sich und mir über die leidige Trennung wegzuhelfen.

Ihr mochte auf diese harmlos-gläubige Weise zur Not geholfen sein. War es auch bei mir der Fall? Glaubte ich ehrlich an eine Zukunft, zu welcher die leidige Gegenwart nur eine Etappe war, die durchgemacht werden mußte? deren Schmerzen selbst süß waren in der sicheren Hoffnung auf eben diese Zukunft, die alles Leid in Freud' verwandeln werde?

Ich empfand das Trennungsleid wahrlich schmerzlich genug, um sein Ende aufs innigste herbeizuwünschen und alles willkommen zu heißen, was es mir erträglicher erscheinen ließ. Aber darum handelte es sich nicht. Glaubte ich an eine Zukunft, erhoffte ich eine Zukunft, wie sie das liebe Mädchen zweifellos glaubte und erhoffte? War ich entschlossen, alles daran zu setzen, daß sie so schnell wie möglich Gegenwart wurde?

Ich muß daran zweifeln, wenn ich die Blätter meines Tagebuches ansehe, die in diesen Tagen geschrieben sind — gewiß nicht

in den allernächsten nach der Trennung, aber auch nicht eben viel später. Es spricht aus diesen Aufzeichnungen sicher keine bewußte Treulosigkeit. Aber es regt sich etwas in ihnen, das den Menschenkenner stutzig machen dürfte: die Kritik des Kopfes an dem Leben des Herzens, die sich dann so schnell zu einem Widerspruch zwischen Kopf und Herz entwickelt, und mit dem Siege des Kopfes zu enden pflegt, wenn nicht ganz besonders günstige äußere Verhältnisse der Sache des Herzens zu gute kommen.

Es ist leicht, einen seelischen Vorgang, der in uns stattgefunden hat, zu verstehen, wenn wir ihn in seinem ganzen Verlaufe von Anfang bis zu Ende überblicken können. Das Verständnis ist uns unmöglich während des Vorganges selbst. Die scheinbar klaren Gedanken, mit denen wir ihn begleiten, sind doch nur Blitze, welche die Nacht des Unbewußten in uns wohl auf einen Moment erhellen, sie dann aber wieder so dunkel und geheimnisvoll lassen wie zuvor. Wir müssen das bei der Beurteilung von Zuständen, wie ich sie eben zu schildern versuche, im Auge behalten, wollen wir nicht Gefahr laufen, ungerecht zu werden und einen Nachtwandler für einen Menschen zu nehmen, der mit hellwachen Sinnen seines Weges geht, und so darf ich denn auch mit gutem Gewissen versichern, daß, als ich in dieser Zeit meine zweite Novelle „Auf der Düne“ begann, ich wahrlich nicht mir eine quälende Leidenschaft aus dem Herzen schreiben wollte, sondern nur tat, was ich nicht lassen konnte, weil ich von einem übermächtigen Drange dazu getrieben wurde.

Denn jetzt hatte ich, was mir seit der Abfassung von „Clara Vere“ gefehlt: einen Helden, d. h. — um mich bereits einmal gebrauchter Worte zu bedienen: es war etwas in mir vorgegangen, das mich gepackt und erschüttert.

So ließ ich die Arbeit, die ich mit solchem Feuereifer begonnen und ohne nennenswerte Schwierigkeit bis in die Mitte ungefähr gefördert, verdrossen liegen. Wir werden seiner Zeit sehen, unter welchen Umständen ich sie später wieder aufnahm.

Darüber war der Herbst herangekommen. Er wäre für mich ein wundersam reicher gewesen, hätte ich meine literarische Ernte voll in die Scheuer bringen und für die Erfüllung meiner Herzenswünsche getrost in die Zukunft blicken können. Aber die halbe Ernte stand noch auf dem Felde; sie würde in dem Winter, der hereindrohte, nicht reifen; ich mußte sie für verloren ansehen. Und war mir so mein künstlerisches Vermögen nicht ohne Grund zweifelhaft geworden, hatte ich nicht minder triftige Ursache, der Kraft meiner Liebe zu mißtrauen. Stand doch beides im engsten Zu-

sammenhang! Die Novelle hatte der Ausdruck meiner Liebe sein sollen und war es auch gewesen bis zu dem Augenblicke, wo ich abbrechen mußte. War die Muse verstummt, weil die erkaltete Liebe ihr nichts mehr zu sagen wußte? war die Liebe geflohen, weil sie schamhaft nicht dulden wollte, daß ihre Reize in einem Abbild zur Schau gestellt würden? Das eine war mir so schrecklich zu denken wie das andere. Noch galt mir meine Liebe als eine köstliche Errungenschaft; aber ich war keineswegs gewillt, zu ihren Gunsten auf das zu verzichten, worin ich nun schon seit Jahren mein eigenstes Eigentum sah. Indessen noch konnte von einem wirklichen Konflikt nicht die Rede sein, geschweige denn von einer Entscheidung, die, so oder so, getroffen werden mußte. Immerhin hatte der trübe Herbst nicht gehalten, was der glorreiche Sommer versprochen; und das stimmte mich tief traurig, als es nun galt, von dem lieben Aufenthalt Abschied zu nehmen. Es war durchaus nicht gesagt, daß es ein endgültiger Abschied sein werde. Mir aber raunte eine innere Stimme zu, es sei wieder einmal ein Akt in meinem Lebensdrama zu Ende, und der Vorhang werde mir für immer fallen über dieser lieblichen Szenerie. Die Stimme hat mich nicht betrogen: ich habe die prächtigen Wälder, die unermeßlichen Kornbreiten, die Allee uralter Linden, die vom Hoftor auf das Haus führte; das Haus, in dessen stattlichen Gemächern noch ein letzter Hauch von dem Parfüm des vorigen Jahrhunderts zu schweben schien; den Garten mit seinen verschnittenen Buchsbaum-Hecken und verschnörkelten Sandsteingöttern — ich habe nichts von dem allen wiedergesehen außer in den wachen Träumen, in denen man die Stätten durchwandelt, auf welchen man einmal sehr glücklich oder sehr unglücklich gewesen ist.

Auf dieser Stätte war ich, alles in allem, glücklich gewesen, so glücklich, daß sie mir noch heute wie ein verlorenes Paradies erscheint.

Nun war ich wieder in der Stadt, vorerst allein mit meinem Zögling. Ich hatte ihn für den Eintritt in eine mittlerweile dort neben dem lateinischen Gymnasium entstandene Realschule vorzubereiten gehabt und nun die Genugtuung, ihn weiter gebracht zu haben, als die Eltern und ich selbst erwartet und gehofft. Mir blieb so, auch nachdem die Familie uns nachgekommen, nur die Leitung des durchaus gutgearteten Knaben und die Überwachung seiner häuslichen Arbeiten — eine leichte Aufgabe, die durch ein paar Stunden, welche ich seinen Schwestern weiter zu erteilen hatte, kaum erschwert

wurde. Ich behielt so Zeit für mich die Fülle, mit der ich nur leider nichts Rechtes anzufangen wußte. Denn daß ich mich jetzt mit Eifer auf das Französische warf, welches ich bis dahin einigermaßen vernachlässigt hatte, wollte nicht eben viel bedeuten, da es mir trotz aller aufgewandten Mühe nicht gelang, zu den großen Schriftstellern des achtzehnten Jahrhunderts, außer zu Rousseau, in ein wirklich nahes Verhältnis zu treten; die Romantiker, mit Victor Hugo an der Spitze, mich geradezu abstießen und mir auch von den Modernen nur die eine George Sand wirklich sympathisch war. Wie denn überhaupt für mich und meine Geistesbildung die Franzosen zu den Engländern genau in dem Verhältnis stehen, wie die Lateiner zu den Griechen. Ich habe es zu den beiden erstgenannten nie über ein Achtungsverhältnis hinausbringen können, wie zu Leuten, denen man viel, sehr viel schuldet, die zu lieben uns aber versagt ist. Homer, Äschylus und Sophokles; Shakespeare, Scott und Byron hätte ich gar nicht einmal das Unermeßliche zu verdanken gebraucht, das ich ihnen in Wahrheit verdanke — sie würden meine volle Liebe doch besessen haben.

Doch dies gehört wohl kaum an diese Stelle. Jedenfalls hütete ich mich, dergleichen Ketzereien gegen Mademoiselle Marguerite Margot laut werden zu lassen, die, wie es sich gebührte, für die Literatur ihres Landes schwärmte und mit deren Beistand ich um diese Zeit den Vicar of Wakefield, aus welchem ich ihr Englisch lehrte, für mich ins Französische übersetzte.

Ich hatte durch Zufall erfahren, daß Hedda bei unseren Freunden zum Besuch sei. Es war in den Weihnachtsferien. Eine Einladung zur Jagd mußte als Entschuldigung gelten, weshalb ich auf ein paar Tage um Urlaub bat. Ich packte ein paar Sachen zusammen und stürzte zur Post, die spät am Abend ausging. Es war eine bitterkalte Nacht. In dem schlecht schließenden Wagen, dessen einziger Passagier ich war, fror mich entsetzlich. Ohne die Unruhe, die in mir wühlte und mich, wie ein gefangenes Tier im Käfig, in dem engen Gehäuse herumrasen ließ, hätte ich erstarren müssen. Endlich war die schauerliche Fahrt zu Ende. Ich stieg in dem Dorfkruge ab. Noch graute der Morgen nicht; es mußten Stunden vergehen, bevor ich mich im Herrenhause zeigen durfte. Unter welchem Vorwand? Daran hatte ich nicht gedacht, und jetzt fand ich keinen, nicht den Schatten eines Vorwandes. Man würde mich nicht nach dem Grund meines Kommens fragen, gewiß nicht.

Aber daß man es nicht tun würde, daß vor allen Augen klar sein mußte, wie mein Kommen nur den einen Grund haben könne, war ja das Schlimme. Ich wäre am liebsten umgekehrt; es war unmöglich: die Post zurück ging erst gegen Mittag. Bis dahin war ich in meinem Schlupfwinkel längst entdeckt. Oder gelang es mir, mich zu verbergen — daß ich da gewesen, konnte hier, wo mich jedes Kind kannte, nicht verschwiegen bleiben, und das arme ahnungslose Mädchen hätte außer dem Schaden noch den Spott gehabt. Ein schöner Liebhaber, der eine Winternacht durchfährt, um die Geliebte zu sehen, und sich unverrichteter Sache wieder davonschleicht! Mir war übel zumute; und der gezwungene Aufenthalt in der öden, halbkalten, von einer schwelenden Öllampe kaum erhellten Wirtsstube mit der dumpfen, von dem Tabaks- und Bierdunst des letzten Abends noch erfüllten Luft war nicht geeignet, mich heiterer zu stimmen.

Endlich durfte ich es wagen, nach dem Herrenhause zu gehen. Es war noch niemand in dem Frühstückszimmer. Dann erschien die Herrin, die man von meiner Ankunft unterrichtet hatte. Sie blieb einen Moment auf der Schwelle stehen und blickte mich, leicht mit dem Kopfe schüttelnd, traurig-vorwurfsvoll an. — Sagen Sie mir nichts! rief ich ihr entgegen; ich weiß alles, was Sie mir sagen können. — Wie sollten Sie auch nicht, erwiderte sie; da ich Ihnen schon damals meine ganze Meinung offen und ehrlich gesagt habe. Ich habe sie seitdem nicht geändert. Es wäre eine Unwahrheit, wollte ich leugnen, ich hätte es lieber gesehen, Sie wären nicht gekommen. Aber glauben Sie auch nicht, daß ich Ihnen bös bin; Ihr tut mir nur beide von Herzen leid. Ich muß ja nun wohl annehmen, daß Ihr nicht mehr voneinander lassen könnt; aber wie daraus für Euch ein dauerndes Glück erwachsen soll — und sie schüttelte wieder den Kopf mit den üppigen blonden Flechten.

Nun war auch der Freund gekommen: auf seinem ehrlichen Gesicht, so freundlich es sich auszusehen bemühte, stand doch die Verlegenheit nur zu deutlich geschrieben. Ich hätte in den Boden versinken mögen, als ich jetzt den raschen Schritt der Geliebten über die Flurdielen hörte, die Tür sich abermals öffnete, und sie hereintrat. Ihre Wangen waren leicht gerötet, und die kleine Hand, die sie mir reichte, war kalt und zitterte; aber aus den dunkelklaren Augen, als sie sie jetzt aufschlug, blickte der alte treuherzige Mut; und ein Scherzwort, das sie sich zurechtgelegt haben mochte, das aber so frisch und frei klang, als fiele es nur eben von ihren Lippen, löste die Spannung zu unserer aller großen Erleichterung.

So hielt sie es die beiden Tage, die ich auf dem Gute zubrachte. Das Wetter war abscheulich; wir blieben fast gänzlich auf das Haus angewiesen. Es kam auch ein paarmal Besuch, unter anderen der melancholische Freund, der spöttisch zu blicken versuchte. In Anbetracht der schwachen Stunden, in denen wir ihn gesehen, mochte man es ihm wohl gönnen. Aber ob wir in Gesellschaft, oder auf unseren kleinen Kreis beschränkt waren — das Betragen des lieben, klugen, tapferen Mädchens blieb immer dasselbe scheinbar durchaus unbefangene, völlig heitere. Kein Wort, kein Blick, keine Miene, die darauf hingedeutet hätten, daß es sich hier um etwas anderes handle, als ein paar böse Wintertage auf dem Lande möglichst behaglich hinzubringen. Selbst wenn sie, trotzdem sie es offenbar zu vermeiden suchte, auf ein paar Minuten mit mir allein war, machte sie es mir unmöglich, aus der Haltung, die sie mir ihr gegenüber angewiesen hatte, herauszutreten, indem sie, als wären die anderen zugegen, zu sprechen fortfuhr und die Bitte, die in meinen Blicken lag, nicht zu verstehen schien.

Es konnte so nicht bis zu Ende gehen. Ich konnte mich unmöglich von ihrer Großmut so tief beschämen lassen. Es war am Nachmittag des zweiten Tages; morgen Mittag spätestens mußte ich wieder fort. Das Wetter hatte sich ein wenig aufgeklärt; ich fragte sie, ob wir nicht einen unserer alten Spaziergänge machen wollten. Sie zögerte einen Moment; dann erklärte sie sich bereit. Wir gingen die Chaussee entlang, auf der Bahn gemacht war, bis in den Wald, wo der Schnee unregelmäßig lag, so daß wir, wenn auch nicht ohne einige Mühe, eine Strecke weit hineindringen konnten. Sie scherzte über die wunderliche Promenade. Ich half ihr schweigsam über die schwierigeren Stellen weg, bis wir zu einer Lichtung gelangten, die im Sommer oft unser Ziel gewesen war. Da, wo wir an einem wundersam schönen Morgen nach einer langen Promenade uns am Fuße einer mächtigen Buche, ein paar Minuten zu ruhen, in das schwellende Moos gestreckt hatten, lagen einige Holzkloben, die ich vom Schnee reinigte, so daß sie sich setzen konnte. Sie tat es; sprang aber alsbald wieder auf und erklärte, es sei die höchste Zeit für den Heimweg. Ich ergriff ihre Hand und begann zu sprechen. Sie unterbrach mich nach den paar ersten gestammelten Worten. Nein, rief sie fast heftig; das will ich nicht. Wenn ich das gewollt hätte, hätten wir es zu Hause bequemer haben können. Ich habe nichts gewollt, als noch einmal hierher kommen, wo wir im Sommer so glücklich gewesen sind. Denken Sie noch an die beiden weißen Schmetterlinge, die hier aus der Wiese aufstiegen,

hoch und höher, bis über den Wipfel der Buche, wo sie in der blauen Luft umeinander tanzten; und plötzlich flog der eine hierhin und der andere dahin, und Sie sagten ernsthaft: Ob die beiden wohl einander wiedersehen? Nun, wir beide haben einander wiedergesehen; vielleicht ist es nicht das letzte Mal. Aber darüber will ich mir nicht den Kopf zerbrechen, und Sie sollen es auch nicht. Sie haben andere Dinge genug, über die Sie das tun können. Was sein kann, das wird sein. Das ist mein fester Glaube. Und nun, wenn Sie mich lieb haben, kein Wort mehr! Ich könnte es nicht ertragen.

Ich hatte ihre beiden kleinen kalten Hände ergriffen, von denen sie längst die durchnäßten Handschuhe abgestreift hatte, und drückte sie wieder und wieder an meine Lippen. Sie ließ es geschehen; dann entzog sie sie mir und schritt voran in unseren eigenen Fußstapfen. Ich folgte ihr, unwillkürlich, als wir aus der Lichtung auf den Weg gelangten, einen Blick zurückwerfend. Es war im Sommer ein paradiesischer Platz gewesen; jetzt bot er einen Anblick zum Sterben traurig: die hier und da geschichteten, von Schnee eingehüllten Holzkloben anzuschauen wie Gräber auf einem Winterkirchhof; die Bäume, die damals in dichtestem Laubschmuck geprangt, ihre langen kahlen Äste wie verzweifelt in die graue Luft streckend, durch die eine Schar Krähen krächzend zog. Unwillkürlich mußte ich mich fragen: ob dies das Bild der Zukunft unserer Liebe sei, während ich in demselben Augenblick wußte, daß ich das edelherzige Mädchen nie so geliebt hatte, und mir schwur, sie so fort zu lieben, es möge nun kommen, wie es wolle.

Als ich am anderen Tage zurückfuhr, war ich nicht wieder allein im Postwagen. Unter den drei oder vier anderen Passagieren befand sich ein Handlungsreisender. Ich weiß nicht, wie unter den Herren das Gespräch auf die Liebe gekommen war. Der Handlungsreisende, ein bildhübscher junger Mensch, führte das große Wort. Er hatte in dem Kapitel eine reiche Erfahrung, wie er diskret anzudeuten nicht unterließ. Übrigens gingen seine Gedanken nicht niedrig. Im Gegenteil: er kramte die sonderbarsten, verstiegensten Ansichten aus, die er sich aus Gott weiß welchen Romanen zusammengelesen haben mochte. Die anderen — ehrbare Land- oder Ackerbürgersleute — wollten das nicht gelten lassen. Sie hätten auch ihre Erfahrungen; und was der Herr da vorbringe, sei, mit Respekt zu sagen, alles dummes Zeug. Wogegen denn der junge Schwärmer fortwährend in hohen Tönen schrie: Die Liebe hat keinen Komparativ; sie ist entweder Superlativ, oder sie ist überhaupt nicht

— Zu jeder anderen Zeit würde dieser seltsame Streit mir ein großes Vergnügen gemacht haben; jetzt war er mir entsetzlich. Als ob die guten Leute mit ihren hausbackenen Trivialitäten, oder der junge Mensch mit seinen verblasenen Redensarten mich verhöhnen, die gespannten Saiten meiner Seele zum Zerreißen bringen wollten! Endlich nahm auch diese Qual ein Ende. Aber der häßliche Nachgeschmack blieb noch lange auf meiner Zunge, und immer wieder glaubte ich in dem hohen Tenor des Handlungsreisenden jenes Wort zu hören, das sicher nicht aus seinem Lockenkopfe herrührte: die Liebe ist entweder Superlativ, oder sie ist überhaupt nicht.

Mich womöglich aus der Schwermut zu retten, in die ich immer tiefer zu versinken drohte, hatte ich mich der bis dahin von mir gemiedenen Gesellschaft wieder mehr genähert. Sie war in den letztverflossenen Jahren eine etwas andere geworden. Die Tyrannei des für alle unerläßlichen Kartenspiels war noch keineswegs völlig gebrochen, aber doch gelockert. Für etwaigen Kunstgenuß mußte, wie auch früher, in erster Linie die Musik sorgen, von den Künsten diejenige, wie es scheint, die mit dem minderen Aufwand von Geist immerhin bis zu einem gewissen Höhengrade getrieben werden kann, da man ihr überall huldigt, wo sonst alle anderen Kunstinteressen brachliegen. Indessen war auch hier ein Vorwärtsstreben bemerkbar. Zwar genügte die eine unbedeutende, wesentlich mit Hilfe der Schere zurechtgemachte Zeitung dem politischen Durchschnittsbedürfnis; die Zahl der mageren Leihbibliotheken hatte sich nicht vermehrt; der Buchhandel fristete sein altes kümmerliches Dasein; ein Gespräch über die neueren Erscheinungen der Literatur auf die Bahn zu bringen, hatte noch immer seine Schwierigkeit. Nichtsdestoweniger herrschte in den Gesellschaften ein munterer Geist. Die neue Realschule hatte einige tüchtige junge Kräfte herangezogen; von meinen ehemaligen Schulgenossen war eine ausgewählte Schar zum heimischen Herd zurückgekehrt, um, nach uraltem Stadtgebrauch, allmälig in die Ämter und Würden hineinzuwachsen, die ihre Väter und Oheime inne gehabt oder noch inne hatten. In der jungen Damenwelt regte sich der Wunsch, so viele accomplishments und so annehmliche Reize nicht immer nur aus einem Ballsaal in den anderen zu tragen. Kurz, es war alles beisammen, was zu einem regelrechten Liebhabertheater in einer Provinzialstadt gehört. Man brauchte nur anzufangen.

Die Seele des Unternehmens war jener würdige Mann, den seine Mitbürger schon vor Jahren durch die Hinzufügung des Titels „Literat“ zu seinem Namen ahnungsvoll ausgezeichnet hatten. Zur Seite stand ihm ein gewandter Lehrer der neuen Schule. Unter ihren geschickten und fleißigen Händen gedieh die Sache vortrefflich. Ein großer Saal in der altehrwürdigen Ressource erwies sich als das passendste Lokal. Man konnte beinahe ein Drittel des Raumes für die Bühne verwenden, und es blieb Platz genug für ein zahlreiches Publikum. Selbst an einer der Bühne gegenüberliegenden stattlichen Galerie fehlte es so wenig, wie an schicklichen, mit der Bühne zusammenhängenden Ankleidezimmern. Die Bühne brauchte hinsichtlich der Größe mit der eines kleinen Residenztheaters den Vergleich nicht zu scheuen, und ich habe auf nicht größeren in Badeörtern später oft genug spielen sehen. Vorhang, Kulissen, Ausstattung durchaus anständig, freundlich, ja anmutig. Die schwierige Frage des Repertoires wurde, gewiß nicht ohne vorhergegangene lange, tiefgründige Beratungen, auf das zweckmäßigste gelöst, indem man sich auf die Vorführung von einigen leichteren, den Abend füllenden Lustspielen und verschiedenen gefälligen Einaktern beschränkte. Nicht geringeres Kopfzerbrechen hatte es den Direktoren unzweifelhaft gemacht, unter den massenhaft sich anbietenden darstellenden Kräften die schickliche Auswahl zu treffen. Auch durch diese gefahrvolle Charybdis steuerten sie ihr Schifflein klug und mutig hindurch. Man konnte an das Einstudieren der Stücke gehen.

Wer nicht aus eigener Erfahrung das vergnügliche Treiben kennt, welches sich nun auf und hinter einer solchen Liebhaberbühne entfaltet, ist um einen Hochgenuß ärmer. Man möchte sagen, daß da alle Lichtseiten des Theaterwesens vereinigt sind ohne die Schatten. Oder von den Schatten nur gerade so viel, um das Licht hin und wieder wohltuend abzumildern. Da gibt es für den Direktor keinen Ärger mit anmaßlichen Schriftstellern, keine Sorge um den abendlichen Kassenbericht; für den Regisseur keine Verzweiflung über Statisten, welche die einfachsten Dinge nicht begreifen wollen, oder über seine „Sterne“, die behaupten, wenn sie am Abend glänzen sollen, auf der Probe nicht leuchten zu können. Überall ist guter, ist der beste Wille. Verlangt der Regisseur zu dem halben Dutzend bereits stattgefundener Proben eine siebente — und wenn er noch ein halbes Dutzend forderte, er würde auch nicht einer verdrossenen Miene begegnen. Zwar in sein Geschäft muß er sich mehr hineinreden lassen, als sein langmütigster Kollege auf einer wirklichen Bühne erträglich finden dürfte. Aber, mein Gott, man ist doch

schließlich beisammen, um sich zu amüsieren! und wie sollte er da ein eisernes Szepter schwingen, ohne dem Hauptzweck schnurstracks entgegen zu wirken! Wenn diese Bretter die Welt bedeuteten, welche vergnügliche Welt wäre das! Wie wäre ihre einzige Losung: leben und leben lassen! Und heiterste Zufriedenheit mit sich selbst; die grundmäßige Überzeugung, seinen Platz vollkommen auszufüllen, die alle Gemüter erfüllende behagliche Stimmung! Denn dies ist das Merkwürdige der dilettantischen Schauspielerei, daß keiner der Teilnehmer eine Ahnung seines Dilettantismus hat; daß jeder glaubt, seine Sache nicht nur gut zu machen, sondern etwas Ungewöhnliches zu leisten, das einem Ludwig Devrient, einer Crelinger zur Ehre gereicht haben, einem Sonnenthal, einer Wolter hoch angerechnet werden würde. Bekanntlich läßt die Leichtigkeit, in einer gebildeten Sprache einen Vers zustande zu bringen, auch den Dilettanten der Dichtkunst wähnen, daß er ein Dichter sei. Indessen wird ihm doch ein gewisses Studium der betreffenden Sprache und seiner Vorgänger in der Kunst nicht erspart. Hier soll alles schlechterdings sich von selbst machen. Man kann sprechen, gehen, stehen, gestieren, lachen, die Stirn runzeln. Etwas anderes tun die Schauspieler doch auch nicht! Und eine so stattliche Figur, wie Herr X., hat der erste Held des Stadttheaters nicht annähernd; und wenn die Primadonna halb so hübsch wäre, wie Fräulein Y., könnte sie sich gratulieren! Und Herr X., Fräulein Y., und alle die Herrlein und Fräulein haben keine Ahnung davon, daß, wollte man ihre Stümperei in das malerische oder musikalische Gebiet übertragen, etwas geradezu Ungenießbares herauskommen würde. So sind denn unter den Dilettanten aller Künste die schauspielerischen in ihrer vorzüglichen Einfalt am meisten selig zu preisen.

Ich brauche wohl kaum zu sagen, daß ich zu den selig Einfältigen gehörte, welche dieser Zeit auf der allerliebsten Bühne im Ressourcesaale der Muse Thalia vollwertige Opfer zu bringen glaubten. Obgleich ich erst neuerdings wieder Fühlung mit der Gesellschaft genommen hatte, war ich von früher her zu bekannt, als daß man auf der Suche nach den reinen Toren an mir hätte vorübergehen können. Befanden sich doch unter den eifrigsten Förderern des Unternehmens sogar zwei oder drei ehemalige Mitglieder des Sekundanerkränzchens, die meine damalige Kopie des großen Mimen Kunst in der Rolle des Wallenstein schwerlich in den sieben oder acht inzwischen verflossenen Jahren vergessen hatten. Auch erwies ich mich des alten Rufes nicht unwürdig, indem ich mich der edlen Sache freudig widmete, bei keiner der unzähligen Proben

fehlte, überhaupt alles tat, was man von einem strebsamen Bühnenmitglied nur erwarten und verlangen kann. Zwar waren es keine großen Aufgaben, die mir zugefallen waren; aber da sich so viele in die Beute teilen wollten, mußte der einzelne mit wenigem zufrieden sein. In dem reizenden Gutzkowschen Einakter „Fremdes Glück“ spielte ich sogar die Hauptpartie unter, ich glaube, allgemeinem Beifall des verehrlichen Publikums. In der Tat lag mir die Rolle des „Bruders“ besonders bequem. Eine geliebte junge Schwester und einen lieben Freund, die beide nicht recht wissen, was sie wollen, mit heiterer Ironie über den Zustand ihrer Herzen aufzuklären und so, wonach jene beiden nur scheinbar suchen, für sich wirklich zu finden: die volle eigene Befriedigung in dem Glück der anderen, das war das Recht für jemand, der, wie ich in dieser Zeit, sich wirklich am liebsten selbst vergessen hätte. Ich konnte so viel von dem eigenen hinzutun, daß ich mich in der Partie mit einer Freiheit bewegte, die meiner Leistung voll zugute kam und ihr vielleicht einigen Anschein wirklichen Künstlertums verlieh. Wenigstens wurde mich das von einigen würdigen Personen versichert, die ihrer Zeit in Berlin und sonst, als eifrige Theaterbesucher, sich ein gewisses Verständnis dieser Kunst erworben und bewahrt hatten. Aber auch, als ich einige ältere Rollen, z. B. den Vater im Benedixschen „Vetter“ zu spielen hatte, blieb mir das Glück treu. An dem Lobe, das man mir abermals erteilte, mußte wohl etwas Wahres sein, da man mir sagte: ich hätte gerade so ausgesehen, mich bewegt, gesprochen wie mein eigener Vater. Das hatte ich nun freilich in keiner Weise beabsichtigt, vielmehr nur eben einen wackeren Herrn in der Mitte seiner sechziger Jahre geben wollen. Jedenfalls hatte ich, so oder so, meine Absicht erreicht.

Die Reihe unserer Vorstellungen, wie wir sie auch künstlich in die Länge zogen, mußte schließlich ein Ende nehmen zu meinem aufrichtigen Bedauern. Ich hatte in dem wochenlangen munteren Treiben so manches, was mich bedrückte, in den Hintergrund drängen können, aus dem es nun wieder hervortrat. Und waren diese Spielereien doch für mich nicht bloß ein Mittel gewesen, mich selbst zu vergessen! Meinte ich doch vielmehr, daß eine ernste Stimme mich an gewisse Träume gemahnt habe, die ich schon so früh geträumt. Mindestens so früh als ich, Dichter und Darsteller zugleich, mit meinen Kameraden in der „Kinderstube“ jenes Schauerdrama aufführte, von dem leider der Titel fehlt und der Text verloren gegangen ist. Und die ich dann oft und oft geträumt, wenn ich in den späteren Schuljahren, auf der Universität, in der Stille meines

Zimmers, auf einsamen Spaziergängen die unsterblichen Rollen des Wallenstein, Hamlet, König Lear, Faust, Marquis Posa, Brutus und wie sie sonst heißen, wieder und wieder rezitiert hatte, bis ich bei keiner mehr eines Souffleurs bedurfte und mir, wie ich wähnte, schlechterdings nichts fehlte als ein Theater, um der Welt zu zeigen, welch einen Künstler sie sich um ein kleines hätte verloren gehen lassen.

So war es hier, wie nun schon wiederholt in meinem Leben. Was den anderen ein Spiel gewesen, ich hatte es ernst genommen; was den anderen nur zum Zeitvertreib gedient in der Langeweile ihrer täglichen Beschäftigung, mir war es ein wesentlicher Teil meiner Lebensaufgabe. Jetzt fragte ich mich sogar ernstlich, ob ich nicht die Aufgabe meines Lebens bisher in einer falschen Richtung gesucht habe und dem glücklichsten aller Zufälle dankbar sein müsse, der mich endlich auf den rechten Weg gewiesen.

Hier nun wäre zum anderen Male eine prächtige Gelegenheit, den Zauberstab des Wenn zu schwingen und sich auszumalen, wie herrlich weit ich es gebracht haben würde, wäre ich dem Ziel, das mir glänzender als alle bisher erstrebten zu winken schien, ohne nach rechts und links zu blicken, geradewegs gefolgt. Indessen war für das Aber, das zum Wenn gehört, gesorgt. Für mehr als eines. Noch hatte ich die Hoffnung, für „Clara Vere“ einen Verleger zu finden, nicht aufgegeben, und auch keinen Grund dazu. Zwar schrieb mir der Freund, daß Brockhaus abgelehnt habe; indessen, groß wie Brockhaus war, er war doch nicht der einzige Verleger, bei dem man anklopfen konnte. Schon der zweite mochte die Tür, die jener wunderliche Mann verschlossen hielt, weit auftun. Und „Auf der Düne“! Ich hatte inzwischen, wenn nicht das Ende, so doch den Titel der Geschichte gefunden. Mein Gott, auch das Ende würde sich finden, mußte sich finden, konnte eines nächsten schönen Morgens beim Erwachen gefunden sein. Und über die unbeendete Geschichte hinaus hatte bereits eine andere angefangen sich zu regen: eine viel größere, bedeutendere; so groß und bedeutend, daß die Dünengeschichte nur eine Episode in ihr schien, vielleicht war, was sich herausstellen würde, wenn ich in der großen neuen bis zu dem betreffenden Punkte gelangte. Hier war doch, alles in allem, ein schönes Heubündel, welches ich nicht für das andere, freilich auch sehr schöne, ohne weiteres fahren lassen konnte.

Und hätte ich es gewollt — nun, der Vater schien ja entschlossen, mich meinen Weg gehen zu lassen. Aber daß er es kummervollen Herzens tat, wie hätte ich so blind sein können, das nicht

zu sehen! wie so harten Sinnes, vor der Gewißheit nicht zurückzuschrecken, diesen seinen Kummer ins Ungemessene, Unerträgliche zu steigern! Noch hatte sich der Schauspielerstand in der bürgerlichen Gesellschaft keineswegs die Stellung errungen, der er sich jetzt erfreut. Mochte man in dieser Beziehung etwa in Berlin eine und die andere Ausnahme gelten lassen — in der Provinz machte man keine. Hier hegte man noch das ganze Mißtrauen, mit welchem wir in „Wilhelm Meister" das Bürgertum dem Schauspieler gegenüber erfüllt sehen. War ich nun in den Augen des Vaters bereits jetzt von der rechten Bahn beklagenswert weit abgeirrt, so mußte er mich vollends verloren geben, wenn ich unter die Theaterleute ging. Es hätte das seiner auf das Praktische gerichteten, allem Unberechenbaren durchaus abholden Denkungsart das äußerste zumuten heißen. Davor schauderte ich zurück. Und jetzt, da ich — nach jener Szene im abendlichen Winterwalde — trotzdem die Geliebte jedes Versprechen meinerseits zurückgewiesen, mich für versprochen und gebunden hielt, mußte ich mich auch fragen, wie sie es aufnehmen würde. Über ihre Lippen konnte kein Wort des Vorwurfs kommen, das wußte ich; und daß sie mir auf den gefahrvollen Pfad, wollte ich ihn denn wirklich einschlagen, Heil und Segen aus selbstlosem Herzen nachwünschen werde. Mehr noch. Hochgemut und tapfer, wäre sie mir nicht nur mit ihren Wünschen gefolgt, hätte sie alles Ungemach und alle Gefahren des Weges mit mir geteilt. Durfte ich ein solches Opfer annehmen? War es nicht meine Pflicht, mir und ihr eine Bahn durch das Leben zu schaffen, die, wenn sie auch nicht glatt dahinlief, doch nicht von so stachligen Dornen überwuchert war? Ja, hätte ich die mindeste Garantie gehabt, ich würde es als Schauspieler zu wirklich großen Erfolgen bringen! Ich war einsichtig genug, mir zu sagen, daß der freundliche Beifall, den meine bescheidenen Leistungen auf unserer Liebhaberbühne gefunden, doch, bei Licht besehen, dafür keine Beweiskraft habe, und zwischen den beiden: sich in eine große schauspielerische Aufgabe hineinträumen und diese Aufgabe lösen, ein gewaltiger Unterschied sei. Schließlich: wie war wohl die Sache anzugreifen? Welchen ersten Schritt mußte man tun, damit die anderen überhaupt möglich wurden? Ich hatte dem Bühnentreiben bis dahin völlig ferngestanden; nie auch nur einen Blick hinter die Kulissen geworfen; war im Leben, außer etwa in einer Weinstube, nie mit einem Schauspieler zusammengetroffen. Dies war doch nicht anders, als wenn ein Binnenländer, der nie ein Schiff gesehen, geschweige denn seinen Fuß auf eine Schiffsplanke gesetzt, aus einer Schwärmerei, für die seine Lektüre

verantwortlich ist, den Entschluß fassen wollte, Seemann zu werden.

Daß dies nun alles nur Scheingründe waren, mit der ein unentschlossener sich über seinen Mangel an Mut hinwegzutäuschen sucht, davon hatte ich, wenn auch nur gelegentlich ein ziemlich deutliches Bewußtsein. Dergleichen Selbsterkenntnisse und Bekenntnisse sind nicht dazu angetan, unsere gute Laune zu erhöhen. So verdüsterte sich denn die meine immer mehr; mit jedem Tage fand ich eine Gegenwart, aus der sich kein Blick in eine hellere Zukunft gewinnen lassen wollte, weniger erträglich. Jenes unheimliche Wort von den Leuten, die keiner Lage gewachsen sind, in der sie sich befinden, und denen keine genugtut, schien sich an mir erfülleu zu wollen, bevor ich es kannte. Mit welcher Freude war ich in meine Stellung getreten! und wie widerwärtig war sie mir in dieser kurzen Zeit geworden! Wie lohnend hatte es mich gedünkt, die jungen mir anvertrauten Seelen mit mir selbst in immer lichtere Regionen emporzuheben, und wie wenig des Schweißes eines Edlen wert erschien mir nun eine Aufgabe, die jeder Banause besser lösen könnte! Ich fand, daß ich die Begabung meiner Zöglinge im Anfang lächerlich überschätzt hatte, und meine früheren günstigen Urteile über die anderen Mitglieder der Familie von einem blinden Wohlwollen diktiert gewesen seien. Dafür waren mir jetzt die Augen aufgegangen über die unerträgliche Eintönigkeit, mit der sich das Leben in dieser Familie von einem Tag in den anderen hinüberspann; die Ideenlosigkeit, an der alle krankten; die Pedanterie, die jede freie Regung ausschloß; die gähnende Langweiligkeit der Tischgespräche. Selbst die dünnen Schmachtlocken und die spitze Nase der guten Mademoiselle Marguerite glaubte ich nicht länger sehen zu können. Mit einem Worte: ich wollte fort; und da mußten in Ermangelung von vernünftigen Gründen, die meinen Entschluß vor mir selbst hätten rechtfertigen können, die albernsten Scheingründe herhalten. Zu meiner wohlverdienten Beschämung kam man mir auf halbem Wege entgegen: man begreife den Wunsch, meinem eigentlichen Berufe nicht länger entzogen zu sein, und so stehe meinem Abgang nach Ablauf des Quartals nichts im Wege. Die Unterredung hatte keine fünf Minuten gedauert. Der alte, offenbar von seiner Gattin inspirierte Herr und ich schüttelten einander die Hände, und ich hatte die glänzende Aussicht, bereits in wenigen Wochen ganz ungehindert meinem „eigentlichen Berufe“ leben zu können.

Leipzig.

Dennoch würde es für jemand, der mich während der folgenden Monate beobachtet hätte, schwer gewesen sein, aus meinem Treiben auf meinen Beruf zu schließen. Ich war bald hier, bald da: ein paar Wochen in der Stadt, dann wieder ein paar auf dem Lande, niemals eigentlich müßig, aber auch ebensowenig ernsthaft arbeitend. Die Sache war: ich wurde von zwei Kräften, die mit gleicher Stärke auf mich einwirkten, wie in der Schwebe gehalten. Zog es mich in die Ferne, mein Glück gleichviel wo zu suchen, so hielt es mich hier, wo sie weilte, ohne die mir jedes Glück der Welt nicht erstrebenswert schien. Wir hatten es so einzurichten gewußt, daß wir uns hier oder dort, manchmal auf mehrere Tage, sehen konnten — selige Tage für uns beide, um so seliger, je dunkler die Zukunft sich vor uns breitete. Aber wie auf Verabredung wurde über das Kommende nie von uns gesprochen. Mit dem Wort der Geliebten: „Was sein kann, das wird sein,“ war dies Thema für uns erledigt. Zuletzt machte eine Reise, die sie mit Verwandten nach dem Süden Deutschlands antrat, diesem wunderlichen Schwebezustand ein Ende. Wenige Tage nach ihr brach auch ich auf, um meinem zweitältesten Bruder, der in Stettin einen Regierungsbau leitete, einen flüchtigen Besuch abzustatten, dann weiter nach Berlin zu gehen, das sie auf ihrer Rückkehr berühren mußte, und wo wir uns ein Rendezvous gegeben hatten.

Zwischen Stettin und Berlin hatte ich eine Begegnung, die ich für kein gutes Omen nahm. Auf einer größeren Station, wo zwei Züge sich kreuzten, stand plötzlich in dem Gedränge des Perrons jener Freund vor mir, mit dem ich in Greifswald so manche Sommernacht durchschwärmt hatte: der „Albert Timm“ der Problematischen Naturen. Er kam der Himmel weiß woher und wollte — nach Amerika. In den drei kurzen Jahren, die wir uns nicht gesehen, war eine schlimme Veränderung mit ihm vorgegangen. Sein glattes Gesicht trug die deutlichen Spuren des wüsten Lebens, das er inzwischen geführt haben mußte. Um den hübschen Mund lagen häßliche Falten; die sonst so klaren Augen waren trübe und mit Blut unterlaufen; er hatte offenbar, so früh am Tage es war, bereits stark getrunken; sein niemals sehr sorgfältiger Anzug war ganz vernachlässigt. — Ja, rief er; ich will nach Amerika, das heißt: eigentlich will ich es nicht; andere wollen es. Sie mögen

recht haben: jedenfalls habe ich in Europa abgewirtschaftet. Vielleicht gelingt es mir drüben besser. Oder auch nicht. Mir ist alles gleich. Nun, und Sie? — Ich schämte mich, einzugestehen, daß mein Zukunftsprogramm kaum weniger dunkel sei als das seine, und erwiderte: ich wolle nach Leipzig, mich dort, wenn es sich machen ließe, an der Universität zu habilitieren. Er schlug lachend die schmutzigen Hände zusammen und rief: Ach, du lieber Gott! das halten Sie ja kein halbes Jahr aus! Glauben Sie mir: ich kenne Sie. Wissen Sie was? Kommen Sie mit nach Amerika. Hier in Europa ist es ja im besten Falle doch nur ein Hundeleben. Aber drüben — zwei Kerle wie wir! — Ich will es lieber noch ein paar Jahre hier mitansehen, sagte ich. — Und ein berühmter Mann werden, rief er. Hab's Ihnen ja immer prophezeit! Also zukünftige Adresse: F. S. irgendwo in Europa. Das genügt. Meine Adresse — Die Schaffner schlugen die Türen zu. Er sprang in sein Coupé zurück, lehnte sich in das offene Fenster und rief, während der Zug sich bereits in Bewegung setzte: — irgendwo im Urwalde! links um die Ecke. Vergessen Sie nicht: links um die —

Der mittlerweile rangierte Zug, mit dem ich weiter sollte, schob sich dazwischen. Ich habe ihn nie wiedergesehen. Ich wußte sofort, daß ich ihn nicht wiedersehen würde. Aber diese letzte Begegnung war mir ein fürchterliches Memento! gewesen. Das also konnte, das mußte das Ende sein, wenn man der bürgerlichen Gesellschaft ein für allemal Trotz bot; jedes feste Verhältnis zu ihr als eine Fessel empfand, die man abzustreifen das Recht habe; alle anderen, die sich fesseln ließen, für subalterne Naturen erklärend — Sklavenseelen der Knechtschaft, in die sie sich stürzten, würdig! Wie oft hatte er mir bei der Flasche dies Programm entwickelt! Und er hatte treulich danach gelebt: seine wundervollen Gaben verzettelnd; das Geld so schnell, wie er es gewann, durch die Finger laufen lassend; die glücklichsten Chancen, die ihm die ansehnliche Familie, aus der er stammte, einflußreiche Verwandte, die er aller Orten hatte, für ein gedeihliches Fortkommen im Leben eröffneten, für nichts achtend, gerade so, wie das Gelöbnis, welches er einem schönen Mädchen gegeben, das ihn von Herzen liebte nnd das er in seiner Weise wiedergeliebt! Und er war mir ein guter Kamerad gewesen! Er hatte mir hundertmal und jetzt eben wieder versichert, daß wir zusammengehörten: zwei Kerle, wie wir — Memento! memento! —

Es verfolgte mich nach Berlin in die sommerheißen Straßen, die ich jetzt am Arm des Freundes, der mich gastlich aufgenommen,

durchschlenderte. Auch eines Universitätsfreundes, des liebsten mir nach dem unvergleichlichen. Ich hatte während meines letzten Berliner Aufenthaltes gern mit ihm verkehrt und war in brieflicher Verbindung mit ihm geblieben. Eine liebenswürdige, feine Natur mit einer melancholischen Grundstimmung, auf der freundliche humoristische Lichter tanzten, ohne große Initiative, für sich selbst anspruchslos, an andere keine großen Anforderungen stellend. Er hatte mir bei dem Baggerinspektor in „Auf der Düne", der gegen das schwere ihn bedrohende Unheil keine Abwehr findet, ein wenig als Modell gedient. Nichtsdestoweniger hatte es der Fainéant, wie ich ihn wohl im Scherz nannte, inzwischen zum Referendar und Landwehrleutenant gebracht — mir zum Beweise, daß es zum Vorwärtskommen nicht sowohl großer Anstrengungen, als des Ausharrens auf dem einmal eingeschlagenen Wege bedarf. Ich aber stand da, wie der Peter, der über den Kreuzweg nicht hinauskann.

Was ich da dem Abenteurer auf der Bahnstation zur Entschuldigung gesagt, weshalb ich mit ihm nicht in den Urwald könne, war nicht ganz aus der Luft gegriffen. Die Nachrichten aus Leipzig lauteten betrübend wie zuvor. Meine arme „Clara Vere" irrte noch immer von Stadt zu Stadt, wie ein verbanntes Königskind, ohne den ritterlichen Verleger zu finden, der sie aus ihrer Dunkelheit erlöst hätte. Aber der treue Freund, der ihr mit seinem Namen und seiner Empfehlung das Geleit gab, mochte sich von der Aussichtslosigkeit seiner Bemühungen, mir auf diesem Wege zu helfen, mittlerweile überzeugt haben. Schon wiederholt hatte er daran gemahnt, daß ich mich, ehe es zu spät, nach einem anderen umsehen möge, auf dem man es mit Talent, Fleiß und Beharrlichkeit zu einem schönen Erfolge bringen könne. Ich sei doch eigentlich bereits während meiner Studienjahre auf diesem Wege gewesen. Es handle sich also nur um ein Wiedereinlenken. Das werde natürlich seine Schwierigkeiten haben, die er aber doch keineswegs für unüberwindlich halte, und bei deren Bekämpfung und Besiegung er mir jedenfalls von Herzen gern mit Rat und Tat beistehen wolle. Dozenten für neuere Literatur und Ästhetik hätten auf den Universitäten gute Aussichten und würden in Zukunft noch bessere haben. Vielleicht ließe sich sogar in Leipzig selbst die Campagne eröffnen, wo die Lücke, die der beklagenswert frühe Tod Danzels, des Lessing- und Gottsched-Biographen, in den Lehrkörper gerissen, noch nicht ausgefüllt sei — für einen strebsamen jungen Gelehrten eine Aussicht, wie er sie sich nicht glücklicher wünschen könne.

Das hätte nun gewiß für manchen verführerisch genug geklungen; mir kam es beinahe wie Ironie vor. Ich wußte besser als der großmütige Freund, wie es um meine „Gelehrsamkeit“ stand! Die Werke Danzels, die ich inzwischen durchblättert, hatten mich mit einem Schrecken erfüllt, der den Wunsch der Nacheiferung gar nicht aufkommen ließ. Nie würde ich einen solchen Chimborasso von Gelehrsamkeit zu erklimmen imstande sein. Aber vielleicht ließ sich auch auf den niederen Hängen behaglich weilen; vielleicht mit einiger Findigkeit und etwas Geist der mangelnden Gelehrsamkeit eine Elle zusetzen. Nicht aus ganzem Holze zu schneiden war freilich gar nicht meine Art. Indessen, nachdem ich es verschmäht, mit dem vagierenden Freunde im fernen West ein Blockhaus aus Urwaldstannen zu zimmern, mußte ich schon zusehen, wie ich, hier im Lande bleibend, mich in der zusammengestoppelten Hütte redlich nährte.

Und während ich solchen Gedanken nachhing, war ich auf dem Wege, Ludwig Dessoir den Besuch abzustatten, den er mir, auf eine zuvorgegangene Anfrage, freundlich gewährt hatte.

So auch: freundlich-ernst empfing er mich in einem schicklich, aber etwas nüchtern ausgestatteten Zimmer, offenbar der „guten Stube“. Von allen Schauspielern, die ich gesehen, hatte ich keinen so bewundert, wie ihn. Ich durfte es ihm also ohne Schmeichelei sagen. Er nahm das Kompliment hin als etwas, an das er sicher einigermaßen gewöhnt war, und bat mich, ihm den Grund meines Kommens ausführlicher anzugeben, als es in den kurzen Zeilen des Anfragebriefes hatte geschehen können. Ich kam der Aufforderung nach, indem ich des Näheren darlegte, wie der Gedanke, zur Bühne zu gehen, sich durch das Gewebe meines geistigen Lebens als ein oft sich versteckender, immer wieder hervortretender roter Faden schlinge. Ich wisse nicht, ob ich der Lockung, die darin für mich liege, nachgeben solle. Jedenfalls habe ich es nicht tun wollen, — wenn es denn wirklich dazu käme — ohne vorher den Rat des bewährten Meisters, den ich in ihm verehre, eingeholt zu haben.

Ich hatte in meiner Weise lebhaft und, ich glaube eindringlich gesprochen. Der tragische Zug in dem schwermütigen Gesicht des Meisters hatte sich noch wesentlich vertieft. Er saß eine Weile schweigend. Dann, plötzlich den Kopf mit jener unnachahmlichen Bewegung hebend, die ich von der Bühne her so genau kannte, sagte er: „Sie sollen Ihr Vertrauen keinem Unwürdigen geschenkt haben. Ich will Ihnen meinen Rat aus bestem Wissen und Gewissen geben. Ich liebe meine Kunst, wie sie nur je ein Mensch

geliebt haben kann. Sie hat mir Stunden gewährt, die ich für nichts hingeben würde; sie hat mir auch Schmerzen bereitet, die unaussprechlich sind. Wer sich ihr widmet, darf die einen hoffen, auf die anderen muß er gefaßt sein. Einem gebildeten jungen Mann sage ich damit nichts neues. Ich sage es auch nur, damit Sie nicht glauben, ich gehöre zu denen, die jeden, der zu uns kommen will, zurückschrecken: liebes Kind, alles andere, nur das nicht! Im Gegenteil: es ist ein herrlicher Beruf, der des Schauspielers, und der beste ist mir gerade für ihn gut genug. Und dennoch! Lieber junger Freund, ich rate Ihnen ab, aufs dringendste ab. Sie taugen nicht zum Schauspieler. Nicht, weil Ihnen die Statur dazu, das nötige Organ und so weiter fehlten! Sie scheinen mir das alles zu haben; aber Ihnen fehlt eines, das sogar jenes alles, wenn es nicht vorhanden, ersetzen kann, aber selbst durch nichts zu ersetzen ist: das Theaterblut. Darin täuscht sich unsereiner nicht. Ich kann Ihnen das nicht so definieren; ich bitte nur, es mir, der ich von der Pike auf gedient habe und uns Schauspieler durch und durch kenne, glauben zu wollen. Hätten Sie unser richtiges Blut, Sie wären bereits vor sechs Jahren, als Sie zur Universität gingen, zu mir gekommen. Vielmehr Sie hätten den Kuckuck nach Ludwig Dessoir gefragt, sondern wären mit beiden Beinen zugleich in das Wasser gesprungen, sicher, daß sie nicht ertrinken würden. Es kommen noch ältere Leute zu uns und werden doch gute Schauspieler — gewiß. Aber — mißverstehen Sie mich nicht: Sie haben viel zu viel gelernt, viel zu viel gedacht. Mit so viel Ballast kann unsereiner nicht schwimmen. Versuchen Sie's! Es ist ja trotz alledem möglich, daß ich mich irre. Aber dann fangen Sie nicht bei einer Hofbühne an. Sie würden da in dem Schlendrian nach drei Jahren noch nicht klarer über Ihre schauspielerische Befähigung sein, als Sie es heute sind. Es braucht ja auch nicht gerade eine Schmiere, ein Meerschweinchen zu sein — Sie wissen, was das ist. Suchen Sie aber ein kleinstes Provinzialtheater, wo man keinerlei Umstände mit Ihnen machen, Ihnen alles zumuten wird. Da lernt man, was in erster Linie gelernt sein will: auf der Bühne gehen, stehen, sprechen; all die kleinen Handwerksgriffe und -kniffe unserer Kunst. Wenn Sie das ein paar Jahre ausgehalten haben: den Wirrwarr, die Misère, die Bitternisse; — ausgelacht und ausgezischt wurden, wo Sie sich bewußt waren, Ihre Sache gut gemacht zu haben; beklatscht sind, wo Sie sich sagten: Du hast miserabel gespielt — und sind durch alles nicht ernüchtert und haben den Mut von heute — dann kommen Sie wieder zu

mir! Ich werde mit Freuden eingestehen, daß ich heute im Unrecht gewesen bin, und Ihnen die Hand schütteln als einem werten Kollegen."

Er hatte sich aus dem Lehnsessel erhoben und mir die Hand gereicht, die ich dankbar drückte. Dann war ich zum Zimmer hinaus.

Neun Jahre später begegnete ich dem trefflichen Manne wieder in einem kleinen auserlesenen Kreise, den ein junger Dichter zusammengebeten hatte, sein neuestes Drama vorzulesen. Er kam mir in schauspielerisch-enthusiastischer Weise mit ausgestreckten Händen entgegen voller Freude, endlich die Bekanntschaft des Verfassers der Problematischen Naturen zu machen. Ich erwiderte lächelnd, daß unsere Bekanntschaft schon ziemlich alten Datums sei. Natürlich hatte er sich damals den Namen des fremden jungen Mannes nicht gemerkt, auch sonst die kleine Episode, deren er ähnliche Dutzende von Malen durchgelitten haben mochte, vergessen, bis ich ihm die Einzelheiten in die Erinnerung zurückrief, uud ihm die ganze Rede, die er mir gehalten, so ziemlich wörtlich wiederholte. Er lachte sehr, wurde dann wieder ernsthaft nnd sagte: Nicht wahr? ich habe recht gehabt? — Aber buchstäblich, rief ich. Sie haben mir durch Ihre edle Offenherzigkeit einen unermeßlichen Dienst geleistet. Ich wollte, ich könnte Ihnen beweisen, wie dankbar ich Ihnen gewesen bin. — Das haben Sie bereits durch ihren prächtigen Roman, erwiderte er. Und wollen Sie ein übriges tun: bleiben Sie mir ein wenig gut! Das kann der Mensch immer brauchen. Ein Schauspieler doppelt und dreifach. —

Ein wehmütiges Lächeln zuckte bei den letzten Worten um seinen Mund, als spürte er schon das Nahen der Krankheit, die ihn wenige Jahre später seinem Berufe entriß und langsam dem Tode entgegenführte. Ich habe ihn dann noch ein paarmal, aber immer nur flüchtig, gesehen und gesprochen. Jene seine bescheidene Bitte habe ich ihm treu erfüllt.

Als ich nach dem für mich denkwürdigen Besuch wieder auf die Straße trat, schien mir denn doch an dem berufenen Kreuzwege ein Weiser zu stehen, auf dessen Arm „nach Leipzig" ziemlich leserlich geschrieben war. Ich seufzte tief, denn es war die Richtung, in die es mich am wenigsten zog. Aber mit meiner Schriftstellerei hielt ich noch genau auf demselben Fleck, wie vor drei Jahren, als ich die Rezension über die Lear-Aufführung unter der Adresse der **Zeitung in den Briefkasten steckte, in welchem sie für immer ver-

schwand. Ich erinnerte mich, daß ich Dessoir in der Rolle des „Narren“ keine bessere Zensur erteilt hatte als den anderen. „Sein Narr habe niemals die Peitsche geschmeckt. Das sei ein metaphysischer Philosoph, der, vom Katheder herabgestiegen, sich als Narr maskiert usw.“ Er hatte mir die apokryphe Kritik gründlich heimgezahlt: Zu viel philosophischer Ballast, junger Mann! Erst einmal die Peitsche schmecken lernen bei einer Schmiere, einem Meerschweinchen! — Der Geliebte Hedda's bei einem etwas, dessen Namen er in ihrer Gegenwart nicht auszusprechen wagen würde! Und bereits morgen sollte sie kommen.

Sie kam mit ihren Verwandten. Es lebten ihr in der Stadt andere Verwandte, die sie besuchen mußte. Die Stunden, um die sie diese Besuche kürzte, widmete sie mir. Der treue Freund war unser ständiger Begleiter. Er erwies sich groß im Auffinden von diskreten Kaffeegärten; einmal brachten wir es sogar zu einem kleinen behaglichen Diner in einem wenig besuchten Restaurant. Ich glaube nicht, daß man uns dort und überall für etwas anderes hat halten können als für ein Brüderpaar, das seiner Schwester aus der Provinz die Honneurs der Residenz macht. Aber wenn auch der leiseste Mißbrauch der uns gewährten Freiheit ausgeschlossen war, so sprach doch das unbedingte Vertrauen, mit dem mich das liebe Mädchen ehrte, mit rührender Beredsamkeit zu meinem Herzen. Von Zukunftsplänen im eigentlichen Sinne wurde diesmal so wenig gesprochen, wie bei früheren Gelegenheiten. Dennoch mochte ich nicht unterlassen, die Rede auf das Leipziger Vorhaben zu bringen, in der Hoffnung, ihre Ansicht darüber zu hören. Sie blieb ihrem Vorsatz, weder durch Zu- noch Abreden in meine Entschlüsse einzugreifen, getreu. Das war ihr alter Edelmut; aber klug — nein, klug war es wohl von ihr nicht. Wenn für die Frauen „Gefühl alles ist“, so steht es anders bei den Männern. Wir wollen uns nicht bloß durch das Gefühl, wir wollen uns durch einen bestimmten Pakt gebunden wissen. Mephisto kannte die Mannesnatur, als er von Faust auch noch etwas „Geschriebenes“ forderte; und Faust, der sich doch sonst über alles wegsetzt, bekundet ausdrücklich seine heilige Scheu vor einem beschriebenen und beprägten Pergamente. Das ist zweifellos ein viel tieferer moralischer Standpunkt, als der der Frauen; aber seine Natur und die Verhältnisse drücken den Mann mit mehr oder weniger zwingender Gewalt auf denselben hinab. Wir wollen stark sein und müssen es sein, oder die erstrebten Ziele werden ewig in unerreichbarer Ferne vor uns schweben. Da ergreift es uns denn manchmal mit einer wilden Beresina-Stimmung, in welcher

der um sein Leben Kämpfende den Freund, den Bruder von der schmalen Rettungsbrücke in den Abgrund stößt. Wohl dem, den ein günstiges Geschick davor bewahrte, an sich selbst schaudernd zu erfahren, daß er trotz aller Flitter, mit denen ihn die Zivilisation behängte, im Grunde nichts weiter ist als ein nackter Barbar.

Das waren gewiß nicht die Gedanken, mit denen ich, als die schlimme Stunde gekommen, Tränen in den Augen, von dem lieben Mädchen schied. Aber die Ahnung, daß dies eine Trennung auf lange Zeit, vielleicht für immer sei, wollte mich nicht verlassen auf meiner Weiterreise, die vorerst nach Erfurt ging. Ich fand die geräumige Dienstwohnung meines Pflegebruders voll von Verwandten. Eine Halbschwester — die Tochter meiner Mutter aus ihrer ersten Ehe — war da mit ihrem Gatten. Beide mir liebe Bekannte bereits von früher. Sie, eine feine, geistvolle Dame, die auch im äußeren der Mutter ähnelte; er, Auditeur in Magdeburg, ein stattlicher, behaglicher Mann. Auch meinen ältesten Bruder fand ich vor. Er war, inzwischen längst verheiratet, bereits Vater mehrerer Kinder. Ich erinnere mich nicht, was ihn nach Erfurt geführt hatte. Wohl nur der Wunsch, den Vater wiederzusehen, der jetzt von Stralsund kam mit unserer Schwester, die einige Zeit bei den Erfurter Verwandten zu Besuch bleiben sollte. Es war ein förmlicher Familienkongreß mit Lustbarkeiten aller Art, bei denen ich mich nur mit halber Seele beteiligte. Ich mit meinen trüben Gedanken gehörte nicht in den Kreis der Fröhlichen. Auch bedurfte es keines besonderen Scharfblicks, um die Wahrnehmung zu machen, daß ich der dunkle Punkt in dem hellen Bilde war. Mehr als einmal bemerkte ich, daß eine lebhaft geführte Unterhaltung bei meinem Eintreten verstummte. Ohne Zweifel hatte man über mich gesprochen. Ein Thema, so unerquicklich, wie ausgiebig! Ich konnte das Gemunkel um mich her nicht länger ertragen. Mein Schwager beabsichtigte eine Fußwanderung durch den Thüringer Wald. Ich bot mich ihm als Begleiter an; wir brachen selbander auf. Die umfangreiche Tour ging über die drei Gleichen, Arnstadt, Stadt Ilm, Rudolstadt, Schwarzburg, Paulinenzell, Ilmenau, Elgersburg, den Schneekopf, Friedrichroda, Inselsberg, bis wir bei Gotha wieder an die Eisenbahn kamen. Zum ersten Male sah ich bei dem angenehmsten Herbstwetter den Thüringer Wald in seiner ganzen Lieblichkeit. Ich habe ihn noch oft und oft seitdem besucht; aber diese Wanderung ist mir doch, als die erste Entschleierung der holden Schönheit, in besonders lebhafter Erinnerung geblieben. Seit ich mit Bernhard und den anderen Genossen durch die Mosel- und Nahetäler gezogen,

hatte ich keine längere Fußtour wieder unternommen. Kein Wunder, daß ich jener herrlichen Tage jetzt immer wieder gedenken mußte und des liebsten, mir nun schon seit Jahren fernen Freundes. Ich glaubte, wieder an seiner Seite zu sein, und der anspruchslose, schweigsame Gefährte weckte mich aus dieser Illusion nicht. Ich durfte, während wir so manchmal stundenlang stumm nebeneinander des Weges schritten, ungestört mit dem Liebling meiner Seele plaudern; ihm, mit dem der Briefwechsel nun schon seit Jahren stockte, alles wiederholend erzählen, was ich seitdem erlebt, genossen und erlitten. Eine Generalbeichte und die mir doch, nach meiner Art, ohne daß ich es wußte und wollte, unter der Hand gleichsam, zu einem Roman wurde. Zu dem Roman, mit dem ich mich schon seit dem letzten Herbst trug; von dem noch keine Zeile aufgeschrieben war; dessen erste Zeile noch Jahre auf sich warten ließ! Und doch war ich im Geiste bereits bis in die Mitte gelangt: die zweite Abteilung der „Problematischen Naturen" beginnt mit der Wanderung des Helden durch den Thüringer Wald an der Seite des Freundes, dem er die Geschichte seiner Jugend erzählt. Sie kommen dann nach Fichtenau, wo auf dem Plane vor dem Städtchen Seiltänzer ihre Künste treiben. Auch das war keine Erfindung, da wir in Wirklichkeit beim Eintritt in Ilmenau in die Menge gerieten, die gaffend eine Seiltänzergesellschaft umdrängte. Zwar das Zigeunerkind Czika und einiges andere, was im Roman vorkommt, fehlte; aber nach meinem Dafürhalten braucht ja auch der Romancier just nicht alles zu finden, nur so viel, als nötig ist, daß der aufstrebende Ballon der Erfindung wie hoch er auch steigt, doch immer an der dauernden Erde festgehalten wird.

Wir gelangten nach Erfurt zurück. Der sich eben noch so frei gefühlt, wie der Falk, der über die Berge fliegt, sah sich wieder in den alten Banden eng und enger eingezwängt. Die letzten Tage des Familienkongresses waren gekommen; sie sollten nicht vorübergehen ohne den energischen Versuch, aus mir herauszubringen, was ich denn in Zukunft zu beginnen gedenke. Mein ältester Bruder war dazu ausersehen, mich zu sondieren. Er entledigte sich der heiklen Aufgabe mit der ganzen ihm eigenen liebenswürdigen Herzlichkeit. Man zweifle in der Familie nicht an meinem besten Willen, etwas Tüchtiges, etwas Bedeutendes zu leisten; auch nicht an meiner Fähigkeit, es zustande zu bringen. Aber zu jedem Ziel müsse doch ein Weg sein, und der, den ich bis jetzt gegangen, führe augenscheinlich zu keinem. Ob ich denn in dieser Beziehung nichts mitzuteilen habe, sie alle, besonders aber den Vater zu beruhigen, der sich in Sorge

um mich verzehre? Verlegen und gerührt, brachte ich, da ich nichts Besseres wußte, etwas von dem Leipziger Plan vor. Der gute Vermittler griff mit beiden Händen zu: das sei das Wahre, das Rechte; das werde den Vater glücklich machen. — Wenn das so leicht wäre! erwiderte ich. Aber vorläufig bin ich kein Gelehrter; ich muß erst einer werden; es können Jahre vergehen, ehe ich meinen Kram ehrlicher- und anständigerweise auf den Markt bringen kann. Und inzwischen? Mich wieder abhängig machen, nachdem ich nun bereits volle zwei Jahre mein eigener Herr gewesen? Lieber an der Landstraße sterben! — So viel ich weiß, erwiderte mein Bruder lächelnd, hat das noch keiner von uns getan. Es schickt sich auch für das Mitglied einer anständigen Familie nicht. Wenn du vom Vater nichts nehmen willst — was ich nebenbei wenig verständig finde, da er es mit Freuden geben wird und es auch schließlich wohl geben kann — ich habe nicht viel; aber das Wenige will ich gern mit dir teilen. — Ich fiel dem Guten um den Hals und bat ihn, abzubrechen.

Er tat es. Ich brauche wohl kaum zu sagen, daß die Unterredung wieder aufgenommen wurde von ihm, von der klugen Schwester, dem gemütlichen Schwager, dem energischen Pflegebruder, bis ein kurzes Zwiegespräch, das der auf diplomatischem Wege völlig Zermürbte mit dem Vater hatte, den Ausschlag gab. Ich sollte nach Leipzig gehen, promovieren, das Terrain inzwischen rekognoszieren, und, wenn ich es für meine weiteren Zwecke geeignet fände, den Versuch machen, mich dort zu habilitieren. Wenn nicht dort, wo anders. Ich sagte zu allem ja. Der Vater umarmte mich mit nassen Augen. Es sollte das letzte Mal sein, daß ich in die schlichten Züge dieses besten der Menschen blicken durfte.

Bereits wiederholt — auf der Universität und später — hat man mich auf Bahnen getroffen, die nach dem Tempel der Gelehrsamkeit zu führen schienen. Ich wandle vorerst abermals eine solche Bahn; aber der Unterschied zwischen meinen jetzigen und jenen früheren Strebungen ist ein großer. Früher hatte ich in allem, was ich studierte — es mochte sich nun um fremde Sprachen, Philosophie, Historie, oder was immer handeln — nur Mittel zu einem Zweck gesehen, der ganz wo anders lag. Jetzt sollte es Selbstzweck sein. Ich wollte — oder sollte ein Gelehrter werden.

Daß ich diesen Versuch anstellte, wird man in Anbetracht der Lage, in der ich mich befand, begreifen und ebenso voraussehen, daß er scheitern mußte.

Ich war im Spätherbst 1854 nach Leipzig übergesiedelt und dort von Freund Overbeck auf das liebevollste aufgenommen worden. Er freute sich über meinen Entschluß, nun zur gelehrten Fahne zu schwören, um so aufrichtiger, als seine eifrigen Bemühungen, meiner „Clara Vere" einen Verleger zu verschaffen, vergeblich waren, und damit die Aussichtslosigkeit einer Schriftstellerlaufbahn für mich bewiesen schien. Es wurde denn auch zwischen uns darüber nicht weiter geredet, die Sache vielmehr als abgetan betrachtet, dafür das neue Vorhaben in ernsteste Erwägung gezogen. Hierbei war nun der Übelstand, daß der Freund, als fleißiger und bereits erfolgreicher Altertumsforscher, in den Fächern, um die es sich für mich allein handeln konnte, weniger zu Hause war. Wäre er es mehr gewesen, so würde ihm die Lückenhaftigkeit meiner literarhistorischen und philosophischen Kenntnisse nicht lange ein Geheimnis geblieben sein, und er hätte mir dann entweder von der Verfolgung meines Planes ganz abgeraten, oder doch für die Erreichung des Zieles eine viel längere Frist in Aussicht genommen, als er es jetzt tun zu müssen glaubte. Ich für mein Teil war nicht in der Lage, den wohlwollenden Irrtum des Freundes zu berichtigen. Nicht, als ob ich mich vor ihm eines Wissens gerühmt hätte, das ich in Wirklichkeit nicht besaß! Ich machte im Gegenteil aus meiner Unzulänglichkeit kein Hehl. Aber wer das Wissen erst erringen soll, hat nur eine Ahnung, im besten Falle die Überzeugung, daß da Lücken vorhanden. Wo sie liegen, wie groß und tief sie sind, weiß er nicht und kann er nicht wissen.

So machte ich mich denn mit verhältnismäßig gutem Mute an die Arbeit. Das erste war die Wahl eines Themas für die Dissertation. Selbstverständlich nahm ich die alten Manuskripte, die noch vollständig waren, wieder vor: das über „Objektivität in der Dichtkunst" und das „über den Humor".

Der wirre Zustand meiner Seele in diesem entscheidenden Augenblicke ist in den Briefen, die ich um diese Zeit an den geliebten Freund schrieb, klar ausgedrückt.

„Vor einigen Tagen habe ich Davison als Hamlet gesehen, und mein alter Aberglaube, daß ich einen vortrefflichen Schauspieler abgeben würde, ist von neuem erwacht. Merkwürdig! In allen übrigen Künsten bescheide ich mich und sage: das wirst Du nie können. In der Schauspielkunst ist das durchaus nicht der Fall und ich spreche — nicht in Exaltation, sondern ganz ruhig:

das würdest Du auch können. Wieder bin ich in der alten Verlegenheit; will aber weiter keine Worte darüber verlieren, da Diskussionen über diesen Punkt uns nachgerade langweilig geworden sein müssen. Ich höre, Davison will noch den Othello, Fiesko spielen; ich glaube auch: Carl und Franz Moor. Hamlet, Clavigo, Mephisto hat er schon gespielt. Was seine Auffassung Hamlets betrifft, so bin ich im ganzen wohl mit ihm einverstanden, oder vielmehr: nicht mit ihm einverstanden, d. h. ich würde ihn weicher, träumerischer, blöder, schwachgemuter nehmen. Wie er ihn aber genommen hat, läßt er kaum etwas zu wünschen übrig. — Doch darüber kann man so wenig schreiben! So etwas muß man zusammen gesehen haben und am nächsten Morgen noch einmal durchspielen und -sprechen. Sonst hat es keine Art. Noch einige Einzelheiten:

1. Halten Sie Catilina für ein gutes tragisches Sujet?

2. Sind Sie sehr gegen Romane in Briefen und halten Sie die Darstellung einer „problematischen Natur“ in dem Sinne Goethes für ein mißliches Unternehmen?

Und wenige Tage später:

„Wahrlich, ich ertrage es nicht länger. Dieses ungeheure Mißverhältnis zwischen rezeptiver und produktiver Tätigkeit ist der Tod der geistigen Gesundheit. Mein Lebensmut ist fast gänzlich gebrochen. Ich verlerne über dem ewigen Lesen das Schreiben und Sprechen und wenn ich einmal einen Gedanken habe, der nur etwas nach Originalität schmeckt, freue ich mich über ihn, wie ein Wilder über eine bunte Glaskoralle. Es wird doch nimmermehr ein ordentlicher Gelehrter aus mir; ich habe die zähe Ausdauer und die stoische Resignation nicht, durch die einzig und allein bedeutende Resultate auf diesem Felde zu erzielen sind. Schließlich: ich habe auch keine rechte Achtung vor diesen Resultaten. Der Tropfen Künstlerblut in meinen Adern stört den normalen Puls, dessen sich der Gelehrte erfreuen muß, und macht mich bei den tiefsinnigsten Erörterungen meiner Ästhetiker zappeln, wie den Fisch an der Angel auf dem Sande. Es ist das nun einmal mein eigentliches Element nicht. Ich muß zurück, wohin ich gehöre und zwar in aller Kürze; sonst, fühle ich, möchte es für ewig zu spät sein.

Ich nannte vor einiger Zeit das Theater einen für mich überwundenen Standpunkt, weil der Schauspieler, im besten Falle, der Diener eines Höheren sei, und ich in mir etwas fühle, das ich gern Herr nennen möchte. Vielleicht hat das auch seine Richtigkeit; der Umstand wenigstens, daß in dieser Kunst und nur in

dieser, Frauen es den Männern gleichtun können, spricht sehr dafür. Aber mein Stolz ist gebrochen. Ich will mich gern mit der zweiten Rolle begnügen und, da ich nicht Herr sein kann, Diener sein — um doch wenigstens etwas zu sein. Wenn wir lange genug für den höchsten Jupiter gearbeitet haben, möchten wir doch auch einmal einer freien Stunde genießen, in der wir unsere eigenen kleinen Angelegenheiten ein wenig besorgen können. Alles Glück und Wohlsein beruht am Ende darauf, daß wir recht herzlich beten, dann uns aber auch unsere Suppe recht herzlich schmecken lassen. Ich weiß mich als ein verklingender Ton in der großen Harmonie; aber gerade deshalb habe ich das Recht, meiner Individualität den energischsten Ausdruck zu geben. Ich weiß, daß auch das beste, was ich zu schaffen imstande bin, Stückwerk ist — und dennoch fange ich von neuem an, nachdem ich eben ein solches beiseite geworfen. Und nun: fabula docet: Stückwerk ist Stückwerk; aber Stückwerk muß sein; d. h., nachdem ich mit löblicher Entäußerung meiner angeborenen Neigungen lange Zeit in den Gefilden der Philosophie ein schemenhaftes Dasein geführt, regt sich in mir das billige Verlangen, mich von Zeit zu Zeit, womöglich alle Tage, so recht in meinem esse fühlen zu können. Dieses aber ist und bleibt nun einmal die Schauspielerei; und deshalb werde ich jetzt allen Ernstes und ohne Verzug tun, wozu mich der Geist treibt. Ich will mich jeden Tag zu Bett legen können mit dem deutlichen Bewußtsein, etwas ganz Bestimmtes geschafft zu haben und wäre es auch nur eine Bedientenrolle von drei Worten. Ich kann mich täuschen — gebe der Himmel, daß ich es nicht tue! — aber ich glaube fest, daß ich so zu einer Ruhe, zu der Freude am Dasein kommen werde, die ich bis dahin mehr ersehnt als genossen habe."

Der Entschluß, sagt Goethe, ist immer nur das Werk eines Augenblicks. Ich muß annehmen, daß ich mich bereits seit Wochen mit dem Plane getragen hatte, der nun eines Morgens — es mag nach der Nacht gewesen sein, in welcher ich den obigen Brief an den Freund schrieb, — zur Ausführung kam. Ich packte meinen Koffer mit der Eile jemandes, der eine plötzlich notwendig gewordene unaufschiebbare Reise anzutreten hat, und war eine Stunde später auf dem Wege nach Magdeburg.

Wenn die Sorge in alter Zeit es fertig brachte, das schnelle Schiff zu begleiten und das Roß des eilenden Reiters zu um-

schweben, so konnte ich mich unterwegs überzeugen, daß es ihr keinerlei Mühe macht, mit einem modernen Kurierzuge Schritt zu halten. Ich mußte, mochte ich wollen oder nicht, den Platz im Kupee mit ihr teilen. Man schreibt, auch an einen geliebten Freund, nicht alles, was man auf dem Herzen hat. So ist doch wohl nicht der ganze unheimliche Grund aufgedeckt, aus dem sie, wie aus dem Krater eines Vulkans, mit dunkler Glut herausquoll. Es schwelten da noch andere quälende Feuer. Man hatte in meiner Familie mit Bestimmtheit angenommen, ich werde in wenig Wochen mit meiner Arbeit zustande kommen; jetzt waren Monate vergangen und noch immer war nicht abzusehen, wann ich sie würde beendigt haben. Vielmehr: ich wußte, sie würde nie beendigt werden; ich würde aus diesem Thema, wie es denn bereits geschehen, in ein zweites geraten, aus dem zweiten in ein drittes; ich würde mich an diesem Danaidenfaß zu Tode quälen. Dennoch hätte ich es sicher noch eine zeitlang mit angesehen, wäre ich ein reicher Mann gewesen. Aber das war ich nicht und — ich war abhängig. Das brannte auf meiner Seele. Ich hatte diese Abhängigkeit von mir geworfen in dem Augenblicke, als sich mir die Möglichkeit bot, für mich selbst zu sorgen. Jetzt, nach drei Jahren, nachdem mein Selbstgefühl um soviel gewachsen, mein stolzer Hang zur Einsamkeit, meine heiße Freiheitsliebe nur soviel größer, glühender geworden waren, schnitt mir die Kette, die mich vormals schon arg genug gedrückt hatte, bis ins Fleisch. Es war nicht mehr eine bloß seelische Qual; es nagte physisch an meinem Herzen. Ich hatte — wie oft! — in der Einsamkeit meines Zimmers, unter den alten Eichen in den Tiefen des Rosentals aufgestöhnt, aufgeschrieen wie ein gequältes Tier. Lieber ein Ende mit Schrecken, als dies Schrecken ohne Ende!

Die Sorge, die neben mir kauerte, raunte mir in die Ohren — leise und doch durch das Gerassel der Räder, das Geschwätz der Mitreisenden hörbar genug. Sie flüsterte: Was du da gestern dem Freunde geschrieben — nun, als du es schriebst, magst du daran geglaubt haben; auch wohl sonst in Momenten, wo dir der Sinn befangen war, wie eines, der einen sehr lebhaften Traum gehabt hat, aus dem er sich nur mit Mühe auf die Wirklichkeit besinnt. Aber jetzt, aber heute? Hand aufs Herz! Würdest du dich befriedigt zu Bett legen, nachdem du eine Bedientenrolle von drei Worten gespielt? Würdest du es, nachdem du den Hamlet tragiert unter all dem rauschenden Beifall, der da neulich den großen Mimen umwogte, trotzdem er dir stellenweise nur eine Karikatur des

melancholischen Dänenprinzen schien? Genau so, wie du — und gelänge dir deine Absicht völlig — einem und dem anderen im Parkett erscheinen würdest, erscheinen müßtest? Und so würde dir der Dienst einer Kunst, die wieder einer anderen Kunst dient, abermals zur peinlichen Fessel werden, bis du sie eines Tages abstreiftest, wie die, aus der du dich eben losgerungen hast. Weshalb also beginnen, was niemals zu einem gedeihlichen Ende geführt werden kann?

Es war zu spät. Unaufhaltsam weiter rasselte der Zug. Ich glaube, ich hätte nicht mit der Wimper gezuckt, wäre er in einen Abgrund gerasselt und ich meiner grauen Gefährtin ledig und alles vorbei gewesen.

Aber so sollte es nicht sein. Wohlbehalten gelangten wir beide nach Magdeburg.

Daß ich die Stadt, in der ich geboren, zum ersten Ziel genommen, war eine Verlegenheitsauskunft. Ich hatte nur eben von Leipzig fortgewollt, ohne sofort den eigentlichen Grund meiner Flucht aller Welt erklären zu müssen. Ein Besuch meiner Verwandten in Magdeburg bot eine Erklärung, die für den Augenblick genügen mochte. Ich wollte mich für ein paar Tage von meiner angestrengten Arbeit erholen. Man hatte mich schon mehrmals dringend eingeladen; ich wurde mit offenen Armen von der Schwester, ihrem braven Gatten, den zu Jungfrauen heranblühenden drei Töchtern, einem munteren jüngeren Sohne aufgenommen. Man fand mich über Gebühr blaß und angegriffen; man erschöpfte sich in gastfreundlichen Aufmerksamkeiten und begriff nicht, daß die Wolke von meiner Stirn nicht weichen wollte. Ich ließ so eine Woche verstreichen; dann entdeckte ich mich der Schwester. Sie erschrak heftig, wie ich es erwartet hatte; faßte sich aber alsbald, wie ich es nicht minder vorausgesehen. Denn sie war nicht nur eine mutige Seele, sondern auch eine von den Naturen, die, mit lebhafter Phantasie ausgestattet, eigentlich jedes Ungewöhnliche, als eine Unterbrechung der farblos eintönigen Wirklichkeit, mit Freuden begrüßen. Diese meine Kenntnis ihres Charakters mochte mit ein Grund gewesen sein, weshalb ich mich zuerst hierher gewandt und was mich meine Beichte ohne besonderes Herzklopfen hatte ablegen lassen. Es war selbstverständlich und also verzeihlich, daß ich mich ihr, wie dem Freunde gegenüber, von einem unwiderstehlichen Drange ergriffen darstellte. Ich habe später Ursache gehabt, anzunehmen, daß sie, als eine kluge Frau, an die Unwiderstehlichkeit dieses Dranges so recht von Herzen nie geglaubt hat. Indessen sie sah zugleich die

Unmöglichkeit, mich durch Überredung von der Ausführung meines Planes abzubringen; und daß ihr nichts übrig blieb, als, indem sie auf den Plan selbst einging, die Ausführung in eine Bahn zu lenken, aus der im schlimmsten Falle, den sie vorausahnen mochte, eine Umkehr möglich war. In dem hellen Kopfe gestaltete sich alles mit überraschender Sicherheit. Der Rat Dessoirs, ich solle an eine Bühne mit dem unaussprechlichen Namen gehen, sei ja völlig unausführbar. Nicht drei Tage würde ich es in einer solchen Umgebung aushalten. Auch habe das Berliner Orakel eine kleine Provinzialbühne für zulässig erklärt. Die Magdeburger sei zwar keine kleine — im Gegenteil: man habe alle Ursache, stolz auf sein Stadttheater zu sein. Indessen auf ein wenig kleiner oder größer könne es unmöglich ankommen. Die Hauptsache sei: überhaupt anzukommen, auf die Bretter zu kommen. Das lasse sich hier ohne nennenswerte Schwierigkeit bewerkstelligen. Sie kenne einen und den anderen der Theaterleute persönlich; die erste Heldin, Fräulein J., verkehre sogar freundschaftlich in ihrem Hause. Es sei ein Zufall, daß sie während dieser Tage nicht vorgesprochen. Durch Fräulein J., oder eines der anderen Mitglieder ließe sich leicht an den Direktor kommen, der für einen sehr gebildeten Mann gelte und gewiß auch einer sei. Die Unterredung mit dem Direktor werde dann den Ausschlag geben für das weitere, von dem wir annehmen wollten, daß es meinen Wünschen, die sie ja auch zu den ihrigen mache, entsprechen werde. Trete das Gegenteil ein — nun, daran dürfe man vorläufig nicht denken, wohl aber, ob es ebenso möglich, wie wünschenswert, die Sache bis auf jenes weitere geheim zu halten. Diese Möglichkeit sei zweifellos vorhanden. Persönlich kenne mich in der Stadt niemand mit Ausnahme der Familie selbst, die nicht in Rechnung komme, und der Hausfreunde, auf deren Diskretion man mit Bestimmtheit rechnen dürfe. Natürlich werde ich unter fremdem Namen auftreten müssen. Der fremde Name werde um so weniger auffallen, als das Stadttheater gerade jetzt, wie stets zu dieser Jahreszeit, seine Sommerbühne beziehe, bei welcher Gelegenheit dann immer einige alte Mitglieder ausschieden, um neuen unbekannten Platz zu machen. Das ganze Experiment — wollten wir es einmal in diesem Lichte betrachten — werde wenige Wochen in Anspruch nehmen, während derer ich für den Vater eben bei der Schwester auf einem Besuch sei, der sich aus diesem oder jenem Grunde ein wenig in die Länge ziehe. Der gute Vater freilich werde große Augen machen, wenn er nachträglich den wirklichen Grund und Zweck des Besuches erfahre; aber geschehene Dinge seien eben nicht zu ändern. Der

Treffliche werde sich in das Unabänderliche fügen, und vielleicht weniger schwer, als wir in unserem schlechten Gewissen anzunehmen wagten. Sie erinnere sich noch sehr wohl, daß er in der Magdeburger Zeit ein eifriger Besucher des Theaters gewesen sei. Auf keinen Fall werde es dem einst lebenslustigen Mann schwerer fallen, sich in einen Theatermenschen hineinzudenken, als in einen Gelehrten. Habe sie ihn doch im vergangenen Herbst auf der Familienkonferenz wiederholt seufzend und kopfschüttelnd sagen hören: aus dem Fritz wird seine Lebtage kein Gelehrter! Nun, so treffe eben die seufzende Prophezeiung ein, die sich in Freude verwandeln werde, wenn die Nachricht einlaufe: der Fritz ist allerdings kein Gelehrter, aber ein großer Schauspieler geworden.

So sprach die Gute. Ich, Tor, der ich war, erklärte mich einverstanden, während es doch nur eines geringen Nachdenkens bedurft hätte, um einzusehen, daß der Plan an einem Kardinalfehler litt, und der alte Theatermann in Berlin recht gehabt hatte. Er hatte mit seinem scharfen Blick den Wankelmut in meinen Augen flackern sehen und sich gesagt: dieser junge Mann wird die Insel nie erobern, es sei denn, daß er die Schiffe hinter sich verbrennt. Behält er auch nur ein Boot übrig, wird er sich nach dem ersten Fehlschlagen zu retten suchen.

Durch den Eifer der Schwester war die Bekanntschaft mit Fräulein J. schnell vermittelt worden. Sie verschaffte mir bei ihrem Direktor eine Audienz. Ich traf einen Mann in mittleren Jahren von feinsten Manieren und ausgesuchter Höflichkeit, schlank, beweglich, redegewandt, wie die meisten Schauspieler, und der sich offenbar gern reden hörte. Er ließ mich eigentlich gar nicht zu Worte kommen, da er von Fräulein J. alles Nötige erfahren habe und sogleich zur Sache übergehen könne. Diese bestand nun zu meinem nicht geringen Erstaunen darin, daß er es für seine Pflicht erklärte, mir auf das entschiedenste von meinem Vorhaben abzuraten. Er rate jedem ab, Schauspieler zu werden. Es sei herzlich wenig Segen bei dem Berufe, aber Unsegen die Hülle und Fülle. — Sie werden, rief der Erregte, darüber ebenso denken, wenn Sie so lange Schauspieler gewesen sind, wie ich. — Aber wie soll ich dahin kommen, rief ich nun auch erregt, wenn Sie, Herr Direktor, durch Ihre eindringliche Abmahnung mir den ersten Schritt auf die Bühne so erschweren, ja, unmöglich machen? — Der eifrige Mann sah, daß er zu weit gegangen war, und lenkte ein. — So sei es nicht gemeint. Er habe es nur für angezeigt gehalten, mich zu einer nochmaligen ernsten Prüfung meines Vorhabens aufzufordern. Im

übrigen wolle er mir gern behülflich sein. Ich möge entschuldigen, wenn er für jetzt die Unterredung abbreche, ohne eine Prüfung mit mir anzustellen, die ich sicher erwartet habe, und die mir auch werden solle in einigen Tagen, wenn er mit der Einrichtung des Sommertheaters aus dem Gröbsten heraus sei. Übrigens habe er bereits über mich mit einem seiner tüchtigsten Schauspieler, Herrn G., gesprochen, der bereit sei, einige Rollen vorläufig mit mir durchzugehen und mich auch sonst ein wenig au courant der Dinge zu setzen. — Damit war ich entlassen.

Mein nächster Ausgang führte mich zu dem Schauspieler, an den ich empfohlen war.

Herr G. war ein schmächtiger Mann in der Mitte etwa der dreißiger Jahre, mit einem melancholischen Ausdruck in dem nicht eben schönen Gesicht, der mich an den Trübsinn in Dessoirs Miene erinnerte. Das Leben mochte ihm Ursache gegeben haben, düster dreinzuschauen. Der entschiedenen schauspielerischen Begabung entsprachen die äußeren Mittel nicht. Es hatten ihm auch wohl Glück und Stern gefehlt, die den Unbedeutenderen so oft zu Stellen gelangen lassen, die den Bedeutenden offen bleiben sollten. So schien es denn mit seinen Glücksumständen nicht erfreulich zu stehen, und die kinderlose Häuslichkeit wurde durch seine Gattin nicht eben verschönt. Ihr Gesicht war durch einen schlimmen Fall, den sie getan, auf eine peinliche Weise entstellt; übrigens eine brave, häusliche Frau mit dem entschiedensten Talent, aus schwarzem Glanzpapier ellenhohe Reiterstiefel und sonst aus unscheinbarsten Dingen die hübschesten und notwendigsten theatralischen Requisiten hervorzuzaubern. Der melancholische Künstler selbst trat mir mit großer Freundlichkeit entgegen. Obgleich er schlimmere Grade des schauspielerischen Ungemachs durchlitten haben mochte als der redselige Direktor, kam es ihm nicht in den Sinn, mich vor einem Berufe zu warnen, an dem er selber mit jeder Faser seines Herzens hing. Und was für mich wichtiger und erfreulicher war: er fand, während wir einige kleinere Rollen durchnahmen und ich ihm einige größere vortragen mußte, meine Leistungen gewiß nicht vollkommen, aber anerkennenswert für jemand, der sich nie zuvor auf den Brettern bewegt und nur sich selbst zum Lehrer gehabt hatte. Nebenbei: die Bretter seien für einen Schauspieler die besten, vielleicht die einzigen Lehrer; ich würde das bald herausfinden, sobald ich nur erst auf ihnen Fuß gefaßt. Ob ich denn schon ein Repertoire habe? eine Anzahl von Rollen, die zu spielen ich mir getraue? — Ich hatte nichts derart; denn daß hier von Hamlet, Faust und anderen dra-

matischen Herrlichkeiten nicht die Rede sein könne, verstand sich von selbst. Auch habe ich, fügte ich entschuldigend hinzu, bei der Schnelligkeit, mit welcher ich meinen Entschluß gefaßt und ausgeführt, keine Zeit gehabt, an weitere Vorbereitungen zu denken. — Er meinte, das sei ein großer Übelstand, dem schwer abzuhelfen. Man lebe auf der Sommerbühne von einem Tag zum anderen und müsse, sozusagen, auf alles gefaßt und für alles bereit sein. Ob ich ein gutes Gedächtnis habe? — Ich glaube mich dessen zu erfreuen, erwiderte ich. — Nun, wenn das der Fall, wird es sich schon machen, tröstete er mich. Die Hauptsache ist, zu wissen, was der Direktor mit Ihnen vor hat. Hoffentlich erfahren wir das morgen.

Die Sache war, daß der Direktor mich endlich für den nächsten Vormittag nach der Probe zu einer Prüfung auf das Theater bestellt hatte. Er, mein freundlicher Lehrer und der Regisseur, ein Herr von R., mit dem ich mittlerweile ebenfalls bekannt geworden, würden, sozusagen, die Examinationskommission bilden. Die Wahl der Vorträge war mir freigestellt. Ich hatte mich auf Anraten meines Mentors für den „Reinhold" in den Putlitzschen „Badekuren", den „Bruder" in dem Gutzkowschen „Fremdes Glück" und, wenn es dazu kommen sollte, für die Rede des Antonius im Julius Cäsar entschieden.

Das Sommertheater lag auf dem anderen Elbufer in einem großen Kaffeegarten. Wir setzten in einem Boot über an einem hellsten Sommermorgen. Die Probe war, als wir anlangten, eben beendet; es konnte sogleich zum Werk geschritten werden. Der Direktor zeigte sich wieder von der größten Liebenswürdigkeit. Er nahm nach der Begrüßung auf der völlig geräumten kleinen Bühne auf einem Sessel Platz; die beiden anderen Herren stellten sich respektvoll hinter ihm auf; das Examen mochte beginnen.

Ich wußte zum voraus, daß es schlecht ausfallen werde. Ich fühlte mich unbehaglich, nervös; die Zunge klebte mir am Gaumen. Durch das Glasdach des Saales fiel das grelle Sonnenlicht auf die Bühne, deren Vorhang aufgezogen war, während in dem weiten Raume über den leeren Bänken und wüst durcheinander geschobenen Stühlen des Parketts schräge Lichtsäulen, in denen die Staubatome wirbelten, mit grämlich grauer Dämmerung wechselten. Der Saal war leer bis auf ein paar Frauen, die in den Balkonlogen dem Geschäft des Reinmachens eifrig oblagen. Dafür bemerkte ich in dem Hintergrunde der Coulissen verschiedene regungslose Gestalten von Herren und Damen — zweifellos künftige Kollegen und Kolle-

ginnen, die auf der Probe beschäftigt gewesen waren und sich das interessante Nachspiel ansehen wollten. Ich erschien mir in dieser ungeheuerlichen Situation erbarmungswürdig, und, was schlimmer war: albern. Aber ich hatte das Martyrium auf mich genommen; ich mußte es durchhalten.

Es kam, wie ich es hatte kommen sehen. Während ich sprach, glaubte ich eine fremde Stimme zu hören, die mir gar nicht gefiel, ja, die mir aufs äußerste unsympathisch und unheimlich war. Mit der rauhen unbiegsamen Stimme standen zweifellos die Mienen und Gesten in anmutloser Harmonie. Dazu die grausame Ironie, mich, der ich niemals ein fröhlicher Student gewesen, den Preis der wundersamen Burschenherrlichkeit verkünden zu hören! Es war entsetzlich.

Das offen auszusprechen, verstattete dem Direktor seine Höflichkeit nicht. Er tat es aber indirekt, indem er meinen Mentor aufforderte, den Panegyrikus, an dem ich mich eben versündigt, seinerseits mit den erforderlichen Gesten vorzutragen. Herr G. konnte sich dem Wunsche des Chefs nicht wohl entziehen. Das klang nun freilich ganz anders. Der Direktor hatte nicht erst nötig, wie er es — immer mit der größten Höflichkeit — tat, mich auf einen so handgreiflichen Unterschied aufmerksam zu machen. Ich erwiderte nicht ohne eine gewisse Gereiztheit: es sei mir keinen Augenblick zweifelhaft gewesen, daß sich ein Schüler mit einem bewährten Meister nicht messen dürfe; und so habe es für mich eines Beweises nicht bedurft, der freilich schlagender kaum gedacht werden könne. — Hier legte sich der bisher schweigsame Regisseur, Herr v. R., ins Mittel mit einem Freimut, für den ich dem würdigen Manne, so oft ich mich der peinlichen Scene erinnere, von Herzen dankbar bin. Er sagte geradezu: daß ihm dies keine Probe scheine, aus der man irgend etwas folgern dürfe. Ein junger Mann in meiner Lage sei notwendig von einer großen Befangenschaft ergriffen, die ja auch ganz deutlich in jedem Symptom an mir wahrnehmbar sei. Er zweifle nicht daran, daß ich unter günstigeren Umständen, wie die augenblicklichen, sehr viel Besseres leisten könne. — Nun fiel mein Mentor ein, um aus eigener Erfahrung der freundlichen Ansicht des Kollegen beizupflichten. Der Herr Direktor möge zu weiterer Bestätigung eines wohlwollenderen Urteils über mein schauspielerisches Talent erlauben, daß ich, da ich mich jetzt einigermaßen erholt zu haben scheine, noch eines und das andere vortrage.

Der Herr Direktor erklärte, man habe ihn völlig mißverstanden, wenn man angenommen, er wolle es bei dieser Probe, die man ja

in der Tat gar nicht so nennen könne, bewenden lassen. Einem jungen Manne von meiner Bildung brauche man die Differenz zwischen einem Anfänger und einem alten Praktikus nicht ad oculos zu demonstrieren. Die Hauptsache sei, daß die Differenz nicht so weit klaffe, ihre Ausfüllbarkeit als unmöglich erscheinen zu lassen. Von einer solchen Unmöglichkeit hier zu reden, liege keinerlei Veranlassung vor. Leider sei er für den Augenblick verhindert, — dringend verhindert, Herrn G's Wunsch zu erfüllen und die Probe fortzusetzen. Er müsse zu einer Konferenz mit dem Bürgermeister in die Stadt zurück.

Der Herr Direktor hatte es so eilig! Kaum, daß er mich vor dem Fortgehen noch einen Moment auf die Seite ziehen konnte, um mir — in einem Ton, der um eine Schattierung offiziöser war als der, in welchem er sonst mit mir gesprochen — das eigentliche Resultat der Probe in folgenden Worten mitzuteilen: „Ich brauche Ihnen wohl kaum zu sagen, daß von einem Engagement vorläufig nicht die Rede sein kann. Ich halte damit um so weniger zurück, als ich weiß, daß Sie es nicht anders erwartet haben. Wollen Sie aber als Volontär bei meiner Gesellschaft eintreten, so wird es mir eine Ehre und eine Freude sein."

Ein verbindliches Lächeln, ein warmer Händedruck, und der geschäftige Mann war enteilt. Ich bin nicht sicher, daß ich ihn jemals wiedergesehen habe. Wenige Tage darauf war er in ein Bad gereist. Bevor er aus demselben zurückkam, war es mit meiner Volontärschaft bereits zu Ende. Wenn sie überhaupt einen Anfang nahm — ihm ist die Schuld dafür nicht beizumessen. Er hatte, was in seinen Kräften stand, bis an die Grenze seiner ihm angeborenen und angewohnten Höflichkeit getan, daß es nicht geschah.

Dennoch trug mir seine Entfernung vom Schauplatze nicht die Vorteile ein, die ich mir versprochen hatte. Es war, wie mein guter Mentor gesagt: man lebte auf der Sommerbühne betreffs des Repertoire von einem Tag zum anderen, froh, wenn der Theaterzettel für den nächsten zur rechten Zeit zustande kam und am Abend das Stück aufgeführt werden konnte, das der Zettel angekündigt hatte. Für gewöhnlich waren es aber mehrere Stücke, die immer von denselben Personen gespielt wurden — den wenigen Personen, die der knappe Sommeretat wohl oder übel als eisernen, notwendigen Bestand sich seufzend hatte aufbürden lassen. Bei diesem Zustand der Dinge war es erklärlich, daß jemand, der die betreffende Rolle immer erst hätte lernen und einstudieren müssen, und auf den man

sich, wie das ja in der Natur der Sache lag, auch dann noch nicht unbedingt verlassen konnte, sozusagen, als fünftes Rad neben dem unaufhaltsam über Stock und Stein dahinrasselnden Thespiskarren einherlief. Jetzt erst verstand ich das bedauernde Kopfschütteln meines Mentors, als ich ihm das notgedrungene Geständnis machte, daß ich kein „Repertoire“ habe. So mußte ich es noch als ein Glück betrachten, wenn ich doch hier und da als Statist oder mit einem ganz unbedeutenden Röllchen aushelfen durfte. Einen der Offiziere in „Karl XII. vor Stralsund“ und dergleichen bereits ein wenig in die Handlung eingreifende Figuren darzustellen, mußte ich zu meinen bedeutenderen Leistungen zählen.

Dennoch befand ich mich für einen Lehrling, der ich doch war, alles in allem in der richtigen Situation. Kam es doch jetzt für mich darauf an, auf den Brettern stehen und gehen, ohne Stolpern kommen und abtreten zu lernen; meine natürliche Stimme in den Bühnensprachton zu gewöhnen; den anderen abzusehen, wie man sich kostümiert, schminkt und das zustande bringt, was man eine Maske nennt; all' die Handgriffe mir zu eigen zu machen, die so unbedeutend scheinen und für den Schauspieler unentbehrlich sind. So weit war alles in bester Ordnung. Ich begriff das auch und würde, glaube ich, mit meiner Lage zufrieden gewesen sein, hätte ich fünf oder sechs Jahre weniger gezählt. Ich sage: ich glaube; gewiß bin ich dessen nicht. Bis zur Leidenschaftlichkeit eifrig, wie ich von jeher alles angegriffen hatte, wäre mir vielleicht auch damals schon ein so langsames Vorwärtskommen lästig, ja unerträglich erschienen; hätte ich den Abstand dessen, was man von mir erwartete, von dem, was ich von mir selbst forderte, übel empfunden; in dem geschäftigen Müßiggang, zu dem der Schauspieler vor und auf den Proben, während der Vorstellung selbst so oft verurteilt ist, eine Art Versündigung gesehen — mit einem Worte: ich würde vermutlich auch damals bald herausgefunden haben, daß ich mich zum Schauspieler nicht eignete. Jetzt mußte ich mich jeden Tag fragen, wie es damit stehe, und die richtige Antwort konnte nicht ausbleiben. Gewohnt an eine sehr energische geistige Tätigkeit, wie ich es nun seit so vielen Jahren war; vor kurzem noch mit der Lösung tiefsinniger philosophischer Probleme aus allen Kräften ringend; mich mit dichterischen Aufgaben tragend, die auf einem ganz anderen Gebiete lagen; in der dramatischen Kunst selbst von jeher nur nach dem Höchsten, Würdigsten ausblickend, kam mir das Treiben um mich her kläglich, mein eigenes Tun jämmerlich und verächtlich vor. Und war ich auch an die Sache wahrlich nicht mit romantischen Illu-

sionen herangetreten, so hausbacken nüchtern hatte ich mir das Schauspielertum nicht vorgestellt. Dies war in meinen Augen kein Künstler-, es war ein Handwerkstreiben, ein sehr ehrbares, bei dem von Extravaganz nach irgend einer Seite nicht die geringste Spur entdeckt werden mochte. Man arbeitete sein Pensum ab, wie es nun eben der Tag brachte, ohne Mißmut, aber auch ohne Freude. Dann zog man sich, wenn man verheiratet war, zurück in seine bescheidene Häuslichkeit, oder setzte sich, war man es nicht, mit den Kollegen in eine Laube des Gartens, aß sein frugales Butterbrot, trank ein Glas mäßigen Bieres dazu und sprach von allem anderen, nur nicht vom Schauspiel und von der Kunst. Ich möchte nicht behaupten, daß diese Schilderung für alle Bühnen der Art zutrifft; ich kann nur sagen, daß es sich bei der, die ich kennen lernte, so verhielt, und den Wunsch hinzufügen, es möchte sich in Beziehung der Moral und tüchtigen Lebensführung überall so verhalten. Wie ich das Betragen dieser Menschen über mein Erwarten hinaus gesittet und des höchsten Lobes würdig fand, so hatte ich wahrlich keine Veranlassung, über ihr Benehmen mir gegenüber zu klagen. Man gab sich nicht nur durchaus freundlich und höflich, sondern behandelte mich völlig kollegialisch, während man, ohne alle Aufdringlichkeit, beflissen war, mir in meiner Unerfahrenheit und Ungeschicklichkeit mit gelegentlichen nützlichen Winken und Zurechtweisungen zu Hilfe zu kommen. Hier war ich denn, außer meinem Mentor, noch einem zweiten Kollegen besonders verpflichtet, dessen Namen, da er sich später als tüchtiger Schauspieler, vorzüglicher Regisseur und anmutiger Dichter weiteren Kreisen bekannt gemacht hat, ich nennen darf: Karl Schultes. Er, wenige Jahre älter als ich, liebenswürdig, geistreich, lebhaft, machte durchaus den Eindruck auf mich, als ob er in diese Gesellschaft eigentlich nicht gehöre. Er wäre der Mann gewesen, mich, wenn nicht für immer, so doch vielleicht noch auf Jahre an das Theater zu fesseln. Aber wir fingen eben erst an, einander näher kennen zu lernen und Geschmack aneinander zu gewinnen, als bereits die Katastrophe hereinbrach, die meinem ephemeren Bühnenleben ein unschwer vorauszusehendes und doch unvorhergesehenes jähes Ende bereitete.

Bekanntlich hat über den dramatischen Wert, ja, über die Bühnenwirksamkeit eines neuen Stückes kaum jemand ein so wenig klares, zutreffendes Urteil, als sonderbarerweise der Schauspieler. Ist er in demselben nicht beschäftigt, hält er es selten der Mühe wert, sich den Kopf über Wert oder Unwert der Neuigkeit zu zerbrechen. Ist er dagegen in Anspruch genommen und erfreut die

ihm zugeteilte Rolle sich aus diesem oder einem anderen Grunde seines Beifalls nicht, so findet er das Stück schlecht, miserabel und wird gegen eine Welt verteidigen, daß es entweder total durchfällt „mit Pauken und Trompeten“, oder es nicht über drei Anstandsvorstellungen bringt. Gefällt er sich aber in seiner Rolle — etwas, das mit der Hoffnung, dem Publikum darin zu gefallen, für ihn identisch ist — so ist das Stück gut, ein besseres selten dagewesen, und es müßte sonderbar zugehen, wenn es nicht zwanzig, dreißig Abende erlebte.

Vielleicht wurde meine geringe Befähigung zu einem regelrechten Schauspieler durch den einzigen Umstand bewiesen, daß ich ein Stück, welches bei uns in Vorbereitung war, erbärmlich fand, trotzdem mich der Regisseur, wenn nicht mit der Hauptrolle, so doch mit einer hervorragenden betraut hatte und die von meinen Kollegen als eine besonders „dankbare“ bezeichnet wurde. Man gratulierte mir von allen Seiten. Ich hatte, wie die Dinge lagen, beim besten Willen des Regisseurs, mich herauszubringen, bisher immer im Hintergrunde bleiben müssen. Es sei recht von Herrn v. R., daß er diese erste Gelegenheit benutze, mir eine Rolle zu geben, in der ich einmal zeigen dürfe, was ich könne. Ich solle nun aber auch ordentlich ins Zeug gehen. Das Stück vertrage, ja erfordere, kräftige Farben. Mit Sammethandschuhen sei da nichts zu machen. Das müsse flott, sehr flott gespielt werden. Besonders meine Rolle. Eine famose Rolle. Überhaupt ein famoses Stück.

Mir klang das alles, obgleich es gute, ehrliche Meinung der Kollegen und Kolleginnen war, wie grinsende Ironie. Ich fand das Stück, das allerdings in Paris Furore machte und auf einem der Boulevardtheater schon seit Monaten allabendlich gegeben wurde, entsetzlich: eine Karikatur von einem Drama, in der die Handlung, die Situationen, die Charaktere — alles unmöglich war. Die mir zuteil gewordene war von den schlimmen Fratzen vielleicht die schlimmste, jedenfalls die widerwärtigste: ein junger Marquis, dessen angeborene Liebenswürdigkeit die sieben Todsünden, die er bereits neben einer Legion von anderen begangen, nur noch unwiderstehlicher gemacht hatten; der mit sich nie verleugnender Grazie den Vater bestiehlt, die Mutter beschimpft, den Freund verrät; und den zuletzt die Nemesis in Gestalt einer tugendhaften Nähterin erreicht, die den jungen Herrn in die Alternative bringt, vor der Welt als der Schurke dazustehen, der er in Wirklichkeit ist, oder sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen, worauf er sich denn höchst inkonsequenterweise zu dem letzteren entschließt. Dazu hatte der Übersetzer das

Monstrum von einem Stück in einem Deutsch geschrieben, das, so weit unsere Zunge klingt, noch niemals gehört worden war.

Zweifellos wäre es das Klügste gewesen, wenn ich mich unter irgend einem Vorwande der mir zugedachten Ehre entzogen hätte. Aber ein Vorwand ohne bedenkliche Ähnlichkeit mit einer Weigerung wollte sich nicht finden lassen, und weigern durfte ich mich nicht. Es hätte das einen Bruch herbeigeführt, zu dem ich denn doch noch nicht entschlossen war. Endlich: ich konnte mich ja auch irren. Und irrte ich mich nicht: lieber Himmel, ich hatte das gute Publikum schon so viel breite Bettelsuppen mit Behagen hinunterschlucken sehen; so mochte auch dies Gericht aus der französischen Sudelküche seinem unverwöhnten Gaumen genießbar erscheinen!

Bei dem Memorieren der Rolle hatte ich zum anderen Male eine Beobachtung gemacht, die geeignet war, mich in meinem früheren Glauben an meine schauspielerische Befähigung zu erschüttern. Die Gabe, mit Leichtigkeit auswendig zu lernen, schien mich verlassen zu haben. Vielmehr: ich mußte mich überzeugen, daß ich in Wahrheit diese Gabe nie besessen; daß ich niemals eigentlich auswendig gelernt, sondern nur behalten hatte, was mir gefiel, was meiner Denkweise konform war, meiner Phantasie zusagte, sich gefällig in mein Ohr schmeichelte. Damit kann der Schauspieler nicht auskommen; er muß ohne Anstrengung auch das behalten, bei dem jenes alles nicht zutrifft, vielleicht das Gegenteil stattfindet. Mir aber waren noch jedesmal die paar Quartseiten Text, die ich schlimmstenfalls bis jetzt zu memorieren gehabt hatte, eine Qual gewesen, welche sich nun, da es eben so viele Bogen zu bewältigen galt, zu einer ernsthaften Verlegenheit steigerte. Das entsetzliche Gewäsch wollte in meinem Gedächtnisse nicht haften. Ich vertauschte die Worte, verwechselte die Sätze, sprang aus der ersten Szene des zweiten Aktes in die dritte des vierten, oder umgekehrt, um endlich, nach unsäglicher Mühe, mit Zuhilfenahme halber Nächte, doch Ordnung in das Chaos zu bringen und wenigstens nach dieser Seite dem hereindrohenden Unheil mit der nötigen Ruhe entgegensehen zu können.

Weshalb den Unglücksabend ausführlich schildern? Es kam, wie ich gefürchtet hatte und schlimmer. Das ausnahmsweise zahlreiche Publikum wurde mit jedem Akte ungeduldiger, unruhiger. Bereits während des dritten ließ es bei gewissen Szenen, die ihm nach Absicht des Verfassers das Haar vor Entsetzen sträuben machen sollten, vereinzelt jene Lachlaute hören, deren infernalischen Schrecken nur nachempfinden kann, wer sie schaudernd von der Bühne aus gehört, wohl gar — der Himmel weiß: wie sehr gegen seinen

Willen! — in eigener Person entfesselt hat. Aber erst der vierte und letzte Akt, in welchem sich allerdings der Unsinn zu einer schwindelhaften Höhe gipfelte, brachte das längst schon grollende Ungewitter zum vollen Ausbruch. Man lachte ganz ungeniert; zischte höchst vernehmlich; schwieg dann ein Weilchen, um das Lach- und Zischkonzert kräftiger fortzusetzen. Wir auf der Bühne kämpften weiter, obgleich wir manchmal unsere eigenen Worte kaum noch hörten und den einen der Angstschweiß von der Stirn rann, während die anderen vor Wut mit den Zähnen knirschten. Ich gehörte zu den letzteren. Ich mußte dem Publikum recht geben und doch hätte ich es zermalmen, vernichten mögen. Und nun kam die Szene, die mich schon längst vorher mit den allerbangsten Ahnungen erfüllt hatte: die Szene, in welcher die tugendsame Nähterin mir verworfenen Menschen jene obige schreckliche Alternative stellt, und ich, erschüttert, ins Gewissen getroffen, zerschmettert davon stürze, grassen Auges, mit gesträubtem Haar, in der einen Hand die (ungeladene) Pistole, die andere auf dem Schloß der Tür, die mir den Weg aus dem Kämmerlein der Tugendsamen in den sofortigen, wohlverdienten Tod öffnen soll. Die Tür öffnet sich nicht. Ich drücke kräftiger; sie wackelt, aber sie öffnet sich nicht. Ich stoße verzweifelt mit dem Fuße dagegen; sie schwankt, aber sie öffnet sich nicht. Der Inspizient, der meine letzten Worte gehört, von dem Unglück keine Ahnung hat und mich längst hinter der Kulisse wähnt, ruft: Schuß! Der verhängnisvolle Knall ertönt, während er, der dabei sein sündiges Leben aushauchen soll, sich noch vor aller Augen an der widerspenstigen Tür abquält. Das Publikum hätte jeden Sinnes für Humor bar sein müssen, wenn es hier nicht in ein schallendes Gelächter ausgebrochen wäre. Es hatte Sinn für Humor, sehr viel Sinn; und das Gelächter, in das es ausbrach, ließ an herzhafter Kraft nichts zu wünschen übrig. Im nächsten Moment war ich draußen. Einige sagten später: ich habe die Tür eingestoßen; andere: ich habe sie umgerannt — ich weiß es nicht; möchte mich aber für das letztere entscheiden in Anbetracht, daß ich es mit dem Einstoßen schon wiederholt vergeblich versucht hatte und mir da wohl nichts als das Umrennen übrig blieb.

War nun die Lachlust des Publikums erschöpft, konnte (was auch kaum möglich), die drastische Komik dieser Szene durch das, was noch kam, nicht mehr überboten werden — man ließ das Schauerdrama zu Ende spielen und begnügte sich damit, als der Vorhang fiel, es noch einmal gründlich auszuzischen. Darauf ging man vergnügt nach Haus; die Schauspieler taten desgleichen, nur

nicht vergnügt. Man pflegt das nicht zu sein, wenn man ausgelacht und ausgezischt ist. Wir wußten, daß wir es sämtlich waren, und diese Genossenschaft des Unglückes verhinderte jenes Erbärmlichste des Erbärmlichen: daß einer dem anderen die Schuld in die Schuhe schob. Unser guter Regisseur zeigte sich ganz geknickt. Als wir das Boot bestiegen, in welchem der größere Teil der Mitwirkenden nach der Stadt zurückkehrte, mußte der kleine rundliche Herr sich schwer auf den Arm unseres langen polternden Alten stützen. Anfänglich sprach keiner von uns, — die Schemen in Charons Nachen konnten nicht schweigsamer sein. Dann begann ein Murmeln und Raunen, von dem ich bei meinem schlechten Gewissen meinte, daß ich der Gegenstand sei, wie ich mich denn auch nicht wesentlich gewundert haben würde, wenn man sich nun auf mich gestürzt und mich über Bord geworfen hätte. In leidenschaftlicher Erregung ersuchte ich die Gesellschaft, sich nicht zu genieren und laut zu sagen, daß man mich für den Haupturheber des Unglückes halte. Wie wurde ich durch die Güte der Gefährten beschämt! Man beeiferte sich mich zu versichern, daß mich keinerlei Schuld treffe, in meiner verzweifelten Lage jeder dasselbe getan haben würde; im übrigen hätte ich meine Sache ganz brav gemacht — und was dergleichen freundliche Tröstungen mehr waren. Schließlich besann man sich sogar darauf, ähnliche schreckliche Abende bereits auch sonst erlebt zu haben, und daß noch keiner daran gestorben sei. Anekdoten von lächerlichen Vorkommnissen, bei solchen Gelegenheiten unausbleiblich, wurden erzählt; man geriet fast in eine behagliche Stimmung. Der gute polternde Alte setzte sich sogar an meine Seite, mir zuzuflüstern, daß ich durchaus nicht Ursache habe, zu verzweifeln; er im Gegenteil überzeugt sei, es werde ein tüchtiger Schauspieler aus mir werden. Aber freilich sei der Boden hier für mich nicht eben günstig. Ob ich nicht daran denke, an ein kleines Hoftheater zu kommen, wie seines (ich glaube: es war das Altenburger), an das er für den Winter zurückkehre, und wo man mich gewiß gern aufnehmen werde? Er habe da einigen Einfluß und werde mir gern behilflich sein. — Ich drückte dem guten Manne dankend die Hand und sagte: ich wolle es mir überlegen. Wir waren gelandet; man trennte sich: auf Wiedersehen!

Ich wußte, daß es für mich kein Wiedersehen gab. Es schwankte alles in mir. Eines stand fest: nie wieder würde ich die Bretter betreten.

Ich habe sie nicht wieder betreten, wenigstens als Schauspieler nicht. Meine theatralische Laufbahn endete, nachdem sie kaum be-

gonnen. Dennoch ist sie keine Episode, die aus der Geschichte meines Lebens auch ebensowohl hätte wegbleiben können. Dieser Versuch, wie lächerlich überflüssig er erscheint, war für mich eine Notwendigkeit. Hätte ich ihn nicht angestellt — noch Jahre lang, vielleicht mein ganzes Leben lang würde ich den Gedanken nicht losgeworden sein: Und doch hast du unrecht getan, daß du nicht Schauspieler wurdest! Was du auch auf anderen Gebieten erreicht, auf diesem hättest du es weiter, hättest du es zur vollen Entfaltung deiner Kraft, deiner Fähigkeiten gebracht! Dieser Stachel wäre mir im Fleisch geblieben. Ich habe ihn so ein für allemal herausgerissen. Es war, wenn man will, mit den selbstverständlichen Veränderungen, dasselbe Experiment, das ich mit mir vorgenommen, als ich im vergangenen Spätherbst den Anlauf zu einer gelehrten Laufbahn nahm. Auch da hatte ich mir erst den Beweis holen müssen, daß dies nicht die mir beschiedene Bahn sei, möchte ich es immerhin auf derselben mit dem nötigen Fleiß und der erforderlichen Ausdauer zu einem gewissen Erfolge gebracht haben, genau so, wie auf der des Schauspielers. So bin ich von beiden Berufen geschieden ohne Groll, aber auch ohne das wehleidige Gefühl der Entsagung. Es hat nicht sollen sein. Freilich! Aber wie es im Volksliebe heißt: Ohne dich kann ich schon leben; ohne dich kann ich schon sein.

Eine so gefaßte Stimmung war freilich nicht die der nächsten Tage. Sie wurden in Sorge und Unrast verbracht. Was sollte ich beginnen? Hier war meines Bleibens nicht mehr. Konnte ich zurück nach Leipzig, wo ich meine Verhältnisse abgebrochen hatte, nicht ohne dem Vorwurf der Undankbarkeit und des Wankelmutes gegründeten Raum zu geben? Ich war in dem Hause des Freundes aufgenommen worden, als ob ich zur Familie gehörte. Fast täglich hatte ich dort verkehrt, die Bekanntschaft namhafter Gelehrten gemacht, welche, im Vertrauen auf die Empfehlung des Kollegen, dem jungen Fremden mit Wohlwollen entgegengekommen waren. Wie ich nun an diese Abende zurückdachte, — jene kleinen behaglichen Gesellschaften in dem Studierzimmer des Freundes, an denen die Damen teilnahmen, wenn sie sich auch selten in die Diskussionen mischten, — befiel mich eine brennende Scham. Wie oft hatte ich da das große Wort geführt! Ich hatte wahrhaftig mich nicht vordrängen, niemand mit einem Wissen täuschen wollen, das ich nicht besaß! Ich hatte nur mein Licht, wie es nun eben brannte, nicht

unter den Scheffel gestellt; die Gedanken, die mich bewegten, vielleicht mit einiger Beredsamkeit vorgetragen; von meiner Kombinationsgabe Gebrauch gemacht; meine Phantasie spielen lassen. Das alles sind Dinge, die dem deutschen Gelehrten selten bequem liegen und oft recht schwer fallen. Zu gewissenhaft, auch nur das Geringste zu behaupten, wofür ihm noch der sichere Beweis fehlt; zu bescheiden, um als Redner glänzen, als Causeur sich den Damen empfehlen zu wollen, überläßt er, die Kosten der Konversation zu tragen, willig dem, der sie augenscheinlich gern trägt. Und bewegt sich der Betreffende auf einem Gebiete, das ihm selbst fremd ist, nimmt er in seiner Ehrlichkeit den Schein der Sicherheit, den jener zur Schau stellt, gern für bare Münze und meint, daß, was so munter, so ergiebig fließt, aus einem tiefen Quell kommen müsse. Ich hatte jener Zeit oft heimlich darüber lächeln müssen; jetzt lastete es mir schwer auf der Seele. Ich kam mir nachträglich wie ein Betrüger vor. Und wäre ich es etwa nicht in den Augen der würdigen Männer und ihrer ehrbaren Gattinnen gewesen, wenn sie den revolutionären Ästhetiker, der gegen einen Schiller die Fahne aufzuwerfen wagte, im Kampfe mit der widerspenstigen Tür gesehen hätten unter dem schallenden Gelächter eines Sommertheater-Publikums? War es nicht wenigstens möglich, daß mich einer oder eine von ihnen so gesehen hatte? Und mochten sie alle derzeit ruhig in Leipzig gesessen haben — die Welt ist so klein, ihre Akustik so groß! Es war mir schon längst kein Geheimnis mehr, daß mein Inkognito in Magdeburg sich denn doch nicht streng hatte durchführen lassen. Dazu war die Familie, in deren Heimlichkeit ich hatte leben wollen, viel zu bekannt, stand in zu lebhaftem Verkehr mit einer zahlreichen Gesellschaft, von der man nicht jeden einzelnen zur Verschwiegenheit hatte verpflichten dürfen. Wie leicht konnte da von den vielen umherirrenden Funken einer nach Leipzig übergesprungen sein! Nein, nach Leipzig in die alten Verhältnisse durfte ich nicht wieder zurück.

Darin sah ich freilich kein besonderes Unglück. Der Bruch war jetzt nur besiegelt; für mich hatte er längst stattgefunden. Aber was nun? Die Sklaverei des Hauslehrertums noch einmal auf mich nehmen? Unmöglich. Mich dem Vater entdecken? ein reumütiges Bekenntnis ablegen? Aber ich bereute ja nichts. Ich hatte getan, was ich nicht hatte lassen können. Auf dieser Basis konnte ich mit dem Vater nicht Frieden schließen. Er würde mir auch so die gütige Hand nicht entzogen haben. Das wußte ich; und gerade das war es, weshalb ich nicht nach ihr greifen durfte.

Hier nun, in dieser wirklich ratlosen Not trat einer jener glück-

haften Zufälle ein, die in dem Leben von Menschen meines Schlages wohl nur deshalb häufiger vorkommen, weil wir denselben zu ihrem Eintreten die nötigen Chancen geben; ich meine: uns mehr als andere in Lagen bringen, aus denen uns nur noch ein Glücksfall retten kann.

Der Glücksfall aber bestand für diesmal in einem Briefe aus Leipzig, der am Morgen des dritten Tages nach der Katastrophe eintraf und in der Übersetzung — er war englisch geschrieben — so lautete:

„Werter Herr! Wollen Sie mir erlauben, Ihnen ohne Umschweife eine Proposition zu machen. An dem modernen Gesamt-Gymnasium des Direktor Hauschild ist eine Lehrerstelle frei geworden, die sofort wieder besetzt werden muß. Da es sich wesentlich um den englischen Unterricht in den mittleren Klassen handelt, hat sich Herr H. an mich gewandt, ob ich ihm eine geeignete Persönlichkeit in Vorschlag bringen könne. Ich habe mir nun verstattet, Ihren Namen zu nennen in der allerdings schwachen Hoffnung, daß Sie akzeptieren werden. Stützt sich doch diese Hoffnung nur auf gewisse Äußerungen, die Sie im Lauf unserer Bekanntschaft haben fallen lassen und die ich vielleicht falsch ausgelegt habe! Immerhin will ich darauf hin hiermit angefragt haben. Freilich müßte Ihre Entscheidung umgehend erfolgen, da bereits drei kostbare Tage unter vergeblichem Nachfragen ihrer jetzigen Adresse, die ich endlich durch unseren gemeinschaftlichen Freund Dr. K. erfuhr, verloren gegangen sind. Obgleich Herrn H. meine Empfehlung vollkommen genügt, wird es doch in Ihrem eigenen Interesse sein, wenn sie sich einer Probelektion, die ich in Vorschlag gebracht habe, unterziehen. Eine reine Formalität, wie ich Ihnen wohl kaum zu sagen brauche. Ich bitte nochmals um umgehende Antwort. — Der Ihrige, treulichst Robert Hall Westley."

Drei Stunden nach Empfang dieses Briefes war ich auf dem Wege nach Leipzig.

Am folgenden Vormittag zehn Uhr trat ich auf das Katheder, um in Gegenwart des Herrn Direktors und einiger Lehrer vor der Quarta die Probelektion zu halten.

Als die Lektion beendet war, gratulierte mir der Direktor zu dem fließenden Englisch, das ich für einen Deutschen mit anerkennenswerter Korrektheit gesprochen habe. Besonders habe ihn aber die Sicherheit meines Auftretens gefreut, auf die er, wie er mir jetzt wohl sagen dürfe, einen vorzugsweisen Wert lege. Ich dankte dem gütigen Manne herzlich für seine gute Meinung, der ich auch ferner-

hin Ehre zu machen hoffe, im stillen lächelnd über das Erstaunen, das ihn befallen würde, wenn ich ihm sagte: wo und wann ich mir diese ihm so erfreuliche Ruhe in kritischen Augenblicken erworben. Die anderen Herren traten heran, den neuen Kollegen zu begrüßen. Ich kehrte in mein Hotel, das ich als schweifender Beduine verlassen, zurück als seßhafter Hadesie. Seßhaft in Leipzig, als etatsmäßig angestellter Lehrer des Modernen Gesamt-Gymnasiums.

Nun sind alle Dornenhecken beseitigt, welche die Ungunst der Verhältnisse gezogen, mich von dem zurückzuhalten, worin schon der Knabe seinen Lebensberuf zu finden glaubte. Die letzten waren die schlimmsten, stachelichsten. Auch sie sind durchbrochen. Sie haben mich blutig geritzt, mir viel Schmerzen bereitet; aber sie liegen hinter mir. Die Bahn ist frei. Bin ich der, für den ich mich gehalten, so kann, so muß ich es jetzt zeigen. Zeige, beweise ich es nicht, so ist mein bisheriges Streben ein lechzendes Rennen durch die Wüste nach einer Luftspiegelung gewesen, und ich habe alle Aussicht in dieser selbstgeschaffenen Wildnis elend zu verkommen.

Hier liegt in dem Schicksal des Dichters ein Mysterium, das man nicht entschleiern, auf das man nur mit zagendem Finger deuten darf. Er soll zeigen, beweisen, daß er Dichter ist. Wem? Der Welt. Wodurch? Durch dichterische Leistungen, die sie anerkennt. Ist das ein vollgültiger Beweis? Und zugegeben, es sei einer, und was die Welt nicht als solche anerkennt, seien keine dichterischen Leistungen, so gilt doch der Beweis nur für sie, nicht für den betreffenden Unglücklichen. Er wird sich darum nicht weniger für einen Dichter halten; noch keiner, der so vom Publikum zurückgewiesen wurde, hat es getan. Er ist in seinen Augen dann nur eben ein verkannter Dichter; aber Dichter doch. Man hätte ihm mit nicht besserem Erfolge zu beweisen versuchen können, daß er nicht lebe, während er sich doch lebend weiß. Denn seine Poesie — was er Poesie nennt — ist sein Leben, die Äußerung eines Dranges in ihm, der absolut unwiderstehlich ist. Und dies ist auch der Grund, weshalb man von einem Dichterberufe im gewöhnlichen Sinne nicht sprechen sollte und auch wohl nur der Bequemlichkeit des Ausdrucks wegen von einem solchen spricht. Beruf im gewöhnlichen Sinne ist eine bürgerliche Tätigkeit, für die man sich entscheiden oder auch nicht entscheiden, die gut auszuüben man

lernen, deren gute Ausübung gelehrt werden kann. Der Dichter wird geboren. Ist er es nicht, kein Gott kann ihn nachträglich dazu machen. Was er sagen, wie er es sagen soll — von keinem wird er es je erfahren; er kann für sich selbst auch weiter nichts tun, als durch unausgesetzte Übung der eingeborenen Kraft sich in seinem Können, d. h. seiner Kunst steigern, wie der Magnet, in Tätigkeit erhalten, immer größere Lasten trägt. Wiederum ist diese beständige Übung der Kraft kein Verdienst seinerseits, man müßte denn einem Menschen zum Verdienst anrechnen, daß sein Herz weiter schlägt und er unverändert den Atem einsaugt und ausstößt. Das krause Zeug, das sich der Zwölfjährige zusammenphantasiert und für ein Drama hält, und das — nehmen wir an — verständige Theaterstück, das dem Sechzigjährigen gelingt, sind ja gewiß sehr verschiedene Dinge, in dem Einen aber völlig gleich: er mußte das eine schreiben wie das andere, beide sind notwendige Offenbarungen seines Wesens. Ob die innere Flamme nur für ihn brennt, ob sie die Kraft hat, nach außen zu strahlen und anderen zu leuchten, andere zu erwärmen, ist für die Welt ein großer Unterschied; für ihn nicht, wie es der Tanne nichts verschlägt, ob sie unbeachtet im tiefen Forst lebt und stirbt, oder ob man Sargbretter aus ihr schneidet, oder sie als stolzer Schiffsmast über die Meere zieht. Und ist es auch für ihn ein Unterschied insofern, als ihm die von der Welt anerkannte Leistung Ehre und Ruhm bringt, so sind es schwache Stunden, in denen er seinem Gott, dem alles gebührt, etwas davon wegstiehlt zu eigener Lust. Aber eins wird ihm eine ewige Unlust und Trauer sein und zu keiner Stunde wird er darüber hinwegkommen: daß ihn die Not zwingt, sich seine Leistungen bezahlen lassen zu müssen. Sein Tun ist sein Sein. Wer auf der Welt sonst wird für sein Sein bezahlt? Oder wenn er es wird, wie kann er die Bezahlung mit gutem Gewissen, wie kann er sie ohne Beschämung empfangen? Hat er nicht geschafft, weil er mußte, nicht anders konnte, ein Gott ihn trieb? Wie mag er dafür Lohn nehmen? Oder — traurig zu sagen! — er hat geschafft, was er nicht mußte, was er gern gelassen hätte, wozu kein Gott ihn trieb. Das Erzeugnis trägt den Stempel seiner banausischen Herkunft an der Stirn; keiner sieht das schärfer als er selbst; aber er tut nicht desgleichen; er gibt sich die Miene, es nicht zu sehen, bringt die falsche Ware an den getäuschten Käufer — o Schmach! o Gram! wie sie herzzerreißender für eine von Natur stolze und edle Seele, wie es die Dichterseele immer sein wird, nicht weiter gibt!

Wie ich zu diesen Betrachtungen komme auf der Schwelle des Stadiums meiner Lebensbahn, in das wir jetzt treten? Ich meine, sie sind wohl jedem und mehr als einmal gekommen, dem die Natur keine Wahl ließ, sondern den sie zwang, zum Berufe zu machen, was in dem landläufigen Verstande keiner ist. Daß ich sie freilich hier anstelle, hat seinen besonderen Grund. Man wird sich jene meiner Anschauungen gegenwärtig halten müssen, oder es würde für manches von dem, was ich noch zu berichten habe, das rechte Verständnis fehlen. Man dürfte nicht recht begreifen, weshalb ich jetzt, wo eingestandenermaßen sich keine Hindernisse mehr auf meinem Wege finden, nicht schneller, herzhafter zuschreite; weshalb ich nur nebenbei zu treiben scheine, was ich doch als die Haupt-, ja als die einzige Aufgabe meines Lebens längst erkannt habe; weshalb ich die Gemeinschaft derer, welchen dieselbe Aufgabe gestellt ist, so gar nicht suche, vielmehr geflissentlich meide, wie wenn ich nicht ihr ehrliches, sondern ein lichtscheues Gewerbe triebe, dessen ich mich zu schämen hätte; weshalb ich den Leser schließlich — in Anbetracht und infolge dieser Sonderlichkeiten meines Wesens — bitten muß, mir vorerst nicht, wie er erwarten durfte, in das Arbeitszimmer eines eifrigen jungen Schriftstellers, sondern in die Schulstube zu folgen, wo ich Knaben von zehn bis zwölf Jahren Englisch, Französisch und andere nützliche und wissenswerte Dinge lehre.

Wohl und Wehe des „Modernen Gesamt-Gymnasiums zu Leipzig" standen auf den Augen seines genialen Begründers und Direktors, des Dr. Hauschild. In ihm habe ich kennen gelernt und verehrt — und sollte die Nachwelt, anstatt ihn schnöde zu vergessen, verehren — einen jener seltenen Menschen, welche einer kommenden Zeit, die sie mit ihrem Anhauch umwittert, eine Stätte bereiten wollen und — wie dann das so zu gehen pflegt — in ihrer heroischen Arbeit auf den Widerstand einer stumpfen Welt stoßend, an diesem Widerstande kläglich scheitern.

Der leidenschaftliche Drang unserer Tage nach einer grundmäßigen Reform unserer Schulen, einer besseren Unterrichtsmethode, schärferen Sichtung des Lernmaterials, Entlastung der Lehrer und Schüler von Dingen, die nicht für das Leben gelehrt und gelernt werden — alles hatte der merkwürdige Mann voraus empfunden, bedacht, erwogen und auf der Basis dieser seiner Erwägungen ein System gegründet, dessen praktische Aus- und Durchführung eine

von ihm ins Leben gerufene Schule war, die er mit Fug und Recht modernes Gesamt-Gymnasium nannte. Modern im besten Sinne war alles an und in dieser Anstalt, wenn es auch gerade nicht immer neu war, wie denn auf diesem Gebiete kaum etwas vorgebracht werden kann, worüber sich nicht bereits früher andere denkende Köpfe klar gewesen wären, oder was energisch-praktische Pädagogen zu verwirklichen nicht versucht hätten. Jedenfalls war der Versuch noch niemals in einem so großartigen Maßstabe, mit solcher Konsequenz in Angriff genommen worden, und das allein hätte der Anstalt das volle Anrecht auf sein erstes schmückendes Beiwort gegeben. Die Grundidee des Ganzen aber war, die Schüler so zu unterrichten, daß schlechterdings nicht etwas Auswendig-gelerntes, Äußerliches blieb, sondern ihnen zu Fleisch und Blut wurde; der Unterrichtsstoff ihrem jeweiligen Lebensalter und Geisteszustand genau angepaßt war, so daß sie, in welchem Stadium sie auch die Schule verließen, das ihren Jahren Gemäße aus derselben mit fort ins Leben nahmen. Der ganze Kursus war für besonders fähige Schüler auf acht, für minder fähige auf zehn Jahre berechnet, so daß die letzteren die vier großen Einteilungen, welche die ersteren in dem schnelleren Tempo durchmaßen, in einem langsameren, ihrer geringeren Begabung gemäßen zurücklegen durften. In der untersten Abteilung wurde von Sprachen, außer der Muttersprache selbstverständlich, nur die englische gelehrt; in der zweiten neben dieser die französische; in der dritten neben den beiden modernen Sprachen die lateinische; in der vierten endlich neben den drei genannten die griechische. Und da dieser sprachliche Unterricht immer ein lebensvoller war, alles getan wurde, dem Lernenden die fremde Sprache gleichsam ins Ohr zu schmeicheln, seinen Geist und seine Zunge für sie zu schmeidigen, so konnten wir vierzehnjährige Knaben entlassen, die es in der Kenntnis der beiden modernen Sprachen mit den Abiturienten unserer gewöhnlichen Gymnasien getrost aufnehmen durften. Auf diesem sicheren Grunde verhältnismäßig großer Sprachübung baute sich nun das Lateinische mit einer Leichtigkeit auf, die in Erstaunen setzte, ja geradezu an das Wunderbare grenzte, das dann völlig ins Leben zu treten schien, wenn die jungen Leute nach zwei-, respektive zweiundeinhalbjährigem Unterricht im Griechischen das vorschriftsmäßige, zum Studium aller gelehrten Fakultäten berechtigende landesübliche Examen gut oder mit Auszeichnung bestanden.

Es versteht sich von selbst, daß, was hier von dem sprachlichen Unterricht gesagt ist, auch für die übrigen Lehrfächer: Mathematik,

Naturkunde usw. gilt: dasselbe allmälige Aufsteigen durch vier Abteilungen, dieselbe Unterrichtsmethode, dieselben überraschenden Erfolge, für die allerdings ein weiterer Erklärungsgrund in der verhältnismäßig geringen Anzahl der Schüler liegt, die dem Lehrer jeweilig anvertraut wurden. Es war nämlich streng durchgeführter Grundsatz, daß keine Klasse über zwanzig Schüler zählen durfte. Sobald die Zahl überschritten war, wurde eine Parallelklasse abgezweigt, die sich dann mit der ersten in die Schülerzahl teilte. Eine wie viel größere Sorgfalt dabei der Lehrer auf die Fortbildung des einzelnen Schülers wenden konnte; zu einem wie viel höheren Grade der Lehreifer auf der einen, die Lernbegierde auf der anderen gesteigert wurde, liegt auf der Hand. Nun war allerdings bei diesem starken Verbrauch von Lehrkräften die Gefahr nicht ausgeschlossen, daß, in Ermangelung einer tüchtigen Kraft, eine weniger tüchtige eingestellt werden mußte. Indessen, dank dem unfehlbaren Scharfblick des Direktors, trat die Gefahr selten ein, oder wurde, war sie eingetreten, so bald als möglich in aller Stille wieder beseitigt, was denn auch bei dem reichlichen Angebot meistens nicht schwer hielt. Mehr als ausgeglichen wurde der Übelstand noch durch ein anderes Moment, das freilich unter einem weniger genialen Direktor wiederum zu einer großen Gefahr für die Anstalt hätte ausschlagen können. Fast alle Lehrer waren junge Leute, die sich in ihrem Berufe vorher noch nicht bewährt hatten; bei denen das „im Lehren Lernen“ zur vollsten Geltung kam; die durch Eifer und guten Willen oft ersetzen mußten, was ihnen an Übung und Erfahrung fehlte. Aber gerade solche brauchte unser großer Führer, sie sich zu willigen und fähigen Werkzeugen für eine Praxis umzuschaffen, die mit dem alten Schlendrian so gründlich gebrochen hatte, wie Napoleon junge Generale brauchte, seine Schlachten schlagen und gewinnen zu können. Wie sicher ihn sein Takt in der Auswahl leitete, beweist die nicht unbedeutende Zahl derer, die, aus diesem jugendlichen Lehrerkollegium hervorgegangen, sich später als tüchtige Gelehrte und Pädagogen ausgewiesen haben: so der Naturforscher Brehm, der klassische Philolog Bursian, Direktor Winter, der dann jahrelang dem Stralsunder Gymnasium mit Erfolg vorstand, und andere. Zu dem Lehrstabe gehörten nicht weniger als vier Ausländer: zwei Franzosen und zwei Engländer, von welchen letzteren mein Freund Robert Westley, dem ich die Stelle verdankte, einer war.

Der Zufall hatte eine Bekanntschaft vermittelt, die in einem der kritischsten Augenblicke meines Lebens so hilfreich eingriff und

auch für meinen weiteren Leipziger Aufenthalt vielfach bedeutungsvoll für mich werden sollte. Oder kann man es anders als einen Zufall nennen, daß ich damals — bei meinem ersten Aufenthalte — dem späteren Freunde gegenüber zu wohnen kam? erfuhr, daß seine Wirtin, eine rüstige Witfrau, einen Mittagstisch halte, der von einer nur geringen Anzahl junger gebildeter Männer besucht werde? ich in meiner Abneigung gegen öffentliche Lokale den Mut hatte, anzufragen, ob ich etwa versuchsweise teilnehmen dürfe? eine bejahende Antwort erhielt; mich vorstellte, angenommen wurde und so in eine Gesellschaft kam, aus der sich dann der kleine Kreis meiner nächsten Leipziger Freunde ausschließlich zusammenstellte — ein Kreis, aus dem keiner der Teilnehmer anders als durch den Zwang des Todes geschieden ist? Robert Westley war der Mustertyp eines Engländers: von schönem, stattlichem Äußeren, schweigsam für gewöhnlich, beredt genug, wenn es zu sprechen galt; jedes anderen Rechte heilig achtend, für die Verfechtung des seinen, und hätte es sich um einen Strohhalm gehandelt, mit seinem Leben eintretend; harmlos, wie ein Kind, tapfer, wie ein Löwe; schwer zu einer Zusage zu bewegen, was er zugesagt, heilig haltend; bescheiden, aber mit der Sicherheit eines Prinzen von Geblüt auftretend, — um es mit einem englischen Wort zu sagen: ein „gentleman born and bred".

Man versteht, wie die Empfehlung eines solchen Mannes für unseren Direktor als vollwichtig gelten mochte; ich darf aber auch sagen, daß ich, was in meinen Kräften stand, tat, dieser Empfehlung Ehre zu machen. Der Leser erinnert sich, wie ich auf der Universität den Grund zu meiner Kenntnis des Englischen legte. Der Vorteil, dabei sogleich an Originalengländer gekommen zu sein; vor allem: die Aussprache direkt aus englischem Munde gelernt zu haben, erwies sich jetzt erst in seiner vollen Wichtigkeit. Denn da ich, auf diesem sicheren Grunde fußend, weiter hatte bauen dürfen und wirklich rüstig weiter gebaut hatte, konnte es geschehen, daß ich in der Liste unserer englischen Lehrer unmittelbar hinter den ausländischen Kollegen stehen, sie im Behinderungsfalle in den obersten Klassen vertreten und mich dieser Aufgabe entledigen durfte, ohne den sehr vorgeschrittenen Schülern gegenüber in Verlegenheit zu geraten. Nicht ganz so gut stand es bei mir mit dem Französischen. Ich hatte seit meiner Hauslehrerzeit fast keine Gelegenheit gehabt, mich im Französischsprechen zu üben, und die Lektüre, wie eifrig man sie auch treibt, kann diesen Mangel nicht ersetzen. Hier tat Nachhilfe not, die ich mir denn bei meinen französischen Kollegen

angedeihen ließ, so daß ich, da ich auch den grammatikalischen und lexikalischen Studien fleißig oblag, mich bald der schwierigen Sprache für meine Zwecke hinreichend bemächtigte. Und, einmal in diesen Sprachstudien, meinte ich, es sei die höchste Zeit, das Italienisch ernsthaft in Angriff zu nehmen, obgleich es im Gesamtgymnasium nicht gelehrt wurde. Leider mußte ich die neue Sprache mühselig aus Büchern lernen und lange warten, bis ich erfahren sollte, welch wunderlich-barbarisches Etwas ich bis dahin für Italienisch gehalten hatte, und welch entzückende Musik die lingua romana in bocca toscana ist.

Es muß um diese Zeit gewesen sein, als ich mein bescheidenes schriftstellerisches Debüt machte. Meinem Gedächtnis war schon so gut wie entfallen, daß Freund Overbeck noch während meines ersten Leipziger Aufenthaltes eine kleine Arbeit an Gutzkow für die „Unterhaltungen am häuslichen Herd" gesandt hatte: jenen Aufsatz über Homer, den ich seinerzeit für meine Schwester geschrieben. Gutzkow hatte keine bestimmte Zeit für die Veröffentlichung in Aussicht gestellt. Darüber war ich nach Magdeburg in die schauspielerische Kampagne gegangen und dachte kaum noch an jene Angelegenheit. Um so angenehmer überraschte es mich, als ich eines Tages ein Heft der „Unterhaltungen" zugesandt erhielt, in welchem der Aufsatz unverkürzt und auch sonst unverändert stand. Es folgten ein paar Zeilen von Gutzkow, in welchen er mir über die Arbeit einiges recht Freundliche sagte und mich zu weiterer Mitarbeiterschaft aufforderte. Hier war denn nun eine Anknüpfung gegeben, wie ich sie mir günstiger nicht wohl denken konnte. Anstatt mit beiden Händen zuzugreifen; die verschiedenen kleineren und größeren Essays, die im Pulte lagen, zu prüfen, zu vollenden; sie dem von mir hochverehrten Manne anzubieten; ihm von der ins Stocken geratenen Novelle Mitteilung zu machen; ihm wenigstens mein weitgereistes Schmerzenskind vorzustellen, tat ich nichts von alledem, sondern sandte — eigentlich nur seine Höflichkeit nicht unerwidert zu lassen — eine noch dazu ziemlich willkürlich getroffene Auswahl jener Aphorismen, in welchen ich nun schon seit Jahren das Resultat meiner moralischen und ästhetischen Spekulation festzulegen suchte. Auch diese wurden gütig aufgenommen und gelegentlich als Lückenbüßer zum Abdruck gebracht.

Es will erwogen sein, daß ich von der Tätigkeit, in der ich einen eigentlichen Beruf sah, ganz eingenommen war; daß ich alle Hände voll zu tun hatte, die Lücken in meinem Wissen schnell auszufüllen; und vier Stunden täglich, dazu ein halbes oder ganzes

Dutzend Privatstunden an junge Ausländer oder Nachhilfe heischende Schüler für behagliche Muße nicht viel übrig lassen.

Ein amerikanischer Verleger war auf den Einfall geraten, in seiner Heimat deutsche Volkslieder mit Kompositionen und englischem Text herauszugeben. Er hatte sich zur Ausführung dieses Vorhabens an einen Leipziger Verleger gewandt, der, nachdem er die ganze Stadt nach einer für den Zweck geeigneten Persönlichkeit abgesucht, endlich an mich geriet. Ich wies das Ansinnen zuerst rundweg ab, erklärte mich dann aber doch bereit, nachdem ich über die Aufgabe reiflicher nachgedacht, Geschmack an ihr gefunden, auch einen Versuch angestellt hatte, und dieser zur Zufriedenheit meiner englischen Freunde ausgefallen war. Welche Schwierigkeiten es hier zu überwinden galt, wird jeder ermessen, der jemals einen Versuch derart angestellt hat. Glücklicherweise waren die meisten der hier zu „Volksliedern" nicht ohne einige Willkür gestempelten solche, deren Text und Melodie uns von Jugend auf geläufig sind, oder die wir doch hin und wieder haben singen hören, wie: „Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus", „Morgen muß ich fort von hier", oder „Der rote Sarafan" und ähnliches.

Merkwürdig ist, daß diese Übertragungen drüben nicht mit Protest zurückgewiesen wurden, sondern Beifall fanden, so daß der Verleger noch mehrere Jahre später, als ich bereits in Hannover lebte, sich vor Nachdruck zu schützen, meine Autorschaft durch seinen Konsul bestätigen ließ.

Für mich hatte der Scherz eine bedeutsame Folge. Um für die Herstellung meiner englischen Imitationen doch einigen Anhalt zu haben, hatte ich für ratsam erachtet, einen kleinen Ausflug in die amerikanische Lyrik zu machen, die mir bis dahin ein völlig fremdes Gebiet gewesen war. Dabei geriet mir R. W. Griswolds: „The poets and Poetry of America" in die Hände. Bald konnte ich der Begierde nicht widerstehen, Männer wie Bryant, Longfellow, Edgar A. Poe, Bayard Taylor, und wie sonst die Namen lauteten, ganz kennen zu lernen. So wurde aus dem kurzen Ausflug eine lange Reise, eine der anmutreichsten, genußvollsten, die mir in meinen literarischen Studien zu machen vergönnt wurde.

Nicht lange hatte ich mich diesem Genuß hingegeben, als der Wunsch erwachte, so Köstliches in das geliebte Deutsch zu übertragen. So entstand die Sammlung, welche ich dann unter dem Titel „Amerikanische Gedichte" herausgegeben habe.

Fiel so bei meiner Vorliebe für das Englische der Löwenanteil meines Privatfleißes diesem zu, sorgte ich doch auch dafür, daß das Französische dabei nicht gar zu kurz komme. Ich hielt damals das Übersetzen für ein besonders wirksames Mittel der Erweiterung und Befestigung unserer Erkenntnis der betreffenden fremden Sprache.

Manche Stunde habe ich damals zu Übersetzungen aus dem Französischen verwandt, von denen ich noch ein vollständiges Manuskript: „Die kleine Gräfin“ nach Feuillets „La petite comtesse“ als freundliche Erinnerung jener harmlosen Zeit aufbewahre.

Indessen es war dafür gesorgt, daß nicht alles, was ich so schrieb oder noch einmal schreiben würde, bloße Erinnerungsblätter vergangener Zeiten für meine späteren Jahre bleiben sollte. Wenn der eigensinnige Prophet nicht zum Berge gehen will, bleibt dem guten Berge nichts übrig, als zum Propheten zu kommen. Er kam zu mir in Gestalt eines Buchhändlers. Der noch junge, nicht mit Glücksgütern gesegnete Herr war auf den ingenuosen Einfall geraten, Übersetzungen von amerikanischen Schriftstellern herauszubringen, ein verdienstliches Werk, vorausgesetzt, daß der Übersetzer keine hohen Honoraransprüche machte und die Ware Abnehmer fand. Wer ihn nun auf seiner Suche nach dem billigen Übersetzer an mich gewiesen, wüßte ich nicht mehr zu sagen; jedenfalls kam er zu mir und es erwies sich, daß ich hinsichtlich des ihm vor der Hand wichtigsten Punktes der Rechte war. Das Honorar war so gering — wenn ich von Zeit und Mühe absah und nur Feder, Tinte, Papier, das Öl der nächtlichen Lampe in Rechnung stellte, konnte ich ungefähr auf meine Kosten kommen. Dafür gefiel mir das meiner Kunst anvertraute Buch ungemein. Es waren die „Nil-Notes of an Howadji“ von G. W. Curtis. Als leicht erwies sich die Übersetzung just nicht. Es war, wie er selbst in der Vorrede sagt, des Autors erstes Buch; und erste Bücher sind manchmal in einem krausen Stil geschrieben, in einem um so krauseren, wenn der Verfasser zum Überfluß ein Humorist ist. Nun hat aber fast die ganze jüngere amerikanische sogenannte schöne Literatur mindestens einen humoristischen Anstrich, und Mr. Curtius machte davon keine Ausnahme. Im Gegenteil! Das war oft ein Gequirl von wunderlichsten Einfällen, eine halsbrechende Bilderjagd; da gab es labyrinthische Perioden, aus denen sich glücklich herausgefunden zu haben man Gott dankte; fratzenhafte Wortungetüme, vor denen man sich entsetzte; hieroglyphische Anspielungen, über deren Deutung man sich — und ach, wie oft vergebens! den Kopf zerbrach. Ich möchte heute um vieles eine solche tolle Fahrt nicht anstellen; damals hat sie mir unsäg-

liches Vergnügen bereitet. Ich hatte so viel Humoristen gelesen; jetzt, wo ich selbst einmal — wenn auch nur als Übersetzer — humoristisch schreiben sollte, konnte ich zeigen, ob ich etwas aus dem Umgange profitiert. Ich glaube, es ist der Fall gewesen, und ich darf meine Arbeit, — wie Berthold Auerbach zu sagen pflegte — vor Meister und Gesellen sehen lassen. Leider ist sie, fürchte ich, so gut wie unbekannt geblieben. Von der Kritik gründlich tot geschwiegen, ist sie in ein ruhmloses Grab gesunken; und so blieb ein Brief des Autors, in welchem er mir für alles Gute, das ich an seinem ersten Kinde getan, herzlich dankte, nach dieser Seite mein einziger, mir freilich völlig genügender Lohn.

Während ich mit dieser Arbeit beschäftigt war, erfuhr ich — nicht ohne einigen Schrecken — zum erstenmale, daß meine frische Kraft, der ich alles zumuten zu dürfen glaubte, wie alles auf der Welt, ihre Grenze habe.

Wie schon erwähnt, pflegte ich die halbe und oft mehr als die halbe Nacht hindurch zu arbeiten. Das war denn wieder einmal geschehen. Ich hatte mich um drei Uhr zu Bett gelegt mit dem Vorsatz, um sechs aufzustehen, da auf meinem Tisch noch ein großer Packen Hefte lag, die ich zur ersten Lehrstunde um acht korrigiert haben mußte. Schon als Jüngling, besonders seit meiner Militärzeit, hatte ich mich daraufhin geschult, daß ich — gleichviel ob aus längerem oder kürzerem Schlaf — zu der Stunde, ich möchte sagen: zu der Minute, in der ich es mir vorgesetzt, erwachen konnte. So saß ich denn heute bereits um sechs, wie ich gewollt, an meinem Arbeitstisch über den Heften, ungeduldig des Burschen harrend, der mich bediente und Befehl hatte, Punkt sechs mit dem Frühstück zu erscheinen. An der Uhr vor mir auf dem Tische sehe ich, daß es bereits zehn Minuten über sechs ist. Da höre ich den Schritt des Burschen den langen Korridor herauf, der zu meinem Zimmer führt. Der Schritt nähert sich der Tür, auf die ich meinen Blick geheftet habe, den Eintretenden mit einem tadelnden Wort über seine Saumseligkeit zu empfangen. Die Tür öffnet sich, der Mensch tritt ein: das Wort auf der Lippe stockt vor einem seltsamen Ausdruck in dem breiten Gesicht des Menschen, der schon nicht mehr er, sondern eine Grauengestalt ist, so entsetzlich, daß es mir noch jetzt, während ich dies schreibe, in der Erinnerung kalt über den Nacken läuft. Ich fahre mit einem Angstschrei von meinem Sitze auf. Die Grauengestalt ist verschwunden. Der Schritt, den ich vorhin gehört, ist jetzt unmittelbar vor der Tür, die sich auftut. Abermals steht der Bursche auf der Schwelle, das Kaffeebrett in der Hand, — diesmal

kein Gespenst, sondern, Gott sei Dank, ein Mensch von Fleisch und Blut. Ich bemerke dabei, daß ich, obgleich ich ja unzweifelhaft, und wäre es für den tausendsten Teil einer Sekunde, geistesabwesend und im Banne der Traumphantasie gewesen bin, von dem Übergang aus einem in den anderen Zustand nicht das mindeste gemerkt habe und merken konnte, da es in dem kritischen Moment nicht etwa dunkel um mich wurde, oder auch nur eine andere Beleuchtung eintrat, sondern alles und jedes blieb wie es war und die Erscheinung beim hellsten Morgenlicht in dem schrägen, von Staubatomen durchtanzten Strahl, den die Sonne von einem Fenster rechts her in das Zimmer warf, vor mir gestanden ist.

Die „Nil-Skizzen“ waren fertig, gedruckt, geheftet, gebunden. Zum ersten Male sah ich auf dem Titelblatte eines Buches meinen Namen, zwar nur an bescheidener Stelle hinter nnd unter dem des wirklichen Autors, aber meinen Namen doch. Und selbst diese kleine Freude hatte mir der ingenuose Verleger nicht gönnen mögen, indem er der Ansicht war, daß der Name eigentlich recht seltsam klinge, und ob ich ihn nicht mit irgend einem sich leichter ins Ohr schmeichelnden nom de plume vertauschen wolle? Meine Antwort war gewesen, daß ich nun einmal so heiße, dieses meines Namens mich zu schämen keinerlei Ursache habe und es darauf ankommen zu lassen gedenke, ob ein verehrliches Publikum geneigt sein werde, sich an denselben zu gewöhnen.

Nun wäre der Ingenuose wohl kaum darauf verfallen, mir jenen so wenig schmeichelhaften Vorschlag zu machen, hätte es sich nur um einen untergeordneten Übersetzernamen gehandelt. Er aber hatte größere Dinge mit mir vor. Die Existenz meines Schmerzenskindes war ihm nicht unbekannt geblieben. Eben jetzt war es wieder von einer seiner vielen Wanderschaften durch die Breite und Länge des weiland Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation — ich glaube: von Hallberger in Stuttgart — zurückgekehrt. Es sollte seine letzte sein. Denn nun geschah das Zeichen und Wunder, daß das arme, viel umgetriebene Fräulein auf seine nicht mehr ganz jungen Tage in der Person meines Ingenuosen den Längstgesuchten fand. Wozu die großen Rittersmänner von Verlegern nicht den Mut gehabt, das wagte dieser, der im Vergleich zu jenen doch nur ein kleiner Knappe genannt werden mochte. Allerdings hatte ich ihm das Wagnis so gefahrlos wie möglich gemacht. Es handelte sich für ihn nur um die Herstellungskosten; ein Honorar hatte ich nicht gefordert, und er hatte meine Bescheidenheit durch Anbieten eines solchen auch nicht verletzen mögen. So wurden wir denn

unschwer handelseinig, und bereits nach wenigen Wochen hielt ich abermals ein gedrucktes Büchlein in den Händen, auf dessen Titel diesmal mein von mir gegen die Machinationen der Ingenuosen mühsam behaupteter Name allein stand.

Nun hatte auch ich — die Nil-Skizzen zählten für mich nicht — „mein erstes Buch“ und konnte dem amerikanischen Kollegen die Freude, die er über das seine gehabt, nachempfinden. Ich ertappte mich wiederholt dabei, daß ich das geheimnisvolle Titelblatt andächtig betrachtete, wie eine Mutter das Erstgeborene auf ihrem Schoße. Ist es doch auch in der Tat etwas Ungeheures um ein erstes Buch für den, der es geschrieben. Der Würfel fiel: der Rubikon ist überschritten; eine Umkehr gibt es, wenigstens für den Mutigen, nicht. Du mußt das Reich erobern oder gewärtig sein, als ein Dieb betrachtet und behandelt zu werden, der „weg vom Sims die reiche Krone stehlen“ wollte und dabei ertappt wurde. Dein Name wird da sein, wohin du selbst ihn gelegt hast: in dem Munde der Leute, und sie werden damit umgehen nach ihres Herzens guter oder böser Lust. Mögen sie dich loben, mögen sie dich tadeln — und wärst du stolz wie Luzifer, du kannst nicht gleichgültig dagegen bleiben, nicht „verächtlich von des Volkes Stimme denken“. Das Lob wird dich erfreuen, der Tadel dich schmerzen; nach dem ersteren wirst du verlangen, zuletzt nach ihm gieren; vor dem letzteren bangen, endlich vor ihm zittern; und so oder so — deine Ruhe, dein Frieden sind dahin; der Sklav bist du anderer, die du doch heimlich verachtest; nimmermehr dein eigener Herr, dem die Selbstachtung das Heiligste war. Und o! das Schrecklichste des Schrecklichen: wenn du kein reicher Mann bist, der von seinen Renten lebt, oder dich von einem bescheidenen Gewerbe, das du nebenbei treibst, redlich nährst; wenn du nicht mehr, wie einst, auf die Feierstunde deiner Seele warten darfst, jede und auch die schlimmste benutzen, der Muse, was sie dir sonst willig gab, abbetteln, abtrotzen, abringen mußt — wehe dir! Einst warst du ein Gott und saßest mit deinesgleichen an goldenen Tafeln in des Vaters Haus, mit Ambrosia und Nektar deine unsterbliche Seele letzend; nun bist du auf die Erde hinabgestoßen, die Rinder des Admet zu weiden, und darüber hast du deine Göttlichkeit eingebüßt und bist ein Knecht geworden, wie andere Knechte, lebend, wie sie, frohndend, zitternd vor der Peitsche des Vogtes, wie sie! —

Das nun freilich waren die Gedanken und Empfindungen nicht, mit denen ich mein erstes Buch in der Hand hielt; aber daß es nicht schwer wog, darüber sollten mich bald jene ehrwürdigen, weisen

Männer, die auf dem literarischen Markte Maß und Gewicht und die Güte der Ware pflichtmäßig prüfen, in ihrer freundlichen Art belehren. Die bei weitem meisten gingen allerdings an meinem kleinen Kram vorüber, ohne ihn eines Blickes zu würdigen; einer oder der andere blieb aber doch betrachtend stehen, und da bekam ich sonderbare Dinge zu hören. Der eine sagte: „Nicht übel! leider ohne alle Originalität: eine sklavische Nachahmung der Tieckschen Novellenmanier." Und ich Unglücklicher hatte noch nie eine Tiecksche Novelle gelesen! — Der andere, der das Buch zugleich mit den Nil-Skizzen (die er „geradezu kindisch" fand) besprach, meinte: „Die Novelle desselben Verfassers ist selbstverständlich ebenfalls eine Übersetzung aus dem Englischen; nur daß es ihm in diesem Falle nicht beliebt hat, das Original zu nennen!" Und ich einfältiger Mensch hatte geglaubt, den Titel des Tennysonschen Gedichtes, den ich ja so leicht verändern konnte, beibehalten zu sollen, damit jeder sofort sehen könne, daß ich mich wohl durch dasselbe habe anregen lassen, im übrigen aber völlig frei gearbeitet habe!

Nun sind ja bekanntlich erste Eindrücke die stärksten und oft maßgebend für das ganze Leben. So könnte es immerhin sein, daß die skeptische Stimmung hinsichtlich der Sachlichkeit und Wahrhaftigkeit der Kritik, die ich mein Leben lang nicht habe loswerden können, sich auf die wenig achtungsvolle Empfindung zurückführen läßt, welche dem in die Hallen der Literatur Eintretenden das ihn begrüßende kritische Geschwätz erregte.

Jedenfalls luden so dürre Lorbeern nicht zur Ruhe ein, nach der ich denn auch kein Verlangen trug. Mein sinniger Verleger — ich konnte ja jetzt bereits von einem Verleger sprechen — kam meiner Unrast zu Hilfe: er wünschte eine Übersetzung von Emersons English Traits. Wir vereinigten uns auf dieselben, meiner Bescheidenheit sorgsam Rechnung tragenden Bedingungen, wie bei den Nil-Skizzen. Nur hatte ich mir diesmal, eingedenk jenes Gespensterbesuches am lichten Morgen nach einer durcharbeiteten Nacht, den Ablieferungstermin etwas weiter hinausgeschoben. Rüstig ging ich ans Werk.

Emersons Namen kennt heutzutage jeder gebildete Deutsche, auch wenn er seine Schriften nicht gelesen hat. Damals war sein Name so unbekannt wie seine Schriften. Dann kam er schnell in Aufnahme; ich glaube weniger durch meine „Englischen Charakterzüge", als durch die „Representative Men", die Hermann Grimm ein wenig später übersetzte, und durch den geistvollen Essay, in welchem er uns ein ausführliches Bild des merkwürdigen Mannes

gab. Ich hatte bereits in meiner Stille manches von ihm gelesen: einige der Essays, vor allem die Gedichte, von denen auch ein paar in meiner Sammlung einen verdienten Ehrenplatz einnahmen.

An wie viel ödesten Schriftstellern muß man pflichtmäßig sich abquälen, bis man an einen gerät, mit dessen Denken und Empfinden das unsere froh zusammenklingt! Das war mein glücklicher Fall bei Emerson, und so wird man die freudig-gehobene Stimmung ermessen, die mich bei der Übersetzung seiner „English Traits“ von der ersten bis zur letzten Zeile erfüllte. Ich halte es für eines seiner besten Bücher, wenn nicht für sein bestes.

Ich muß es einen freundlichen Zufall nennen, daß ich den übel beleumundeten Übersetzerdienst zum anderenmale an einem Werke üben durfte, dessen Liebenswürdigkeit mich das Botmäßige meines Tuns schier vergessen machte. Aber nun war doch die Zeit gekommen, wo das Schicksal, wenn es auch nur ein wenig mit mir wollte, mich mit dem bei mir nötigen gelinden Zwang auf meine eigenen Füße stellen mußte.

Es fehlten an der Übersetzung noch ein paar letzte Seiten, als ein Brief von einer mir unbekannten Hand bei mir eintraf. Der Schreiber war der Chefredakteur der Zeitung für Norddeutschland in Hannover. Die ersten Worte des Briefes lauteten: „Ihre ‚Clara Vere‘ ist ein seltenes Buch.“ — Ich traute meinen Augen nicht: das hatte noch niemand von meinem Schmerzenskinde gesagt. Die Fortsetzung entsprach dem erfreulichen Anfang. Der Schluß war eine Aufforderung, für das Feuilleton der genannten Zeitung einen Roman oder eine Novelle zu schreiben, respektive, falls ich etwas derart, wie zu vermuten stehe, fertig habe, die Zeitung damit zu betrauen, die sich meine Mitarbeiterschaft jederzeit zur Ehre rechnen würde.

Hier nun hatte die Gunst des Geschickes doch ganz sichtbar die Hand im Spiel. Wäre „Clara Vere“ nicht in Hannover gedruckt worden, so würde das Büchlein, von dem, wie von der heimlichen Liebe außer dem Betroffenen, niemand nichts wußte, dem vielbeschäftigten Manne schwerlich in die Hände gekommen sein; und wiederum mußte der Mann gerade der sein, der er war.

Ein merkwürdiger Mann dieser Ehrenreich Eichholz, der nicht bloß deshalb, weil er hier in die Geschichte meines Lebens so werktätig eingreift und auch für meine nächsten Jahre von vielfach bestimmender Bedeutung gewesen ist, sondern schon als einer der ungewöhnlichsten Charaktere, die mir im Leben vorgekommen sind, an dieser Stelle ein paar Worte pietätvoller Erinnerung beanspruchen kann.

Er war die verkörperte contradictio in adjecto: ein republikanischer Preuße, ich meine: Preuße vom Wirbel bis zur Sohle in seiner unermüdlichen Pflichttreue, seinem unbeugsamen Gerechtigkeitssinn, der spartanischen Einfachheit seiner Lebensweise, seiner tiefen wissenschaftlichen Bildung — in allem, was wir mit mehr oder minderem Grunde als spezifisch preußisches Wesen ansprechen und dennoch Republikaner. Nicht als ob es ihm so sehr auf den Namen angekommen wäre! aber nach seiner Überzeugung mußte die Verfassung einer Nation, die sich bis zu einer gewissen Höhe der moralischen und politischen Bildung aufgeschwungen hat, eine grundmäßig republikanische sein. Deshalb nun sein Bestreben, so viel an ihm war, durch Wort und Schrift die Tugenden zu lehren, die Gesinnungen zu fördern, ohne die freilich eine Republik nicht werden und ganz gewiß nicht bestehen kann; er selbst, wie ich schon andeutete, kein falscher Priester, der andere auf einen steilen und beschwerlichen Weg weist, den er für seine Person wohlbedächtig meidet, sondern in tugendhafter Gesinnung und praktischer Lebensführung ein Verrina, dem Schillerschen Musterrepublikaner darin weit überlegen, daß ihn kein Umschlag des Glückes, keine trübste persönliche Erfahrung in der Treue, mit der er zu seinem Ideal stand, wankend machen konnte. Hatte er doch den traurigen Niedergang und das klägliche Ende der republikanischen Erhebung von achtundvierzig kämpfend und duldend miterlebt! hatte er doch so manchen Fiesko, der sich für einen republikanischen Löwen ausgab, zu einem Schweifwedler vor der Gewalt werden sehen, in das Geheul der reaktionären Meute freudig einstimmen hören! Nichts konnte ihn an seinen Idealen irre, in seinem idealen Bestreben wankend machen. Und dabei war er insofern kein Don Quichotte, als er eine Schafherde von einem reisigen Haufen und Windmühlen von Riesen sehr wohl zu unterscheiden wußte. Nur sein Glaube an die Perfektibilität der menschlichen Natur und die erzieherische Kraft der reinen Vernunft war unerschütterlich. Und nun die Tragik in dem Leben dieses Mannes, daß der deutsche Staat, aus dem er hervorgegangen, dem er sein Bestes verdankte, den sein klares Auge sehr wohl als die Pflanzstätte und hohe Schule eben der Tugenden erkannte, die er am höchsten schätzte, gerade der sein sollte, welcher sich der Verwirklichung seines Ideals am kräftigsten entgegenstemmte. Er war überzeugt, daß, hätte Preußen achtundvierzig nicht sein Schwert in die Wagschale geworfen, die republikanische Bewegung zu ihrem Ziele gelangt wäre. Nun sollte der Speer, der die Wunde geschlagen, sie auch heilen. Von Preußen war das Verderben gekommen, von eben

dem Preußen erwartete er schließlich das Heil. Das war der Traum, den er in der Tiefe seines Herzens durch die wüste Reaktion der fünfziger Jahre, den so schnell verhallten Reigen der „neuen Ära“ weiter und weiter nährte, bis ihn die Ereignisse des Jahres sechsundsechzig furchtbar weckten. Mit dem erdrückenden Übergewicht, das nun das königliche Preußen in Deutschland errungen, sah er die Verwirklichung seines Ideals in unabsehbare Ferne gerückt. In den Augen seiner Freunde konnte der Irrweg, auf den er jetzt geriet, nur von dem Wahnsinn der Verzweiflung eingeschlagen werden. Er, der mit der hannöverschen Regierung seit Jahren in einem Kampfe gelegen hatte, der keinen Gottesfrieden kannte, er wurde Welfe, übernahm die Redaktion eines ultrawelfischen Blattes, für die neue Fahne, die er aufgeworfen, kämpfend mit demselben zähen Fanatismus, mit dem er vorher für die alte republikanische gekämpft hatte. Daß er infolgedessen gezwungen war, mit seinen früheren Freunden und Gesinnungsgenossen zu brechen; daß er sich alsbald in einer Gesellschaft fand, wie sie seiner Denkungsart wildfremder nicht gedacht werden konnte; er mit Notwendigkeit auf der schiefen Ebene, auf die er sich begeben, weiter und immer weiter, schneller und immer schneller abwärts gleiten mußte — sollte das alles der sonst so klare Kopf nicht vorausgesehen haben? Ich weiß es nicht; ich war damals längst von Hannover fort, unser brieflicher Verkehr seit Jahren abgebrochen. Aber ich kannte ihn hinreichend, um überzeugt zu sein, daß, mochte, was er tat, mit seiner Gesinnung schlechterdings nicht in Einklang zu stehen scheinen, er darum doch seine Gesinnung in nichts geändert hatte, er in allem und mit allem seiner geliebten Republik zu dienen glaubte. Dann kam, was unausbleiblich war. Die preußische Regierung wollte und mußte wohl sich eines so fanatischen und gefährlichen Gegnes entledigen. Daß es geschah, wie es geschah, fällt gewiß nur dem stumpfen Sinn subalterner Organe zur Last; es ist deshalb nicht weniger beklagenswert. Der des Hochverrats Angeschuldigte wurde zur Untersuchungshaft nach einer Festung in Ostpreußen abgeführt. Man ließ den schwächlichen Mann, der sich stets nur durch seine eiserne Energie aufrecht hielt, nicht die Zeit, sich für die lange Reise bei unmildem Wetter mit der nötigen warmen Kleidung zu versehen. Krank kam er an seinem Bestimmungsorte an; krank blieb er während der monatelangen Dauer seiner Haft, krank kam er zurück, als dann die Untersuchung niedergeschlagen wurde, sei es, weil es schließlich doch an dem nötigen Beweismaterial fehlte, oder man den Mann nicht länger für gefährlich hielt. Man hatte recht. Er war im

Leben nie ein Simulant gewesen; er hatte sich auch nicht kränker gestellt, als er war. Wenige Wochen später trug man ihn zu Grabe. Ich wüßte auf seinem Leichenstein keine passendere Inschrift als das stolze Horazische: Si fractus illabatur orbis, impavidum ferient ruinae. Es werden die einen es für ein schmeichelhaftes Lob, andere es für einen bitteren Tadel der Gegenwart halten, wenn ich es unumwunden ausspreche, daß er, dessen Bild ich hier zu skizzieren versucht habe, einem Geschlechte angehörte, von dem nur noch wenige unter uns wandeln, und bald der Letzte dahingeschwunden sein wird. Nehme es eben ein jeder, wie er mag.

Was diesen Enthusiasten nun an meinem Erstlingswerke so wahlverwandtschaftlich berührt hatte, habe ich mir nachträglich unschwer erklären können. Es war der spinozistische Hauch, der über dem Ganzen lag; es war im besonderen die leidenschaftliche Empörung gegen feudalen Übermut und die im Schoße der Üppigkeit gewisser Kreise genährte Frivolität, welche den schweren Ernst des Lebens zu einem Spiel ihrer müßigen Laune verkehren möchte. Ich hielt mich vorläufig an das Wohlgefallen, ohne nach dem Grunde zu forschen und ergriff mit Feuereifer die mir so gütig dargereichte Hand. Aber wie sollte ich der für mich so schmeichelhaften Aufforderung nachkommen? Die „Problematischen Naturen“ waren ja längst in meinem Kopfe entworfen, will sagen: ich arbeitete innerlich fortwährend an dem Plan, schade nur, daß bis jetzt kein Wort von all den schönen Dingen auf dem Papiere stand. Und den ersten Band von den vieren, in welchen ich das Thema erschöpfen zu können glaubte, mußte ich doch wohl wenigstens fertig haben, bevor ich mit einiger Sicherheit das Ganze versprechen durfte.

In dieser Bedrängnis erinnerte ich mich jener während meiner Hauslehrerschaft angefangenen Novelle, die nun schon seit Jahr und Tag als Fragment in meinem Pulte lag. Ich hatte die Arbeit nie eigentlich völlig verloren gegeben, aber sie war inzwischen zu einer Episode des großen Romans geworden, die auch ihre Stelle bereits angewiesen erhalten. Wie, wenn ich ihr nun doch zu der ihr ursprünglich zugedachten poetischen Selbständigkeit verhalf? Vielleicht fand sich jetzt die Wendung, die zu einem Abschluß führte, an dem ich damals verzweifelt war, weil ich es nicht über mich gewinnen konnte, das Verhältnis der beiden jungen Liebenden in der Novelle zu einem glücklichen Abschluß zu bringen, während die Ahnung mir sagte, daß es in Wirklichkeit zwischen den Originalen der Dichtergestalten zu einem solchen nicht kommen werde. Nun hatte sich die Ahnung erfüllt. Seit dem Magdeburger Abenteuer war unser Brief-

wechsel nicht wieder aufgenommen worden. Das liebe Mädchen hatte meine Handlungsweise ganz richtig gedeutet. Es war ein Bruch gewesen und hatte einer sein sollen: ein Bruch mit dem bürgerlichen Leben, in welchem ich bis dahin gelebt hatte und weiter hätte leben müssen, wenn ich den Gedanken auch nur der Möglichkeit einer späteren Verbindung in meiner Seele weiter hegte. Dies war ihr das sichere Zeichen gewesen, daß es nicht mehr der Fall; daß ich mich von einem unerträglichen Joche befreien wollte, welches ich schließlich doch nur um ihrethalben auf mich genommen. Wahrlich ohne ihr Zureden! ohne daß sie mich nur mit einer Andeutung dazu aufgefordert hätte! Es wäre im Grunde so selbstverständlich gewesen; tausende an ihrer Stelle würden es unbedenklich getan haben. Sie hätte lieber die Hand ins Feuer gelegt. Und ich? Ich hatte mir eingeredet, daß ich, indem ich mich frei machte, sie auch von mir befreite, von einem Menschen, der das Schicksal eines geliebten Wesens nicht in seine unberechenbare Zukunft hineinflechten durfte; das heißt: ich hatte das großherzige entsagungsvolle Opfer angenommen. In einem Punkte gleichen ja wir Menschen den Göttern völlig: darin, daß wir für uns genehme Opfer allzeit empfänglich sind.

Da lag denn das Novellenfragment wieder vor mir. Ich hatte den Frevelmut des Künstlers, es jetzt ganz objektiv betrachten zu können, als ob der Inhalt mich persönlich nicht weiter angehe; mich der sicheren Linienführung zu freuen, der Farben, die erst gestern aufgesetzt zu sein schienen. Ich fand kaum etwas zu ändern, nur so viel, als nötig war, den Schluß, den ich mir ausgedacht, wahrscheinlich und möglich zu machen. So mußte sich denn die anmutige Hedda hinsetzen und an ihre Freundin Olga in S. schreiben, daß sie den Paul allerdings gern, sehr gern habe, diese neue Herzensregung sie aber in der Liebe zu ihrem Gerhard nicht wanken machen könne. — Dieser Gerhard aber, an den meine Seele früher nicht gedacht hatte, der zu denken ihr ein Greuel gewesen sein würde, war der Retter aus der poetischen Not. Er mußte schleunigst von Valparaiso herbeordert werden, mit seinem Schiffe an der Insel vor Anker gehen, landen; das Mädchen (das ihn immer geliebt hatte) in seine treuen Arme schließen; den guten Paul im Handumdrehen zu seinem Freund und enthusiastisch-neidlosen Bewunderer machen, worauf denn nun die Katastrophe, die über das andere Paar hereindrohte, ihren verderblichen Gang gehen konnte.

Ich hatte nach Hannover geschrieben, daß ich in vier Wochen das Manuskript einer bereits früher begonnenen Novelle einschicken

werde. Nach vier Wochen sandte ich das fertige Manuskript, nicht ohne Zagen, welche Aufnahme es wohl finden würde, überzeugt, wie ich war, daß diese Arbeit eine ganz andere sei, als mein Auftraggeber sie von mir erwartet hatte. Die Richtigkeit meiner Voraussage wurde durch einen fast umgehend von Hannover eingehenden Brief bestätigt. Der treffliche Mann gestand, in der neuen Arbeit den Verfasser von „Clara Vere" erst allmählich wiedererkannt zu haben. Es müßten seitdem seltsame Veränderungen mit mir vorgegangen sein. Aus dem Idealisten sei ein Realist geworden, nicht sowohl in der Empfindung, die sich glücklicherweise auf einer für ihn annehmbaren idealistischen Höhe halte, als in der Art und Weise des Sehens und der entsprechenden Darstellung. So, wie es sei, könne er noch aufrichtiges Wohlgefallen an dem Werke haben, und es gereiche ihm zu inniger Freude, mir das rückhaltlos aussprechen zu dürfen. Aber er möchte mich doch freundschaftlich warnen, dem realistischen Element in Zukunft ein schwereres Gewicht zu geben, durch das mein schönes Talent unweigerlich herabgezogen werden würde in Sphären, deren trübe Luft nicht mehr durchleuchtet sei von der Sonnenhelle, welche die Gipfel des Parnassus verkläre.

Angesichts der ästhetischen Zustände und Anschauungen von heute verlohnt es sich wohl, ein solches Urteil mitzuteilen. Es wirft ein grelles Licht auf den Weg, den unsere Dichtkunst im Verlauf von wenig über ein Menschenalter zurückgelegt hat.

Damit will ich nun keineswegs gesagt haben, daß ich das Urteil des Freundes, welches denn doch eine halbe Verurteilung war, unterschrieben hätte. Ich empfand den Unterschied der Dichtweise in meiner ersten und dieser zweiten Novelle vollkommen deutlich; aber ich sah darin einen entschiedenen Fortschritt. Dies waren doch endlich keine mir verhaßten Bewohner von Wolkenkuckucksheim, sondern Menschen von Fleisch und Blut, in deren Denken, Empfinden, Handeln man sich ohne Mühe zurechtfinden konnte. Hier war doch ein Schauplatz, den man nach jeder Richtung durchmessen mochte, um überall festen Boden unter den Füßen zu haben, und wäre dieser Boden auch eine schwanke Schiffsplanke gewesen. Hier hatte ich doch endlich einmal die Wirklichkeit zu schildern versucht. Die Wirklichkeit? Nein, die Wirklichkeit war es wahrhaftig nicht, was ich gegeben; aber Wirklichkeit doch — ein etwas, von dem niemand, wenn es auch nur ein Gebilde der Phantasie war, sagen konnte: dies hier streitet wider die Wahrscheinlichkeit; dies dort ist sogar unmöglich. Wenn es aber niemand sagen durfte, und sich einer und der andere fand, dem dies durchaus Wahrscheinliche,

durchweg Mögliche auch noch interessant, rührend, erhebend zu sein schien — interessanter, rührender, erhebender, als die Wirklichkeit zu sein pflegt — nun, beim Himmel, so war das in meinen Augen alles, was ich nur wünschen konnte; so hatte ich meine Poetenpflicht, wie ich sie faßte, redlich erfüllt.

Ich aber saß, in der Hand den Brief, der mir die obigen Gedanken erregt hatte, auf meinem Lieblingsplatz in der Glasveranda des Café français am Augustusplatz und schwur mir zu, daß ich mich von der Befolgung dieser Prinzipien durch niemand und durch nichts abschrecken lassen wolle bei meinem großen Roman, an dessen Ausarbeitung ich nun unvorzüglich gehen müsse.

An dem Abend desselben Tages (es wird aber wohl die Nacht gewesen sein) schrieb ich die ersten Kapitel der „Problematischen Naturen". Ich schrieb auch noch in den folgenden Tagen und Wochen ein paar Bogen; aber es war dafür gesorgt, daß noch manches Wasser die Ufer der Pleiße hinabrinnen sollte, bevor ich unter die mit so viel Feuer begonnene Arbeit das erwünschte „Ende" schreiben konnte.

So große Eile hatte die Sache ja auch eben nicht. Jedenfalls war es der Welt nicht darum zu tun, von dem Verfasser von „Clara Vere" und „Auf der Düne" weitere Proben seines etwaigen Talentes zu sehen. Die Kritik hüllte sich abermals in ihr mir schon bekanntes vornehmes Schweigen, um, wenn sie es, was zwei- oder dreimal doch geschah, brach, mit irgend einer Plattheit aufzuwarten. Wenigstens machte mir die Frage, mit welcher eine längere, durchweg spöttliche Besprechung in der Novellenzeitung schloß „Ist der Verfasser ein Kandidat der Theologie, oder eine Dame?" nicht gerade den Eindruck besonderer Geistreichigkeit. Nur eine Anerkennung wurde mir zuteil in Form von zwei Sonetten, die ein, mir übrigens unbekannter Schriftsteller Hugo Ölbermann in Bonn dem „Real-Idealisten" widmete. Das erste begann mit den Worten: „Nur wen'ge kennen deinen Namen heute, weil du verschmähst die Wege der Reklame"; und ich teilte in Dankbarkeit gegen einen, der ein liebevolles Auge für mich hatte, als ich der übrigen Welt so gut wie nicht vorhanden war, den übrigen Text gern mit, wenn er außer dem obigen Schmeichelhaften nicht noch mehr derart enthielte, und vor allem mir eine Zukunft prophezeite, von der ich nur sagen kann, daß ich sehr fröhlich sein würde, wäre sie nicht auf dem Papier geblieben.

Also die Welt gab mir unzweideutig zu verstehen, daß sie keinerlei Ansprüche an meinen Fleiß erhebe, und ich für mein Teil

hatte ebensowenig Eile, den zwei verschossenen Pfeilen einen dritten nachzusenden.

Dennoch überraschte es mich aufs angenehmste, als mir von einem Leipziger Buchhändler die Mitteilung gemacht wurde, daß er meine „Amerikanischen Gedichte“, von denen er gehört habe, zu verlegen wünsche. Ich hatte allerdings die Gedichte mehrfach bei mir befreundeten Familien im kleineren Kreise, auch wohl in größeren Gesellschaften vorgelesen, und es war mir viel Liebes und Schönes über meine Pfleglinge gesagt worden. Mit dem Anerbieten eines Honorars wurde ich auch diesmal nicht gekränkt. Der Wagemut des Verlegers erschien mir darum um nichts weniger bewunderungswürdig: riskierte er doch immerhin die Ausgaben für Papier, Satz und Druck. Er hatte nichts riskiert. Erst Jahre darauf erfuhr ich den wirklichen Verhalt. Der Herr eines jener mir befreundeten Häuser, ein liebenswürdiger, mir wohlgewogener Mann, der mir eine Freude machen wollte und wußte, daß ich sie mir nicht auf eigene Rechnung machen könne, hatte unter der Bedingung strengster Verschwiegenheit sämtliche Herstellungskosten aus seiner Tasche bestritten. Da die Beteiligten das Geheimnis streng bewahrten — ein Zufall machte mich erst Jahre später zum beschämten Mitwisser — blieb das Verdienst, das der Gute sich um mich erworben, im stillen, wie er es gewünscht, freilich auch in einer Weise, die ihm in meinem Interesse die möglich unerwünschteste war. Über die Novellen hatte sich doch ein und der andere lässige Mund aufgetan; von den Amerikanischen Gedichten sprach niemand; soviel mir bekannt, ist auch niemals öffentlich über sie ein Wort gesprochen worden. Dennoch behaupte ich hier kühn, daß diese Gedichte — ganz abgesehen selbstverständlich von meiner Arbeit daran — einen namhaften Wert bedeuten; daß sie eine Bereicherung unserer Literatur sind, oder doch sein würden, und daß die Kritik, als sie auch nicht einen Finger rührte, das Publikum auf sie hinzuweisen, ihre Pflicht nicht getan hat. —

So stand nun bereits mein Name auf dem Titelblatte eines fünften Buches; ein sechstes sollte alsbald dazu kommen. Es mußte doch wohl schon mindestens auf dem Buchhändlermarkte von mir, als von einem fleißigen (und billigen) Übersetzer gesprochen sein, oder der kluge und äußerst vorsichtige Verleger der Leipziger Illustrierten, J. J. Weber, hätte sich schwerlich an mich gewandt, um für J. Michelets soeben erschienenes Buch „L'amour“ einen Übersetzer zu gewinnen. Ich hätte lieber an meinen „Problematischen“ weiter gearbeitet, indessen wenn ich auch keineswegs üppig lebte, so war

ich doch von Jugend auf an einen gewissen Komfort gewöhnt, zu dem mein schmales Lehrergehalt und der unsichere Ertrag der Privatstunden nicht immer bequem langten, und Weber bot ein Honorar, von dem nach Abrechnung der Auslagen für Schreibutensilien usw. doch vielleicht noch etwas übrig blieb. Ich bedang mir als Arbeitsfrist vier Wochen aus, wobei ich von dem fünfhundert und einigen Seiten starken Buche ungefähr einen Druckbogen auf den Tag rechnete, was immerhin in Anbetracht der vier bis sechs Stunden, die ich tagsüber zu geben hatte, keine schwächliche Leistung war. Aber wozu wären denn die Nächte gewesen! Und dann hatte ich mir mittlerweile doch eine ziemliche Gewandtheit im Übersetzen erworben. Ein Blick über den Satz im Text genügte mir, die Form, in welche ich den entsprechenden deutschen zu gießen hatte, sofort festzustellen. Das Niederschreiben kostete die meiste Zeit, ja, ich möchte sagen: war das einzige bei der Arbeit, was Zeit kostete. Um mir aber das denn doch manchmal etwas monotone Geschäft etwas inereſſanter zu machen, war ich auf folgenden Ausweg gekommen. Ich las das betreffende Werk nicht vorher durch, sondern las es, indem ich es übersetzte — einen folgenden Satz nicht früher, als bis sein Vorgänger abgefertigt war und er an die Reihe kam. So konnte ich mir einbilden, ich selbst schriebe das Buch, begierig, zu wissen, was mir demnächst wohl einfallen werde, häufig verwundert über einen brillanten Gedanken, den ich mir gar nicht zugetraut hätte; nicht selten freilich auch ebenso traurig, daß ich doch auch gar nichts Besseres zustande brachte; manchmal beschämt, daß ich es wagte, dem Publikum solchen Nonsens zu bieten. Der letztere Fall war mir bei Emerson freilich nie begegnet, bei dem hyperidealistischen Michelet trat er dagegen wiederholt in für mich peinlicher Weise ein, wofür mich dann freilich das viele Schöne, Geistvolle, ja, Tiefsinnige des Buches reichlich entschädigte. Ob es nun gerade diese seine Vorzüge waren, welche ihm — dem ersten der Bücher, mit denen ich zu tun gehabt — einen reichlichen Absatz verschaffen; ob dieser Erfolg auf Rechnung des anziehenden Titels kommt und der vielfachen pikanten Details, die der Gegenstand mit sich brachte, und denen der entschlossene Autor niemals aus dem Wege geht — ich will es dahingestellt sein lassen. Jedenfalls hatte es Erfolg. Bereits nach wenigen Monaten wurde eine zweite Auflage nötig, die ich auf Wunsch des Verlegers mit einer Vorrede begleitete. Es ist dann noch wiederholt aufgelegt worden und jetzt, zum sicheren Zeichen seiner Klassizität, in die bekannte Reclamsche Universalbibliothek übergegangen. —

Ich muß hier den ausführlichen Bericht über diese Seite meiner literarischen Tätigkeit um so mehr schließen, als Michelets Buch das letzte war, dessen Übersetzung mir Freude gemacht und wirklichen geistigen Gewinn eingetragen hat. Schon sein nächstes „La femme“ war eine schwächliche Verwässerung des Feuerweines in „L'amour“; und „La mer“ nur ein stellenweise interessantes, im übrigen aber oberflächlich-unwissenschaftliches Werk. Als ein desto gewichtigeres erwies sich William Roscoes „Leben Lorenzos de' Medici“, für das ich leider meinem unhistorischen Gemüt die rechte Teilnahme nicht abgewinnen konnte und dessen schier endlose Satzgefüge mich oft in helle Verzweiflung brachten. Auch nur die Titel verschiedener anderer Werke zu nennen, die sonst noch während des Leipziger Aufenthaltes, wenn nicht meinen Geist, so doch meine Feder in Bewegung setzten, verlohnt sich nicht.

Inzwischen hatte ich mich längst auf einem anderen literarischen Felde versucht, zu dem mich von jeher eine besondere Neigung zog und das ich auch später gepflegt habe, so oft mir zwischen meinen sonstigen Arbeiten einige freie Zeit blieb. Dies Feld ist der Essay, speziell der literarische, der dann gern in das eigentlich philosophisch-ästhetische Gebiet übergreift.

Der Drang, über ein Thema, das mich gerade besonders interessierte, durch eine schriftliche Ausarbeitung meiner Gedanken womöglich ins klare zu kommen, hatte mich schon von frühauf beseelt. Ich war ihm auch während der Universitätsjahre und später gefolgt; und so hatte sich mittlerweile in meinem Pulte eine ziemliche Anzahl von Schriftstücken eingefunden, die, wenngleich keine Essays, so doch immerhin Ansätze zu solchen genannt werden konnten. Es bedurfte eigentlich nur jemandes, der mir eine Aufgabe stellte, sagen wir: einen Aufsatz bei mir bestellte und damit den Scheuen zwang, aus seinem Versteck hervorzukommen. Der Versucher erschien in der rundlichen Gestalt des damaligen Redakteurs der von G. Kühne gegründeten „Europa“, der eine Besprechung von Michelets „L'amour“ für sein Blatt wünschte und sich zu diesem Zweck an den ihm persönlich unbekannten Übersetzer wandte.

Die Verbindung mit der „Europa“ dauerte fort, ohne eben reichliche Früchte zu zeitigen. Freilich gingen mir dergleichen Arbeiten schnell genug von der Hand, hatte ich erst einmal die Feder angesetzt; dafür währte es desto länger, bevor ich mich dazu entschließen konnte. Das war früher anders gewesen; jetzt hatte ich längst angefangen, mit meiner Zeit zu geizen; und wenn ich bei mir selbst ein Thema im ganzen durchdacht, in seinen Einzelheiten

erwogen hatte, verspürte ich kein Bedürfnis mehr, das, was in meinem Kopfe fertig war, auch noch zu Papier zu bringen. Ohne ein entschiedenes Bedürfnis zu empfinden, konnte ich wohl dicke Bände Übersetzungen schreiben; sonst keine Zeile. Aber der Versucher drängte. Dem wohlwollenden Manne mich soweit willfährig zu zeigen, griff ich denn auf alte, in meinem Pulte abgelagerte Sachen zurück, die ich für den neuen Gebrauch, so gut es gehen wollte, zurecht machte; oder bot ihm neue leichtere Arbeiten, die ihn befriedigten, ohne daß ich mich ihrethalben in größere geistige Unkosten hätte zu versetzen brauchen; dafür zur Entschädigung denn auch gelegentlich etwas, das mir aus frischer Seele kam und das niederzuschreiben ein wirkliches Bedürfnis gewesen war. Von der ersten Art waren die Essays: „Über Objektivität im Roman“, „Dickens“, „Thackerey“, „Der Humor“; von der zweiten „Bianca Capello“ und „Caterina Sforza“ — zwei historische Porträts, die nur als reduzierte Kopien der ausgeführtem Originale in T. Adolphus Trollopes geistvollem und bedeutendem Werk: „A Decade of Italian Women“ gelten können; von der dritten: eine längere Arbeit über Octave Feuillet. Der Leser, der sich für diese Seite meiner literarischen Tätigkeit interessiert, findet die sämtlichen genannten Stücke in meinen „Vermischten Schriften“ mit Ausnahme jener historischen Kopien und des Aufsatzes über Dickens, der mir später nicht mehr genügte.

Man wird sich vielleicht wundern, daß, nachdem ich mich doch nun bereits auf verschiedenen literarischen Gebieten versucht, noch immer jenes nicht genannt ist, auf dem sich doch sonst Neulinge mit Vorliebe zu tummeln pflegen: das kritische. In der Tat hatte es mir an Anforderungen von verschiedenen Seiten nicht gefehlt, meine Kunst auch hier zu zeigen; und für die meisten bedarf es eines solchen Anreizes gar nicht: sie selbst brennen vor Begierde, das kritische Szepter in die Hand zu bekommen. Da ich diese Begierde keineswegs verspürte, hatten mich auch jene Aufforderungen nicht reizen können. Ich weiß nicht, soll ich es Gewissenhaftigkeit, oder Schwerfälligkeit nennen, aber, sobald es sich nicht um philosophische Spekulationen, oder poetische Darstellung handelt, sondern um ein bestimmtes Urteil über eine literarische Persönlichkeit, oder einen vorliegenden literarischen Fall, ergreift mich eine Scheu, die ich niemals ohne Mühe bemeistern kann. Gewiß muß es literarische und Kunstkritiker geben, wie es Richter in Kriminal-, Zivil- und Bagatellsachen geben muß; nur danke ich Gott, daß ich keiner von ihnen zu sein brauche, wenigstens nicht ex professo. Denn wenn schon

das Amt des Richters ein unsagbar verantwortliches ist, was soll man erst von der Verantwortlichkeit sagen, die auf dem Kritiker lastet! Er hat zur Unterlage seines Urteils kein Gesetzbuch, welches die besten Köpfe des Faches nach langen mühevollen Beratungen zustande gebracht haben; das als die Quintessenz der Weisheit und Bildung seiner Nation zur Zeit gelten darf; jeden möglichen einzelnen Fall im voraus erwogen und mit einem bestimmten Paragraphen bedacht hat. Aber der Kritiker! Nicht einmal nach einem, wenn auch ungeschriebenen, so doch aus der Tiefe der Volksseele geflossenen, durch Tradition geheiligten Recht in Verein mit seinesgleichen hat er sein Urteil zu fällen. Nein! ohne geschriebenes oder ungeschriebenes Gesetz, auf sich allein angewiesen, soll er richten, nachdem er vorher der Ankläger gewesen ist, um hinterher auch noch die Strafe zu vollstrecken. Welch Vertrauen zu seinem Scharfsinn gehört dazu! welche Überzeugung von seinen Kenntnissen der Wissenschaft, der Kunst, in die der Fall zu rubrizieren ist! welche sittliche Kraft, die sich bewußt ist, gar nichts anderes wollen zu können als das Wahre und Rechte, frei von aller Voreingenommenheit, persönlichen Zu- oder Abneigung, allem Fraktionsgeist, aller Liebedienerei, aller Hoffnung auf etwaige gute, aller Furcht vor etwaigen bösen Folgen, die das so zustande gekommene Urteil für den Urteilenden persönlich, oder für die Sache, die er vertritt, haben könnte! Ich spreche von denen, die dies alles erwogen, sich völlig klargemacht und doch den Mut haben, des Amtes der Kritik zu walten; ich spreche nicht von denen, die nichts erwogen, sich nichts klargemacht haben, als daß die Kritik ein Gewerbe ist, das seinen Mann nährt, und bei dem man es, wenn auch nicht zur Gnade vor Gott, doch zu einer einflußreichen und gefürchteten Stellung in dem literarischen Getriebe bringen kann. Den ersten sei Lob und Dank ob ihres Fleißes und ihres Mutes, und wenn von dreizehn Schüssen, die sie tun, auch nur sechs treffen, so sollen ihnen auch nur die angerechnet werden. Jene anderen aber, welche die kritische Fahne, anstatt sie hoch und heilig zu halten, in den Schmutz ihrer egoistischen Absichten schleifen lassen, würde man nicht aufhören, der Geringschätzung des Publikums dringend zu empfehlen, wüßte man nicht, daß die Menge völlig unfähig ist, zwischen den ehrlichen Soldaten der Kritik und den Marodeuren einen Unterschied zu machen, und sich durch keine Mahnung, keine auch noch so schlagenden Beweise in ihrem treuen Glauben an das, was sie schwarz auf weiß nach Hause tragen kann, beirren läßt.

Bei diesen meinen Gesinnungen, die heute dieselben wie vor

einem Menschenalter sind, habe ich mich von der eigentlich offiziellen und berufsmäßigen Kritik ferngehalten, wo und wie ich es nur vermochte; und wenn ich denn doch zeitweise in die üble Lage geriet, keinen Augenblick länger in ihr verharrt, als bis sich ein Ausweg zur Flucht fand. Trete ich aber trotzdem, wie es ja gelegentlich geschieht, als Kritiker vor das Publikum, so geschieht es in Fällen, wo ich aus vollem Herzen, mit ganzer Überzeugung loben kann. Ich getröste mich dann immer, daß, wenn ich so auch keinen besonderen Nutzen schaffe, ich gleicherweise keinen nachweisbaren Schaden anrichten werde und nebenbei dem Belobten (wäre er noch so bescheiden) eine kleine Freude bereite. Die Gelegenheit zu dem letzteren bietet sich nicht so oft, daß sie nicht gern ergreifen sollte, wer die Fülle der Bitternisse kennt, von denen auch das glücklichste und erfolgreichste Schriftstellerleben nicht verschont bleibt.

Indessen, niemand ist sicher, daß er Grundsätzen an denen er sonst beharrlich festhält, nicht einmal in schlimmer Stunde untreu wird. Eine solche war es für mich, als ich mich verleiten ließ, Gustav Freytags „Die Fabier“ zum Gegenstand einer kritischen Untersuchung zu machen. Ich war dazu durch Adolf Kolatschek veranlaßt. Er, ein österreichischer „Achtundvierziger“, hatte, nach zehnjähriger Verbannung aus Amerika zurückgekehrt, in Wien eine Monatsschrift „Stimmen der Zeit“ gegründet, für die er Mitarbeiter in Leipzig suchte. Man hatte ihn unter anderen an mich gewiesen; ich lernte in ihm einen liebenswürdigen, mir sehr sympathischen, durch die Stürme der Zeit, trotzdem er noch in den besten Jahren stand, bereits gebrochenen Mann kennen. Er ist denn auch nicht eben lange darauf gestorben, nachdem sein Blatt schon früher eingegangen war. Wir hatten die Themata, die etwa zu behandeln wären, durchsprochen; dabei war die Rede auf die eben erschienenen „Fabier“ gekommen. Ich sagte alles, was ich gegen das Stück auf dem Herzen hatte — und es war ziemlich viel; Kolatschek bat mich, daraus einen Aufsatz zu machen. Ich hätte den Auftrag abweisen sollen, weil ich im voraus wußte, ich würde ihn nicht mit der nötigen Objektivität schreiben können. Daß ich es dennoch nicht tat, und mich sofort an die Arbeit machte, war ein Unrecht, welches ich später abzubüßen suchte, indem ich den Aufsatz aus der Sammlung meiner übrigen fortließ. Trotzdem würde ich noch heute für das Sachliche desselben im ganzen einstehen; und so ist, was ihm die Verbannung zugezogen hat, wesentlich seine Form. In ihr aber tritt der Mangel an Objektivität klar zutage: sie entbehrt der Höflichkeit, die man auch in der Fehde nicht außer Augen lassen

soll, selbst wenn man der Angegriffene, geschweige denn, wenn man, wie ich in diesem Falle, der Angreifer ist. Und die hier doppelt geboten war, da der Angegriffene sich bereits unbestreitbare Verdienste um unsere Literatur erworben hatte, und ich, der Unbekannte, Verdienstlose, durch die Heftigkeit meines Angriffs mich in den Verdacht brachte, zu dem traurigen Geschlecht jener Kleinen zu gehören, die, weil sie gern groß sein, zum wenigsten erscheinen möchten, zu ihrem Ziel zu gelangen suchen, indem sie die Großen nach Kräften klein machen.

Einen Milderungsgrund meines Vergehens mag man, wenn man will, darin finden, daß ich mit meinem Angriff einen Akt der Vergeltung zu üben glaubte. Ich freilich existierte für Freytag nicht, und so hatte ich über keine Unbill, die er mir angetan, zu klagen und mich dafür zu rächen. Aber ich hatte es ihm nie verzeihen können, wie man noch vor kurzem in den von Julian Schmidt und ihm herausgegebenen „Grenzboten" mit Karl Gutzkow umgegangen war, als die ersten Bände des „Zauberers von Rom" erschienen. Allerdings hatte nicht er, sondern Julian Schmidt, jene Maßlosigkeiten geschrieben; aber in diesem Falle galt mir Gustav Freytag als der moralische Mitschuldige. Ob mit Recht oder Unrecht muß ich dahingestellt sein lassen; das Entscheidende ist, daß er mir dafür galt. Ich meinte, er hätte hier, wo es sich um den Einzigen handelte, der ihm in der Gunst des Publikums auf dem Gebiete des Romans — und nicht auf dem allein — Konkurrenz machen konnte, seinem Propheten den Mund verbieten müssen. Ich meinte, in dieser Weise gegen einen Gegner vorzugehen, sei nicht fair play. Ich meinte, das heiße nicht mit den Waffen kämpfen, mit denen ein solcher Wettstreit einzig und allein ausgefochten werden dürfe, ebensowenig, wie wenn man einen Mitbewerber auf der Rennbahn, anstatt ihn durch die bessere Reitkunst und die größere Schnelligkeit seines Pferdes zu besiegen, dadurch unschädlich zu machen suche, daß man ihn gewaltsam aus dem Sattel stoße.

Es war also das Unschöne der Kampfweise, was mich empört hatte, und für das ich Freytag mit verantwortlich machte. Im übrigen fand ich es durchaus begreiflich, daß, wenn der Prophet Julian Schmidt in Gustav Freytag den Meister verehrte, er in seiner heftigen Einseitigkeit Karl Gutzkow als den Antichrist verabscheuen, und Freytag selbst das Treiben des Gegenmeisters als ein literarisch unseliges, zur literarischen Unseligkeit führendes verurteilen mußte. Erschienen sie doch auch mir in Talent und Charakter, in den Richtnngen, die sie verfolgten, den Zielen, die sie anstrebten,

als die wahren Antipoden. Der eine klar, voll Selbstgefühl, vorher genau berechnete, ja abgezirkelte Wege vorsichtig gehend, der andere, ein Zweifler und Grübler, in dunklem Drange daherstürmend, sich des rechten Weges durchaus nicht immer wohl bewußt; der eine die geborene aurea mediocritas, der andere stets an beiden Enden schwärmend; der eine, mit dem geringeren Erbe, das er seinerseits emsigen Fleißes ansehnlich vermehrt hat, als sorgsamer Verwalter klüglich schaltend, der andere, von Haus aus soviel reichere, die ungenügsame Hand nach allem streckend, Unendliches zusammenraffend, um es hier zweckmäßig zu vertun, dort zwecklos, ja zweckwidrig, zu vergeuden; der eine, ein Fluß der Ebene, sich zwischen bequemen Ufern ruhig weiterschlängelnd, der andere ein Bach im Gebirge, von Fels zu Fels brausend, nach dem Abgrnnd wütend; der eine, wie in der Politik, so in Fühlen, Denken und Dichten der Repräsentant des Bürgertums mit der obligaten Heilighaltung alles dessen, was grau vor Alter ist, und dem tiefen Respekt vor dem Besitze, der ein für allemal das Recht auf seiner Seite hat, der andere Demokrat vom Wirbel bis zur Sohle mit einem Stich ins Demagogische, an dem Alten, Hergebrachten zornig rüttelnd, stets nach Neuerungen strebend; der eine ausnahmslos getragen von der Gunst des großen Publikums, für das er geschrieben hat, der andere, bedrängt ringsum von wirklichen und imaginären Feinden, in seinen halkyonischen Tagen selbst nur von wenigen ehrlich anerkannt und voll gewürdigt, der Menge ein unverstandenes, schnell vergessenes Rätsel.

So erschienen meinem jungen, leidenschaftlichen Gemüt diese beiden und da ich stets geneigt war, in einem Kampfe dem Schwächeren beizuspringen, ohne viel danach zu fragen, auf welcher Seite denn nun eigentlich das Recht sei, folgte ich auch hier dem eingeborenen Drange, wobei ich denn leider vergaß, daß meine Kampfesweise hart an jene streifte, die ich bei den Grenzboten so abscheulich fand, und vor allem, daß ich, wenn ich es recht bedachte, doch gar nicht so ganz sine studio schrieb, und während ich allein Gutzkows Sache (dessen Namen übrigens in dem Aufsatze nirgends erwähnt wird) zu betreiben wähnte, im Grunde doch auch meine eigene betrieb.

Denn ich war zu dieser Zeit bereits ziemlich weit in der Niederschrift der Problematischen Naturen vorgeschritten, ja, ich glaube, das Feuilleton der Zeitung für Norddeutschland hatte schon mit dem Druck begonnen. Ich trug mich mit der stillen Hoffnung, daß dies Werk dem Schicksal des Lebendigbegrabenwerdens, dem

seine Vorgänger verfallen waren, entgehen und auch solchen vor die Augen kommen möchte, die bis dahin keine für mich gehabt hatten. Unter anderen vor die der gestrengen Grenzbotenherren. Da genügte denn die geringe Dosis Spürsinn, die mir für dergleichen Dinge geworden ist, um mich den Richterspruch, der meines Werkes vor jenem Tribunal harrte, vorausahnen zu lassen. Obgleich es mir nicht einfiel, meine Gestalten mit den Gutzkowschen — sagen wir: Albert Timm mit Hackert, Melitta mit Melanie usw. in Parallele zu stellen, oder gar für ästhetisch gleichwertig zu erachten, und ich ganz gewiß daran verzweifelte, eine Figur wie die Lucinde des „Zauberers“ jemals fertig zu bringen — so viel war mir gewiß: sie würden vor dem Radamanthus der Grenzboten gerade so wenig Gnade finden, wie jene. Das ist denn auch richtig eingetroffen; aber, wie gesagt: ich brauchte es nicht erst schwarz auf weiß zu haben; ich trug es im Gefühl. Und weil sich dergleichen eben nur fühlen, mindestens sehr schwer definieren läßt, verzichte ich gern auf einen Beweis a priori, daß die Verfasser von Soll und Haben und der Problematischen Naturen niemals einander anziehen konnten. Als ein Beitrag zu einem aposteriorischen mag unsere Begegnung am Koburger Hofe dienen, die dem Leser wohl noch in humoristischer Erinnerung ist.

Wollte man nun aus dieser meiner Parteinahme für Gutzkow gegen Freytag den Schluß ziehen, daß ich in dem ersteren auch nur damals mein künstlerisches Ideal gesehen, mich zu einem seiner eingeschworenen Anhänger, wohl gar zu seinem Schüler bekannt hätte, oder auch nur mit einigem Recht hätte bekennen dürfen, so würde das ein großer Irrtum sein. Dazu hätte vor allem eine viel intimere Bekanntschaft mit seinen Werken gehört, als mir innewohnte. Wally, Maha-Guru, überhaupt seine früheren Sachen waren bis dahin von mir nicht beachtet worden; ich bin nicht einmal gewiß, daß ich „Blasedow und seine Söhne“ gelesen hatte, und, war es der Fall gewesen, konnte der Eindruck nicht tief gedrungen sein. Selbst mit den Rittern vom Geist war es mir insofern übel ergangen, als mir das Buch gerade zu einer Zeit in die Hände kam, wie sie der gespannten Aufmerksamkeit und entsagungsvollen Hingabe, die das schwierige Werk von dem Leser fordert, ungünstiger nicht sein konnte: der düsteren Zeit äußerer Unruhe und innerer Verstörung während der letzten Stralsunder Wochen. Von den dramatischen Stücken kannte ich einige vom Theater her aus zum Teil weniger als mittelmäßigen Aufführungen, und gerade die wichtigsten: Uriel Acosta, Zopf und Schwert, das Urbild der Tar-

tüsse hatten sich darunter nicht befunden. So blieben denn eigentlich als wirklicher Bestand meiner Gutzkow-Kenntnis nur die bis dahin erschienenen ersten beiden Bände des „Zauberers“, die allerdings, besonders durch die Gestalt der Lucinde, auf mich einen mächtigen Eindruck gemacht hatten, der doch auch wieder keineswegs ein durchaus wohltuender war. Man wird das begreifen, wenn man meine Weise darzustellen mit der Gutzkows vergleicht, und ich stand mittlerweile in meiner Technik schon viel zu fest, um mich durch eine andere beirren zu lassen, zumal ich selbstverständlich die meinige für die richtigere, jedenfalls für die hielt, die meinem Temperament, meiner Art, die Dinge zu sehen, die gemäße war.

Ich mache aber diese Bemerkungen hauptsächlich im Interesse der fleißigen Männer, welche in dem löblichen Bestreben, die Geschehnisse der Literatur in einen pragmatischen Zusammenhang zu bringen, Beziehungen suchen und zu finden glauben, wo in Wirklichkeit keine vorhanden waren. Wie oft habe ich, wenn ich, was im besten Falle Vermutung ist, als unbezweifelbare Tatsache aufstellen hörte, an jenen Kritiker denken müssen, der mich in der Novelle zu einem Schüler, ja, Nachbeter Tiecks kreierte, als ich noch keine einzige Novelle von Tieck gelesen hatte! Man sollte da, wenn nicht ganz bestimmte Beweise vorliegen, höchstens von Möglichkeiten sprechen und sich der Worte Goethes erinnern, der, als einmal darüber getüftelt wurde, welche literarischen Einflüsse auf ihn gewirkt hätten, lachend erklärte, er könne darüber keine genauere Rechenschaft geben als über die Ochsen und Kälber, die er Zeit seines Lebens aufgegessen habe.

Daß ich für mein Teil mit den klassischen Literaturen früher in ein Verhältnis trat als mit den modernen, in den modernen wiederum mich zuvörderst an die älteren Generationen wandte und erst später und spät zu den neueren gelangte, ist die Folge der Besonderheit meines Wesens und meines Bildungsganges. Mit meinem Wissensdrang, meinen literarischen Absichten immer wieder an mich selbst gewiesen, mußte ich, schon von Natur ein einsamer Mensch, vollends dem Schiffer gleichen, der ohne Kompaß, ohne Karte über das unwirtliche Meer den Weg nach der Heimatsküste sucht. Und der, da ihm der Weg von keinem nahen Leuchtfeuer freundlich gedeutet wird, sich zurechtzufinden nichts hat als die ewigen Sterne. Ich sah sie in den Klassikern alter und neuer Zeit, von denen jeder in einem besonderen Licht strahlte, das ich in seiner Eigentümlichkeit zu erkennen mich bemühte, und dem ich gläubig vertraute, mochte es mich auch einmal blenden und verwirren. Mit ihrer

gnädigen Hilfe meinen Pfad verfolgend, war ich glücklich so weit gelangt, daß endlich die Fanale, die auf den Uferklippen brannten, ja die Lichter in den Häusern und Hütten am Strande zu winken begannen. Nun aber glaubte ich ihrer nicht mehr zu bedürfen; nun meinte ich, den Rest des Weges auch ohne ihren Beistand zurücklegen zu können. Ob mit Recht oder Unrecht, ist eine Frage, die ich nicht zu entscheiden habe. Ich habe nur zu sagen, daß, wenn ich einmal von dem Manuskript der „Problematischen Naturen“ die Augen hob, ich nicht Heine und Börne, nicht Karl Gutzkow und Gustav Freytag, nicht Heinrich Laube und Theodor Mundt sah — nicht den blassesten Schatten von ihnen — sondern in unerreichbarer Höhe über mir, ewigen blühendsten Lebens voll, die mächtigen Gestalten, zu denen der Knabe anbetend aufgeblickt hatte, und die dem Jüngling-Mann, wenn nicht Gegenstände der Anbetung mehr, so doch der tiefsten Verehrung waren, der einzigen, die er im innersten Herzen spürte, und zu der er sich freudig vor aller Welt bekannte.

Ein einfacheres, an äußeren Erlebnissen weniger reiches Leben als das meine während der Leipziger Jahre möchte sich kaum der Schilderung bieten, und das gerade deshalb so schwer zu schildern wäre. Denn je geringer die Rolle ist, welche jene in diesem meinen Lebensabschnitt spielen, desto größer und für mich bedeutsamer ist die der inneren. Wiederum aber entziehen sich von diesen gerade diejenigen, welche am tiefsten in das Seelenleben eines jungen Mannes eingreifen und ihm vielleicht für immer ihr Gepräge geben, der Darstellung, wenn der Erzähler nicht die Freiheit hat oder sich nimmt, mit der Goethe in Wahrheit und Dichtung die Freuden und Schmerzen seines jungen Herzens scheulos offen legt, als sei nicht er in Wahrheit der Held dieser anmutig-schmerzlichen Geschichten, sondern ein längst, längst Verstorbener; und als seien die Heldinnen nicht Geschöpfe von Fleisch und Blut gewesen, sondern Gebilde der Dichtung, in deren Adern nur Ichor fließt, wie in denen der ewigen Götter. Der kundige Leser ahnt, worauf dies hinaus will, und wundert sich über die Zaghaftigkeit, die ich jetzt an den Tag lege, nachdem ich doch von einem anderen Herzensverhältnis den Schleier so weit gelüftet habe. Doch da durfte ich es. Wenn an diesem Verhältnisse, wie zweifellos, eine Schuld haftete, auch nicht ein Schatten davon haftet an ihr, die mit einer vom ersten bis zum letzten Augenblick reinen, selbstlosen, opfer-

freudigen Liebe liebte. Wie nun aber, wenn das Verhältnis, von dem gesprochen werden müßte, eines von denen ist, in welchem die himmlischen Mächte die Armen, die sie ins Leben hinein- und zusammenführten, schuldig werden ließen — nehmen wir an: nicht in dem groben Sinne einer Schuld, über die unter Umständen von dem Richter nach Abhörung der Zeugen befunden werden kann und muß — in dem Sinne nur einer, für die es keinen Richter gibt als das eigene Gewissen und keine Zeugen existieren als verweinte Nächte, da entsinkt dem Erzähler der Mut, ja er möchte die Stunde verwünschen, als er sich auf ein Unternehmen einließ, das ihn zwingt, an das traurig-schöne Geheimnis auch nur mit leisem Finger zu rühren.

In meinen Gedichten findet sich ein Sonettenzyklus, der den Titel „Entsagen" führt. Nehme der Leser die Geschichte, die ich in diesen Versen erzählt habe, für die, welche ich hier verschweigen muß. Er darf es, denn die beiden Geschichten decken einander, wie das Original und sein Spiegelbild, mit dem einzigen Unterschiede, daß, was sich in dem Gedichte in wenig Wochen abzuspielen scheint, in Wirklichkeit Jahre währte — die sämtlichen Jahre meines Leipziger Aufenthaltes. So möge er sich denn diese Jahre und ihre Erlebnisse als eine Landschaft denken, über der, trotzdem die Sonne hell genug auf Wiese und Wald herabscheint, doch ein schwüler Gewitterhimmel hängt hier in leichten grauen, kaum sichtbaren Streifen, deren der Wandersmann nicht achtet, dort in schwarzem finsteren Gewölk, zu dessen unheimlich gleißenden Rändern er mit banger Sorge aufblickt.

Daß die erste Zeit in Leipzig nach meiner Rückkehr von Magdeburg für mich eine einsame sein würde, hatte ich vorausgesehen. Groß war der gesellschaftliche Verkehr, in welchem ich mich vorher bewegte, nicht gewesen, da er sich wesentlich auf das Haus des Freundes und den kleinen Kreis, der sich dort zusammenfand, beschränkte. Nun hatte ich mir auch den verschlossen. Zwar das Haus des Gütigen würde mir nach wie vor offen gestanden haben. Er und seine liebenswürdige Gattin waren zu einsichtig und wollten mir zu wohl, als daß sie nicht, was in ihren Augen immerhin ein sehr törichter Streich gewesen sein mochte, bei einem so extravaganten Menschen verstanden und — verziehen hätten. Aber diese Güte, diese Einsicht und Nachsicht konnte ich bei ihren Freunden — den würdigen Gelehrten und ihren ehrbaren Damen — nicht voraus-

setzen, und sie wären auch wohl schwerlich mit mir so gnädig ins Gericht gegangen. Das hätte dann den trefflichen Menschen, die es so gut mit mir im Sinn gehabt hatten, nur schwere Verlegenheit bereitet, die ihnen zu ersparen der einfache Anstand gebot. Und so löste sich ein Verhältnis, das mir lieb und wert gewesen, und dem ich ein dankbares Andenken bis zur Stunde bewahrt habe.

Wenn ich mir aber den Zutritt zu der gelehrten Gesellschaft der Stadt durch den begangenen Frevel versperrt hatte, lag meiner Denkart nichts ferner, als den zu der literarischen zu suchen. Noch war aus meinem Gemüte der ehrfurchtsvolle Schauder nicht entschwunden, den der Knabe empfunden hatte, wenn er jener besonderen Wesen dachte, die man Schriftsteller, Dichter nennt. Sich ihnen nahen zu dürfen, war mir als ein Vorzug Berufener erschienen; die Gunst ihres Umganges gar konnte nur Auserwählten zuteil werden. Wie hätte ich mich als einen Berufenen, als einen Auserwählten fühlen sollen! ich, der ich zu meiner Rechtfertigung nichts aufzuweisen hatte als ein Novellenmanuskript, das keinen Verleger finden konnte und also doch wohl den sonstigen gedruckten Graus an Elendigkeit noch überbieten mußte. Nein, diesen gottbegnadeten Männern durfte ich mich nicht nahen. Mochten sie an der Tafel der Götter, zu der sie ja ein für allemal geladen waren, die unsterblichen Seelen mit Ambrosia und Nektar letzen — mir mußte das bescheidene Schullehrerbrot genügen, daß ich im Schweiße meines Angesichtes aß.

Da wäre es nun wohl das Nächstliegende gewesen, hätte ich es in kollegialischer Gemeinschaft mit denen gegessen, denen ebensowenig wie mir Göttermahle zu Gebote standen. Aber auch dazu verspürte ich eigensinniger Mensch keinerlei Neigung. Die Wahrheit ist: hatte ich gleich nicht das mindeste Anrecht, mich einen Schriftsteller zu nennen und mich als solchen zu geben, so fühlte ich mich keineswegs innerlich zu der ehrenwerten Gilde gehörig, in deren Listen doch mein Name eingetragen war. Wie ehrlich ich mich auch bemühte, die Rolle, die ich übernommen, würdig durchzuführen — es war und blieb in meinen Augen ein Maskenscherz, so wenig scherzhaft die Sache auch war — eine Vermummung, in die ich geschlüpft war, um sie über kurz oder lang wieder fallen zu lassen, und von der ich nicht wohl begreifen konnte, daß sie von denen, deren wirkliches alltägliches Kleid sie war, ernsthaft genommen wurde. Oder war das auch nicht der Fall? sah man in mir keinen Soldaten in Reih' und Glied, sondern nur einen Parteigänger, der morgen schon fahnenflüchtig werden mochte? einen Indianer, der, wenn er sich auch jetzt zu den Ansiedlern gesellt, das Blockhaus,

an dem er jetzt scheinbar so eifrig zimmerte, doch nicht fertig bringen, sondern in einer dunkeln Nacht wieder in seine Wälder schlüpfen würde? Nicht, als ob man mich das hätte merken lassen! Man verkehrte mit mir in dem Sprechzimmer, den Begegnungen auf den Fluren, wie mit seinesgleichen. Aber dabei blieb es. Ein vertraulicherer Umgang wollte sich mit keinem dieser Herren gestalten, obgleich die bei weitem meisten junge unverheiratete Männer in, wenn nicht dürftigen, so doch knappen Verhältnissen, mithin in der gleichen Lage waren, wie ich.

Nun gehöre ich zu den Menschen, die, wenn es sein muß, ohne die sogenannte Gesellschaft eine geraume Zeit recht wohl leben können, aber sehr schwer auch nur auf kürzere Frist ohne den vertrauten Umgang mit Freunden. Ich meine mit solchen, deren Charakter und Denkart so weit mit den meinen übereinstimmen, daß das Einverständnis über die entscheidenden Punkte von vornherein gesichert ist, die Verständigung über minder wichtige für gewöhnlich ohne Reibung leicht vonstatten geht.

Durfte ich demnach nicht hoffen, daß mir unter den neuen Bekannten ein Freund erstehen würde, so bewährten sich desto besser die alten Beziehungen zu den jungen Männern, die, während meines ersten Leipziger Aufenthaltes mich in ihre Tischgesellschaft aufgenommen. Zwar die Tischgesellschaft hatte sich seitdem aufgelöst; wir wußten aber andere gemeinschaftliche Mittagstafeln zu finden — so die letzten Jahre bis zu meinem Fortgang von Leipzig im Hotel Hamburg — und es verging kaum ein Abend, der nicht ein paar von uns wieder beisammen gesehen hätte. Selten in öffentlichen Lokalen, die, glücklicherweise für mich, keiner der Freunde bevorzugte; sondern fast immer auf unseren Zimmern, in denen wir uns mit einer Tasse Tee und einfachem Abendbrot gegenseitig bewirteten, bei einer guten Zigarre ungestört bis in die Nacht hinein plaudernd und disputierend. Doch war — wenigstens während der Wintermonate — ein Abend in der Woche für eine gemeinsame Zusammenkunft unerläßlich, bei der dann zu größerer Ehre des Bundes und wünschenswerter gesteigerter Erwärmung der Gemüter der Teekessel einer Punschbowle weichen mußte. Wogegen dann wieder die Sommerabende vielfach im Freien zugebracht wurden, da wir alle große Naturfreunde waren und, als rüstige Spaziergänger, auch entferntere Ziele nicht scheuten. Ich denke mit inniger Freude dieser Ausflüge, auf denen ein eifriges Gespräch nicht abbrach bald über die ernsthaftesten Dinge, bald über so heitere, daß unser lustiges Gelächter durch den Wald schallte. Auch waren wir alle noch jung

genug, um uns gelegentlich in knabenhaftem Übermut zu gefallen. So in einer Mondscheinnacht, als uns, am Ufer des Flusses mitten im Walde, eine romantische Stelle, wo das Wasser rauschend über ein Wehr schoß, unwiderstehlich zum Bade einlud und wir alsbald eine Scene gewährten, an der ein antiker Waldgott seine Freude gehabt haben würde.

Wir waren unserer nicht viele: nur vier, zu denen sich später ein fünfter gesellte, der mir der weitaus und unvergleichlich liebste, teuerste des kleinen Bundes wurde; der, ohne den ich mir seitdem mein Leben nicht denken kann; der, welcher seitdem mein treuester Genoß in Freud' und Leid, mein Trost und meine Stütze, mein moralischer und ästhetischer Beichtiger gewesen ist, und zu dessen Lob ich leider kein weiteres Wort hinzufügen darf, will ich nicht Gefahr laufen, daß dies Werk bei einem anderen als bei meinem gewöhnlichen Verleger erscheinen muß.

Von der schönen Fünfzahl sind nur noch wir beide übrig; die anderen drei hat ein frühzeitiger Tod hinweggerafft: den einen aus der glücklichsten, unlängst erst geschlossenen Ehe in der Blüte seiner Jahre durch einen jähen, zerschmetternden Schlaganfall; den zweiten nach langem Hinsiechen, in welches sein freundlicher Geist verfallen war; dem dritten konnte er nur nehmen, was ihm freiwillig geboten wurde.

Den ersten, Robert Westley, kennt der Leser bereits aus einer kurzen Skizze, die ich früher von ihm gegeben und der ich kaum etwas hinzuzufügen habe. Er blieb sich nach der Weise gebildeter Engländer immer gleich in der bequemen eleganten Kleidung, der ruhig-selbstbewußten Haltung, der gemessenen Höflichkeit, der bedachtsamen Sprechweise; kein bedeutender Geist, aber reichlich ausgestattet mit gesundem Menschenverstand, und — worauf ich ebensoviel Gewicht legte: einem braven Herzen, in dem kein Falsch wohnte.

Weitaus bedeutender und doch nicht minder brav war der zweite, Benno Löwe, damals Assessor bei der Leipziger Polizeiverwaltung, später Königlich sächsischer Staatsanwalt, als welcher er auch gestorben ist. Mit ausgezeichneten juristischen Kenntnissen verband er eine nicht gewöhnliche Belesenheit, besonders in der englischen und französischen Literatur, deren Sprachen er vollkommen beherrschte. Dennoch wäre ein Fremder leicht in Versuchung gekommen, die Bedeutung des Mannes zu unterschätzen, denn niemand hatte ein solches Talent, sein Licht unter den Scheffel zu stellen, als er. Und wie er sein reiches Wissen gern für sich behielt, so war er fast ängstlich bemüht, die Weichheit seines Herzens hinter

einer rauhen Schale zu verstecken. Nur wir, die wir ihn so genau kannten, wußten, wie weich und reich dies Herz war, und auch wir wußten es eigentlich nur aus seinen Handlungen, nicht aus seinen Worten. Denn er gehörte zu jenen Menschen, die Jean Paul die „Stummen des Himmels" nennt, weil sie für die Himmelswelt ihrer reinen und starken Empfindungen keinen irdischen Ausdruck finden. Dabei war er durchaus kein Träumer, wohl aber ein Grübler, womit denn im besten Einklang stand, daß er für mechanische Dinge ein besonderes Geschick besaß, an denen er gern herumbosselte und konstruierte. Zu seiner wahrhaft schönen Seele gehörte nach meinem Geschmack das unschöne Gesicht und zu dem Kindesgemüt die gewaltige Kraft des breitschulterigen untersetzten Körpers. So waren wir denn nicht nur am Teetisch und auf den Spaziergängen, sondern auch beim Schlittschuhlaufen und in der Turnhalle gute Gesellen.

Der Merkwürdigste von den dreien und wohl von uns allen — ganz sicher hinsichtlich des ganz ungewöhnlichen Charakters war der letzte: Friedrich Kuschke, einer der rätselhaftesten Menschen, die mir je begegnet sind, und den ich deshalb zu einem Gegenstand besonderen Studiums machte, nicht in der Absicht, ihn als Modell für poetische Figuren auszubeuten, — wie ich denn noch niemals in dieser Absicht an einen Menschen herangetreten bin — wenngleich ich das denn doch und in reichem Maße später getan habe. Der Held der Novelle „Ultimo" ist er; der Anarchist „Tusky" in „Reih und Glied" ist er abermals; und trotz Ferdinand Lassalles hätte ich die Figur des Leo Gutmann in dem genannten Roman niemals zustande bringen können, wenn mir dabei nicht immer die Gestalt Friedrich Kuschkes vor Augen gestanden hätte.

Eine hohe Gestalt, weit über das Mittelmaß, von einer solchen gleichmäßigen Ausbildung der Glieder, daß der befreundete Arzt, der nach seinem gewaltsamen Ende die traurige Pflicht der Sektion an ihm vorzunehmen hatte, mir sagte: er habe nie einen schöneren menschlichen Körper gesehen. Das Gesicht hätte man, trotz der Regelmäßigkeit der wohlgeformten Züge, nicht eigentlich schön nennen können; aber ein treuerer Spiegel des Charakters des Mannes war nicht wohl denkbar: die Felsenstirn, ein Augenpaar überragend, deren Blick das Ziel faßte mit einer Festigkeit, vor der man erschrak; die dünnen Lippen geschlossen wie eine wohlgefugte Tür; als Basis ein starkes Kinn, das der granitnen Stirn entsprach und den Ausdruck der Energie, dessen Typ das merkwürdige Antlitz war, vollendete. Man mußte schon sehr fest in seinem spinozistischen

System stehen, um durch diesen Mann nicht in seinen ketzerischen Ansichten über den sogenannten freien Willen irre gemacht zu werden: er schien die verkörperte Willenskraft, diese in einer Mächtigkeit, wie sie in Millionen von Menschen vielleicht einmal angetroffen wird.

Kuschke ist nicht blos der Held meiner Novelle „Ultimo", sondern die in derselben erzählte Geschichte ist vielfach die Geschichte seines Lebens mit dem, was ich weglassen und hinzufügen, mit einem Worte: was ich zu dem Gefundenen hinzuerfinden zu müssen glaubte. Ich bin in diesem Falle mit der Erfindung wenig zufrieden. Ich meine, die wirkliche Geschichte des Mannes ist freilich sehr viel einfacher, aber in ihrer herben Tragik auch sehr viel ergreifender. Möge der Leser selbst urteilen.

Wer seine Eltern gewesen sind, habe ich nie erfahren, da er es stets vermied, über seine Geburt und Jugend zu sprechen. Ich muß annehmen, daß sie kleine arme Leute gewesen sind: Bauern oder Weber vom Gebirge. Vielleicht auch war der Vater dörflicher Schullehrer irgendwo im Sächsischen, wie er selbst denn in Sachsen geboren und, nachdem er — vermutlich auch bereits mit fremder Hilfe — das Seminar besucht, Volksschullehrer geworden war. Die fremde Hilfe, die nun weiter in sein Leben eingriff, sollte ihm zum Verhängnis werden. Durch sie wurde ihm die Flucht in die Schweiz und ein mehrjähriger Aufenthalt in Zürich ermöglicht, nachdem er im Dresdener Maiaufstand auf den Barrikaden mitgekämpft und nach der Niederwerfung der Revolution flüchten mußte. Die Hilfe kam aus einer Familie, die das Interesse hatte, ihrer Tochter, oder einer ihrer Töchter den Verlobten zu erhalten. Wo die Familie wohnte, wie sie hieß, in welchem bürgerlichen Verhältnisse sie lebte, weiß ich wiederum nicht. Sie kann aber nicht unvermögend gewesen sein, denn die Unterstützung, welche sie Kuschke während seines Aufenthaltes in der Schweiz und später zufließen ließ, war verhältnismäßig reichlich und muß zuletzt eine nicht unbedeutende Summe repräsentiert haben. Nichtsdestoweniger waren es sicher kleinbürgerliche Zustände, in denen sie lebte, und die ihr auch den armen Volksschullehrer als Schwiegersohn annehmbar gemacht hatten. Während sie in ihren bescheidenen Verhältnissen nun dieselben blieben, war ihr Schützling ein anderer geworden. Man denke sich einen jungen, hochintelligenten, strebsamen Mann, der sich aus dem Dorfe oder dem Städtchen, in welchem er bis dahin unter Bauern, Ackerbürgern, kleinen Kaufleuten, zwischen Tanten und Basen, Gevattern und Nachbarn ohne jede höhere geistige Anregung ebenso hinvegetiert, wie die anderen alle, mit einem Schlage in eine große

Universitätsstadt versetzt sieht, an dem Leben dieser Stadt teilnehmen, die Universität besuchen darf; in diesem neuen erhöhten Dasein, im Umgange mit strebenden Jünglingen, im Verkehr mit geistvollen Professoren, in einer angeregten Gesellschaft, die sich ihm erschließt, inmitten einer hochherrlichen Natur, an deren Wundern er sich nicht ersättigen kann — man denke sich diese ungeheure Wandlung seiner äußeren Lage und man wird über den Wandel, der sich in seinem Innern vollzieht, und wäre er noch so groß, nicht weiter erstaunt sein. So, ein innerlich völlig Gewandelter, kehrte er nach erfolgter Amnestie in die Heimat zurück, er, der als Volksschullehrer ausgezogen, jetzt Doktor der Medizin, ein gefesteter Mann mit noch etwas steifen, aber sicheren Umgangsformen, einem klaren Blick für die großen Verhältnisse des Lebens, in dem Vollgefühl seiner mächtigen Kraft, entschlossen, diese Kraft so weiter spielen zu lassen und zu entfalten.

Als ich ihn kennen lernte, war er erst seit wenigen Wochen wieder in Leipzig, noch ganz voll von den Erinnerungen seines Züricher Lebens. Ich, der ich die Schweiz damals noch nicht kannte, hing an seinem Munde, wenn er von seinen Wanderungen erzählte; von den Gefahren, die er auf Gletscherfahrten, bei der Besteigung hoher Berge bestanden; von den Herrlichkeiten, die er da geschaut und genossen. Dann kam er auf sein Universitätsleben zu sprechen, rühmte die Freunde, die er gefunden; die Lehrer, zu deren Füßen er gesessen und von denen ihm Dubois Reymond der merkwürdigste gewesen war, dessen eigentümlich geistvolles Wesen er aufs trefflichste zu schildern wußte. Wie denn auch sonst seine Schilderungen, Beschreibungen, Berichte aller Art sich durch eine herrliche Klarheit und durch die anmutigste Gewandtheit des Vortrages auszeichneten. Niemand, der ihn so hörte, hätte glauben können, daß dieser so beredte, in Natur- und Menschenleben so bewanderte, in seiner Wissenschaft so feststehende Mensch nie eine höhere Schule besucht hatte, als seine Seminarschule, und nicht eine Silbe Latein und Griechisch verstand.

Hinter dies sein trauriges Geheimnis kam ich erst, als ich bei meinem zweiten und dauernden Aufenthalt in Leipzig die frühere, immerhin oberflächliche Bekanntschaft mit dem merkwürdigen Menschen erneuert hatte und ihm freundschaftlich näher getreten war. Er entdeckte mir nun mit jenen Reservationen, die ich oben angedeutet habe, seine Lage. Sie war die wunderlichste, die man sich denken kann. Er, der in der Schweiz, wäre er dort geblieben, sich unzweifelhaft bei seinen Fähigkeiten, seinem Wissen, den schönen, einflußreichen

Verbindungen, die er vielfältig angeknüpft, eine ehrenvolle, vielleicht glänzende Stellung als Arzt, als Universitätslehrer vielleicht hätte schaffen können und nach meiner Überzeugung sicher geschaffen haben würde, hatte auf den Wunsch der Familie, in die er heiraten sollte, deren Pensionär er so lange gewesen war, und von der er pekuniär noch immer abhing, nach Sachsen zurückkehren müssen, um — wieder von vorn anzufangen. Von vorn in des Wortes schrecklichster Bedeutung. Schon sein Züricher Doktordiplom mochte in den Augen der sächsischen Behörden leicht genug wiegen, wenn man ihm auch den Titel nicht abdisputieren konnte. Wollte aber der Mann in Sachsen seine Kunst üben, nun wohl, so mochte er sich erst einmal darüber ausweisen, daß er die Stadien durchgemacht habe, von denen keines fehlen darf, soll ein wohlpolizierter Staat das leibliche Wohl und Wehe seiner Pflegebefohlenen dem Künstler anvertrauen: das Gymnasium mit dem Abiturientenexamen, die Universität mit ihren obligatorischen Semestern, Kursen und bestandenen Prüfungen. Konnte sich der Züricher Herr Doctor medicinae über das alles legitimieren?

Wir wissen, daß er es nicht konnte, und man bestand anfangs voll auf seinem Schein, von dem man endlich nach langwierigen Verhandlungen, in Anbetracht der besonderen Umstände und Verhältnisse, doch ein weniges nachließ. Ein sehr weniges. Bei der Maturitätsprüfung sollte das Griechische wegbleiben dürfen, an Stelle dessen die rigorose Prüfung in zwei lebenden Sprachen treten möge; für den Nachweis des vorschriftsmäßigen Universitätsbesuches wollte man den eines Jahres gelten lassen; dem medizinischen Staatsexamen mit allen seinen Stationen könne selbstverständlich nichts abgebrochen werden.

Damit war denn dem Unglücklichen ein Arbeitspensum aufgeladen, zu dessen Ableistung andere Jahre gebraucht haben würden und das dieser seltene Mensch mit seiner ungewöhnlichen Intelligenz und seiner beispiellosen Energie binnen wenig mehr als Jahresfrist zu erledigen vermochte. Ich durfte Zeuge eines Kampfes sein, im Vergleich mit dem mir sämtliche zwölf Arbeiten des Herakles Kinderspiel erscheinen. Was in meinen Kräften stand, gehörte ihm selbstverständlich. Ich hatte insonderheit den lateinischen Teil übernommen; las mit ihm Nepos, Cicero, Horaz, orientierte ihn aber auch, soweit als nötig, in der deutschen Literatur; für das Englische sorgte der gute Westley; für das Französische einer meiner gallischen Kollegen. Geschichte, Mathematik und anderes Beiwerk studierte er für sich selbst. Nehme man dazu den täglich mehrstündigen Besuch

der medizinischen Kollegia, der chemischen, anatomischen und sonstigen Laboratorien, und — nein! man wird sich keine annähernde Vorstellung von dem Höllenleben machen können, das der Mann während dieses Jahres führte. Es kann es nur der, der es schaudernd als Augenzeuge und teilnehmender Freund miterlebt. Und keine Klage kam über die Lippen. Sie schlossen sich noch fester; auf der Stirn traten scharfe Falten hervor, wie Risse im Felsgestein; die Augen sanken tiefer in ihre Höhlen und nur jezuweilen knirschten die starken Zähne übereinander in verbissener Wut und ein Buch wurde in die Ecke, gegen die Wand geschmettert. Denn wurde dieser Mann, der sich so in der Gewalt hatte, einmal vom Zorn übermannt, so raste er und er war dann fürchterlich anzusehen. Ich dachte schaudernd daran, wie es werden sollte, wenn es während eines der Examina zu solchem Ausbruch käme — das Leben des betreffenden Examinators wäre keine Nadel wert gewesen.

Man kann nicht annehmen, daß die würdigen Herren eine Ahnung der Gefahr hatten, die sie liefen, und, um ihr zu entgehen, dem Examinanden das Zeugnis ausstellten, im Besitz all' der Wissenschaften zu sein, die sie ihm abfragten. Genug: sie stellten ihm das Zeugnis aus — sämtliche nötigen Zeugnisse, und der einstige Volksschullehrer war geprüfter Abiturient, praktischer Arzt und Geburtshelfer — alles so ziemlich auf einmal.

Vorläufig mußte er die Ehrenqualitäten, die man auf seinen Scheitel gehäuft hatte, mit einem Nervenfieber bezahlen, das ihn an den Rand des Grabes brachte. Ihm wäre besser gewesen, es hätte ihn noch ein wenig weiter gebracht. Die Wohltat sollte ihm nicht werden. Er mußte wieder ins Leben zurück — in ein Leben, das ihm keine seiner Blütenträume sollte reifen lassen, das nur noch ein verzweifelter Kampf war, dessen Ausgang kein anderer als ein tragischer sein konnte.

Denn nun war der Verfalltag gekommen jener Schuld, die anfangs keine gewesen war, als er sie einging in treuem Glauben, er werde seiner Zeit alles ehrlich zurückzahlen können; die Liebe, mit der man ihn liebte; die treue Sorge, mit der man ihn in die Fremde begleitete; das Geld, das man ihm in regelmäßigen Raten nachsandte. Und die nun als eine wirkliche, fürchterliche Schuld vor ihm stand, der nicht mehr liebte; dem die Treue und Sorge, die man ihm getragen, die man ihm trug, in die Seele brannte; der zum Räuber hätte werden mögen, wenigstens das Geld zurückzahlen zu können, das ihn in seinen Augen schlimmer als einen Wegelagerer erscheinen ließ: als einen Betrüger. War es denn nicht ein

Betrug, daß er es noch genommen, als er bereits wußte, er dürfe, er könne es als ehrlicher Mann nicht mehr nehmen? wußte, daß er nie der Gatte des Mädchens werden würde, dessen Erbgut er vertat? Wann dieser Moment eintrat? Er hat das nie auch nur angedeutet. Vielleicht schon während der Schweizer Zeit: vielleicht erst bei seiner Rückkehr, als er die inzwischen verblühte einst Geliebte wiedersah in ihrem hausbacken-spießbürgerlichen Kreise; vielleicht auch erst während jenes fürchterlichen Examenjahres, das auch die Geduld eines Heiligen hätte erschöpfen müssen und diesen leidenschaftlichsten der Menschen mit wildem Haß gegen alle erfüllen mochte, die in ihrer stumpfen Gedankenlosigkeit von dem Martyrium nichts ahnten, daß er, sein gegebenes Wort einzulösen, auf sich nehmen mußte.

Hier war ein Fall, wie er für den Psychologen nicht interessanter, für den teilnehmenden Freund nicht beklagenswerter sein konnte. Ein glücklicher Mensch wäre er nie gewesen; der kann es nicht sein, der seine Umgebung allzuweit überragt, und er hätte es getan, wäre er in den kleinen Verhältnissen seiner Jugend geblieben. Nun war er durch einen Eingriff des Zufalls in sein Leben zum vollen Bewußtsein seiner Fähigkeiten gelangt, zu der Gewißheit, daß, wer solchen Anforderungen genügen konnte, wie man sie an ihn gestellt, in große Verhältnisse gehöre. Er wollte an jene kleinen, erbärmlichen nicht mehr erinnert sein; und welche Erinnerung wäre peinlicher, durch die tägliche und stündliche Mahnung grausamer gewesen, als die Ehe mit einer Frau, die — ich muß es annehmen — das ausgesprochene Produkt dieser Verhältnisse war und in ihrer Bildungsunfähigkeit zeitlebens geblieben wäre? Ein leichtsinniger, frivoler Mensch hätte sich vielleicht über das alles weggesetzt und wäre eine Ehe eingegangen, durch die seine Schulden quittiert wurden und für deren Freudenmangel sich ja anderweitig leichtlich Ersatz hätte schaffen lassen. Aber er war nicht leichtsinnig, nicht frivol; er war ein tiefernster, bis zur Pedanterie gewissenhafter Mensch, und eine Ehe derart wäre ihm als das schimpflichste Konkubinat erschienen. Darüber konnte er nicht fort; es war unmöglich.

Hat er es den Beteiligten gegenüber ausgesprochen? Ich weiß es nicht; muß es aber annehmen, da es seinem Charakter entsprach, der sich auf Winkelzüge schlecht verstand. Und was hätten die schließlich auch hier genutzt? Die Situation war ja völlig klar. Er konnte jetzt die Braut heimführen und tat es nicht. Damit war alles gesagt. Es ist weiter anzunehmen, daß nun Verhandlungen mit der Familie stattgefunden haben, durch welche die Rückzahlung

der ihm im Laufe der Jahre gewährten Unterstützungen in die Form einer wirklichen Schuld gebracht und die Rückzahlungstermine oder der Rückzahlungstermin festgesetzt wurden.

Ich bemerkte bereits oben, die Summe, um die es sich handelte, müsse in den beinahe zehn Jahren, die das leidige Verhältnis gewährt hatte, verhältnismäßig hoch aufgelaufen sein. Jedenfalls war sie für einen jungen, im übrigen völlig mittellosen Arzt schwer abzutragen. Es ist auch möglich, daß er sie sofort abgetragen hat mit Hilfe einer Anleihe, die ihn wieder zum Schuldner eines anderen, oder mehrerer anderer machte. Wie dem gewesen sei — er war von Stund an ein verschuldeter Mann, und der immer tiefer in Schulden geriet. Denn wie an ihm nichts kleinlich war, so hatte er die Sache von vornherein als ein Spiel aufgefaßt, das nur mit großen Einsätzen gewonnen werden könne. Er wollte in wenig Jahren ein gesuchter, ein berühmter Arzt sein, der jährlich über tausende von Talern zu verfügen hatte. Warum sollte es ihm unmöglich fallen, der doch schon fertig gebracht, was alle anderen für unmöglich erklärt hatten? Ja, es schien, als ob er auch dies fertig bringen werde. Die wärmsten Empfehlungen der Professoren, die ihn gelegentlich der Examina kennen und schätzen gelernt hatten, standen ihm zur Seite, öffneten ihm manches gute Haus, das ihm wieder den Weg in ein anderes eben solches bahnte. Und wohin er auch kam, die beste Empfehlung brachte er mit sich in seinem reichen Wissen, seiner männlich schönen Erscheinung, seinem ruhig-sicheren Auftreten. Nur ein schärfstes Auge mochte in seinem Wesen noch einen letzten unvertilgbaren Rest der Ungelenkigkeit des früheren Dorfschullehrers wahrnehmen: jedes andere konnte in ihm nur einen Mann sehen, dessen Formen so tadellos waren, wie bei einem, der sie von Jugend auf nach den besten Mustern hat pflegen dürfen. Durch Widerspruch oder Ungehorsam freilich durfte man diesen höflich-feinen Mann nicht reizen. Wer es einmal gewagt, tat es sicher nicht zum zweitenmale. Er hatte auch meistens keine Gelegenheit dazu: den Beleidigten brachten keine Bitten, keine Versprechungen in ein Haus zurück, wo er eine derartige Erfahrung gemacht hatte. Welche Leidenschaften auch sonst durch diese kraftvolle Seele rasten: der Stolz beherrschte die anderen alle.

So schien er im besten Zuge, sein Programm auszuführen; aber es schien auch nur. Ruhige Beobachter schüttelten den Kopf und meinten, es werde kein gutes Ende nehmen; er spiele ein zu hohes Spiel. Es sei ja soweit ganz richtig, daß ein Arzt, der in den besten Häusern praktiziere, sich elegant kleiden müsse, Wagen

und Pferde nicht wohl entbehren könne. Ebenso, daß eine komfortable Wohnung mit dem entsprechenden Wartezimmer einen guten Eindruck mache und Patienten heranziehe, die sonst nie gekommen wären. Indessen, das seien Mittel, die doch einen stark hippokratischen Anstrich hätten und vielleicht die Krankheit kurieren möchten, nur daß der Patient selber darüber zugrunde gehe.

Die Bedächtigen sollten recht behalten, wenn die Kraft des Mannes auch mächtig genug war, die hereindrohende Katastrophe noch ein paar Jahre hinauszuzögern. Endlich kam sie doch. Eines Mittags kehrte er von seiner Praxis, auf der er mit gewohnter Ruhe und Umsicht seine Rezepte geschrieben, seine Anordnungen getroffen hatte, in seine Wohnung zurück und setzte sich an den Platz im Fenster, wo er bei der Lektüre eines guten Buches, eine Zigarre rauchend, auszuruhen gewohnt war. Da sitzend fand man ihn nach einigen Stunden, das aufgeschlagene Buch — einen Band von Vanity fair — auf dem Schoße, die halbausgerauchte Zigarre neben sich auf dem Fensterbrett — einen stillen Mann. Der Arzt hatte die Dosis genau abzumessen gewußt. Der Tod, den er gerufen, mußte sofort zur Stelle gewesen sein.

Ich lebte damals bereits seit kurzer Zeit in Berlin; der Zufall wollte, daß mich gerade jetzt eine Geschäftsreise nach Leipzig führte. So konnte ich dem Toten wenigstens noch die letzte Ehre erweisen. Niemand geleitete sonst den Sarg: nur der Arzt, sein Kollege, und wir, seine vier Freunde. Es wurde kein Wort gesprochen. Uns allen war das Herz zu voll. Die Erde schollerte auf den Sarg herab, und so — „ohne Kreuz und ohne Stein ruht er aus auf seinen Pfühlen.“

Wenn die Herzens- und Freundschaftsverhältnisse immer die Quellen sein werden, aus denen der Dichter seine beste, intimste Kenntnis der Menschennatur schöpft; wenn sie es sind, die ihm seine vorzüglichsten Modelle liefern, an die er sich immer wieder gewiesen sieht, so stünde es doch um den Sittenschilderer übel, sähe er sich einzig auf jene kleine Zahl von Musterexemplaren angewiesen und wäre ihm der Überblick über die Breite der Gesellschaft gehemmt oder versperrt. „In die Tiefe mußt du steigen, soll sich dir das Wesen zeigen“, lautet der Spruch des Confucius bei Schiller; aber auch: „Mußt ins Breite dich entfalten, soll sich dir die Welt gestalten.“ Nicht jedem ist es gewährt, sich nach beiden Richtungen hin gleicherweise ausleben zu dürfen. Ich habe es für ein beson-

deres Glück gehalten, daß mir die Gelegenheit dazu geboten wurde, so daß, wann und wo ich sie nicht schicklich ausbeutete, nicht die Ungunst der Verhältnisse, sondern nur mein Ungeschick, mir die Gunst derselben zunutze zu machen, die Schuld trägt.

So ist mir denn auch während dieser Jahre neben dem Besseren und Besten das Gute in reichlichem Maße zuteil geworden: ich habe in dem großen Buche der Gesellschaft manches Blatt, manches Kapitel, die sich mir bis dahin verschlossen hatten, aufschlagen, lesen und studieren dürfen. Daß ich es durfte, verdankte ich in erster Linie wiederum meinem Freunde Westley, der mir zu den Häusern, in denen er selbst verkehrte, Zutritt zu verschaffen gewußt hatte. Solcher Häuser waren nicht wenige, und ich darf ohne Anmaßlichkeit sagen, daß sie zu den besten der Stadt gehörten. Da gab es überall junge Männer, welche dermaleinst die Geschäfte der Väter übernehmen sollten und für die die Kenntnis des Englischen obligatorisch war; überall junge Damen, für welche die Tauchnitz Edition unmittelbar hinter dem Evangelium kam. Und überall war der schöne, stille Engländer, den man ursprünglich als bezahlten Lehrer ins Haus gerufen, der Freund der Familie geworden. Seine unbedingte Verläßlichkeit, seine makellose Ehrenhaftigkeit waren zu offenkundig, als daß man jemand, den er empfahl, nicht mit Vertrauen hätte entgegenkommen sollen. Es lag nun an dem Empfohlenen, sich des Vertrauens würdig zu beweisen. Da es mir nicht zu einem besonderen Ruhm gereicht, für mein Teil diesen Beweis geführt zu haben, wohl aber ein klägliches Armutszeugnis sein würde, hätte ich es nicht getan, so bitte ich den Leser, sich meine gesellschaftliche Stellung so behaglich zu denken, wie die seine zweifellos ist, wenn er sich, ein unverheirateter junger, wohlempfohlener Mann, in der Gesellschaft bewegt, oder wie sie doch zu der Zeit war, als er sich noch jener Vorteile erfreute. Zwar eigentlich jung war ich, oder fühlte ich mich nicht mehr, trotzdem meine Jahre mir wohl noch ein Anrecht dazu gegeben hätten. Leicht hatte ich das Leben eigentlich nie genommen und inzwischen so viel von ihm erfahren, daß es auch einen von Haus aus Leichtlebigen zum Ernst hätte bekehren mögen. Überdies, wer schwer arbeitet, sich mit bedeutenden Entwürfen trägt, eifrig bemüht, diese Entwürfe zur Ausführung zu bringen, wird, auch wenn seine Natur der Spannkraft nicht entbehrt, an der Spielfreudigkeit einbüßen, mit der unsere Jugend in demselben Maße dahinschwindet. „Zu alt, um nur zu spielen; zu jung, um ohne Wunsch zu sein" — das war, auf den klassischen Ausdruck gebracht, das ganz eigentliche

Gepräge meines Wesens in dieser Zeit des Übergangs vom Jüngling, der ich nicht wohl mehr sein konnte, zum Mann, als den ich mich eigentlich noch nicht geben mochte. Doch war diese Stellung zwischen der Jugend und dem Mannesalter nicht ohne Reiz, da sie ein gutes Verhältnis zu beiden Hauptbestandteilen der Gesellschaft ermöglichte, ja, gewissermaßen vorschrieb. Und so geschah es denn oft genug, daß ich aus einem ernsten wissenschaftlichen oder politischen Gespräch mit den älteren Herrschaften abgerufen wurde, um an einem Pfänder- oder Reifenspiel, der Aufführung von Charaden, und was dergleichen Ergötzlichkeiten der Jugend mehr sind, teilzunehmen. Ich ließ es mir dann immer angelegen sein, der einen Aufgabe so gerecht zu werden, wie der anderen und mich so in Zukunft für beide Fälle gleich empfohlen zu halten. Was mir aber ein ebenmäßiges, den verschiedenartigen gesellschaftlichen Anforderungen gleich entsprechendes, ihnen wenigstens mit derselben Willigkeit entgegenkommendes Betragen wesentlich erleichterte, war gerade die Leidenschaft, in deren Bann ich stand, und die mich um so heiterer und gefaßter erscheinen ließ, je fassungsloser ich oft genug war, und je wilder der Sturm in meinem Innern wütete. Wer in dem Himmel und der Hölle der Leidenschaft wohnt, darf verhältnismäßig ruhig seine Erdenbahn wallen: keine Schreckgestalt wird ihn so bald aus der Fassung bringen; kein liebliches Bild ihn so leicht verlocken. Nur vor den Tiefen der Sinnlichkeit mag er sich hüten, in die es ihn zieht, und wäre es, nur auf kürzeste Frist den Qualen zu entrinnen, die ihn zu verzehren drohen. —

War so mein Leipziger Leben innerlich und nach außen bewegter, als — zumal bei den mancherlei Pflichten, denen ich berufsmäßig zu genügen hatte — der stetig schöpferischen Tätigkeit förderlich sein mochte, sollte doch noch von einer anderen Seite dafür gesorgt werden, daß sich mir der zu bewältigende Stoff immer mehr häufte nnd so manche neue Farbe auf die Palette brachte, die ich vorläufig wenigstens probeweise mischen konnte.

Wir haben mein militärisches Verhältnis aus den Augen verloren; aber die Militärbehörde verliert niemand aus dem Sinn, auch wenn sie ihm, wie mir, für ein paar Jahre einen Paß in das Ausland bewilligt hat. Sind die Jahre um, klopft sie unweigerlich an und zeigt ihren Schein vor. So wurde denn mir, wie billig, zum bestimmten Termin die Stellungsordre zu einer Kontrollversammlung in dem Leipzig zunächst gelegenen preußischen Orte eingehändigt, der denn auch alsbald die Einberufung zu einer Übung folgte. Ich war inzwischen, werden gleich die Urlaubsjahre nicht

wie die Kriegsjahre, doppelt gerechnet, ein alter Unteroffizier geworden, und man hielt es für angemessen, für meine weitere militärische Erziehung keine Zeit zu verlieren. Ich kam aus der ersten Übung als Vizefeldwebel zurück, um aus der folgenden als Offizier heimzukehren. Glücklicherweise für mich stand der Stab meines (Landwehr-) Regiments in Erfurt, ebenso wie das Linienregiment, dem ich zu meiner offizierlichen Einschulung anvertraut war.

Die kurze bequeme Fahrt von Leipzig nach Erfurt und zurück hatte ich während dieser Jahre schon wiederholt gemacht. Mein Pflegebruder war noch immer Oberingenieur der thüringischen Bahn, und sein Haus das alte, in welchem die Gäste kamen und gingen, und das mir stets ein herzliches Willkommen bot. Mit den Damen des Hauses — der Frau und einer älteren Kusine, die im Hause lebte — hatte ich ohne Unterbrechung auf dem besten Fuße gestanden; jetzt war auch das eine Zeitlang getrübte Verhältnis mit dem Pflegebruder völlig aufgeklärt. Die schwere Sorge, die er um mich getragen, war, wie er jetzt sah, unnötig gewesen. Wer ein Buch nach dem anderen, sei es als Autor, sei es auch nur als Übersetzer, auf den Markt brachte; an einer ordentlichen Schule sich ehrlich abmühte, konnte der phantastisch-unberechenbare Mensch nicht sein, den er eigentlich schon verloren gegeben hatte. Ja, er fing an, sich mit einem gewissen Stolz auf mich zu erfüllen, und mochte es mir nur nicht vergeben, daß ich den Vater in der Sorge um meine Zukunft hatte wegsterben lassen.

Als ob ich mir das hätte vergeben können! als ob ich nicht Jahre meines Lebens freudig geopfert hätte, wäre es mir dadurch möglich gewesen, dem besten der Väter zu beweisen, daß ich nicht der verlorene Sohn sei!

Aber das Schicksal hatte mir diese Gunst nicht gönnen wollen. Der Vater war bereits in dem ersten Jahre meines zweiten Leipziger Aufenthaltes derselben entsetzlichen Krankheit, der Cholera, erlegen, die vordem auch meine Mutter dahingerafft hatte. Er hätte trotz seiner siebzig Jahre noch lange leben können, er, der seines Amtes nach wie vor mit treuer Sorge waltete, nach wie vor stundenlang unermüdet seiner Jagdpassion folgen und im Sommer täglich sein Schwimmbad in der See nehmen konnte, bei dem er sich in allen Arten des Kopfsprungs hervortat. Wären ihm doch wenigstens nur ein paar Jahre zugelegt gewesen, nur so lange, bis ich ihm die Novellen oder die Problematischen Naturen hätte darbringen dürfen! Es würde ihn so hoch beglückt haben. Nun war das einzige, was sein sterbliches Auge von meinen Leistungen je erblickt, jener Homer-

aufsatz in den Gutzkowschen Unterhaltungen. Man hat mir später erzählt, daß er die Blätter tagelang, wochenlang bei sich getragen, um sie einem und dem anderen Bekannten verstohlen zu zeigen; ihn zu fragen, ob er nicht auch meine, daß der Junge ein schönes Talent habe und es mit der Zeit doch noch zu etwas Rechtem bringen werde? Diese stille, nie ganz verlorene Hoffnung war einer seiner bescheidenen Blütenträume gewesen. Auch er hatte ihm nicht reifen sollen. —

Bis zu des Vaters Tode blieben meine Blicke noch immer nach Stralsund, der Wiege meiner Jugend, gerichtet. Es hatte noch immer zwischen mir und Pommern etwas wie ein persönliches Verhältnis bestanden, das dem freien Blick nicht günstig war. Mit seinem Ableben war diese Befangenheit geschwunden; unsere Beziehungen zu der Adoptivheimat waren gelöst; sie war mir in jene Ferne gerückt, die zwischen dem Künstler und seinem Objekt stattfinden muß. Das kam mir jetzt trefflich zustatten. Ich durfte an die pommerschen Erlebnisse denken, wie an die Abenteuer einer Reise, die beendet hinter mir lag. Nicht bloß hinter mir. Auch die Schwester, meine liebe Gefährtin auf einem guten und schönen Stück dieser Reise, hatte mit ihr abgeschlossen.

Sie lebte jetzt bei den Verwandten in Erfurt, deren Haus dadurch auf mich eine neue und starke Anziehungskraft übte. Hatte es mich dort immer heimatlich angeweht, so durfte ich mich jetzt ganz heimisch in ihm fühlen. Wie uns der Pflegebruder fortan als das Haupt der Familie galt, so räumte die Schwester dem so viel Älteren willig eine Art von väterlicher Autorität über sich ein, die mich vielleicht mit Neid erfüllt hätte, wäre in meinem übervollen Herzen für eine solche Empfindung noch Raum gewesen. Dennoch wollte sich etwas davon regen, als jetzt in der Person eines früher dänischen, jetzt hamburgischen Offiziers ein würdigster Bewerber um ihre Hand auftrat. Da die ihr dargebrachte Liebe Erwiderung fand, wurde der schöne Bund bald geschlossen. Zu seiner Feier waren auch die beiden älteren Brüder mit ihren Gattinnen gekommen, denn auch der zweitälteste hatte sich inzwischen vermählt. In dem Kreise so vieler Glücklichen lastete das Gedenken meiner wunderlichen, unheimlichen Lage, die mich für immer von dem Hafen der Häuslichkeit und der Herzensbefriedigung auszuschließen schien, doppelt schwer auf meiner Seele. Eine drückende, schwermütige, entsagungsvolle Empfindung, und der doch eine Regung wilden Stolzes beigemischt war. So mag dem schweifenden Indianer zumute sein, der vom Rande seines unwirtlichen Waldes

nach gärtenumfriedeten, maisfelderumgebenen Blockhäusern der Ansiedler späht. Ich würde in bitterem Hohne aufgelacht haben, hätte mir jemand gesagt, daß nur wenige Jahre noch vergehen würden, bis auch ich zu den Ansiedlern gehörte.

Da fand ich denn während der letzten Jahre die Schwester nicht mehr in Erfurt, und gerade in dieser Zeit führten mich meine militärischen Pflichten häufiger und auf länger dorthin als wohl sonst. Es kam die Mobilmachung unserer Armee gelegentlich des französisch-italienisch-österreichischen Krieges, dem der Frieden von Villafranca ein für die italienischen Unionsbestrebungen vorläufig so unliebsames Ende machte. Nach Italien hätte uns Gortschakoff schwerlich gelangen lassen, aber auch aus dem doch möglichen Feldzuge am Rhein sollte nichts werden. Ist es ein Frevel, wenn ich es ausspreche: zu meiner großen Enttäuschung und Bekümmernis? Nicht, als ob ich, wie wohl die Weise junger Offiziere, den Krieg um seiner selbst willen gewünscht hätte; nicht, als ob mir aus politischen Gründen eine Entscheidung mit Frankreich, die ja doch über kurz oder lang eintreten mußte, gerechtfertigt und zeitgemäß erschienen wäre! So kriegerisch war ich nicht gesinnt, und von meiner späteren leidenschaftlichen Teilnahme an der großen und kleinen Politik verspürte ich damals noch herzlich wenig. Nein! nur die schwarze Wolke mit den gleißenden Rändern war höher und höher gerückt; sie stand mir jetzt zu Häupten; ich fühlte den fürchterlichen Druck, der mir das Herz in der Brust dumpfer und dumpfer klopfen machte. Ich glaubte ersticken zu müssen; ich mußte mir Luft schaffen. Warum nicht im Gefechte? Und eine tödliche Kugel mochte mir die ersehnte volle Erlösung bringen!

Es sollte nicht sein. Grimm im Herzen mußte ich meinen Koffer, der schon auf dem Bagagewagen gelegen hatte, wieder auspacken. Eine mehrere Monate hindurch währende Dienstleistung, zu der ich alsbald kommandiert, und das öde Geschäft des Rekruteneinexerzierens, mit dem ich betraut wurde, konnten mich für den vereitelten Feldzugswunsch nicht entschädigen. Wofür es denn in meinen Sternen geschrieben stand, daß mir gerade in dieser Zeit der grimmsten Herzensnot und trübster Seelenverdüsterung ein Licht aufdämmern sollte, um bald heller und heller zu scheinen, so hell, wie es sich der verirrte, verzweifelte Wanderer ersehnt, den Pfad deutlich zu erkennen, der ihn aus der Wildernis in ein Land voll Ernten und Sonnenschein führt.

Aber vorläufig hatte ich meinen militärischen Pflichten zu genügen und in den wenigen Mußestunden, die mir der sehr um-

ständliche und beschwerliche Dienst ließ, an den Problematischen Naturen zu schreiben, deren Druck im Feuilleton der Zeitung für Norddeutschland begonnen hatte. Eine Arbeitsverknüpfung, der nach jeder der beiden Seiten gerecht zu werden, immerhin eine gewisse Spannkraft des Geistes und auch des Körpers erfordert. Während ich im Roman, Pfeile, die ich nach Kräften zuspitzte, gegen den Adel schoß, hatte ich in Wirklichkeit auf den Exerzier- und Paradeplätzen, im Kasino, Gesellschaftssalon oder Ballsaal mit Kameraden zu verkehren, die fast sämtlich von Adel waren. Dabei ist nun das Merkwürdige, daß ich zwar das erstere aus meiner Überzeugung heraustun mußte, und dabei doch das zweite tun durfte, ohne mit meinem Gewissen in Widerspruch zu geraten, ohne, auch nur einer momentanen Not zu entgehen, zur Heuchelei und Lüge meine Zuflucht nehmen zu müssen. Ich wäre dazu nicht imstande gewesen; aber selbst die Versuchung wurde mir erspart. Die einfache Erklärung des scheinbar unlösbaren Widerspruches ist, daß ich in diesem, wie in allen gleichen und ähnlichen Fällen, nicht die Person, sondern die Sache meinte: die Einrichtung, die ich haßte, während ich möglicherweise die Person liebte. Die Person war der Vertreter der Sache — ganz gewiß. Aber hatte sie die Sache gemacht? war sie nicht in die Einrichtung hineingeboren? Der ganze Unterschied zwischen ihr und mir, daß sie, weil sie eben hineingeboren war, die Verkehrtheit derselben nicht wahrnehmen und empfinden konnte, und ich, der ich frei geboren war, sie wahrnahm und empfand? Sollte ich sie die Sünden ihrer Väter büßen lassen, die selbst schon an denen ihrer Väter zu tragen gehabt hatten? Sie, die Person, trug ja wirklich daran, wenn sie es auch nicht wußte, wenn sie es auch sehr übelgenommen hätte, wollte man ihr beweisen, daß, was sie für eine hohe Ehre und große Auszeichnung hielt, in Wahrheit eine schwere Bürde und häßliche Anmaßung sei. So durfte sich, wer dazu beizutragen versuchte, daß ihre Kinder nicht so weiter unter derselben Last zu keuchen hätten, sich als ihr und ihrer Kinder und Kindeskinder Wohltäter fühlen.

Wenn ich nun bei dieser Mißbilligung der Adelsinstitution und der demokratischen Auffassung meines militärischen Verhältnisses im allgemeinen auch mit mir selbst nicht in Widerspruch geriet, war mir doch wohl bewußt, daß meine Ansichten, sobald ich sie laut werden ließ, oder sie anderweitig bekannt wurden, sich der Zustimmung meiner Herren Kameraden nicht zu erfreuen haben dürften, ja, daß es darüber zu einem Streit kommen müsse. Aber vorderhand war eine derartige unliebsame Katastrophe nicht zu fürchten.

Wie sollte das hannoversche Oppositionsblatt nach Erfurt gelangen, und gar in diese Kreise, für welche die Kreuzzeitung sakrosankt war und bei denen auch sonst literarische Bedürfnisse nicht auffallend hervortraten? Die einzige Ausnahme machte ein Hauptmann, der, glaube ich, durch seine Frau ein wenig auf dem Laufenden gehalten wurde. Doch hatte selbst er meine Novellen nicht gelesen, wohl aber meine Übersetzungen von Michelets Büchern, über die er sich denn gern eingehend mit mir unterhielt. Die anderen zeigten keinerlei Neugier, in die Geheimnisse meiner literarischen Tätigkeit einzudringen, und waren vollständig zufrieden damit, daß ich im übrigen ein guter Kamerad sei.

Ich ließ es mir angelegen sein, eine so günstige Meinung zu verdienen, und ich darf sagen: es wurde mir nicht schwer. Denn sie selbst gingen mir betreffs der guten Kameradschaft in ihrer Höflichkeit und Zuvorkommenheit, der bescheidenen Weise, in der sie dem schönen Grundsatz: leben und leben lassen, huldigten, mit dem besten Beispiel voran. Die Bescheidenheit war den meisten freilich durch ihre wirtschaftliche Lage zur unumgänglichen Pflicht gemacht. Aber daß sie dieser Pflicht ohne Murren mit gutem Humor nachzukommen; trotz der Knappheit ihrer Mittel den Anforderungen, welche die Gesellschaft an den Offizier stellt, in anständiger Weise zu genügen wußten; die traurige Aussicht, die die Offizierslaufbahn im Frieden bietet, ihren Pflichteifer nicht lähmte, ihnen den einmal gewählten Stand durchaus nicht verleidete — ich habe es zu beobachten reichlich Gelegenheit gehabt und gestehe, daß es mich oft mit Rührung und Bewunderung erfüllt hat.

Erleichterte mir so das ungetrübte kameradschaftliche Verhältnis mit Männern, von denen manche noch lange Jahre meine Freunde geblieben sind, den Dienst auf das erfreulichste, so war und blieb doch die Hauptsache, daß ich an dem Dienst selbst ein aufrichtiges und starkes Interesse fand. Es liefen ja recht herzlich langweilige Stunden mit unter; aber im ganzen und großen war es doch ein Geschäft, das, während es meiner körperlichen Anlage ausnehmend zusagte, mir auch für Geist und Gemüt reichliche Nahrung bot. Verkehrte ich gern mit den Kameraden, verkehrte ich noch lieber mit dem gemeinen Mann, den ich beobachtete, studierte, vor der Roheit der Unteroffiziere schützte, aus seiner Hilflosigkeit zu erlösen, zu einem ordentlichen, anstelligen, seine Lage klar übersehenden Menschen zu machen suchte. Auch erfreuten sich die Instruktionsstunden, die ich zu geben hatte, eines gewissen Rufes, wie ich denn weiter ohne Unbescheidenheit sagen darf, daß meine Bemühungen, mir die Zu-

friedenheit der Vorgesetzten zu erwerben, nicht unbeachtet blieben, im Gegenteil eine Anerkennung fanden, die mich schließlich sogar in eine gründliche Verlegenheit setzte.

Ich hatte bereits auf den besonderen Wunsch meines Majors einige Wochen länger, als das Kommando ursprünglich gelautet, den Dienst versehen, als er mich eines Tages beiseite nahm, um mich zu fragen, ob ich nicht ganz bei der Fahne bleiben wolle? Er habe bereits mit dem Regimentskommandeur gesprochen; die Sache werde sich ohne Umstände machen lassen und liege für mich, trotz meiner für einen Sekond etwas reichlichen Jahre nicht ungünstig. Die Mobilmachung habe einen schlimmen Mangel an Offizieren ergeben; es hapere auch sonst — woraus er mir ja kein Geheimnis zu machen brauche — an vielen Punkten. Da sei manche Gelegenheit für einen tätigen und intelligenten Offizier, sich hervorzutun; überdies rieche es seit dem Sommer in Europa stark nach Pulver, und es würde sicher über kurz oder lang irgendwo losgehen.

Nun mag ein junger Mensch noch so bescheiden sein — wenn ein älterer, von ihm hochgeschätzter Mann ihm ein warmes Lob spendet, wird er sich geschmeichelt fühlen und geneigt, der Aufforderung, zu welcher jenes Lob die Einleitung war, nachzukommen. Hier sah ich mich mit einem Vertrauen beehrt, wie es schmeichelhafter für mich nicht sein konnte, und von einem Manne, der meine ganze Hochachtung hatte. Herr von Dr. verdiente sie im vollen Maße: ein liebenswürdiger, ausgezeichneter, tapferer Offizier, der 1866 in Böhmen bei einem der ersten Gefechte den Heldentod starb. Und ich sagte bereits: ich war gern Soldat. Wer bleibt nicht gern, was er gern ist? Überdies, was gab ich auf? Meine Schulmeisterei war, wie wir alsbald sehen werden, schon seit Monaten beendet. Meine Schriftstellerei, was hatte sie mir eingetragen? Geld und Gut wahrlich nicht und Ruhm ebensowenig, ich hätte es denn rühmlich finden müssen, von einem halben Dutzend elender Rezensenten gehudelt worden zu sein. Daß dem Roman, an welchem ich jetzt schrieb, ein besseres Los werden würde, als seinen Vorgängern — wer garantierte es mir? Und ich kam so von Leipzig fort, wo der Himmel lange schon erdrückend schwer über mir hing. Dennoch — die goldene Freiheit, zu denken und zu dichten, das heißt: zu leben, wie ich wollte — um die ich so lange Jahre als um den höchsten Preis gekämpft, und die ich mir doch errungen hatte, trotz alledem, — sie sollte ich aufgeben für einen Stand, der, mochte er auch der vornehmste in der Gesellschaft sein, mir gerade diese Freiheit wieder rauben mußte? Es war unmöglich.

Ich glaube nicht, daß ich mehr als ein paar Sekunden gebraucht habe, mir das alles klar zu machen, vielmehr: was mir längst klar war, zum Bewußtsein und auch sofort zum Ausdruck zu bringen. Der treffliche Mann hatte eine andere Antwort erwartet; auch verstand er mich wohl kaum ganz. Ich sah es deutlich an seiner Miene. Indessen war er zu höflich und wußte zu genau, was er seiner Stellung schuldig war, um weiter in mich zu dringen. Er drückte nur kurz sein Bedauern aus, und als ich mich dann bald darauf bei ihm abmeldete, schieden wir als gute Freunde.

Darüber war der Winter gekommen. Nach Leipzig, in mein altes Quartier zurückgekehrt, durfte ich ungestört an meinem Roman weiter arbeiten. Es tat auch not: die Setzer in Hannover waren mir hart auf den Fersen und es war schon damals mein Stolz, mich von keinem Setzer einholen zu lassen. So mußte ich es als ein Glück preisen, daß meine Lehrtätigkeit im Frühsommer, noch vor der Mobilmachung ein jähes Ende gefunden hatte.

Zu meinem Bedauern und doch zu meiner Befriedigung. Die Verhältnisse an dem Gymnasium hatten sich seit ungefähr Jahresfrist unvorteilhaft für die Anstalt und in für mich unerfreulicher Weise verändert. Unser alter Direktor war von uns geschieden, nicht durch den Tod, der ihm, glaube ich, weniger bitter gewesen wäre. Er hatte scheiden müssen, weil er den pekuniären Schwierigkeiten der Lage nicht länger die Stirn bieten konnte. Sie hatten ihn, der ohne genügendes Kapital an ein so kostspieliges Unternehmen gegangen war, von Anfang an verfolgt. Uns im Lehrerkollegium war es kein Geheimnis. Er machte auch keines daraus, jedenfalls nicht mir gegenüber. Wiederholt hatte er offen über die Verlegenheiten, von denen er sich bedrängt sah, mit mir gesprochen, ja mich zuletzt direkt gefragt, ob ich nicht sein Nachfolger werden möchte? Warum er mich für einen vermögenden Mann gehalten, weiß ich nicht. Aber er hatte es getan, und ich mußte ihn nun des Gegenteils versichern, mithin meiner materiellen Unfähigkeit, auf seinen Vorschlag einzugehen, von allen anderen, reichlich vorhandenen geistigen und sittlichen Unfähigkeiten ganz zu schweigen. So kam für ihn die schlimme Stunde des Scheidens von der Pflanzstätte, die er ins Leben gerufen, und die unter seiner Pflege so prächtig gediehen war. Sein Nachfolger, ein Prediger Z., der auch sonst schon an der Schule als Religionslehrer gewirkt hatte, hielt ihm die Abschiedsrede. Er antwortete mit Tränen in den Augen. Man fühlte es, dieser Augenblick brach dem Manne das Herz. Er hat denn auch in Brünn, wohin er als Direktor einer Bürgerschule ge-

rufen war, nur noch wenige Jahre gelebt. Mit ihm ist ein Mann gestorben, den ich wahrhaft verehrt, herzlich geliebt hatte, und dem nur Glück und Stern fehlte, oder sein Name würde heute in der Liste der großen deutschen Pädagogen neben denen eines Spener, Francke, Pestalozzi, Basedow glänzen.

Von der Güte der Denkart dieses trefflichen Mannes nur ein Beispiel.

Eines Tages ließ er mich rufen, um mich zu fragen, ob ich wisse, daß in meiner Klasse wöchentlich ein von den Schülern geschriebenes Blatt von Hand zu Hand ginge, in welchem allerhand Scherz und Spott getrieben werde, letzterer auch über die Lehrer, nicht zum wenigsten über mich. Ich erwiderte ihm, ich wisse das nicht nur, sondern sei selbst der erste Leser, ja, sogar ein wenig Mitarbeiter. Er bat um Aufklärung. Ich war um die Antwort nicht verlegen. Ich habe mich, als ich hinter das Geheimnis kam, meiner Schulzeit erinnert und des unwiderstehlichen Dranges, den ich damals empfunden, mich in Ernst und Scherz, in Versen und Prosa über die Vorgänge in der Schule, die Charaktere meiner Lehrer und Mitschüler zu äußern. Ich habe gemeint, was bei mir recht gewesen, bei anderen nicht unbillig finden zu sollen; um aber zu verhüten, daß ein an sich harmloses, ja, in mancher Beziehung nützliches Spiel nicht zur Ungebühr ausarte, zur Unaufmerksamkeit während der Stunden und anderen Unzuträglichkeiten führe, folgende Einrichtung getroffen. Das fertige Blatt müsse mir zur Durchsicht gegeben werden, worauf dann, wenn ich nichts Übles entdeckt — was bis jetzt kaum vorgekommen — am Sonnabend nach Schluß der letzten Stunde, als lustiger Kommentar der vergangenen Woche, die Vorlesung und zwar durch mich selbst erfolge. — Der gute Mann lachte, klopfte mir auf die Schulter und sagte: Na, wissen Sie, das ist so eines von den Mitteln, die nur bei Schmieden helfen und an denen die Schneider sterben. Also: meinetwegen! Lange wird der Spaß ja sowieso nicht dauern.

Er hatte recht: die Knaben bekamen die Sache bald satt, und es wurde nicht mehr davon gesprochen.

Dem neuen Direktor fehlte es nicht an gutem Willen und manchen trefflichen Eigenschaften; daß er des genialen Blickes seines Vorgängers ermangelte, konnte ihm nicht zum Vorwurf gemacht werden. Mich bestätigte er nicht nur in meiner Stellung, sondern betraute mich mit einer Anzahl von Unterrichtsstunden in der Mädchenschule, die schon sein Vorgänger neben dem Gymnasium eingerichtet hatte. Er interessierte sich sogar für mich, nachdem er

meine Novelle und die amerikanischen Gedichte gelesen, welche letzteren ihm besonders gefielen. Dennoch wollte sich kein behagliches Verhältnis zwischen uns herausstellen. Ich hätte ihm wohl auch mehr entgegenkommen, an dem Lehrerkränzchen, das er gestiftet, lebhafteren Anteil nehmen sollen. Wenigstens hätte er mir dann nicht meine Lauheit in diesem letzteren Punkte zum Vorwurf machen können, wie es eines Tages geschah. Er tat es in einem so erregten Ton, daß ich sofort herausfühlte, er lege es auf einen Bruch an, oder würde doch nichts dagegen haben, wenn es bei dieser Gelegenheit zu einem solchen komme. Das war für mich genug, ihm das Übrige zu ersparen. Ich sagte ihm das mit einer Ruhe, von der seine Erregung das genaue Gegenteil war, verbeugte mich, verließ das Zimmer und betrat das Haus, in welchem ich nun seit länger als vier Jahren täglich aus- und eingegangen, niemals wieder.

Nun glaube man nicht, daß ich das Brett, das mich so lange über Wasser gehalten, nur deshalb so unbedenklich fahren ließ, weil ich mich inzwischen dem erstrebten Ufer weit genug genähert und festen Boden unter den Füßen gehabt hätte. Ich war in diesem Falle nur einem augenblicklichen Drange gefolgt, hatte nur meine persönliche Freiheit, wie ich sie verstand, gegen einen ungebührlichen Eingriff verteidigt. Mir war völlig bewußt, daß ich es auf Kosten meiner materiellen Lage tat, die durch das Aufgeben meiner Stellung an der Schule in ein bedenkliches Schwanken geriet. Die Erträgnisse meiner literarischen Arbeiten waren bisher sehr gering gewesen. Ich hatte das nicht übel empfunden, im Gegenteil einen Stolz darin gesetzt, für das, was ich zu meiner eigenen inneren Befriedigung und, sozusagen, um Gottes willen tat, nicht noch besonders bezahlt zu werden. Das konnte nun nicht so bleiben; ich mußte auf eine bessere Verwertung meiner Schöpfungen sinnen; aus der freien Übung meiner Geisteskraft ein Gewerbe machen, mich offen zu der Gilde der Schriftsteller bekennen. Ein schwerer Entschluß für jemand, dem alles Zunftmäßige ob des Zwanges, den es im notwendigen Gefolge hat, so gründlich zuwider war! aber auch einer, dessen Ausführung — ganz abgesehen von dem moralischen Unbehagen, das ich dabei empfand, — seine großen äußeren Schwierigkeiten für mich hatte. Das mag wunderlich klingen, dennoch war es der Fall. Nach beinahe fünf Jahren, nachdem ich ebenso viele Bücher auf den Markt gebracht, stand ich der Leipziger literarischen Gesellschaft so fremd gegenüber wie am ersten Tage. Ich wußte nicht einmal, ob etwas derart existiere mit Ausnahme des Julian Schmidtschen Kreises, den ich mir, wie wir wissen, durch meine Kritik der

„Fabier“ ein für allemal verschlossen hatte. Selbst die persönliche Bekanntschaft des genannten, damals weitaus einflußreichsten aller deutschen Journalisten zu machen, war von mir geflissentlich vermieden worden, trotzdem wir schon lange an demselben Hoteltisch, nur durch wenige Plätze getrennt, unsere Mittagsmahlzeiten einnahmen und Julius Seybt, der Redakteur der „Europa“, sich wiederholt angeboten hatte, mich ihm vorzustellen. Er wäre dazu nicht nur die geeignetste Persönlichkeit gewesen, da er zu den Intimen des Schmidtschen Kreises gehörte, sondern auch die einzige, da er der einzige Literat in ganz Leipzig war, mit dem in Beziehung zu stehen ich mich rühmen durfte. Der kleine, kugelrunde, behagliche Herr mit der jovialen Miene und dem ausgesprochensten sächsischen Dialekt erwies mir sogar die Ehre, auf meine Mitarbeiterschaft an seinem Blatte Wert zu legen und meine Übersetzungen gut zu finden, trotzdem ich mich bei denselben von Zeit zu Zeit des Lexikons bediente. Er nannte das eine große zeitraubende Unvorsichtigkeit. In der Tat hatte er selbst seit Jahren alle Lexika aus seiner Wohnung verbannt und behauptete, sich dabei ganz vortrefflich zu stehen. Ob die Leser seiner Verdeutschungen (z. B. des Dickens) sich dabei ebenso gut standen, war eine Frage, die aufzuwerfen mich die Diskretion verhinderte. Was Julian Schmidt betrifft, so habe ich, als ich ihn endlich doch viele Jahre später kennen und den edlen Kern, den er in einer so rauhen Schale barg, schätzen lernte, meine frühere ihm gegenüber bewiesene Sprödigkeit wohl lebhaft bedauert; aber zu jener Zeit hatte ich noch nicht gelernt, meine Indianerscheuheit zu überwinden, meinen Hidalgostolz zu bändigen; und mich jemand zu nähern, der mich auch nur in den Verdacht hätte nehmen können, ich tue es, mir seine Gunst zuzuwenden, war für mich eine moralische Unmöglichkeit.

Mein monatelanger Dienst in Erfurt hatte dergleichen Erwägungen und Bedenken in den Hintergrund gedrängt; sie traten jetzt nach meiner Rückkehr um so schärfer hervor. Da ich Linienoffizier nicht hatte werden wollen, Schullehrer nicht mehr sein sollte, blieb mir nichts anderes, als mich als das zu geben, was ich im Grunde ja längst war: Schriftsteller von Profession. So nahm ich denn die unterbrochene Verbindung mit Kolatschek in Wien wieder auf, schrieb fleißig für die „Europa“, übersetzte Roscoes „Lorenzo“ und war neugierig, ob J. J. Weber sich entschließen würde, die „Problematischen Naturen“ in Verlag zu nehmen.

Denn die erste Abteilung dieses Romans nahte sich ihrem Ende. oder war bereits beendet. Ich hatte die Feuilletonausschnitte sorg-

sam gesammelt, zusammengeheftet und sie dem Genannten zur gefälligen Ansicht übergeben. Zum ersten Male in meinem Leben brachte ich so meine Ware selbst auf den Markt. Mir war dabei recht unbehaglich; aber endlich mußte doch mit der geschäftlichen Seite des literarischen Lebens Ernst gemacht werden.

Ich kannte J. J. Weber bereits seit der ersten Michelet-Übersetzung. Es war ein kleiner hagerer Herr, den das dichte, bereits stark ergraute, die niedrige Stirn umstarrende Haar älter erscheinen ließ, als er in Wirklichkeit sein mochte. Unter den buschigen Augenbrauen blickte ein Paar klarer, kluger Augen etwas mißtrauisch hervor. Damit harmonierte die Bedächtigkeit seiner Rede und das bis zur Steifheit Gemessene seiner Haltung. Man hätte ihn grämlich nennen können, und er war es auch vielleicht, nur daß diese aschgraue Stimmung gelegentlich von humoristischen Lichtern ein wenig erhellt wurde. Als ich ihm das Manuskript der „Liebe“ pünktlich auf Tag und Stunde überbrachte, sagte er, mit seltsamem Kopfschütteln: Sie sind ein Unikum. — Wie das? — Sie sind der erste Schriftsteller, der Wort gehalten hat. — Ein anderes Mal, als wir durch sein Lager gingen, bot er mir ein paar Bücher seines Verlages an; ich nahm sie mit verbindlichem Danke. — Seltsam, sagte er. — Was? — Sie danken mir, weil ich Ihnen Bücher anbiete. Andere danken Gott, wenn man sie damit ungeschoren läßt. — In seinem Bureau waren ein paar große Zeichnungen an auffallender Stelle mit Nägeln an die Wand geheftet. Er hatte sie seiner Meinung nach zu teuer bezahlt. Der tägliche Anblick sollte ihm zur Warnung dienen, dergleichen Extravaganzen in Zukunft zu meiden. Ich glaube, daß er ein gewisses Wohlgefallen an mir fand, wie ein bedächtiger Mann an den munteren Sprüngen eines Füllen in der Koppel. Trotzdem er sonst mit seiner Zeit geizte, zog er oft die Besuche, die ich ihm machte, in die Länge, nicht sowohl, um mit mir zu plaudern, als, sich von mir vorplaudern zu lassen, während er still zuhörte. Mein Roman hatte ihm entschieden gefallen; aber, versprach er sich von dem Buche keinen rechten Erfolg, stieß er sich wirklich — ahnungslos dessen, was einst der deutschen Lesewelt nach dieser Seite geboten werden würde — an einigen „starken Sachen“, die da nach seiner Meinung unterliefen, er konnte wochenlang zu keinem Entschluß kommen, um schließlich, nachdem er auch seine Frau zu Rate gezogen, und diese — wie vorauszusehen — die „Sachen“ noch „stärker“ fand als er, auf den Verlag zu verzichten.

So mußten denn die unglücklichen „Problematischen“ dieselben

düsteren Pfade ins Unbetretbare beschreiten, die ihre ältere Schwester trauernd gewandelt war, von Stadt zu Stadt, Verleger zu Verleger irrend, ein ganzes Jahr hindurch, bis Otto Janke in Berlin an der müden Wallerin zum Ritter und Retter wurde. Eine Heldentat war es just nicht, wenigstens nicht in betreff der Kosten, die sich für ihn wesentlich auf die Herstellung des Buches beschränkten. Ich, der ich an solche Zuvorkommenheit nicht gewöhnt war, fühlte mich ihm darum nicht weniger zu Dank verpflichtet.

Der Verlag des Buches war aber nicht das einzige und nicht das wichtigste der Geschäfte, über welche ich derzeit mit J. J. Weber verhandelte.

Man weiß, daß er der Gründer der Leipziger Illustrierten Zeitung war, die er aus kleinen Anfängen zu einem Blatt ersten Ranges gemacht hatte. Seit Jahren und Jahren galt ihr tagsüber der beste Teil seiner rastlosen Arbeit und, ich glaube, in seinen nächtlichen Träumen erschienen ihm die beiden an die Wand genagelten Schächer. Ihre für deutsche Verhältnisse ungemein große Verbreitung, die Achtung, der sie sich überall erfreute, waren wohlverdient. Sie war ein Musterblatt in ihrer Art und schien jeden Wettbewerb infolge ihrer unerreichbaren Vorzüge unmöglich zu machen. Plötzlich betrat Hallberger in Stuttgart den Markt mit seinem „Über Land und Meer“. Wie denn das zu sein pflegt, hatte das neue Unternehmen dem alten seine Künste trefflich abgesehen und einige dazu gefügt, auf die jenes nicht verfallen war, die es vielleicht auch unter seiner Würde hielt. Aber die Würde gibt in solchen Dingen nicht den Ausschlag, sondern die frische Art, die Beweglichkeit, die Fähigkeit, sich den Zeitbedürfnissen anzupassen, ihnen entgegenzukommen, tun es; und nach dieser Seite war das neue Blatt dem alten entschieden über. J. J. Weber war ein viel zu kluger Mann, das nicht zu sehen; aber einen Wagen, der sich in dem alten Geleise so lange trefflich fortbewegt hat, in ein neues lenken zu sollen, ist ein schweres Stück, besonders, wenn der Lenker selbst nicht mehr jung ist. Da geraten die liebe Gewohnheit mit der fatalen Einsicht in die Notwendigkeit des vorzunehmenden Wandels, der gerechte Stolz auf bisherige Leistungen mit dem brennenden Wunsch, diese nicht durch anderer Leute neue Künste in Schatten gestellt zu sehen, in einen wunderlichen Kampf, dessen sämtliche Phasen und Peripetien, wie sie sich in der Seele des braven Verlegers abspielten, ich zu beobachten und teilweise mitzumachen berufen war. Denn, sei es nun eine wirkliche Vorliebe, die er für mich gefaßt, sei es, daß er augenblicklich eine Persönlichkeit, welche

ihm für den vorliegenden Fall geeigneter erschienen wäre, nicht zur Hand hatte, — er zog mich in sein Vertrauen; teilte mir seine Bedenken, seine Wünsche mit; gewährte mir einen Einblick in den redaktionellen, artistischen, geschäftlichen Betrieb des Blattes; veranlaßte mich zur genauen Kenntnisnahme wenigstens der letzten Jahrgänge der Zeitung; forderte mich zu einem freien Aussprechen meiner Ansichten, etwaiger Verbesserungsvorschläge, die ich zu machen hätte, schließlich zur Ausarbeitung eines förmlichen Programms auf. Ich tat nach seinem Verlangen und schuf mir damit böse Not. Schon die kritische Durchsicht der umfangreichen Bände war eine harte Geduldsprüfung; eine härtere, dem grilligen, eigensinnigen alten Herrn in den Wandlungen zu folgen, welche die Angelegenheit in seinem ruhelosen Geiste durchmachte. Hatte ich heute einen Plan entworfen, von dem er erklärte, daß er Hand und Fuß habe, mußte ich morgen hören, die Sache klinge zwar vortrefflich, sei aber im übrigen ein ganz phantastischer, unausführbarer Nonsens. Nichtsdestoweniger kamen wir allmälig dem erstrebten Ziele näher und so nahe, daß ich mich darüber entscheiden mußte, ob ich die mir von ihm angetragene Chefredaktion der Zeitung übernehmen wollte oder nicht.

Denn dazu hatte sich nach und nach eine Angelegenheit zugespitzt, an die ich ursprünglich gegangen war ohne jegliche sonstige Absicht, als mich dem von mir aufrichtig verehrten Manne gefällig zu erweisen. Nur war ihr Aussehen ein ganz anderes geworden, ein in meinen Augen nichts weniger als liebliches. Die Leichtigkeit, mit der die Gedanken beieinander wohnen, sollte der Härte weichen, mit der sich die Sachen im Raume stoßen; der freundschaftliche Berater dem Angestellten des Geschäftes den Platz räumen. Ich hatte erst unlängst die Erfahrung gemacht, daß ich mich für eine derartige Stellung nur unter ganz besonders günstigen Bedingungen eigne: nur wenn zwischen dem Chef und mir eine völlige Harmonie der Ansichten und eine gegenseitige ungetrübte persönliche Sympathie walteten. Die letztere mochte hier vorhanden sein; aber mit der Übereinstimmung der Ansichten stand es nicht ebenso gut, und ich würde fürder, wenn ich auf eine unvereinbare Meinungsverschiedenheit stieß, nicht meinen Hut nehmen und mich empfehlen können. Sodann: war ich der Aufgabe gewachsen? Besaß ich die Übersicht über die Breite der Welt, die sich in einem solchen Weltblatt spiegeln soll? Die Kenntnis der einzelnen verschiedenen Zweige der Wissenschaft, Kunst, des öffentlichen Lebens, die hier allwöchentlich zu einem Bündel zu vereinigen waren? die Kenntnis der Personen, mit deren

Fähigkeiten man vertraut sein, die man an der Hand haben muß, soll man sich einen Stab von verläßlichen Mitarbeitern bilden und stets den rechten Mann für die Sache wählen können? Ich war weder so töricht und anmaßend, mir den Besitz dieser notwendigen Eigenschaften eines guten Chefredakteurs zuzuschreiben, noch so leichtsinnig, mich über den Mangel derselben mit einem: es wird schon gehen, wegzusetzen.

Aber dies alles gab nicht den Ausschlag. Schwer, wie es ins Gewicht fiel, — legte ich in die andere Schale meine Arbeitskraft, die ich erprobt, mein Pflichtgefühl, auf dessen Stärke ich mich verlassen zu dürfen glaubte, es mochte aufgewogen werden, vorausgesetzt, daß ich auf meine schöpferische Tätigkeit gänzlich verzichtete. Für sie wäre bei einer Beschäftigung, die mich Tag für Tag vom Morgen bis zum Abend an den Redaktionstisch gebannt hätte, kein Raum geblieben. Sie aber aufzugeben, konnte ich mich nicht entschließen, so wenig, wie ich es in Erfurt gekonnt, wenn die Dinge dort auch ganz anders gelegen hatten als hier. Die Freiheit, zu denken und zu dichten, hätte ich dort, wie hier eingebüßt. Dies mein Geburtsrecht mochte ich nicht um das Linsengericht einer mir im übrigen zusagenden Lebensstellung oder eines auskömmlichen Gehaltes verkaufen.

Dennoch mußte mir gerade jetzt an der einen so viel gelegen sein als an dem anderen. Ich hatte vor ein paar Wochen, während die Verhandlungen mit Weber noch in vollem Gange waren, eine Reise nach Erfurt gemacht und war von derselben als Verlobter meiner jetzigen Frau zurückgekehrt. Das andere in solcher Lage sich praktischen Erwägungen zugänglicher zeigen, als ich es in meinem Falle tat, finde ich nur zu begreiflich.

Wenn jemand auch in den dunklen Stunden seines Lebens nie ganz das Vertrauen zu dem verliert, was man mit einem schönen Bilde seinen Stern nennt, so mag man das Fatalismus oder Aberglaube heißen. Geht man der Sache auf den Grund, so wird man wahrnehmen, daß es nichts weiter ist, als das Vertrauen zu sich selbst. Wie dem nun sein mag: wer den Wagemut hat, sich sein Leben nach seinem Sinne gestalten zu wollen, kann des treuherzigen Glaubens an seinen Stern nicht entraten.

Ich nun sah ein Aufblinken dieses Sterns in einem Briefe, den ich nicht lange, nachdem meine Verhandlungen mit Weber zu dem negativen Resultat geführt hatten, aus Hannover empfing. Er kam von meinem verehrten Freund und Gönner Eichholz, der mir im Namen des Verlegers die Redaktion des Feuilletons seiner

Zeitung anbot. Ein Ruheposten war es nun just auch nicht, was mir da in Aussicht gestellt wurde. Ich sollte unbeschränkte Bestimmung über die Haltung des Feuilletons, dagegen aber für den Stoff allein zu sorgen haben, wobei man voraussetzte, daß ich ungefähr vier Bände Roman jährlich liefern würde. Vier Bände Roman jährlich! Man schaudert, es nur zu denken; wenigstens schaudere ich jetzt. Damals tat ich es nicht. Die zweite Abteilung der Problematischen würde, wie die erste, vier Bände betragen. In meinem Kopfe war sie fertig. Wie sollte ich sie nicht binnen Jahresfrist zu Papier bringen können, sofern ich sonst nicht viel anderes zu tun hatte? Und für die folgenden Jahre — ja, wofür hat man denn seinen Stern, wenn man sich über dergleichen auch noch den Kopf zerbrechen soll? Dazu erschien mir das zukünftige Verhältnis mit dem Redakteur en chef, den ich schon aus seinen Briefen so liebgewonnen hatte, in einem geradezu idealen Licht. Das mit dem Verleger, mit den anderen Kollegen — er hatte mir von allen kleine, allerliebste Charakterskizzen entworfen — würde sich unzweifelhaft auf das angenehmste gestalten. Schließlich, wo auch immer das Haus stehen mochte, welches ich mir gründen wollte, — in Leipzig durfte es nicht stehen — jetzt nicht mehr!

Ich habe die Rechnung meines Lebens so weit aufgestellt. Soll ich das Resultat, das sich ergeben hat, auf den kürzesten Ausdruck bringen, so muß ich sagen: es sind die Problematischen Naturen. Dieser Roman ist das reine Produkt meiner bisherigen Erfahrungen und Errungenschaften im weitesten Umfange und in jeder Bedeutung des Wortes. Er ist auch deshalb gewissermaßen die Probe auf das Exempel, das wir durchgerechnet haben.

Hannover.

Während die erste Abteilung der „Problematischen Naturen“ noch in Leipzig vollendet wurde, schrieb ich die zweite in Hannover, wohin ich im Herbst des Jahres 1860 als Feuilleton-Redakteur der „Zeitung für Norddeutschland“ übersiedelte.

Mein Aufenthalt in der Stadt an der Leine hat zwei Jahre gewährt, die ich zu den glücklichsten meines Lebens zähle. Was auch hätte mir zum Glücke fehlen sollen? Im ersten Anfang der Dreißiger; eben vermählt mit der Frau, die ich liebte; vor eine Aufgabe gestellt, wie sie meinen Neigungen und Kräften durchaus zu entsprechen schien; unter den denkbar erfreulichsten kollegialischen und

freundschaftlichen Verhältnissen; wirtschaftlich leidlich situiert; in einer Stadt, die jedenfalls den Reiz des Unbekannten für mich hatte; umgeben von einer Natur, die mich anheimelte — im Buche meines Lebens war eine neue Seite aufgeschlagen; ich, der ich bereits angefangen hatte, mich zu den Alten zu zählen, kam mir auf einmal wieder jung vor, ja, jünger als in meinen so vielfach grillenhaft vergrämten Knaben- und Jünglingsjahren.

Soll ich das alles aber auf den einfachsten Ausdruck bringen, möchte ich sagen: ich war ein Mann geworden.

Es wächst eben der Mensch mit seinen größeren Zwecken, und ich brauchte nur die Augen nicht zu verschließen, um zu sehen und zu begreifen, daß jetzt ein Moment in mein Leben getreten war, welches meinem Streben, ich will nicht sagen, eine andere Richtung gab, aber der alten Richtung doch ein bestimmteres Ziel wies und dem früheren Streben frische Kräfte zuführte, wie der Nebenfluß dem Hauptstrom, in den er sich ergießt.

In dem Bildungsgange eines, der es ernst mit dem Leben nimmt, ereignet sich kaum etwas, das nicht vorher schon in seiner Ahnung gelegen hätte. So war mir das Schillersche Wort: Der Mensch solle immer zum Ganzen streben, um, wenn er ein Ganzes nicht werden könne, an ein Ganzes sich anzuschließen, stets bedenklich gewesen. Theoretisch war mir längst klar, daß kein Mensch den Beruf habe, ein Ganzes zu werden und zu sein, ja, das Streben danach eine furchtbare Gefahr in sich schließe. Die Gefahr, sich nicht mehr als Teil der Menschenfamilie zu fühlen, der wir alles und jedes verdanken, was wir sind und vermögen, zu vergessen das tiefsinnige, aus dem Herzen des Christentums und der Humanität gesprochene Wort Spinoza's: „Die Menschen, welche von der Vernunft geleitet werden, d. h. die Menschen, welche nach der Leitung der Vernunft ihren Nutzen suchen, begehren nichts für sich, was sie nicht auch für die übrigen Menschen wünschen.“

Hier nun in Hannover befand ich mich wieder einmal in einer neuen Lage; Pflicht und Ehre geboten, daß ich mich ihr gewachsen zeige.

Was mich die übernommene Pflicht nicht als einen jetzt lächerlichen, jetzt ermüdenden Maskenscherz betrachten ließ, war, um es mit einem Worte zu sagen, daß ich jetzt zum ersten Male einen Blick in das tätige politische Leben tat, in Gemeinschaft mit Männern trat, deren Leben sich in politischer Arbeit verzehrte. Zwar mein Wirken unter dem Strich der Zeitung — es wird von ihm später ausführlich die Rede sein — hatte mit Politik direkt nichts zu tun;

und dabei würde es sein Bewenden gehabt haben, denn niemand redete mir auch nur mit einem Wort in meine Angelegenheiten hinein, und ich dachte nicht daran, eine Teilnahme an der politischen Leitung und Haltung des Blattes zu suchen. Aber der tägliche Verkehr mit den Kollegen, die mir mit vollem Vertrauen entgegenkamen, mich ohne Rückhalt in ihre politischen Wünsche und Hoffnungen einweihten, wäre sicher nicht ohne Einfluß auf mein empfängliches Gemüt geblieben, hätte in ihm nicht längst der Same geschlummert, den nur ein befruchtender Regen zu treffen brauchte, damit er aufging in voller Werde- und Daseinslust.

Von der „grauen Hexe“ Politik zu sprechen, ist jetzt landläufig. Als ob die Politik nicht nur dann eine Grauengestalt sei, wenn sie, wie leider heute allzuoft, nichts anderes ist und sein will, als der Schacher hinüber oder herüber um ganz banausische, ganz materielle und persönliche Interessen! Als ob es nicht höchste Pflicht und freudigster Stolz des vollen Menschen wäre, für die Gesamtheit, der ihn das Schicksal zugeteilt hat, nach besten Kräften zu sinnen und zu schaffen! Wehe dem Gemeinwesen, dessen Bürger nicht einmütig dieses Sinnes sind, — es wird nicht lange seinem Namen entsprechen! Wehe dem Bürger, der aufwächst, ohne daß dieser Sinn auf jede Weise in ihm genährt und gepflegt wird — er wird auf seinen höchsten Ehrentitel in Wahrheit keinen Anspruch machen dürfen!

Ich hatte es bis zum Augenblicke nicht eigentlich gedurft. Wie das so gekommen? Ich will mich hier nicht wiederholen, nur an die dumpfe politische Atmosphäre erinnern, die auf Deutschland bis 1848 lastete, d. h. während der Jahre, in welche meine ganze eigentliche Jugend fällt; nirgends wohl schwerer lastete, als in der verödeten Stadt und in dem zurückgebliebenen Landstrich, die mich gefangen hielten. Da war es denn freilich kein Wunder, wenn sich in mir der politische Trieb nicht hatte regen wollen.

Und doch war jener mein politischer Schlummer nur einer mit halb offenen Augen gewesen. Ohne daß es mir bewußt geworden wäre, hatte ich, was von dem Treiben auf dem politischen Markte mir irgend näher gekommen war, in meiner Weise scharf genug beobachtet, und ganz gewiß war ich, solange ich denken konnte, ein Schwärmer für die Freiheit gewesen, wie ich sie eben verstand. Vorerst als persönlich freie Selbstbestimmung, die unmöglich ist, solange andere Personen uns unter die Macht ihres Willens beugen, ja, nur ihren Einfluß auf die Richtung des von uns einzuschlagenden Weges in bedeutender Weise geltend machen können. Diesem Pro-

gramm gemäß hatte ich mich früher als es wohl andere in meiner Lage vermocht hätten, sozial unabhängig gemacht, und, darf ich wohl hinzufügen, es ist mir mit der Götter gnädigem Beistand gelungen, das hohe Gut mein ganzes späteres Leben hindurch bis auf den heutigen Tag zu bewahren. Nie habe ich jemand zu befehlen gehabt, dafür aber auch niemand gehorchen müssen. Ebensowenig hatte ich auch mein eigener Sklave sein wollen, und wo und wann ich es doch im Banne der Leidenschaften gewesen war, es als eine meiner unwürdige Schmach schmerzlich empfunden. Waren doch die „Problematische Naturen“, wenn ich es recht bedenke, nur in der Absicht unternommen, mir den lästigen, wankelmütigen Gefährten, der mir meine soliden Kreise störte, ein für allemal vom Halse zu schreiben!

Gerade aber bei der Abfassung dieses Romans war mir der innige Zusammenhang, in welchem das Individuum mit der Gesamtheit steht, und auf den ich früher kaum geachtet hatte, zu klarerem Bewußtsein gekommen: die ungeheure Bedeutung des Milieu, wie man heute sagen würde; die Erkenntnis, daß der Mensch nicht wie ein Meteorstein aus dem Himmel fällt, sondern inmitten ganz bestimmter familiärer, sozialer, ökonomischer, politischer Bedingungen aufwächst, die man verstehen muß, wenn man verstehen will, wie er denn nun gerade so und nicht anders geworden ist.

So war auch das Ende meines Romanhelden auf den Berliner Barrikaden der achtundvierziger Märztage kein willkürliches, nur, um der Sache ein Ende zu machen, gewaltsam herbeigezogenes, sondern der logische, mit dem ersten Federstriche gesetzte Schluß des Ganzen.

Ich gebe zwar zu: war dies schon ein politisches Programm, so glich es bestenfalls einem Porträt, von dem der Künstler nur eben erst die Umrisse gezogen hat, während die Einzelheiten der Züge noch auf sich warten lassen, und, je nachdem es ausfällt, ein ideales Bild, vielleicht auch eine Fratze zustande kommt. Indessen wird man nach dem Gesagten schon eher die ungeheuere Wichtigkeit würdigen können, welche für mich, der ich solche Gesinnungen hegte und mich mit solchen Plänen trug, die tägliche Berührung und der intime Verkehr mit Männern haben mußte, die an der Verwirklichung bestimmter politischer Absichten mit Aufbieten ihrer ganzen Kraft arbeiteten.

Das Beschämende, in einem Alter, für das eine gewisse Reife in allen, auch in politischen Dingen unerläßlich ist, als ein auf diesem Felde völliger Neuling in die Gesellschaft von Sachverstän-

digen zu geraten, wurde in meinem Falle durch zwei Umstände beträchtlich abgemindert: durch die vollendete Liebenswürdigkeit meiner Kollegen, die mich die Unzulänglichkeit meiner politischen Bildung niemals fühlen ließ, und dadurch, daß die feindlichen Mächte, gegen die ich im Roman auf meine Weise ankämpfte, dieselben waren, mit denen diese Männer in erbitterter, durch keinen Gottesfrieden unterbrochener Fehde lagen.

Einer Fehde, in welcher für sie und ihre Partei „viel Ehr'“ zu holen war, wenn die Größe der Ehre nach der Zahl und Macht der Feinde berechnet werden durfte. War doch die „Zeitung für Norddeutschland“ im Königreich Hannover, wenn nicht das alleinige, so doch das stärkste journalistische Bollwerk gegen die Reaktion unter dem blinden König und seinem kurzsichtigen, allmächtigen Minister! Ach, und wie klein war die Schar, die sich das Bollwerk zu Schutz und Trutz errichtet hatte, und immer wieder Hand anlegen, d. h. tief in die Tasche greifen mußte, damit es nicht zerbröckelte! Ich hatte schnell Einsicht in diese leidigen Verhältnisse gewonnen, denn, wie der Freund meiner sämtlichen Kollegen, war ich auch alsbald der des Verlegers, eigentlich nur Administrators der Zeitung geworden: eines liebenswürdigen, alten Herrn, der nur von revalenta arabica und der täglichen und nächtlichen Sorge um das ihm anvertraute Blatt sein zikadenhaftes Dasein zu fristen schien. Wie oft habe ich bei ihm auf dem harten Sofa gesessen, während er, das kahle Köpfchen mit den durchsichtigen, kleinen Händen reibend, in dem dürftigst ausgestatteten Zimmer umherrannte, einmal über das andere verzweiflungsvoll rufend: „Lieber Freund, ich sage Ihnen, wir können uns nicht halten! Wir können uns nicht halten!“

Dabei keine Silbe des Vorwurfs, daß man um meinetwillen das knappe Zeitungsbudget um ein Ansehnliches belastet hatte, ohne den gehofften günstigen Erfolg eintreten zu sehen. Er würde auch nicht eingetreten sein, wenn ich, anstatt mit einer recht menschlichen Feder, mit einer Engelsfeder geschrieben hätte. Norddeutschland, von dem die Zeitung ihren stolzen Namen trug, rührte sich nicht; es blieb bei den knapp zweitausend hannoverschen Abonnenten, gerade so, wie die Zahl der Nationalvereinsmitglieder, die sich von Zeit zu Zeit in einem Restaurant gesellschaftlich zusammenfanden, meines Wissens niemals über etwa dreißig gestiegen ist.

Dafür konnte denn freilich die kleine Gesellschaft sich rühmen, die Blüte der politischen Intelligenz der Hauptstadt und mit ihr auch wohl des ganzen Landes zu repräsentieren. Es waren klang-

volle Namen unter diesen Männern; keiner, wie jeder bereitwillig zugab, klangvoller, als der Rudolf von Bennigsen's.

Er, der Bayard der hannoverschen Opposition, wahrhaft ein Ritter ohne Furcht und Tadel, die Wonne seiner Freunde, der Schrecken seiner Feinde, von ihnen um so grimmiger gehaßt, als er, von altadligem Geschlecht, in ihren Augen zu der politischen Abtrünnigkeit noch die von den geheiligten Überlieferungen und Gepflogenheiten seines Standes gesellte. Und von dem niemand zu sagen wagte, was man sich wohl hin und wieder von einem anderen sehr klaren und klugen Kopfe in die Ohren raunte: daß die Echtheit seiner Meinung nicht über allen Zweifel erhaben sei, möglicherweise nur eine Maske, hinter der sich der brennende persönliche Ehrgeiz des Mannes klüglich verberge. Ich mußte an dies Gemunkel zurückdenken, als jüngst im Reichstage der Führer der Sozialdemokraten einen Herrn auf der Ministerbank mit dem Jüngling konfrontierte, der dieser Herr einstmals gewesen war, und sein politisches Programm von heute mit den ultraradikalen Gesinnungen, in denen er geschwelgt hatte, als noch der Jugend braune Locken sein nun ergrautes Haupt umgaben. Vor einem solchen Augenblick, der immerhin sein Peinliches für den Betroffenen haben mag, brauchte und braucht Rudolf von Bennigsen nicht zu zittern. Idem semper vultus eademque frons — ich meine in politischer Beziehung; von jeher und so noch heute in jener unzugänglichen Burg der Männer wohnend, denen es nur um die Sache zu tun ist; immer der Politiker, der ohne sich durch das Detail, das er vollkommen beherrscht, verwirren zu lassen, seine großen staatsmännischen Ziele fest im Auge behält.

Und der auch darin den großen Patrioten einer früheren Periode, den Humboldt und Schön, gleicht, daß er es nicht verschmäht, sich um gewisse Dinge eifrig zu bemühen, die, wie Philosophie und schöne Literatur, nicht zum politischen Handwerk gehören. Es war mir vergönnt, von dieser seiner seltsamen Neigung eine interessante Probe erleben zu dürfen.

Ich war bereits wiederholt bei jenen oben erwähnten gesellschaftlichen Vereinigungen der Nationalvereinler mit dem verehrten Manne zusammengetroffen, ohne daß er mir, worauf ich auch durchaus keinen Anspruch machte, eine besondere Beachtung geschenkt hätte. Eines Abends — es war bereits ziemlich spät geworden und die Gesellschaft sehr gelichtet — setzte er sich plötzlich zu mir. Er hatte die „Problematische Naturen", so weit sie bis jetzt in unserm Feuilleton erschienen waren, gelesen. Ich hielt gerade am

Ende des ersten Bandes der zweiten Abteilung, deren Hauptfigur der Professor Berger ist, in dem ich — ich glaube, als der erste in Deutschland — den Schopenhauerschen Pessimismus poetisch zu verwerten versucht hatte. Herr von Bennigsen sagte mir, außer anderen mir Erfreulichen und Schmeichelhaften über mein Werk, daß ihn diese Gestalt besonders interessiere. Sie habe für ihn den Reiz der Neuheit, der wohl wesentlich darauf beruhen möchte, daß er bis dahin, mit der Lehre des Frankfurter Weisen eingehender sich zu beschäftigen, keine Zeit gefunden. Dieser Bemerkung fügte er in freundlichem Ton die Aufforderung hinzu, ihm mitzuteilen, was ich davon etwa Genaueres wisse. Nun kam ich nicht gerade frisch von dem Studium der „Welt als Wille und Vorstellung“ und der „Parerga“ — das hatte ich bereits in Leipzig vor ein paar Jahren absolviert — aber ich konnte mich noch immer anheischig machen, ein examen rigorosum über das Thema mit leidlichem Anstand zu bestehen. War es nun die Nachsicht meines Examinators, machte ich meine Sache wirklich gut — wir saßen, während ich meine Gelehrsamkeit auskramte, weit über Mitternacht fest über unserm Rotwein, immer im Bann des großen Pessimisten, und verließen, so ziemlich die Letzten, das Lokal, ich, stolz über mein gehaltenes Privatissimum, und in der Meinung, den freundlichen Händedruck, mit dem mich mein einziger Zuhörer schließlich belohnt hatte, wohl verdient zu haben.

Ich habe dann Herrn von Bennigsen jener Zeit nur noch selten gesehen. Einmal in einer kleinen Abendgesellschaft bei unserm Chefredakteur; und ich erinnere mich, daß viel von Garibaldi die Rede war, der eben seinen Unglückstag bei Aspromonte gehabt hatte. Ich war klug genug, diesmal den Zuhörer zu machen und die anderen Herren das Für und Wider der Angelegenheit erörtern zu lassen, was denn besonders eingehend von Herrn von Bennigsen geschah, der, während er dem Charakter und der heldenmütigen Gesinnung des Mannes volle Anerkennung zollte, doch die politische Torheit einer Tat, welche die Erreichung ihrer Ziele für die italienischen Patrioten wieder in jahrelange Ferne gerückt habe, in ein klares Licht setzte. Ein Licht, das meinen Augen weh tat.

Hier war zweifellos ich es, der das thema probandum von der falschen Seite sah. Bei einer anderen Gelegenheit glaube ich dem politischen Meister gegenüber recht gehabt und behalten zu haben.

Die von der Regierung mit schweren Kosten errichteten mächtigen Geestemünder Hafenwerke waren eingeweiht worden. Von Hannover aus hatten die Spitzen der Behörden und sonstige Notable

der Feier beigewohnt. Auch ich war der Ehre gewürdigt, wenn auch nur in der bescheidenen Eigenschaft eines Berichterstatters unserer Zeitung. Es traf sich, daß ich auf der Rückfahrt mit Herrn von Bennigsen in dasselbe Kupee kam und mit ihm allein blieb, nachdem die anderen Herren an ihren, vom Zug berührten Wohnorten ausgestiegen waren. Nun hatte kurze Zeit vorher in Hannover ein mehrere Tage andauernder Krawall stattgefunden, bei dem es sich um einen pietistischen Katechismus handelte, den die Orthodoxen des Landes eingeführt haben wollten zuwider der Meinung des Volkes, das nicht nur seine Stimme, sondern sogar die Pflastersteine gegen die Neuerung erhob. Von diesem Fall — der übrigens ohne alle Folgen bald verlaufen war — ausgehend, waren wir in unserem Zwiegespräch auf ein bedeutenderes Thema geraten: die Einmischung der religiösen Fragen in die politischen. Herr von Bennigsen war der Meinung, daß beide streng auseinandergehalten werden müßten, wenn die Reinheit des Resultates nach beiden Seiten nicht den empfindlichsten Schaden leiden solle. Ich konnte ihm das im Prinzip zugeben, behauptete aber, daß wir es dabei mit einem frommen Wunsche zu tun hätten überall, vorzüglich aber in Deutschland bei der eigentümlichen Natur unserer Volksseele, in der, anders wie bei den Romanen, Geist und Gemüt bei jeder tieferen Erregung sich wechselweise in Mitleidenschaft zögen. Herr von Bennigsen wollte das nicht gelten lassen: die Scheidung beider sei in einer fortgeschrittenen Nation, wie die unsere, wohl durchzuführen, wenngleich dunklere Zeiten, wie die der Reformation, dazu nicht imstande gewesen seien. Es sei das eben eine Arbeitsteilung, wie sie sich heutzutage in der Wissenschaft, der Industrie und auf jedem anderen Gebiete als eine Notwendigkeit herausstelle, um über romantische Anwandlungen fort zur Tagesordnung überzugehen.

Ich konnte natürlich einen Mann nicht überzeugen, der mir in dem Reichtum seiner aus dem Schatze politischen Wissens und politischer Praxis geschöpften Beweismittel so weit voraus war. Aber er hatte bei mir kein besseres Glück. Und so oft später in den siebziger Jahren mein mächtiger Gegner zur Frage des „Kulturkampfes“ das Wort zu ergreifen für nötig hielt, mußte ich an jene Unterhaltung im Eisenbahnwagen denken, während wir durch die ambrosische Nacht gen Hannover rollten. Und ich fragte mich, ob der verehrte Mann wohl noch immer der Meinung sei, daß in unsern Tagen eine Vermischung der religiösen und politischen Fragen zu den veralteten Dingen gehöre, mit denen sich verständige Menschen nicht mehr zu befassen brauchten.

Warum die zwei in Hannover verbrachten Jahre zu den glücklichsten meines Lebens zählen, habe ich zwar mit kurzen Strichen angedeutet; aber ich denke, es wird denen, welche freundlichen Anteil an dem Gange meiner Entwicklung nehmen, nicht unwillkommen sein, wenn ich das dort Gesagte ein wenig vervollständige. Steht doch das Wohl und Weh unserer persönlichen Existenz in so innigem Zusammenhange mit unserem geistigen Schaffen auch in dem freilich wünschenswerten Falle, daß wir weniger empfindlich sind als Goethe, der bereits bei einem gewissen Barometerstande seine Arbeitskraft geschwächt fühlte! Immerhin ist es für uns andere nichts weniger als gleichgültig, ob die Sonne des Glücks unsern Lebenspfad erhellt, oder ob wir durch Nebel und Nacht, die ein feindliches Geschick um uns breitet, mühsam unsern Weg suchen müssen. Wir sind eben nicht in der begnadeten Lage der Sonnenuhren, nur die heiteren Stunden zählen zu dürfen. Ach, und wie verhältnismäßig selten sind sie, diese Sonnenstunden und -tage, selbst wenn die launische Göttin es nicht gerade übel mit uns meint! Wie ist es doch so unsere gern erfüllte Pflicht, in der Erinnerung zumal bei ihnen und den freundlichen Bildern, die sie zurückrufen, dankbar zu verweilen!

Man kann nicht wohl aus Sachsen nach Hannover versetzt werden, ohne den Unterschied des Klimas, der Landschaft, des Menschenschlags dort und hier lebhaft zu empfinden und nicht, wie ich, ein Norddeutscher in jeder Faser seines geistigen und leiblichen Wesens sein, ohne den geschehenen Wechsel als eine Wohltat zu begrüßen. Ich wußte mich hier nicht nur meinem Heimatlande geographisch näher; ich meinte, hier scheine mir die mildklare Sonne, umwehe mich die herbkräftige Luft meiner pommerschen Jahre. Jene alte Leidenschaft, durch Feld und Wald zu schweifen, die in Leipzig fast entschlummert schien, erwachte wieder in neuer Kraft hier, wo ich aus dem Fenster meines Arbeitszimmers — es hatte nur eines — unmittelbar auf Felder sah, und von meiner Wohnung in einem der letzten Häuser einer ganz neuen, zaghaft sich weiter tastenden Vorstadt nur zehn Minuten bis zum Walde war. Welchem Walde! Ich weiß nicht, was im Verlauf der letzten dreißig Jahre — so lange und ein wenig länger ist's her — aus der „Eilenriede" geworden ist, ob sie überhaupt noch existiert. Damals aber war sie ein ausgedehnter, märchenhaft schöner Wald. Fast durchweg Laubholz: Buchen, Eichen, Eschen, Erlen in ganzen Schlägen, manchmal bunt durcheinander. Nur wenige selten begangene und befahrene Wege liefen durch den Forst und schmale, von Lattich und anderem

Kraut übersponnene Pfade, die kaum jemals ein Menschenfuß betrat. Dann kamen Stellen, die ein Quellchen, das keinen Abfluß fand, ganz durchsumpft und unbetretbar gemacht hatte, und durch die wir nach mühsamem Suchen doch eine Furt entdeckten zu einem trockenen, in Baum und Busch versteckten heimlichen Plätzchen, dahin kein Laut drang als das Zirpen eines Vögelchens, das durch die Zweige schlüpfte, und wo es sich mühelos hundert Meilen weit von dem Lärmen der Menschenwelt träumen ließ. Nur eines vermißten wir in der grünen Wildnis: die köstlichen bunten Blumen, an denen die thüringischen Wälder so reich sind, und mit denen auch die um Leipzig gern sich schmücken, so daß ich von einer Frühlingswanderung nie ohne einen lieblichen Strauß in meine Junggesellenbehausung kehrte. Dafür gab es in der rechten Jahreszeit hier Maikraut, wie ich es in solcher Fülle und Üppigkeit nirgends wieder gefunden habe, und das uns manche Bowle würzte, mit deren duftigem Inhalt wir nach stundenlanger Wanderung uns und unsere Freunde erfreuten.

Ich spreche, wenn ich „wir" sage, selbstverständlich nicht im Plural majestatis, sondern von mir und meiner jungen Lebensgefährtin, die, als ein Landkind, eben die herzliche Freude, wie ich, an der Natur hatte und meine gute, vor keinem beschwerlichen Wege zurückschreckende, nimmermüde Gesellin auf dieser und allen meinen späteren vielfachen Ausflügen war. Für sie mochte der Übergang aus ihrer thüringischen Heimat nach Hannover noch ein viel auffälligerer sein als für mich; aber mit der Beweglichkeit ihres Stammes hatte sie sich bald mit Land und Leuten nicht nur zurecht-, sondern aufrichtigen Geschmack an ihnen gefunden, besonders an den letzteren mit dem schlichten, blonden Haar, den treuherzigen blauen Augen und den stattlichen Gestalten, in Vergleich zu welchen der thüringische Volksschlag freilich unbedeutend erscheinen mußte. Nur das meinen Ohren so vertraute, ihr völlig fremde, ja, unverständliche Platt machte ihr im Verkehr mit Dienstboten, Handwerkern, Marktleuten zu schaffen, wie ja denn auch sonst eine Frau, die sich mit dem Kleinkram des Lebens abfinden muß von den landschaftlichen Verschiedenheiten des Dialektes, des wirtschaftlichen Verkehrs, der Sitten und Gebräuche viel lebhafter getroffen wird als der Mann, der sich auf einer Höhenlage bewegt, auf welchem die interprovinziale und internationale Kultur so ziemlich immer mit denselben Größen zu rechnen erlaubt.

Wurden mir aber im täglichen Verkehr und Treiben des Alltags die kleinen und doch oft so empfindlichen Reibungen erspart,

so erwuchsen mir aus den übernommenen Pflichten Schwierigkeiten, die gewissenhaft, wie ich im Grunde war, oft recht gründlich empfunden wurden.

In der Region der Zeitung unter dem Strich hatte ich allein zu schalten und zu walten — das war für eine unabhängige Seele erfreulich; aber ich hatte auch in jeder Bedeutung des Wortes für den Inhalt aufzukommen — das war bedenklich, selbst für einen, der zu arbeiten gewohnt war und gern arbeitete. Nur die Berichte über Konzerte und Opern lieferte nach wie vor ein musikalischer Kollege aus der oberen Region einfach deshalb, weil ich, der völlige Laie in der edlen Kunst, dieser Aufgabe nicht gewachsen war. Immerhin eine Erleichterung der Last, die ich zu tragen hatte, leider eine sehr geringe im Verhältnis zu dem gewaltigen Rest, der blieb. Von dem ungeheueren Material, das so ein sechs- und achtspaltiges Zeitungsfeuilleton tagaus, tagein, nachtaus, nachtein verschlingt, macht sich der Leser, der seine Zeilen mit den Augen durchfliegt — wenn er es nicht gleichgültig überschlägt — keine Vorstellung. Bei wohldotierten Zeitungen hat der Redakteur, ebenso wie seine politischen Kollegen, Mitarbeiter: Berichterstatter von nah und fern unter diesem und jenem mystischen Zeichen, Leute von Fach, die über das eine und das andere brennende Thema aufgefordert oder unaufgefordert Aufsätze schreiben — ich stand, wie der Wallenstein des dritten Aktes, allein und sollte aus meines Markes schaffender Kraft diese ganze Feuilletonwelt gebären. Die pièce de résistance dieser Welt war der Roman, den ich alljährlich zu schreiben kontraktlich mich verpflichtet hatte. Notabene: einen von vier Bänden — nicht mehr, nicht weniger! Das klingt abenteuerlich, und doch war dies meiner Sorgen geringste. Die zweite Abteilung der Problematischen Naturen, die, gleich der ersten, vier Bände füllen würde, war längst in meinem Kopfe fertig, von Kapitel zu Kapitel skizziert — ich hatte sie nur zu schreiben. Als Intermezzo zwischen der ersten und zweiten leistete ich mir eine längere Novelle: „In der zwölften Stunde“, die ursprünglich, gerade wie „Auf der Düne“, ein integrierender Teil des Planes der Problematischen Naturen gewesen war, den ich bei der Ausarbeitung weglassen mußte, weil ich die Überfülle des Stoffes nicht zu bewältigen vermochte. Wer die Geschichte meiner Leipziger Jahre gelesen und die Hindeutung auf ein Verhältnis nicht übersehen hat, aus dem für mich die Freuden und Schmerzen meines Herzens jener Zeit erwuchsen, wird leicht herausfinden, um was es sich in der genannten Novelle handelt. Sie ist, wie es in Anbetracht des Stoffes nicht

anders sein konnte, von einer unheimlich düstern Glut erfüllt. Merkwürdig genug war dies Nachtstück trotz der mehr als gewagten Fabel und des gründlich phantastischen Kolorits das meiner Werke, welches dem klaren, nüchternen Julian Schmidt von allen am meisten gefiel, und auf das er in unsern Gesprächen wiederholt zurückkam mit lobenden Worten, die ihm sonst spärlich von den Lippen flossen.

So war ich nach dieser Seite auf voraussichtlich längere Zeit gedeckt. Überdies spukte mir bereits ein neuer Roman im Kopfe, allmählich so arg, daß seine Gestalten sich bereits zwischen die mir nun schon zu wohlbekannten des alten zu drängen und mein ermattendes Interesse an ihnen vollends zu lähmen begannen. Nein, über das Roman-Departement meines Feuilleton brauchten mich während der wenigen Stunden, die ich zum Schlaf bedurfte, keine bösen Träume zu schrecken.

Aber das andre! das viele, viele, höchst heikle, höchst buntscheckige andre!

Vor mir liegen alte Hefte, in die ich Ausschnitte aus dem Feuilleton, größere und kleinere Beiträge aus meiner Feder enthaltend, geklebt habe. Die Sammlung ist nichts weniger als vollständig: ich erinnere mich an manches, das zweifellos fehlt, und wie vieles wird aus meinem Gedächtnis geschwunden sein. Dennoch, wie die vergilbten Blätter durch meine Finger rascheln, faßt mich ein Grausen, als wäre ich damals ahnungslos über den Bodensee geritten und müßte noch jetzt nachträglich fürchterlich für die unbewußte Keckheit büßen. Wäre das alles mit rechten Dingen zugegangen, welch ein gewaltiger Kritiker vor dem Herrn, welch gelehrter Polyhistor, ja, welches Universalgenie müßte ich gewesen sein! Kunstausstellung, Theater, Dramen, Gedichte, Romane, Historie, Philosophie — alles ist mir — wie, nach Leporellos Versicherung, dem Don Juan die schönen Weiber — einerlei! will jemand auf welchem Gebiete immer ein Tänzlein wagen — ich spiel' ihm auf!

Es würde einfach lächerlich sein, wenn es nicht so traurig wäre. So traurig, daß ein junger Mann, der, wenn er ein Bewußtsein der klaffenden Lücken seines Wissens und Könnens hat, sich als Scharlatan fühlen muß, und, wenn er sie nicht empfindet, ein Dummkopf ist, über Gott und die Welt orakelt und abspricht, als säße er im Zentrum der Dinge; und das Publikum das krause Zeug, weil es da schwarz auf weiß steht, getrost nach Hause trägt, sich seines eigenen, oft so viel gesünderen, feineren, tieferen Urteils scheu enthaltend.

Und dabei darf ich mich wohl rühmen, daß ich in dieser meiner Allerweltskritik stets bemüht gewesen bin, Recht und Gerechtigkeit

zu üben, so gut ich es verstand, und immer das Beste, was ich hatte, gegeben habe. Aber welches Beste konnte es im besten Falle sein?

Ich hatte als Student in Berlin die Museen und sonstigen Kunstsammlungen eifrig besucht. Wie es mir die schöne, von Fr. Welcker begründete Sammlung der Gipsabgüsse antiker Bildwerke in Bonn angetan, habe ich erzählt. Auch in Leipzig hatte ich in der ununterbrochenen Del Vecchioschen Ausstellung, später in dem durch die großartige Freigebigkeit seiner Bürger zustande gekommenen schönen Museum manch weihevolle Stunde zugebracht. Aber was wollte das sagen in Anbetracht, daß ich noch nie einen Blick in ein Maler- oder Bildhaueratelier getan; niemals, außer zweimal flüchtig die Dresdener, eine größere Galerie gesehen, nie, die Geschichte der Künste zu studieren, die nötige Muße gefunden! Das war keine Schande für mich: in Müßiggang hatte ich wahrlich meine Zeit nicht vertan, und das Versäumte konnte auch nicht von heute auf morgen nachgeholt werden; dafür mußte ich denn von heute auf morgen über ein halbes Tausend Bilder anerkannter Meister und solcher, die es gern gewesen wären, wie sie in den jährlichen, jedesmal am 24. Februar eröffneten Kunst-Ausstellungen Dutzende und Aberdutzende himmelhoher Wände bedeckten, meine wohlerwogenen, wohlbegründeten Urteile letzter Instanz zu Papier bringen.

Dieser vierundzwanzigste Februar! Mein Geburtstag, aus dem man für mich einen Tag des Schreckens gemacht hatte!

Dennoch die von mir erstatteten Berichte über die beiden Kunstausstellungen, welche ich in Hannover erlebte, liegen bis auf wenige verloren gegangene Blätter vor mir — nun wohl! ich meine jetzt noch — und jetzt erst recht — ich habe mich nicht übel aus der Affäre gezogen. Ich verständige meine Leser dahin, daß „ich mich nur über das gemeinschaftlich Gesehene freundschaftlich mit ihnen unterhalten“ will; daß „ich es auf Belehrung nicht abgesehen habe; mir nicht die überflüssige Mühe machen werde, ihnen Vorlesungen zu halten über Stil und Manier, Kunstschulen, Kunstzweige, koloristische Virtuosität, Fernung, Perspektive und andere schöne Dinge, über die sie sich in jedem Kompendium der Ästhetik bequemer und besser unterrichten können“. Durch diese offene Erklärung hatte ich mir, so zu sagen, den Rücken gedeckt gegen die anspruchsvollen Leute, denen mit einer harmlosen Plauderei nicht gedient war und die in dem Feuilleton einer ernsthaften politischen Zeitung eine gediegene Kunstkritik verlangten. Nun ist es drollig zu beobachten,

wie ich trotz jener feierlichen Verwahrung, keine eigentliche Kritik üben zu wollen, je weiter ich in meinem Thema komme, je fester ich mich in dem Sattel fühle, so allmählich anfange, ganz munter drauf los zu kritisieren und mit den von mir abgelehnten kritischen terminis um mich zu werfen, als hätte ich schon als Kind mit ihnen Fangball gespielt. Wahrlich! Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er freilich mit nichten immer den Verstand, meistens aber doch die Kunst, die dazu gehörende Miene anzunehmen. Und damit ist ja dann der liebe Leser in den weitaus meisten Fällen vollkommen zufrieden. Ich vermute, die von mir abgekanzelten Künstler haben über meine Naseweisheit höhnisch genug die Achseln gezuckt, oder für mich nicht schmeichelhafte Reden geführt. Aus dem Publikum hörte ich nur Freundliches über meine Einfälle; und wenn ich nicht der Einbildung verfiel, ein gewiegter Kunstkenner zu sein, habe ich es nicht ihm, sondern mir allein zu verdanken.

Dabei war ich übrigens klug genug, mich bei meinen kunstkritischen Versuchen in der Hauptsache an allgemeine ästhetische Anschauungen zu halten, die sich wohl verteidigen ließen, und an die Schilderung des Dargestellten, in der ich mir einiges Vermögen zutraute. Dem Leser zu zeigen, was ich nach der einen und der anderen Seite fertig brachte, hier eine Probe von beidem.

Gelegentlich der Landschaften komme ich auf „Stimmung“ zu sprechen und sage:

„Hic Rhodus, hic salta! Der Laie argumentiert mit Recht also: wenn ich Bäume, Felsen, Wasser, Wolken, Häuser, Kirchen, Ruinen, Sonnen- und Mondenschein, Regen, Sturm und Gewitter, Wiesen, Felder und Wälder, Bach und Fluß und Moor sehen will, so brauche ich nur ein Billet auf der Eisenbahn zu lösen und ein paar Meilen landein- oder seewärts zu fahren, und ich habe das alles besser, als es mir ein Landschafter, und wäre er ein Ruisdael und wäre er ein Claude Lorraine, malen kann. Aber mit der bloßen Wiedergabe dessen, was ich mit meinen eigenen Augen sehe, ist mir nicht gedient. Ich will, daß mir der Künstler die Natur erklärt und — verklärt; daß er mich mit ihr in ein ganz bestimmtes Verhältnis bringt, wo ich sie liebe oder hasse; in ihren Arm sinken möchte, wie ein Kind an die Mutterbrust, oder mit Entsetzen vor ihr fliehe, wie das Reh vor den Zähnen des Panthers. Ich will, daß, wenn ich vor deinem Gemälde stehe, mich die Ahnung des Unendlichen noch mächtiger überkommt, als wenn ich am Strande des Meeres wandelte, wenn ich vom Rigi in das weite Alpenpanorama schaute; daß mir aus deinem Bilde Ruhe und Frieden

in das Herz strömt, tiefer, inniger, wie ich sie empfand, wenn ich im Abendsonnenschein, ein verworrener Knabe, über den glatten Spiegel eines Teiches ruderte oder, ein ruheloser, zweifelgequälter Jüngling, durch die blumigen Auen im Herzen des Thüringer Waldes wanderte. Wenn du das nicht kannst, du nicht vermagst, solche Stimmungen noch inniger und poetischer in mir wachzurufen, so achte ich deine Kunst für nichts; deine Pinselführung für nichts, deine Farbengebung für nichts; so ist es mir gänzlich gleichgültig, ob du einen Eichstamm so täuschend malst, daß man ein Stück absägen zu können glaubt, daß die Sperlinge nach deinen Kirschen picken, die Schmetterlinge nach deinen Blumen flattern. So bist du mir trotz aller deiner Kunst kein Künstler; bist mir nichts als ein prosaischer Gesell, der mit Pinsel und Farben leidlich umzugehen versteht, der aber besser getan hätte, anstatt der Palette den Leimtopf und statt des Pinsels den Hobel zu ergreifen."

Von meinen Schilderungen wähle ich die eines Bildes, das von allen, damals von mir besprochenen, dem Leser noch das bekannteste sein dürfte: den betenden Mönch am Sarge Kaiser Heinrichs von L. F. Lessing.

„Das Innere einer alten Kapelle. Von dem dicken Mauerwerk ist der Überwurf zum größten Teil abgebröckelt; Stein und Schutt haben den Boden hoch und unregelmäßig bedeckt, so daß ein Sarg, den man hier in der halb offenen Halle aufzustellen für gut fand, durch Planken und Klötze in eine horizontale Lage gebracht werden mußte. Der Sarg kann hier schon lange gestanden haben, denn die Decke, die man darüber gebreitet, ist arg verschossen und wird in Fetzen fallen, wenn sie noch lange der Feuchtigkeit des Gewölbes, der Gewalt von Wind und Wetter und dem nassen Atem ausgesetzt ist, der durch den weit offenen Mauerbogen zur Winterzeit von dem Flusse unten heraufhaucht. Da draußen über den hohen Ufern des Flusses, dessen grüne Wasser so majestätisch fluten, liegt der letzte Abendschein eines goldigen Sommertages so still, so feierlich, so friedlich. Hat der mühsalbehaftete, leidenschaftgehetzte Mensch keinen Teil an diesem Frieden, nicht einmal im Tode? Nur bei den Menschen! nicht, Gott bei dir! du willst gnädiger sein als die Menschen; willst den in deinen Frieden aufnehmen, der auf Erden nur Sorgen und Kummer kannte, um so inniger kannte, je höher sein gekröntes Haupt aufragte über die anderen Sterblichen. O, Herr, gib ihm, gib uns allen Frieden in Ewigkeit! Amen! — Das wird, das muß der Inhalt des Gebetes sein, von dem kein Wort über die dünnen Lippen des Mönches kommt, der von seinem

Kloster drüben im Abendschein über den stillen Fluß herübergerudert ist, und nun hier am Sarge des Unbegrabenen, von der Kirche Verfluchten kniet in brünstiger Andacht. Die Kirche mag verfluchen, der wahre Priester kann es nicht; denn der wahre Priester ist auch zugleich der wahre, der hilfreiche, edle und gute Mensch. — Das ist die Geschichte, die Lessings Bild erzählt; die historischen Daten findet man in der Geschichte Kaiser Heinrich IV."

Einen weitaus leichteren Stand, als in der Kunstkritik, hatte ich in der des Theaters. Ich konnte mich nicht als einen Kenner ausgeben, weder des dramatischen, noch des bühnenmäßigen Teils der Kunst; indessen als einer, der bereits als zehnjähriger Knabe sein erstes Stück geschrieben und selbst inszeniert, dann sogar in Person, wenn auch, Gott sei Dank, nur für kurze Frist, auf den Brettern gestanden, seitdem fortgefahren hatte, sich für alles, was sich auf das Theater bezog, lebhaft zu interessieren, in den Stücken Shakespeares und unserer Klassiker wohl bewandert, auch sonst in der Bühnenliteratur nicht fremd war, durfte ich es schon eher wagen in der schwierigen Sache mitzusprechen.

Das tat ich denn, wie meines Amtes war, und ich darf, wenn ich die damals geschriebenen Besprechungen durchblättere, sagen, daß ich es nach denselben Grundsätzen verwaltet habe, zu denen ich mich noch heute bekenne. Wo es etwas zu loben gibt, lobe ich aus vollem Herzen; glaube ich etwas tadeln zu müssen, tadle ich mit Rückhalt. Von jenem so beliebten Haschen nach Effekt, jener so landläufigen und so billigen Witzbolderei halte ich mich ganz fern, höchstens daß ich zu der Waffe der kühlen Ironie greife, um ein mir besonders Widerstrebendes zu bekämpfen, und gelegentlich des Helden der „Valentine" und der übrigen Personen des Stücks als von Leuten spreche, „die, wie der heilige Dionys, ihren Kopf unter dem Arm tragen. Das sei im Anfang allerdings ein etwas befremdliches Schauspiel; aber schon im zweiten Akte fange man an, sich daran zu gewöhnen; im dritten finde man es ganz in der Ordnung, so daß man sich des Höchsten verwundern würde, wollte man im vierten nun noch ein Mensch mit dem Kopf an der richtigen Stelle unter diese Marionetten treten."

Und selbst dergleichen satirische Vorstöße sind Ausnahmen, im übrigen bleibe ich mir den Dichtern und Schauspielern gegenüber stets bewußt, wie schwer die Mittel zu erwerben sind, durch die man zu den Quellen steigt.

Glücklicherweise für mich war das Repertoire der königlichen Bühne ein wesentlich klassisches, das nur gelegentlich auf die zeit-

genössische Dichtung der Freytag, Gutzkow, Laube usw. Rücksicht nahm; und was besonders als Wohltat von mir empfunden wurde: das Künstlerpersonal zählte eine verhältnismäßig große Zahl erster Sterne und eine stattliche zwar weniger hell leuchtender, immerhin ansehnlicher Trabanten.

Zu den ersten mußte man unbedingt Marie Niemann-Seebach rechnen, die damals auf der vollen Höhe ihrer großen Kraft stand und als Klärchen, Gretchen, Prinzessin im Tasso, als Julia Shakespeares und einer langen Reihe anderer klassischen Rollen Unvergleichliches leistete. Von ihrer Julia sage ich: „Sie legte mit Fug den Hauptakzent auf die leidenschaftliche Natur des Sonnenkindes. Diese Natur schimmert schon bei ihrem ersten Auftreten unter den gesenkten Wimpern hervor; im weiteren Verlauf weiß die Künstlerin sie so herauszustellen, daß ich mehr als einmal die Wirkung einer hellen, unaufhaltsam zum Himmel lodernden Flamme zu verspüren meinte.“ — Und so hat sie überall bei mir Nummer eins; und wenn sie mir gelegentlich nicht zu Dank spielt, warne ich sie „vor willkürlichen Interpretationen der Rollen und vor Ausschreitungen, die um so gefährlicher, freilich auch um so tadelnswerter seien, je reicher und kräftiger das Talent, das sich zu ihnen verleiten läßt“.

Neben einem so großen, urwüchsigen Talent konnte dann freilich eine Marie Erhartt mit ihrer um soviel geringeren schauspielerischen Begabung nicht aufkommen, wenn sie sich auch später so weit entwickelte, daß sie den Berlinern lange Jahre hindurch als erste Heroine gelten mochte; wogegen dann Frau von Bärndorff, bei nicht immer ausreichenden geistigen Kräften, als Lady Milford, Julia Imperiali, Gräfin Orsina, und in ähnlichen Rollen wenigstens eine Erscheinung bot, wie man sie vornehmer und bestechender selten auf der Bühne gesehen haben wird.

Die bedeutendste geistige Kraft in dem männlichen Personal war unzweifelhaft Karl Devrient, der älteste der drei Brüder und vielleicht unter ihnen das größte Talent. Sein Mephisto, Carlos in Clavigo, Mercutio, überhaupt alle Rollen, in denen es mit der Leidenschaft nicht getan, vielmehr der Kopf zu lebhafter Mitarbeit verpflichtet ist, waren Meisterwerke theatralischer Kunst, wie ich sie weder vorher noch nachher (trotz Döring und Davison) vollendeter gesehen habe. Allerdings waren seine Leistungen, wie nicht selten die der größten Bühnen-Künstler, sehr ungleichmäßig, vielleicht mit infolge der Schwäche seines Gedächtnisses, das ihn selbst in alten Rollen nur zu oft im Stich ließ und ihn zwang, die Worte aus

dem Souffleurkasten herauszufischen, was ihm zwar meistens glücklich, aber doch nicht immer gelang und ihn zu allerlei Auskunftsmitteln nötigte, in denen sich freilich sein mimisches Genie manchmal erst recht herrlich offenbarte. Das peinliche Bewußtsein dieser seiner Schwäche muß es auch gewesen sein, was ihn Zeit seines Lebens von den großen Zentren der dramatischen Kunst fern hielt und nie nach dem vollsten Kranze schauspielerischen Ruhmes greifen ließ, der ihm im übrigen gebührte. Die Bewunderung, zu der er mich in jeder seiner Rollen hinriß, muß ich um so höher veranschlagen, als meine hannoverschen Freunde mich versicherten, daß der Karl Devrient von heute nur noch eine Ruine sei von dem, was er einst gewesen.

In der Blüte seiner Kraft stand Alexander Liebe. Groß und schlank gewachsen, schön von Angesicht, ausgestattet auch sonst mit allen begehrenswerten schauspielerischen Gaben, besonders auch mit einem sonoren, biegsamen Organ, war er der geborene Heldenspieler, dem ich aus früherer Zeit nur Wilhelm Kunst, aus späterer Hermann Hendrichs an die Seite stellen kann. Ihn als Tasso, Egmont, Fiesko, Posa, Leontes zu sehen — Rollen, bei denen fast immer eine Marie Seebach seine Partnerin war, — mußte dem verwöhntesten Theaterfeinschmecker ein Hochgenuß sein. Leider hatten die Götter, wie sie das so oft tun, vergessen oder verschmäht, diesem von ihnen so begnadeten Menschen Mäßigung, Weisheit und Geduld mit auf den Lebensweg zu geben, der nun so, in krausen Zickzacklinien sich bewegend, schließlich im Dunkel verlief. Eines Tages war der verwöhnte Günstling des Publikums auf Nimmerwiedersehen aus Hannover verschwunden, und „Kabale und Liebe“, das für den Abend angesetzt war, konnte — wie der Volkswitz lautete — „von Kabale allein nicht gegeben werden“.

Aber wohin gerate ich, wenn ich meinen hannoverschen Erinnerungen so in die Einzelheiten nachspüre! Das letzte Kapitel, das ich ihnen noch widmen kann, geht zu Ende, und noch habe ich nicht einmal der zahlreichen lieben Freunde Erwähnung getan, die mir dort zu erwerben vom Glück beschieden war. Indessen kann und muß ich diese Versäumnis nachholen, wenn ich auf meinen nächsten Roman „Die von Hohenstein“ zu sprechen komme, der durchaus in Hannover entworfen aber erst in Berlin ausgearbeitet wurde, wohin ich im Herbst 62 übersiedelte.

Es mußten wohl schon sehr gewichtige Gründe sein, die mich bestimmten, gegenwärtige Verhältnisse, wie sie angenehmer nicht sein konnten, für eine Zukunft aufzugeben, die mich keineswegs lockte, vor der ich vielmehr ein geheimes Grauen empfand. Aber

mir blieb keine Wahl. Ich habe oben auf die mißliche ökonomische Lage hingewiesen, in der sich unsere Zeitung befand. Daß ich ihr trotz aller redlichen Mühe, die ich mir gab, auch nicht den geringsten Vorteil gebracht, dagegen mit dem mir ausgesetzten, obschon nichts weniger als üppigen Gehalt eine schwere Last war, hatte ich mir je länger die Zeit währte, immer eindringlicher sagen müssen. Für einen ehrliebenden Menschen ist eine derartige Lage unerträglich. Und dabei mußte ich zweifeln, ob es mir gelingen werde, auf die Dauer meinen eingegangenen Verpflichtungen nachzukommen. Roman, Novelle, philosophische, ästhetische Essays, Reiseschilderungen, Kritisches aller Art, Auszüge aus neuen interessanten wissenschaftlichen und anderen Werken, — alles hatte ich in den stets offenen Schlund meines Feuilleton geworfen, ohne doch seinen Hunger ausgiebig stillen zu können; ja, in meiner Verzweiflung schon ein und das andere Mal, heimlich errötend, zur Papierschere greifen müssen. Ich wollte das Erröten nicht verlernen; ich mußte ein Anerbieten annehmen, das mir von Otto Janke in Berlin gemacht war, der inzwischen auch die Problematischen Naturen und die früheren kleinen Romane in seinen Verlag genommen hatte.

In den ersten sturmlosen hannoverschen Tagen, mich des neugegründeten Herdes freuend, hoffend, daß hier, wo es so gut war, die Hütte, die ich mir gebaut, lange Jahre stehen werde, war ich um Entlassung aus dem preußischen Staatsverbande eingekommen, die mir bereitwillig in Aussicht gestellt wurde. Nicht ebenso bereitwillig zeigte sich Staat und Stadt Hannover, mich aufzunehmen. Ich konnte nachweisen, daß ich in völlig rangierten Verhältnissen lebte, in meiner Heimat der Ehre des Offizierstandes gewürdigt war, hier in der besten Gesellschaft verkehrte — alles vergebens. Den zugezogenen Redakteur einer radikalen Zeitung, den Verfasser der Problematischen Naturen ziemte nicht das Bürgerrecht, sondern eine Aufenthaltskarte, die man jederzeit zurücknehmen konnte. Weshalb denn auch hätte eine Verordnung, ich weiß nicht mehr aus welcher grauen Vergangenheit, existiert, welche wohllöblichem Magistrat zur Pflicht machte, „Schauspielern, Seiltänzern, Gauklern, Literaten und sonstigem Gesindel“ den Aufenthalt in der Stadt an der Leine nur auf Widerruf zu gestatten?

So mußte ich noch dankbar sein, daß man mich zwei volle Jahre geduldet hatte, um mir jetzt meine inzwischen hinterlegten Legitimationspapiere mit größter Zuvorkommenheit zurückzugeben und mir Glück auf die Reise zu wünschen.

Nun, Glück kann man auf der Reise immer brauchen, zumal

wenn sie mit Frau und Kindern unternommen wird in der Absicht, sich ein neues Heim zu schaffen, und es auf dem wildbewegten Meere zu finden hofft, das — Berlin heißt.

Weitere Aufzeichnungen über sein Leben hat Friedrich Spielhagen nicht gemacht, man müßte sonst die in seinem Skizzenbuche mitgeteilten Reiseschilderungen: Aus der Schweiz (1862) und Herbsttage auf Norderney (1866) und die in einem besonderen Bande veröffentlichten Skizzen „Von Neapel nach Syrakus“ sowie den Essay „Wie ich zu dem Helden von Sturmflut kam“ (Neue Beiträge zur Theorie und Technik der Epik und Dramatik S. 208 ff.) dazurechnen. Als eine Fortsetzung seiner Lebenserinnerungen können wir größere Stücke seines letzten Romanes „Freigeboren“, der uns die Berliner Gesellschaft und den Dichter selbst im Anfange der sechziger Jahre schildert, müssen wir überhaupt die sämtlichen Werke des Meisters ansehen, von denen er einmal (Am Wege, S. 118) gesagt hat:

„Sie geben von mir ein vollständigeres und treueres Bild, als es selbst die ehrlichste Autobiographie vermöchte. Denn der Mensch

„er mißt nach eignem Maß
Sich bald zu klein und leider oft zu groß.“

Aber seine Werke sind ein untrüglicher Wertmesser seines Wollens und Vollbringens. Auch hier — und hier erst recht — heißt es: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.“

Den Abschluß mag die Charakteristik bilden, die er nach der Feier seines siebzigsten Geburtstages geschrieben:

Post festum.

Es war ein herrliches Fest gewesen. Zu den Freunden, die es ihm in erster Linie bereitet, hatten sich viele gesellt, Damen und Herren, die er flüchtig oder auch gar nicht kannte, die aber durch ihr bloßes freundwilliges Erscheinen nicht wenig dazu beigetragen, daß die Sache so glänzend ausfiel. Nun war sie vorübergerauscht; die prachtvollen Blumen, mit denen man aus seiner Wohnung einen Wintergarten gemacht, waren verwelkt; die stolzen Palmen ließen, sich nach der Heimatsluft ihrer Gewächshäuser sehnend, die Blätter hängen; kunstvolle Adressen in kostbaren Mappen und sonstige höchst wertvolle Ehrengaben lagen, sorgsam geordnet, auf dem eigens für sie erlesenen Tisch; die massenhaften Telegramme und Briefe waren gesichtet und beantwortet — teils kollektiv, teils separat, wie es sich

schicken wollte — der Jubilar saß wieder in seinem stillen Arbeitszimmer und suchte sich darüber klar zu werden, wie er zu all den Ehrungen eigentlich gekommen war.

Sicherlich halb gegen seinen Willen. Daß man seinen siebzigsten Geburtstag nicht ganz klanglos vorübergehen lassen würde, hatte ihm sein ahnungsvolles Gemüt gesagt; und er war entschlossen gewesen, dem, was sich da etwa, drohend für ihn, vorbereitete, auszuweichen — irgendwohin, nach Hamburg vielleicht, in sein liebes „Hôtel de l'Europe", aus dessen Fenstern er nun schon so oft auf das Bassin der Binnenalster hinabgeblickt hatte, ruhevollen Herzens, sich nach Venedig träumend, wenn die weißen Häuserfronten drüben vom Frühlicht überhaucht, durch den zarten Nebelflor über das stille Wasser herüberblickten, auf dem die flinken Fährboote geräuschlos kamen und gingen.

Man weiß, wie das Mark solcher Entschließungen beschaffen ist: „Aber, Fritz, was würden die Leute sagen! und mit Recht!" — „Aber, lieber Freund, das dürfen Sie uns nicht antun!" — Mein Gott, die Pfeil' und Schleudern des wütenden Geschicks, wie machtlos sind sie im Vergleich mit so gütigem Zureden! In seinen Exzerptebüchern stand seit fünfzig Jahren ein Wort O. Feuillet's: „Heureux l'homme qui sait dire „non!" Seul il est vraiment maître de son temps, de sa fortune et de son honneur" — er hatte es noch immer nicht gelernt.

So war er — natürlich — geblieben.

Tat es ihm nachträglich leid?

Gott bewahre! Er hatte ein Großes, ihn Beglückendes und Erhebendes erlebt. Dennoch —

Dennoch wollte es in seiner Seele nicht ruhig werden, die von Jugend auf eine tüchtige Portion Skepsis beherbergt hatte. Mit dem Alter war die Portion nicht kleiner geworden.

Und das Alter — seine siebzig Jahre! Ja lieber Himmel, daß er sie nun hinter sich hatte, sein Verdienst war es doch wahrhaftig nicht. „Rat, Mäßigung und Weisheit und Geduld", die Iphigenie bei den Tantaliden so schmerzlich vermißt, schöne Tugenden, welche ein höheres Alter wenn nicht verbürgen, doch leichter ermöglichen sollen — er hatte sie nie auch nur mit einigem Erfolge geübt. Ohne gerade, wie Gottfried von Berlichingen (der Autobiograph) von sich bekennt, „ein heilloser Mensch" gewesen zu sein, konnte er auf das Prädikat eines Tugendmusters zu keiner Zeit den geringsten Anspruch erheben. Von den leidigen drei W hatten ihm zwar die Würfel nicht viel anhaben können; aber die beiden anderen

— die Macht, die er ihnen über sich einräumte, hatte er nie als Sklaverei empfunden, im Gegenteil! als eine Steigerung und Komplettierung seines Seins, dem durchaus nichts Menschliches fremd sein durfte, als etwas, dem das Laissez faire! zu gewähren, sein unveräußerliches Dichterrecht war.

Er war nämlich Dichter. Das heißt cum grano salis. Will sagen: er hatte in seinem langen Leben eine endlose Reihe von Romanen und Novellen geschrieben. Damit kann man, nach Schiller, die Halbbruderschaft des Dichters beanspruchen — non meno, aber auch non più. Außerdem ein halbes Dutzend, oder so, Dramen; aber auch sie in Prosa; mithin immer noch kein legitimes Permesso zum Parnaß. Dann freilich auch Gedichte in wohl oder übel geratenen Versen und Reimen. Aber sie hatten nur die „happy few“ gelesen, wie der würdige Pfarrer von Wakefield die spärlichen Liebhaber seiner theologischen Streitschriften zu bezeichnen pflegte. Kurz, mit seiner Dichterwürde stand es mißlich. Dafür wurde er auf den Adressen der Briefe, die an ihn kamen, auf Wahl- und Steuerzetteln und sonstigen außeramtlichen und amtlichen Dokumenten so konsequent als Schriftsteller bezeichnet, daß er an dieser seiner Qualität kaum noch zweifeln durfte.

Aber sie allein konnte in der Sache des Festes den Ausschlag nicht gegeben haben. Schriftsteller gibt es wie Sand am Meer. Unter ihnen welch fragwürdige Gestalten masculini und feminini generis! Die Qualität mußte durchaus wieder qualifiziert werden. Sagen wir also: verdienstvoller Schriftsteller.

Durfte er sich das epitheton ornans ohne Anmaßung zulegen? Oder, ohne zu erröten, gestatten, daß andere es ihm zulegten, wie es doch während des Festes von allen Seiten geschehen war?

Hier war das thema probandum, an dem sich seine Seele bereits seit einer Stunde abmühte, ohne wesentlich weiter gekommen zu sein.

Mit den siebzig Jahren hatte er aufgeräumt. Die verdankte er der freigebigen Natur. Aber eine ebenso freie Gabe der Natur war doch auch sein schriftstellerisches Talent, wenn er es denn wirklich besaß. Er konnte weit in sein Leben zurückblicken: immer war es ihm ein leichtes gewesen, für das, was ihm durch Kopf und Herz ging, schriftlichen oder mündlichen Ausdruck zu finden. Ein großes Glück für ihn! Es begegnete ihm soviel Außerordentliches, Mitteilenswertes! Zum Erstaunen seiner Eltern, Geschwister, Schulkameraden, der Mädchen in der Küche, des Kutschers im Stall, die er alle durch die Treuherzigkeit, mit der er die Sache vortrug, die

realistischen Details, die anzubringen er stets bedacht war, zu Gläubigen seiner — Phantastereien machte. Wußte er selbst, daß es Phantastereien waren? Schwerlich. Und wenn schon: er konnte nicht anders. Aus dem Zwitschern der Vögel in dem morgenfrischen Garten: aus dem Krächzen der Krähen, die Abends um die Kirchtürme der altersgrauen Stadt schwärmten; aus dem Plätschern der Wellen an den Hafenmauern, auf denen er oft stundenlang saß, träumend auf die bewegten Wasser blickend; aus Busch und Baum, dem Wogen der unendlichen Kornfelder — aus allen Elementen, zu jeder Zeit, an jedem Orte hörte er die geheimnisvoll vertrauten Stimmen der Geister, die ihm das Geleite durch das Leben geben zu wollen schienen.

Gegeben haben, sagte sich jetzt der nachdenkliche Jubilar. War es doch immer dasselbe geblieben: auf der Schulbank, der Universität; ob er des „Königs Rock“ zeitweise trug oder dauernd den des „Privatgelehrten“ (wie man damals titellose Literaten in Leipzig zu nennen pflegte) — immer dasselbe: stets hatte er dies Doppelleben gelebt: eines, wie das der anderen, mit den anderen Menschen; daneben eines für sich, als sein ausschließlich eigenes. Und das ihm sehr viel wichtiger und sehr viel interessanter war, als das erste, weil es ihm die klaffenden Lücken, die jenes ließ, willig füllte; die dürftigen Gestalten, die jenes bot, wohltuend steigerte, mit kräftigeren Farben schmückte. Und in das er deshalb den Schwerpunkt seiner geistigen Existenz mit einer Energie rückte, welche für ihn das normale Verhältnis umkehrte, so daß er hier die Wirklichkeit, dort nur ein Schattenspiel an der Wand sah.

In der Mehrzahl der vielen Aufsätze, die gelegentlich seines Jubiläums Zeitungen und Zeitschriften gebracht, stand zu lesen: er habe sich erst nach langem Schwanken für seinen Beruf entschieden, sei infolgedessen viel später, als sonst wohl andere, in ihn eingetreten. Er mußte lächeln: als zehnjähriger Junge hatte er sein erstes Drama (in fünf Akten) geschrieben; alte Schulkameraden hatten ihm zu seinem Fest Verse geschickt, die der Quartaner ihnen während der Schulstunden in das Diarium gekritzelt und die sie — Gott weiß warum — treulich aufbewahrt hatten. Der Sekundaner hatte die Klasse geschwänzt, weil er sonst die lange Novelle, mit der er das von ihm gestiftete literarische Kränzchen am Sonntag regalieren wollte, nicht fertig brachte — und er sollte über seinen Beruf im Unklaren gewesen sein! Als ob Nansen darum weniger gewußt hätte, wo er den Pol zu suchen hatte, weil Packeis und sonstige unliebsame Hindernisse sich zwischen ihn und sein Ziel schoben!

Freilich, den prickelnden Ehrgeiz, sich gedruckt zu sehen, hatte er nie verspürt, selbst in dem Augenblicke nicht, als er die Scheu davor überwand, getrieben von der necessitas, deren grausame Härte er schmerzlich empfand, unter deren ehernes Joch er nur unwillig den trotzigen Nacken bog. Dann freilich — ade, süße Heimlichkeit! ade, „Schleier der Nacht“! — „am Tage bloß“ — wehe! wehe!

Also ein Gewerbe! Also er einer vom Metier, aber doch mit einem starken Rest des alten Vogelprivilegiums, zu singen, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, ohne den Kuckuck danach zu fragen, ob andern der Gesang gefällt oder nicht. Das konnte nicht anders sein bei einem, der, wie viel er sich auch von frühester Jugend in der Gesellschaft umgetrieben, seelisch immer in tiefer Einsamkeit gelebt hatte und fortfuhr, so zu leben. Der Indianer, der die Ansiedlungen der Blaßgesichter sorgsam meidet, tut es ja nicht aus Stolz, sondern aus angeborener, instinktiver Scheu. So hätte er ebenso gern silberne Löffel gestohlen, als einen Schritt zu Gustav Feytag getan, dem weitaus Ersten damals auf dem deutschen Parnaß, der monatelang in Leipzig residierte; oder sich Julian Schmidt vorstellen lassen, trotzdem er Jahre hindurch im „Hotel de Saxe“ mit ihm an derselben Table d'hôte saß und aß. Bis dann endlich ein gemeinsamer Bekannter, der biedere Seybt (er übersetzte trotz seiner mehr als oberflächlichen Kenntnis des Englischen den Dickens und nahm nie ein Lexikon zur Hand, „sich die Unbefangenheit seiner Auffassung nicht trüben zu lassen“), die Bekanntschaft vermittelte. Was konnte das einem nützen, dem die Natur das Organ der Kameraderie gänzlich versagt zu haben schien, daß er es fertig brachte, die eben ausgegebenen „Fabier“ des Olympiers in des prächtigen Kolatscheks „Monatsheften“ als ein poesieloses, konfuses Werk greulich zu reißen! Durfte er sich wundern, wenn durch solche Freveltat das mürbe Tischtuch zwischen ihm und der allmächtigen „Grenzboten“-Partei für immer zerschnitten war?

Der ruchlose Mensch wunderte sich nicht; er atmete sogar erleichtert auf; der so flüchtige Verkehr mit den Blaßgesichtern war ihm bereits stark auf die wilden Nerven gefallen.

Wenn er auch mittlerweile den früheren Naturgesang in eine Kunst umgewandelt hatte, die er nach einer bestimmten Methode trieb. Nach einer sehr strengen sogar, an der er mit um so zäherer Konsequenz festhielt, als sie das Resultat eifrigen Nachdenkens, der theoretische Niederschlag nun bereits langjähriger praktischer Übung, und er — wie das bei Autodidakten zu sein pflegt — von ihrer Richtigkeit festiglich überzeugt war. Er war wirklich hier sein eigener

Lehrer gewesen, völlig self made man. Auf welches Magisters Worte hätte er auch wohl schwören sollen? Ließen ihn in diesem Kardinalpunkte doch alle, selbst die Größten im Stich! Irrten in Theorie und Praxis von dem Wege ab, in welchem er einzig und allein den zum Ziele führenden sah! Zu dem aufs innigste zu wünschenden Ziel: den Roman aus seiner selbstverschuldeten prosaischen Erniedrigung zu der Höhe eines reinen Kunstwerkes zu erheben.

Hatte er überhaupt Lehrer gehabt? Wie man es nehmen will. Homer, Sophokles, Cervantes, Shakespeare, Goethe, Walter Scott — gewiß hatte er zu ihren Füßen gesessen, verdankte ihnen Unendliches; aber ebenso gewiß mehr im Sinne der Anregung, der Erhöhung seines Geistesniveaus, als in dem des Beispieles, das zur Nachahmung reizt. Hätte ihn nicht schon sein stolzer Unabhängigkeitstrieb gegen eine solche Regung unempfindlich gemacht, so würde ihn sein bon sens geschützt haben, der ihm sagte: ihnen nachahmen wollen, heißt, den Zirkel quadrieren: Sonnen, deren Spezialität noch im kleinsten Strahl empfunden wird, noch einmal schaffen wollen.

Und die anderen? Die dii minorum gentium? Er ließ sie Revue passieren, betrachtete sie wie Landschaften, die man durch das Fenster des vorüberrollenden Eisenbahnwagens sieht. Hie und da interessiert einen lebhaft eine Einzelheit, gelegentlich auch wohl das Ganze. Aber da wohnen? Nein! Man weiß zu genau, daß man sich nicht akklimatisieren könnte, sich nach der Heimat zurücksehnen würde, man an die Heimatscholle geheftet ist.

Aber was dem einen recht ist, ist dem andern billig. Nahm er nur ein mäßiges Interesse an dem Schaffen der anderen, weshalb sollten sie ein lebhaftes an dem seinen empfinden? Mußte er ihre Methode verurteilen, warum sollten sie die seine gutheißen? Konnte er verlangen, daß sie sich in seinem heimatlichen Klima behaglicher fühlten als er in dem ihren? Er war auch weit entfernt davon, so Törichtes zn verlangen; fand es vielmehr ganz in der Ordnung, daß die Zahl derer, die mit ihm gehen mochten, von Anfang an eine im Verhältnis zu der Gefolgschaft anderer kleine war und auch später sich nicht eben wesentlich vergrößerte.

Wenn er dafür einer Entschädigung bedurfte, so gewährte sie ihm das Ausland: Amerika und besonders Rußland, wo man erklärte, daß er seinen Platz unmittelbar neben den gelesensten einheimischen Schriftstellern habe. Ihm wohl erklärlich. Er war ein geborener Tyrannenhasser, Hasser alles dessen, was nach Autokratie

schmeckt. So war nicht der einzelne Adelige, der vielleicht sein lieber Freund war, wohl aber die Adels-Institution als solche ihm gründlich widerwärtig. Daß die Republik die Panacee für alle sozialen Schäden sei, glaubte er keinen Augenblick, dennoch sah er in ihr die einzige, eines mündigen Volkes würdige Staatsform. Religion war für ihn Privatsache, wie für die ersten Christen. Über die seelisch-sittlichen Qualitäten, die den Menschen zum Christen machen, hatte er seine besonderen Ansichten, die von denen der Kirche gerade in den entscheidenden Punkten beträchtlich abwichen. Alles in allem war sein politisch-religiöses Programm das des linkesten Flügels der Radikalen der Paulskirche von 1848, modifiziert durch die Erfahrungen eines halben Jahrhunderts, die ihn aber nicht weiter nach rechts, sondern nach links gedrängt hatten, so weit, daß er mit den Sozialisten die bestehende staatliche und wirtschaftliche Ordnung ohne die einschneidendsten Veränderungen auf die Dauer für unhaltbar ansah.

Solche Ansichten verstand man in Rußland, auch in den Kreisen der Gebildeten, die das Hauptkontingent seiner Leser stellten. In denen ganz besonders. In Deutschland hatte sich hierin ein Umschwung vollzogen, der nicht zu seinen Gunsten war. Die Aufrichtung des Deutschen Reiches, die auch er mit Freuden begrüßt, war Vielen eine Abschlagszahlung gewesen, für die sie willig einen beträchtlichen Posten von der liberalen Rechnung, die sie einstmals der Regierung präsentiert hatten, streichen zu dürfen glaubten. Da er von diesem Abstrich nichts wissen wollte, vielmehr der Meinung war, es habe das Volk, das mit Strömen seines Blutes den Einheitsbau gekittet, jetzt doppelt und dreifach das Recht, die Einrichtung im Innern nach seinen Wünschen und Bedürfnissen zu treffen, und er diese Überzeugung, wie er es gewohnt, mit Freimut nachdrücklich aussprach, gelangte er in den Ruf eines Mannes, der, wie er nichts vergessen, so auch nichts gelernt habe. Das entfremdete ihm viele alte Freunde und erwarb ihm keine neuen, die er nur in Kreisen hätte finden können, von welchen ihn jener Riß trennte, der zum ungeheuren Schaden beider Teile durch die Bildung unseres Volkes geht, und den zu beseitigen die Aufgabe und schwere Arbeit des kommenden Jahrhunderts sein wird.

Hierzu kam ein anderes. Ungefähr gleichzeitig mit der neuen Konstellation der politischen Verhältnisse, wesentlich auch als deren Folge, begann sich ein Umschwung in der Literatur zu vollziehen, der freilich vom Auslande inauguriert und importiert war, aber in dem nachahmungssüchtigen Deutschland einen überaus dankbaren

Boden fand. Wenn man den Heißspornen der Bewegung glauben wollte, sollte sie die Literatur (und Kunst) von Grund aus revolutionieren, Inhalt und Form gleicherweise völlig neu gestalten.

Er war, als die ersten Sturmwellen mit einer Heftigkeit heranbrandeten, gegen die jeder Widerstand zwecklos schien, längst kein junger Mann mehr, stand fest in seinen ästhetischen Prinzipien, wußte aus langjähriger Erfahrung, was seine Natur willig hergab, was sie ihm hartnäckig verweigerte, und hatte daraufhin seine Technik und Praxis eingerichtet. Wie es mit der Naturtreue stand, welche die Neuerer auf ihre Fahne geschrieben und die ihnen als die conditio sine qua non galt, wußte er nicht seit gestern. Wußte, daß die Natur dem Künstler die Annäherung an die Natur nur bis auf eine gewisse Entfernung verstattet, und er, wenn er diese nicht respektiert, sicher sein kann, aus der Kunst herauszufallen und für das Panoptikum zu arbeiten. Abgesehen von diesem Kardinalpunkt, der ihm als unverrückbar galt, konnte er mit vielen Forderungen des neuen Programmes sehr wohl harmonieren. In der Tat war es ihm gar kein neues. Die Phrase sollte aus der Kunst schwinden — er war nie ein Phraseur gewesen. Was der Künstler dachte und fühlte, sollte er auch darstellen, in der Darstellung bis an die äußerste Grenze gehen dürfen — er hatte mit seinen Gedanken und Gefühlen nie Versteckens gespielt, sich in der Darstellung zum Graus so vieler zaghafter Seelen ein beträchtliches Stück über seine unmittelbaren Vorgänger hinausgewagt. Und was die demokratische Forderung betraf, auf welche die Neuerer pochten und der sie zu genügen glaubten, wenn sie das Elend des kleinen Mannes möglichst schwarz malten — er hatte nichts gegen die Erweiterung des Stoffgebietes durch Eroberung einer Domäne, die ihm verschlossen war; er, der auf einem andern Teile des Schlachtfeldes seinen Speer so weit in das Heer der Gegner geschleudert hatte!

Sodann hätte man meinen sollen, die junge Kriegerschar würde ihn, wenn nicht als einen Vorkämpfer ehren, so doch mindestens als einen der ihren gelten lassen. Das Gegenteil trat ein. Er wurde der Zielpunkt ihrer heftigsten Angriffe, wenn man nicht vorzog, ihn von Stunde an völlig zu ignorieren und sich so den Beweis zu ersparen, daß er zu dem alten Eisen gehöre. Es focht ihn nicht an. Er murmelte kein zorniges Ex ossibus ultor, schon deshalb nicht, weil er seine Gliedmaßen noch ganz gut zusammen zu haben glaubte; bewies vielmehr seine Teilnahme an der Bewegung da-

durch, daß er das Gute, das sie zeitigte, willig anerkannte, warm empfahl; allerdings dann auch vor Extravaganzen warnte, in denen er eine Schädigung der gemeinsamen Sache sah. Und wo er fand, daß die neue Methode der von ihm geübten überlegen war, versuchte er es gern mit ihr, sich freuend, wenn der Versuch gelang, daß er noch immer nicht zu alt zum Lernen war.

So fand ihn sein siebzigster Geburtstag, und etwas ihn aufs höchste Überraschendes geschah. Er, der sich einsam glaubte, wie die Lessingsche Windmühle vor dem Dorfe, die zu niemandem und zu der niemand kam, sah sich plötzlich inmitten einer großen Schar, aus der ihm von allen Seiten Glückwünsche entgegenschallten, an deren Aufrichtigkeit er nicht zweifeln konnte. In der Schar nicht wenige, die er für seine prinzipiellen Gegner halten mußte, und welche, als nicht minder prinzipientreue Männer es auch post festum bleiben würden.

Sie alle sagten, und aus den gehaltenen Reden, den Adressen und Zuschriften aller Art tönte es wieder: er habe sich um die Literatur verdient gemacht.

In dem Kopf des alten Skeptikers fing es an zu rumoren. Etwas mußte doch an der Sache sein; so viele tüchtige, nachdenkliche Männer konnten sich doch unmöglich völlig geirrt haben; und womöglich noch unmöglicher war es, daß sie gegen ihre Überzeugung hätten sprechen sollen.

Und eine große Rührung überkam ihn. Er empfand stärker als je das Schöne und Erhabene der Solidarität, welche in der Republik der Literatur, auf deren Markt es oft so laut und stürmisch hergeht, nicht minder herrscht, als in einer wohl disziplinierten Armee, in der man einem alten Offizier bei schicklicher Gelegenheit hohe Ehrungen erweist, auch wenn er sich während einer langen Dienstzeit durchaus nicht als ein Moltke erwiesen hatte, nichts weiter gewesen war als ein strammer Soldat, der redlich seine verfluchte Pflicht und Schuldigkeit tat, immer der Fahne getreu, nie ein Streber oder Kriecher, ein guter Kamerad, gegen Höherstehende reserviert, gegen Tieferstehende ohne Affektation entgegenkommend. Und was diese literarischen Ehrungen hoch über jene militärischen hebt: daß kein oberster Kriegsherr sie befiehlt, sie völlig spontan sind, der Ausdruck einer Kameradschaftlichkeit, die völlig echt ist, weil sie andernfalls keinen Ausdruck suchen und finden würde.

Dem alten Grübler in seinem stillen Studienzimmer wollten die Augen übergehen. Aber gewohnt, wie er es seit einem halben Jahr-

hundert war, was ihn innerlich tief bewegte, in Worte und aufs Papier zu bringen, nahm er die Feder und schrieb:

An meine lieben Mitgesellen!

Mein eigen Selbst hartnäckig zu bewahren,
Darauf allein gerichtet war mein Sinn:
„Ich will nichts andres sein, als was ich bin“ —
So sprach, so trieb ich es in jungen Jahren.

Nicht Freude schuf es mir. Ich sollt erfahren:
Lebst du dir selbst, des hast du kein Gewinn;
An eine große Sache gib dich hin;
Sei einer nur von ihrer Ritter Scharen!

Da hab' ich alle Kraft geweiht der Kunst
Und all mein Träumen, Grübeln, Denken, Sinnen;
Hab' für mich selbst nichts eigen mehr behalten,

Stets nur bedacht, zu planen, zu gestalten.
Und sollte so das Höchste mir gewinnen:
Der lieben Mitgesellen Lob und Gunst.

Zeittafel.

1829	24./II.	Geboren in Magdeburg.
1835		Übersiedelung nach Stralsund.
1847	16./IX.	Abiturientenexamen.
	27./X.	in Berlin immatrikuliert als Stud. jur.
1848	31./III.	exmatrikuliert.
	10./V.	in Bonn immatrikuliert.
	24./XI.	übergetreten in die philos. Fakultät
1850	8./VIII.	exmatrikuliert.
	23./X.	in Berlin immatrikuliert.
1851	19./V.	exmatrikuliert.
	28./V.	in Greifswald immatrikuliert.
1851	1. Okt. — 1852 30. Sept.	Militärjahr in Stralsund.
1852	29./I.	exmatrikuliert.
1852—1854		Hauslehrer in Pustow und Stralsund.
1854—1860		Leipzig.
1857		Clara Vere erscheint.
		Übersetzung von Curtis, Nilskizzen eines Howadji.
		" " Emerson, Englische Charakterzüge.
1858		Auf der Düne.
1859		Amerikanische Gedichte.
		Übersetzung von Michelet, Die Liebe.
1860		" " " , Die Frau.
		" " " , Das Meer.
1860—1862		Hannover.
1861		Übersetzung von Roscoe, Leben des Lorenzo von Medici.
1861	1./III.	vermählt sich mit Therese Wittich geb. Boûtin.
1861/62		Problematische Naturen.
1862—1894 - 1911		Berlin-Charlottenburg.
1863		In der zwölften Stunde.
1864		Die von Hohenstein.
		Röschen vom Hofe.
1866		Vermischte Schriften, Bd. I.
		In Reih und Glied.
1867		Faust und Nathan.
		Hans und Grete eine Dorfgeschichte.
1868		Unter Tannen.
		Vermischte Schriften, Bd. II.
1869		Hammer und Amboß.
		Die Dorfkokette.
1870		Deutsche Pioniere.

1872		Allzeit voran.
		Hans und Grete, Schauspiel.
1873		Was die Schwalbe sang.
1874		Ultimo.
		Aus meinem Skizzenbuche.
1875		Liebe für Liebe, Schauspiel.
		Der lustige Rat, Lustspiel.
		Skizzen, Geschichten und Gedichte.
1877		Sturmflut.
1878		Von Neapel nach Syrakus.
		Das Skelett im Hause.
1879		Plattland.
1880		Quisisana.
1881		Angela.
1883		Beiträge zur Theorie und Technik des Romans.
1884		Uhlenhans.
		Gerettet, Trauerspiel.
1885		An der Heilquelle.
		Übersetzung von H. H. Boysen, Novellen.
1887		Was will das werden?
		Die Philosophin, Schauspiel.
1888		Noblesse oblige.
1889		Ein neuer Pharao.
1890		Finder und Erfinder.
1891		Übersetzung von J. Gordons A diplomate diary „Daphne".
		In eiserner Zeit, Trauerspiel.
		Aus meiner Studienmappe.
1892		Gedichte.
1893		Sonntagskind.
1894		Stumme des Himmels.
		Siedelt von Berlin nach Charlottenburg über, wo er bis zu seinem Tode Kantstraße 165 gewohnt hat.
1895		Susi.
1896		Selbstgerecht.
1897		Zum Zeitvertreib.
		Mesmerismus.
		Alles fließt.
1898		Faustulus.
		Neue Beiträge zur Theorie und Technik der Epik und Dramatik.
1899		Herrin.
		Neue Gedichte.
1900		Opfer.
		Freigeboren.
1900	16./I.	† Therese Spielhagen.
1903		Am Wege, Vermischte Schriften.
1910	31./X.	† Toni Spielhagen.
1911	25./II.	† Friedrich Spielhagen.
	1./III.	erfolgte die Beisetzung auf dem Friedhof der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche zu Westend.

Anmerkungen des Herausgebers.

Abkürzungen für häufig zitierte Werke:

Sämtliche Romane in 29 Bänden: S. R.
Wenn nicht S. R. angegeben ist, beziehen sich die Verweise auf die Volksausgabe.
Finder und Erfinder: F.
Gedichte: G_1
Neue Gedichte: G_2
Dr. Hans Henning, Friedrich Spielhagen: H.

Zu S. 8. Vgl. Hans Glagau, die moderne Selbstbiographie als historische Quelle, Marburg 1903; Eduard Platzhoff-Lejeune, Werk und Persönlichkeit, Minden i. W. 1903; Alfred Dove, Rankes Verhältnis zur Biographie, Biographische Blätter I, 1. Berlin 1895. Fr. v. Bezold, Über die Anfänge der Selbstbiographie, ebenda I, 2 p. 180 ff.; Harry Mainc, Ichgeschichte und Weltgeschichte, Sonntagsbeil. d. Voss. Zeitung (1904) Nr. 9 u. 10; Georg Misch, Geschichte der Autobiographie Bd. I, Leipzig 1907. Tacitus schreibt im Agricola c. I.: ac plerique suam ipsi vitam narrare fiduciam potius morum quam adrogantiam arbitrati sunt („Sehr viele glaubten auch, daß die Beschreibung des eigenen Lebens mehr eine Tat gerechten Selbstvertrauens als eine Anmaßung sei."), Goethe: „Wie sehr wir uns auch von vergangenen Dingen zu unterrichten bestrebt sind und uns mit Geschichte von Jugend auf im Allgemeinsten und Allgemeinen beschäftigen, so finden wir doch zuletzt, daß das Einzelne, Besondere, Individuelle uns über Menschen und Begebenheiten den besten Aufschluß giebt, weshalb wir denn nach Memoiren, Selbstbiographieen, Originalbriefen .... auf's Angelegentlichste begehren .... Alle Menschen, die nebeneinander leben, erfahren ähnliche Schicksale, und was dem Einzelnen begegnet, kann als Symbol für Tausende gelten"; Fr. Paulsen im Vorwort zu seiner Geschichte des Gelehrten Unterrichts: „Besonders sind Selbstbiographien, die häufig den Erinnerungen aus der Schul- und Bildungszeit breiteren Raum geben, eine wichtige Quelle: sie zeigen das Ist, während in den offiziellen Darstellungen meist das Soll die Stelle des Ist vertritt."

Zu S. 11. Vgl. Auerbachs Briefe (Frankfurt a. M. 1884), Bd. II S. 305: „Spielhagen war mitteilsamer denn je. Er erzählte mir Ausführliches

und Intimes aus seinem früheren Leben und wie er jetzt bereits an die Aufzeichnung gehe." — Die erste autobiographische Skizze, die im Anhang dieses Buches zum ersten Male veröffentlicht wird, hat er als Primaner im Jahre 1847 zu Papier gebracht. Eine weitere Skizze desselben Inhalts enthält ein Brief Spielhagens an Adolf Stahr vom 18. II. 1862 aus Hannover, den Ludwig Geiger abgedruckt hat in „Aus Adolf Stahrs Nachlaß" (Oldenburg 1903) S. 258 ff. Endlich enthält das „Skizzenbuch" (S. 1—48) den zuerst in der „Gegenwart" veröffentlichten Aufsatz „In meiner Jugendstadt! Ein Stückchen Autobiographie" (1868).

Zu S. 13. „Was wir an ihm geliebt, was wir an ihm bewundert haben, das lebt und wird leben im Gedächtnis der Menschen, in der Folge der Zeit, in der Geschichte."

Zu S. 16. Vgl. den Anfang von „In Reih und Glied".

Zu S. 16. Franz Ziegler, geb. 3. Februar 1803 zu Warchau bei Genthin, gest. 1. Oktober 1876 zu Berlin, wurde 1840 Oberbürgermeister zu Brandenburg, 1848 Mitglied der preußischen Nationalversammlung, 1863 des preußischen Abgeordnetenhauses, 1867 des norddeutschen Reichstages, 1871 des deutschen Reichstages. Er gehörte der Fortschrittspartei an. Seine Schriften erschienen gesammelt 1872 in drei Bänden. Am wertvollsten ist die Erzählung „Landwehrmann Krille" (Berlin 1865). Spielhagen, der mit Ziegler im Dunckerschen Hause Anfang der sechziger Jahre bekannt wurde, erwähnt ihn mehrfach in „Freigeboren", für dessen Heldin Lina Duncker Modell gestanden hat. Vgl. Freigeboren S. 590 ff.

Zu S. 17. Seinen „immerhin etwas wunderlichen Namen" hat der Dichter stets Spielhágen betont, während man sonst häufig den Akzent auf die drittletzte Silbe legt. Vgl. dazu das niedliche Epigramm von Heinrich Seidel:

Spielhagen oder Spielhágen.

Spielhagen nennt man Dich hier, doch in Mecklenburg sagt man Spielhágen.
Nun, ich find's einerlei, schafft uns Behagen Dein Spiel.

Zu S. 19. Amtmann Francke war der Oheim (Mutterbruder) von des Dichters Großmutter, einer geborenen Krumrey, durch die Friedrich Spielhagen Zieringscher Deszendent ist. — Der handschriftlich vorhandene, vier Bände umfassende Stammbaum der Familie Ziering läßt erkennen, daß nicht nur Oberbürgermeister Francke und der Dichter Spielhagen Blutsverwandte sind, sondern auch Männer wie Otto von Guericke und Aug. Hermann Francke zur Zieringschen Familie gehören. Die Zieringsche Familienstiftung, die noch heute zahlreichen Familienmitgliedern nicht unerhebliche Unterstützungen gewährt, geht zurück auf das Testament des Doctor theol. und Kanonikus Johann Ziering vom 18. Juni 1516 und den Vertrag der Erben des Hauptmanns Johann Ziering vom 3. April 1305.

Zu S. 20. Die Ähnlichkeit der Handschrift ist auf die Tatsache zurückzuführen, daß beide Männer denselben Schreiblehrer gehabt haben, wie des

Dichters ältester Bruder, der am 27. Februar 1899 in Erfurt verstorbene Baurat a. D. Walter Spielhagen, festgestellt hat. —

Aus dem handschriftlichen Nachlaß des Baurats Walter Spielhagen, der dem Herausgeber durch die Liberalität des Frl. Elise Spielhagen in Erfurt zur Verfügung gestellt ist, geht hervor, daß Vater Spielhagen als „erfahrener Wasserbaumeister hochgeschätzt" worden ist.

Der Dichter wurde im Hause Neustädter Straße 46 geboren. Die Stadt Magdeburg, die bereits im Jahre 1899 eine Straße nach ihrem großen Sohne benannte, ließ im Jahre 1909 am Geburtshause eine eiserne Tafel anbringen, auf der in lateinischen Initialbuchstaben steht:

IN DIESEM HAUSE
ERBLICKTE
FRIEDRICH SPIELHAGEN
AM 24. FEBRUAR 1829
DAS LICHT DER WELT.

Vgl. H. p. 2 f.

Zu S. 38 f. Ruden, oder wie Spielhagen die kleine Insel in seinen Werken nennt, „Nedur" ist der Schauplatz der Novelle „Auf der Düne" (S. R. X. 155 ff.) und ist der Wohnsitz von Stines Eltern („Faustulus"). Sonst wird die Insel noch erwähnt in den „Neuen Beiträgen" p. 215 f. und G_2 p. 53. Ruden, das durch die Sturmflut des Jahres 1309 von Rügen abgetrennt wurde, ist berühmt durch einen ungewöhnlichen Vogelreichtum (Singschwäne, 14 verschiedene Entenarten, Wildgänse, Fischreiher, Möven, Seeschwalben, Kronenschnepfen nnd 15 Arten kleiner Strandläufer).

Zu S. 42. Dies „zweite Abenteuer" hat Spielhagen in dem Gedicht „Die Kraftprobe" behandelt. Vgl. G_2 S. 53 ff.

Zu S. 50. Ausgelassen F. I, 61—83. [Spielhagen spricht über den Unterschied zwischen epischer und dramatischer Begabung, seine Vorliebe für Walter Scott, die Lieblingsschriftsteller seiner Jugend und über seine Einsegnung.]

Zu S. 56. In einem Brief, den der Vater des Dichters am 26. September 1845 an seine Schwester Minna, damalige Frau Assessor Meitzendorf, gerichtet hat, heißt es:

.... „Unter der Mutter Couvert liegt ein sehr schön eingebundenes Buch „Gallus oder römische Diener". Darauf steht geschrieben:

„Dem Sekundaner Friedrich Spielhagen in Anerkennung seines Strebens von seinen Lehrern"

und darauf liegt ferner eine sehr schöne silberne Medaille. Wie wird sich

meine Alte freuen und wieviel Thränen werden fließen, wenn sie die Serviette aufhebt.

• Wäret ihr doch heut noch hier, um mit uns die Freude zu theilen. Fritz ist als erster nach Prima versetzt . . ."

Dieser Brief wurde im Jahre 1907 dem Dichter von seiner Nichte Helene zugestellt, der er darauf einen herzlichen Dankbrief (20. September 1907) geschickt hat. Er schreibt (resp. diktiert) u. a.

. . . . „Der Brief des Großvaters hat mich natürlich höchlich interessiert und gerührt. Blickt doch aus ihm das Spielhagensche Gemüt so warm und klar hervor. Er verdiente es wahrlich, daß ihm sein Sohn recht viel Freude und Ehre gemacht hätte. Aber er war unvorsichtig genug, es nicht abzuwarten und so hat er nur das erste leichte Aufdämmern des guten Rufes erfahren, den zu verschaffen ich später mehr das Glück als das Verdienst hatte . . . ."

Zu S. 60. Heinrich Kruse (1815—1902) erhielt 1868 für sein Trauerspiel „Die Gräfin" den Schillerpreis und schrieb in der Folgezeit zahlreiche Dramen, formschöne Gedichte und lesenswerte Seegeschichten. Vgl. Gebrüder Hart, Kritische Waffengänge, Leipzig 1882, Bd. II; F. H. Brandes, Kruse als Dramatiker, Hannover 1898; E. Lange, Kruses pommersche Dramen, Greifswald 1902. —

Zu S. 73. Vgl. Die von Hohenstein S. R. II, 151 ff., wo diese Szene dichterisch verwertet worden ist.

Zu S. 78. Adalbert Mecklenburg wurde am 31. Januar 1829 in Demmin geboren und starb am 25. Dezember 1874 in Wolgast, wo er sich als Arzt niedergelassen hatte. In Buchform ist von ihm erschienen: Faust, ein dramatisches Gedicht von Adalbert Lenburg; Berlin 1860, Haude- und Spenersche Buchhandlung.

Zu S. 99. Friedrich August Mons hat dem Dichter später zu seinem „Onkel Ernst" (Sturmflut) Modell gestanden.

Zu S. 107. Der interessante Lebenslauf, den Spielhagen zugleich mit dem Gesuch um Zulassung zum Abiturientenexamen bei der Prüfungskommission einzureichen hatte, ist im Anhange zu diesem Buche mitgeteilt worden. Auch das Abiturientenzeugnis, das F. Spielhagen erhielt, wird die Leser interessieren:

Zeugnis der Reife

für

den Zögling des Gymnasiums zu Stralsund

Friedrich Spielhagen,

geboren zu Magdeburg am 24. Februar 1829, evangel. Religion, Sohn eines hiesigen Regierungsrats, auf dem Gymnasium seit Michaelis 1836, in Prima seit Michaelis 1845.

I. Sittliche Aufführung.

Sie war beständig wohlgesittet. Es fehlt ihm nicht an der angemessenen Befestigung des Charakters.

II. Anlagen und Fleiß.

Der Schulbesuch ward periodisch durch Krankheitsfälle unterbrochen und so mochte es ihm schwer werden, seinem Fleiße immer die erforderliche Gleichmäßigkeit zu erhalten. Sein guter Wille ist nie bezweifelt worden.

III. Kenntnisse und Fertigkeiten.

1. Sprachen:

a) Deutsch. Seine Aufsätze befriedigen sowohl durch ihre Begründung und Entwickelung, als durch Angemessenheit und Lebendigkeit der Sprache.

In der Literaturgeschichte befriedigt er.

b) Lateinisch. Im Übersetzen hat er die nötige Fertigkeit und Sicherheit; die stilistische Ausbildung ist nur mäßig.

c) Griechisch. Sowohl die Fertigkeit des Übersetzens als die Kenntnisse der Grammatik genügen den Forderungen.

d) Französisch. Seine Leistungen befriedigen.

2. Wissenschaften:

a) Religion. Er hat die Wahrheiten des Christentums mit Teilnahme und gutem Erfolg aufgefaßt.

b) Mathematik. Seine Kenntnisse haben den erforderlichen Umfang, ermangeln jedoch noch der sicheren Begründung und Beherrschung.

c) Geschichte und Geographie. Sowohl der Umfang als der Zusammenhang seiner geographischen und historischen Kenntnisse befriedigen recht wohl.

d) Naturkunde. Er hat die erforderliche Kenntnis der Gesetze der Körperwelt.

e) Phil. Propädeutik. Er genügt recht wohl.

3. Fertigkeiten:

a) Zeichnen
b) Gesang } Diesen Unterricht hat er nicht genossen.

Die unterzeichnete Prüfungskommission hat ihm demnach, da er jetzt das hiesige Gymnasium verläßt, um Arzeneiwissenschaft zu studieren, das Zeugnis

der Reife

erteilt und entläßt ihn mit guten Hoffnungen und teilnehmenden Wünschen.

Stralsund, am 16. September 1847.

Königliche Prüfungskommission.

Giesebrecht. Ziemssen. Brandenburg. Nizze.
Cramer. Schulze. v. Gruber.

Zu S. 121. Das Märchen ist mit wenigen Änderungen abgedruckt S. R. X, S. 17—23. In seiner ersten Fassung findet es sich H. 21ff.

Zu S. 122. F. Spielhagen wurde bei der juristischen Fakultät am 27. Oktober 1847 immatrikuliert und belegte

Juristische Enzyklopädie und Methodologie } bei Prof. Heidemann,
Naturrecht

Institutionen und Geschichte des römischen Rechts bei Prof. Dirksen.
Er wurde am 31. März 1848 exmatrikuliert.

Zu S. 124. Vgl. über L. Ziemßen H. S. 27 ff.

Zu S. 125. Vgl. über A. v. Sternberg H. S. 225 f.

Zu S. 135. Vgl. zu diesem Abschnitt außer dem Buche von Strodtmann auch die Erinnerungen von Carl Schurz (Berlin, 1906 f., 2 Bde.), namentlich I, 93—184 und von Paul Heyse (Berlin 1900) 93 ff.

Zu S. 150. Die am 11. August 1848 gehaltene Rede erschien im Druck „Köln 1848, bei Wilhelm Greven". E. Bernstein nahm sie später in die „Reden und Schriften Lassalles (Berlin 1893) auf, wo sie Bd. III, S. 307 bis 385 zu finden ist. Spielhagen, dem die Gestalt Lassalles zu seinem Bernhard Münzer („Die von Hohenstein") und seinem Leo Gutmann („In Reih' und Glied") Modell gestanden, läßt L. auch in seinem Roman „Freigeboren" auftreten, wo er auch diese Kölner Episode noch einmal erwähnt. Vgl. Freigeboren S. 591 ff. —

Zu S. 160. Nach dem Sturm auf das Siegburger Zeughaus begab sich Schurz zu den Aufständischen nach Baden, wo er gefangen genommen wurde. Er entfloh aber nach der Schweiz, kehrte 1850 nach Deutschland zurück und ging nach Spandau, wo er seinen Lehrer und Freund Kinkel aus dem Zuchthause befreite. Schurz floh dann mit Kinkel nach England und begab sich 1852 nach Nordamerika, wo er 1860 von Lincoln zum Gesandten in Spanien ernannt wurde. Im Kriege der Union gegen die Südstaaten kämpfte er als Divisionsgeneral bei Bull-Run, Chancellorsville, Gettysburg und in Tennessee. Im Jahre 1868 wurde er Senator und 1877 Minister des Innern. Gelegentlich seines 70. Geburtstages widmete ihm Spielhagen ein Sonett (vgl. G_2 S. 224). Die beiden nachstehenden Briefe Schurzens werden den Leser ebenso interessieren, wie der von mir in meiner Spielhagenbiographie (S. 43 ff.) mitgeteilte vom 17. Februar 1902. — Schurz ist am 14. Mai 1906 gestorben.

New York, den 10. Mai 1890.

Mein sehr lieber alter Freund,

Nimm meinen herzlichen Dank für den ersten Teil Deiner Memoiren, welche Frau v. Bülow die Güte gehabt hat, mir mit Deinem Gruße zu überbringen. Es wird Dich wohl nicht überraschen, zu hören, daß ich das Buch schon angeschafft und gelesen hatte, oder vielmehr es mir von meinen Kindern hatte vorlesen lassen, um es mit ihnen gemeinschaftlich zu genießen. Aber das Exemplar mit der von Deiner Hand geschriebenen Zueigung wird einen Ehrenplatz in meiner Bibliothek haben und mir immer besonders teuer bleiben.

Diese schöne Darstellung Deiner innern Entwicklung würde auch dann mein höchstes Interesse erregt haben, wenn ich Dich nicht persönlich gekannt und nicht Erinnerungen an eine sehr bedeutungsvolle Zeit mit Dir gemeinsam hätte, — denn es gibt ja kaum etwas Fesselnderes, als die Werde-Geschichte

einer großartigen Kraft und einer entsprechend großartigen Laufbahn. Aber daß wir so merkwürdige Tage unserer Jugendzeit miteinander verlebt haben, und daß ich mich Deiner, wie ich Dich damals sah, so lebhaft erinnere, — wohl viel besser, als Du zu glauben scheinst, — hat mir den Reiz des Buches natürlich doch noch bedeutend gesteigert.

Ich kann nicht leugnen, es berührt mich wehmütig, daß unser Wiedersehn vor zwei Jahren Dir den Eindruck hinterlassen hat, als wäre Dein Bild meinem Gedächtnis fast entschwunden gewesen. Das war es gewiß nicht. Der Spielhagen unserer Studentenjahre stand mir immer lebendig vor der Seele und ich sehe ihn jetzt. Aber in den Porträts des ruhmvollen Schriftstellers, denen ich in späterer Zeit begegnete, mit der hohen Stirn, dem großen Schnurrbart und den männlich festen Zügen, konnte ich das zartere, weichere Jünglingsgesicht nicht sogleich wiederfinden. Das junge Bild, statt meinem Gedächtnis entschwunden zu sein, stand nur zu fest darin. Dann muß ich auch gestehn, daß mir erst Dein Buch manches verständlich gemacht hat, was ich zur Zeit unseres Universitätslebens nicht verstand, — die innern Kämpfe in Bezug auf die Richtung Deiner Studien, welche Dich damals beunruhigten, und das dadurch — zum Teil wenigstens verursachte Unbehagen in Deiner Umgebung. Ich fühlte mich sehr von Dir angezogen, fühlte aber auch, daß ich, wie herzlich ich es auch wünschte, nicht in Dich eindringen konnte. Hätte ich damals gewußt, was Dein Buch mir jetzt erzählt, so wären wir als Jünglinge unzweifelhaft einander viel näher gekommen. Und was soll ich Dir von dem Bilde sagen, in welchem Du mich in jener Sturmperiode darstellst? Es ist ein Bild von sehr freundschaftlicher Künstlerhand gemalt. Daß es nicht wenig idealisiert ist, wissen wir wohl Beide.

Sei versichert, es war mir eine wahre Herzensfreude, Dir vor zwei Jahren noch einmal ins Auge sehn zu können. Ich habe meinen Kindern oft und viel davon erzählt, und ich hoffe, das Schicksal hat mir diese schöne Gunst nicht zum letztenmal erwiesen. Ich denke nun das alte Vaterland öfter zu besuchen, als früher. Werden wir nicht auch unterdessen zuweilen voneinander hören? Ein Brief dann und wann würde doch gewiß ein sehr willkommener Gast sein.

Nochmals danke ich Dir und grüße Dich mit alter und neuer Freundschaft. Willst Du die Güte haben, auch Deiner Gattin meinen Gruß zu sagen?

Von Herzen Dein

C. Schurz.

New York 14. Mai 1899.

Mein lieber, alter Freund,

Heute zeigt mir der Festkalender, mit dem meine Kinder mich zum 70. Geburtstage erfreut haben, das von Deiner Hand geschriebene prächtige Sonett, und es drängt mich, Dir für die herzliche Gesinnung, die sich darin ausspricht, ein ebenso herzliches Wort des Dankes zu sagen.

Unsere Lebenswege sind weit auseinander gegangen, — aber doch nicht so weit, daß wir einander nicht hätten sehn und fühlen können. Ich habe Deine Leistungen genossen und bewundert und Deine großen Erfolge mit Dir gefeiert, stolz auf unsere alte Freundschaft. Und Du hast wohl auch dann und wann von mir gehört und mir in meinen Bestrebungen das Beste gewünscht. Nun sind wir Beide ziemlich alte Knaben geworden, die, obwohl in der Gegenwart nicht ganz untätig, zuweilen gern in der Erinnerung an längst vergangene Tage leben. Und unter solchen Tagen gehören die, die wir zusammen genossen haben, zu den schönsten. Es ist etwas Rührendes um das Gedächtnis einer glücklichen Jugend, wenn die wachsende Zahl der Jahre uns mahnt, daß das Ende nicht mehr entfernt sein kann.

Laß mich Dir noch nachträglich zu Deinem siebzigsten Geburtstage gratulieren. Von ganzem Herzen wünsche ich Dir den heitern Lebensabend, den Du so ruhmvoll verdient hast.

Mit nochmaligem Dank

Dein alter Freund
C. Schurz.

Zu S. 164. Spielhagen war am 10. Mai 1848 immatrikuliert worden und hatte für das Sommerhalbjahr 1848 belegt:

Europäisches Völkerrecht
Über Communismus und Sozialismus } . . bei Prof. Hälschner.

Zu S. 168. Am 24. Nov. 1848 trat Spielhagen zur philosophischen Fakultät über. Er hat folgende Vorlesungen gehört:

Winter-Semester 1848/9.

Äschylos, Sieben vor Theben
Syntaxis latinae capita selecta } . . . . bei Prof. Ritschl.
Griechische Literaturgeschichte . . . . . . bei Prof. Welcker.
Gesch. des deutschen Theaters . . . . . . bei Prof. Kinkel.

Sommer-Semester 1849.

Metrik der Griechen und Römer . . . . bei Prof. Ritschl.
Mythologie der Griechen . . . . bei Prof. Welcker.
Geschichte der Metrik . . . . bei Prof. Ritschl.
Orationes Thucydidiae . . . . bei Dr. Bernays.
Shakspeares Macbeth . . . . bei Prof. Delius.

Winter-Semester 1849/50.

Griech. Altertümer
Mythologie der Griechen (Fortsetzung) } . . bei Prof. Welcker.
Encyklopädie u. Methodologie der Philologie
Plautus: miles gloriosus } bei Prof. Ritschl.
Die Redekunst bei den Griechen
bis auf die Zeit des Aristoteles
Dessen Rethorik } . . . . bei Dr. Bernays.

Ciceronianum ad familiares epist. libr. octav. aequalisque rerum urbanarum conditio . .	bei Dr. Bernays.
Das Malerische in den Chorgesängen der griech. Tragiker . .	bei Prof. Schmidt.

Sommer-Semester 1850.

Alte Kunstgeschichte	bei Prof. Welcker.
Kritische Geschichte der homerischen Gesänge: das zweite Buch der Ilias . . .	bei Prof. Ritschl.
Grundlinien der Platonischen Philosophie: Platos Gorgias Reden des Sallust. Zustand der Stadt	bei Prof. Bernays.
Epische und tragische Bildwerke Erklärung des Museums	bei Dr. Overbeck.
Shakspeares Leben und Kunst	bei Prof. Delius.

Am 8. August 1850 wurde er exmatrikuliert.

Zu S. 179. Die Schillersche Ansicht, daß der Romandichter „der Halbbruder des Dichters" sei, hat Spielhagen noch nach der Vollendung der „Problematischen Naturen" für richtig gehalten, wenn er in dem Briefe an Adolf Stahr vom 15. I. 1862 (Vgl. Aus A. Stahrs Nachlaß, Oldenb. 1903. S. 256 ff.) schreibt: „Ich habe mich gefragt: ob der Roman überhaupt in dem gewöhnlichen Sinne ein Kunstwerk genannt werden kann, oder ob er nicht vielmehr eine Übergangsform aus der Poesie in die Prosa ist, und als solche mit einem ganz besonderen Maßstab gemessen werden muß?" Erst allmählich ist in ihm die in seinen „Beiträgen zur Theorie und Technik des Romans" begründete Überzeugung gereift, daß der Roman als legitimer Erbe des alten Volksepos ein dem Drama ebenbürtiges dichterisches Kunstwerk sei.

Zu S. 187. Die Mutter des Dichters starb am 24. Oktober 1849; der Vater am 10. September 1855.

Zu S. 202. Über Spielhagens Verhältnis zu Herzog Ernst II. vgl. H. 151 f. Interessant ist ein Brief, den der Herzog nach der Lektüre von „Noblesse oblige" an den Dichter geschrieben. Er lautet:

Geehrter Freund!

Ihren lieben Brief mit der interessanten Beilage habe ich in schwerer Zeit erhalten und komme ich erst heute dazu, Ihnen für Ihr Schreiben sowohl wie für Ihre Zusendung auf das Wärmste zu danken.

Sie haben eine für Deutschland verhängnisvolle Zeit in dem Rahmen eines Romans geschildert und weichen in origineller Weise ab von den jetzt üblichen Formen ähnlicher Werke. Die Eigenartigkeit Ihrer Schöpfung wird auf das Spannendste das große Publikum fesseln. Die Zeit, die Sie in's Gedächtnis des deutschen Volkes zurückrufen, tritt wie durch einen Zauberschlag vor die Seelen der Leser.

Ihre Schilderungen sind correct und belehrend. Den Personen, männ-

lichen wie weiblichen Geschlechtes, trägt man das ungeteilte Interesse entgegen und die herrlichen Frauengestalten müssen bei einem Jeden warme Sympathie erwecken.

Was mich anbelangt, so war ich wahrhaft entzückt und bin mit dem Gemüt wie mit dem Geiste diesem wunderbaren Werke nahe getreten.

Wie gerne hätte ich in Berlin Ihnen persönlich meinen Dank ausgesprochen; die tief traurigen Verpflichtungen sowohl, wie eine Menge der wichtigsten Besprechungen nahmen mich aber so in Anspruch, daß ich nicht daran denken konnte, Sie aufzusuchen.

In Kurzem eile ich dem Süden zu und so hoffe ich, vielleicht dann nach meiner Rückkehr, baldigst einmal Gelegenheit zu finden, mit Ihnen zusammen zu treffen.

Ich verbleibe wie immer Ihr stets ergebener Freund

Ernst.

Gotha, 19/3 1888.

Zu S. 206. Er wurde am 23. Oktober 1850 immatrikuliert.

Belegt hat er nur:

Geschichte der Philosophie bei Prof. Trendelenburg;

am 19. Mai 1851 wurde er exmatrikuliert.

Zu S. 207. In der ausgelassenen Stelle (F. I 374—381) spricht Spielhagen über seine literar-ästhetischen Studien, die ihn zur Niederschrift zweier Arbeiten anregten: „Objektivität in der Dichtkunst" und „Humor".

Zu S. 218. Er wurde am 28. Mai 1851 immatrikuliert und hat belegt:

Römische Rechtsaltertümer . . . . . . bei Prof. Schömann
Logik und Metaphysik . . . . bei Prof. Matthies
Geschichte des Mittelalters . . . . . . bei Prof. Barthold
Englisch . . . . bei Prof. Höfer.
Theokrits Idyllen (Philol. Seminar) I } diese beiden Vorlesungen
Horaz' Oden (Philol. Seminar) II } sind nicht abtestiert worden.

Zu S. 219. Vgl. H. 57 und 227.

Zu S. 226. Spielhagen berichtet in der ausgelassenen Stelle (F. II, 8—35) über seine philosophischen Studien und spricht über Spinoza und Lord Byron.

Zu S. 255. Im Hause eines Herrn v. Braun auf Rittergut Pustow.

Zu S. 298. In Leipzig weilte Spielhagen mit kürzeren Unterbrechungen von Ende September 1854 bis September 1860.

Zu S. 303. In der ausgelassenen Stelle (F. II, 198—229) spricht Spielhagen von seinen Arbeiten zur „Objektivität in der Dichtkunst".

Zu S. 307. In Magdeburg weilte Spielhagen vom 18. April bis zum 20. Juli 1855.

Zu S. 348. Der Aufsatz über die Fabier ist im Märzheft 1860 der „Stimmen der Zeit" erschienen.

Zu S. 381. Am 27. Mai 1860 hatte er sich mit Therese Wittich geb. Boûtin verlobt. Die Ehe wurde am 1. März 1861 geschlossen.

Register.

Äschylos 282. 420.
Alice, Prinzessin von Hessen 202.
Argelander 197.
Aristophanes 175. 198. 199.
Aristoteles 420.
Auerbach 332. 413.
Auerswald 146 f.

Bärndorff, Frau von 398.
Barthold, Prof. 422.
Basedow 375.
Becker 199.
Benedix 289.
Bennigsen, R. v. 387 ff.
Berlichingen, Gottfr. v. 402.
Bernays, Jakob 170. 175. 420 f.
Bernstein, E. 418.
Beuth 21.
Bezold, F. v. 418.
Böcklin 219.
Böckh 149.
Bonaparte, Napoleon 58. 327.
Börne 29. 179. 358.
Borries, Minister von 386.
Brandes, F. H. 416.
v. Braun, Rittergutsbesitzer 422.
Brehm 327.
Brockhaus 290.
Bryant 330.
Bunyan 248.
Bursian 327.
Byron 227 ff. 282. 422.

Catilina 304.
Cervantes 406.
Cicero 175. 361. 421.
Clauren, H. 82.
Confucius 365.
Crelinger 288.
Curtis 331 ff.
Curtius, E. 199.

Danzel 295.
Davison 303.
Delius, Nic. 188 f. 420 f.
Dessoir, Ludwig 296 ff. 308.
Devrient, Karl 398 f.
—, L. 288.
Dickens 188. 208. 217. 346.
Dirksen, Prof. 418.
Dove 413.
Döring 212.
Dubois-Reymond 360.
Duncker, F. 204. 414.
—, Lina 414.

Eichholz, E. 336 ff. 341. 381 f.
Emerson 335.
Erhartt, Marie 398.
Ernst II., Herzog von Koburg und Gotha 202 ff. 421 ff.
v. Ernsthausen 144.

Feuerbach, A. von 179.
Feuillet 331. 346. 402.
Francke, Amtmann 19. 414.
—, Aug. Herm. 375. 414.
—, Oberbürgermeister 20. 63. 414.
Frankonia, Burschenschaft 135 f. 140 ff. 143. 185.

Freiligrath 84. 199. 220. 229.
Freytag, Gustav 203. 348 ff. 376 f. 397. 398. 408. 422.
Friedrich Wilhelm IV. 67. 135. 146. 156. 201. 252 f.
Friedrich Wilhelm, Kronprinz von Preußen 199 ff.

Gagern 147.
Geiger, L. 414.
Gellert 243.
Georg V., König von Hannover 386.
Gervinus 179.
Glagau, O. 413.
Goethe 11. 16. 37. 38. 57. 84. 104. 121. 148. 172. 174. 177 ff. 185. 207. 236. 243 f. 291. 304 f. 352 f. 406. 413.
Goldsmith 183. 282.
Grimm, Herm. 335.
Griswold 330.
Guericke, O. v. 414.
Gutzkow 289. 311. 329. 349 ff. 358. 369. 398.

Hallberger 333. 379.
Hälschner, Prof. 420.
Hart, H. 416.
Hatzfeld, Graf 148.
Hauschild, Direktor 322. 325 f. 374 ff.
Heidemann 122. 418.
Heine 84. 162. 179. 353.
Heinrich IV. 396 f.
Hendrichs, H. 399.
Herder 207.
Herodot 47. 175.
Heyse, P. 418.
Höfer, Prof. 422.
Homer 38. 63. 165. 173 f. 175. 198. 207. 236. 282. 329. 368. 406. 421.
Horaz 10. 165. 175. 217. 339. 361. 422.
Hugo, Viktor 217. 282.
Humboldt, A. von 149. 197 f.
—, W. von 207. 226. 387.

Immermann 179.
Janke, O. 400.
Jean Paul 74. 358.

Kinkel, Gottfr. 154. 158 f. 160. 161. 199. 418. 420.
Klopstock 179. 243.
Kolatschek 203. 348. 377.
Kraus 165. 174.
Kruse, Heinrich 60. 416.
Kühne, Gustav 345.
Kunst 288. 399.
Kuschke, Friedrich 322. 358 ff.

Lamartine 217.
Lange, E. 416.
Lasker 204.
Lassalle, Ferdinand 148 ff. 153. 358. 418.
Latour 162.
Laube, H. 353. 398.
Lavater 29.
Lessing, G. E. 16. 84. 172. 179. 207. 217.
—, L. F., Maler 396.
Lichnowski 146 f.
Liebe, Alexander 399.
Loebell, Joh. Wilh. 179.
Longfellow 330.
Löwe-Calbe 204.
Löwe, Benno 357 f.

Mainc, H. 413.
Matthies, Prof. 422.
Mecklenburg, Adalbert 78 ff. 106 ff. 113. 125 ff. 132 ff. 209 ff. 416.
Messenhauser 161.
Meyendorf, Baronin 148.
Meyer, Ludwig 135. 143 f.
Michelet, J. 348 ff. 377.

Misch, G. 413.
Mons 99 f. 116. 117 ff. 147 f. 300 ff. 368 ff. 416.
Mundt, Th. 353.

Nepos 361.
Niemann-Seebach, Marie 398 f.
Novalis 263.

Overbeck, J. 135. 165. 196. 265. 295 f. 303 f. 321. 329. 354. 421.
Olbermann, Hugo 342.

Paulsen, F. 413.
Pestalozzi 375.
v. Pfuel, General 63.
Platen 179.
Plato 421.
Platzhoff-Lejeune, E. 413.
Plautus 174. 420.
Poe, Edgar 330.
Putlitz 311.

Ranke 413.
Ritschl, Friedrich 143. 165. 170. 172 ff. 174. 199. 420 f.
Roscoe, W. 345. 377.
Rott 212.
Rousseau 282.
Rösner, Frau 200 f.
Rümelin 184.

Sallust 210. 421.
Sand, George 282.
Schallehn, B. 188 ff. 207 ff. 300 f. 303 f.
Schefer, Leopold 80.
Schiller 16. 63. 174. 178 f. 207. 217. 365. 421.
Schinkel 21.
Schlegel, Friedrich 9. 263.
Schleiermacher 263.
Schmidt, Julian 349 f. 376 f. 393. 408.
Schmidt, Julius 135. 197 ff.
Schopenhauer 7. 217. 388.
Schömann, Prof. 422.
Schön 387.
Schultes, Karl 315.
Schurz, Karl 135. 143. 145. 152 ff. 199. 418 ff.
Scott 282. 406. 415.
Shakespeare 63. 183 ff. 212. 282. 311. 397. 406. 420 f.
Seebach, v., Minister 203.
Seebach, Marie, s. Niemann-Seebach.
Seibt 345. 377. 408.
Seidel, H. 414.
Sickingen, Franz v. 190.
Snellius, Willebrord 71.
Sonnenthal 288.
Sophokles 165. 282. 406.
Spener 375.
Spielhagen, Friedrich Aug. Wilh. 16. 18 f. 20 f. 39. 42. 62 ff. 70 f. 74 ff. 115. 119. 121. 164. 187. 194 ff. 211 ff. 214. 255. 289. 290 f. 302. 308 f. 321. 368 f. 415 f. 421.
— Wilhelmine, geb. Robrahn, 21, 72 ff. 77 f. 115. 187. 214. 300 416. 421.
— Walter 21. 45. 71. 116. 122. 131. 137. 300 ff. 369. 415.
— Werner 21. 71. 115 f. 122. 131. 137. 369.
— Gottfried 21. 71. 74. 99.
— Sophie 22. 74. 215. 230 ff. 300. 302. 369.
— Therese geb. Boûtin 194. 381 f. 391. 422.
Spinoza 227 ff. 232 ff. 263. 383. 422.
Staackmann, L. 357.
Stahr, A. 414. 421.
Sternberg, A. v. 125, 418.
Stirner, Max 208.
Stöckl, Paul 294 f.
Strodtmann, Adolf 135 f. 145, 160 ff. 185. 216. 418.

Tacitus 13. 413.
Taylor 330.
Tennyson 220. 335.
Thackeray 217. 346.
Theokrit 422.
Thucydides 175. 420.
Tieck 335. 352.
Tiedge 243.
Trendelenburg 123. 422.
Trollope, T. A. 345.
Twesten 204.

Ungern-Sternberg, s. Sternberg, A. v.
Ullrich, Titus 219.

Viktoria, Kronprinzessin v. Preußen 206.
Vilmar 179.
Virchow, R. 204.
Virgil 175.
Vogt, Karl 147.
Voß, Joh. H. 175.

Wallenstein 263.
Wangenheim, v., Oberhofmarschall 203.
Weber, J. J. 343. 377 ff.
Weber, Otto 166 ff. 185 f. 196.
v. Weise 144.
Welcker, Friedr. Gottlieb 165. 170 ff. 172. 176. 391. 420 f.
Westley, Robert Hall 322. 327 f. 357. 361.
Winkelmann 179.
Winter, Gymnasialdirektor 327.
Wolter 288.

Ziegler, Franz 16 f. 414.
Ziemßen, Ludwig 124. 165. 215 ff. 418.
Ziering 19 f. 414.

Anhang.

Inhalt zum Anhang.

Seite

I. Die älteste „Selbstbiographie“ Friedrich Spielhagens; es ist die Darstellung seines Lebens, die er mit dem Gesuch um Zulassung zum Abiturium im Herbst 1847 der Prüfungsbehörde eingereicht hat 429

II. Die Rede, welche der Pastor Walther Nithack-Stahn bei der Trauerfeier gehalten hat. Das Bibelwort, das er seiner Ansprache zugrunde gelegt, findet sich II. Timotheus, Kap. 2, V. 5 434

III. Die Gedächtnisrede Hermann Sudermanns 438

Lebenslauf von Friedrich Spielhagen aus dem Jahre 1847.

Ich bin am 24. Februar 1829 in Magdeburg geboren, wo mein Vater zu jener Zeit Baubeamter war; ich war der vierte von fünf Söhnen. Der Morgen meines Lebens, der idyllische, köstliche Traum der Kinderjahre war für mich licht und freudenreich. Liebende Eltern wachten mit zärtlicher Fürsorge über mich, und in den Spielen mit seinen Brüdern übte der Knabe zuerst seine Kräfte. Meiner Eltern Haus lag dicht an einer Kirche (irre ich nicht, so war es die St. Nikolai) und der Kirchhof mit seinen moosbewachsenen Grabhügeln, und ein großer Garten hinter unserm Hause waren die Tummelplätze unserer frohen Spiele. Unsere Eltern ließen uns frei gewähren, suchten nicht den jugendlichen Mut in allzuenge Schranken einzuzwängen, trübten nie den frohen Kindersinn durch allzugroße Strenge. Diese freie Erziehung hat gewiß einen nicht unbedeutenden Einfluß auf meinen Charakter, auf mein ganzes Wesen gemacht. Sie gaben mir zuerst ein freies, unbefangenes Gemüt. Nie zitterte ich vor meinen Eltern, wie ich es oft andere Kinder vor den ihrigen hatte tun sehen. Die Spiele mit Knaben, die alle älter als ich waren, waren ebenfalls nicht ohne Wirkung für mich. Zuerst wurde mein Geist früh dadurch geweckt, ich wollte tun, was ich tun sah, wollte ihnen gleichkommen, wollte vor allem auch in die Schule gehen. Meine Eltern fanden dies wegen der großen Jugend (ich war erst vier Jahre alt) noch nicht tunlich, aber ich ließ nicht nach mit meinem Bitten und Drängen; und endlich, nachdem ich schon öfter mit einem großen Buche fortgelaufen war, gaben sie nach; ich wurde einem alten Küster übergeben, der mich in die Mysterien des Lesens und Schreibens einweihen sollte. Besonders war in meinen Knabenjahren und auch noch später der Charakter meines ältesten Bruders, eines kräftigen, edlen, aber sehr ernsten Knaben auf mich nicht ohne dauernden Einfluß.

Ich habe mich länger bei diesen ersten Jahren meines Lebens aufgehalten, einesteils, weil mir die Erinnerung an diese wonnige Zeit süß und köstlich ist, denn in reiferen Jahren erkennen wir erst in Wahrheit, wie anmutig unsere früheren Jahre waren; andernteils aber auch, weil ich glaube, daß die Eindrücke dieser ersten Periode von dauerndem Einflusse für die Folgezeit sind; aus dem Knaben entwickelt sich der Jüngling, aus dem Jüngling der Mann, und wie die Blüte war, so wird die Frucht.

Im Jahre 1836 wurde mein Vater nach Stralsund versetzt, und somit meine früheren Verhältnisse ganz und gar umgestaltet. Dies ist in meinem äußeren Leben das wichtigste Ereignis, von der Zeit beginnt für mich eine neue Ära. Ich erinnere mich noch deutlich des Tages unserer Abreise, noch deutlich des Umstandes, wie die Türme der alten Stadt allmählich verschwanden, zuletzt die des stolzen Doms. Ich sah sie seitdem nicht wieder. O wie oft habe ich mich als Jüngling wieder hingesehnt zu meiner Vaterstadt, zu all den Plätzen, die noch so treu in meinem Gedächtnisse leben, zu der alten Kirche, die ich so oft mit Ehrfurcht betrachtete; dem alten Kirchhofe mit seinen bemoosten Gräbern, wo ich meine kindischen Spiele trieb, zu dem kleinen Küsterhause mit den kleinen Fenstern, wo der alte Küster aus dem vergriffenen Gesangbuche uns Kinder lesen lehrte! Wie anders werde ich das Alles wiederfinden! Die Zeit hat seitdem Vieles verändert; jene Plätze hat sie verwandelt, und mich noch weit mehr. —

In Stralsund wurde ich in eine Vorbereitungsschule geschickt, um dann nach einem Jahre in dem Gymnasium aufgenommen zu werden. —

Was soll ich viel von meinem äußeren Leben erzählen? Es ist so einfach, wie es das Leben eines Knaben sein muß, der immer im Vaterhause gewesen, eines Jünglings, der vorerst nur noch das brennende Verlangen hat, in der Arena des stürmenden Außenlebens sich zu tummeln, und seine Kräfte zu erproben. — Aus dem Knaben wurde ein Jüngling, aus dem lieben Knabenalter entwickelte sich das Jünglingsalter mit seinen idealen Hoffnungen und seinen glänzenden Träumen. Je beschränkter das äußere Leben ist, ein desto weiterer Spielraum öffnet sich für die Phantasie, sie sucht der Zukunft goldnen Schleier zu enthüllen, sie schafft sich Welten, kühne Wunderwelten. Später träumt der Mensch auch wohl noch, aber, ich glaube, nicht mehr so süß, nicht mehr so hehr und frei; denn der

Ernst und die Sorge, und die tausend Unannehmlichkeiten des Lebens hemmen die Schwingen des Geistes. Ich habe als Jüngling das Leben eines Jünglings gelebt. Mein Gefühl war von jeher warm und stark, meine Phantasie reizbar und lebhaft. Das Große und Schöne wirkten begeisternd auf mich. Als ich zuerst in meine eigene Natur und in mein Wesen blickte, als ich zuerst erwachte zu dem Bewußtsein der Würde und der hehren Verantwortlichkeit des menschlichen Lebens — da hatte ich beschlossen, nicht zu rasten und zu ruhen, immer vorwärts zu streben nach dem hohen Ziele. Oft wohl habe ich es auf Zeiten aus dem Auge verloren, denn welches Jünglings Auge verdunkelten nicht die Stürme der Leidenschaften, wer unterlag nicht oft im Kampfe mit der sinnlichen Natur? — aber immer habe ich dann wieder mich emporzuringen gesucht, habe gesucht meine Gefühle zu läutern, zu besiegen den Zweifel halber Aufklärung, um dereinst ein Mann zu werden im wahren Sinne des Worts. Möge der Mittag meines Lebens das Versprechen des Morgens halten!

Nach der Art meiner intellektuellen Fähigkeiten war auch meine Liebe zu den verschiedenen Zweigen des Wissens, und meine Fortschritte in denselben. Ich faßte gern alles mit dem Gefühl auf, und den Gegenständen des Wissens, deren Studium auch auf mein Gefühl erhebend und wohltuend wirkten, war ich immer mit großer Liebe zugetan. Charakteristisch, glaube ich, ist es, daß mir die Anfertigung deutscher Aufsätze immer den größten und reinsten Genuß gewährten. In ihnen konnte ich über die verschiedensten Gegenstände meine Ansichten und Empfindungen aussprechen, konnte über das Wesen der Menschen nachdenken, und das war mir stets das liebste. So betrieb ich auch das Studium der Geschichte mit großer Liebe. Sie, über den Trümmern der Vorzeit und an den Gräbern verschwundener Völker sinnend hinwandelnd, scheint mir ein ewiger Preisgesang des Allmächtigen.

Wenngleich die deutsche Sprache und das Studium deutscher Literatur meine vorzüglichste Liebe in Anspruch nahm, so waren doch auch die klassischen Sprachen für mich eine Quelle geistigen Vergnügens, und sie schienen mir immer eine unerschöpfliche Fundgrube für geistige Bildung. Mit meinem ganzen Wesen hing innig der Umstand zusammen, daß die Mathematik mich vergleichungsweise am wenigsten anzog, eben, weil sie nur auf den Verstand, nicht auf das Herz wirkt. Erst später, als ich einsehen lernte, daß nur in

der rechten Durchdringung von Gefühl und Verstand die rechte Harmonie des Menschengeistes besteht, sah ich den großen Nutzen der mathematischen Disziplin ein, wie sie den Verstand bildet und schärft, wie sie erst dem Geiste die Spannkraft, die Sicherheit gibt.

Das wäre in kurzem die Geschichte meines äußern, die Geschichte meines inneren Lebens, ich weiß kaum, ob es mir wird gelungen sein, die vielen, kleinen Züge zu einem einigermaßen deutlichen Bild meines Innern zu verschmelzen.

Noch einige Worte über den Beruf, dem ich mein Leben zu weihen entschlossen bin. Ich will mich dem Studium der Medizin widmen; und wenn es nötig ist, daß der Mensch das ergreift, wozu er Lust und Liebe hat, wozu er sich befähigt und berufen fühlt, so ist dies, glaube ich, bei mir und meiner Wahl der Fall. Der erste Gedanke, diesen Lebensberuf zu ergreifen, wurde schon in dem Knaben rege. Als ich ungefähr dreizehn Jahre alt war, entriß mir der Tod meinen zweitältesten, geliebten Bruder; meine gute Mutter lag in derselben Zeit schwer krank danieder. Auf das weiche Gemüt des Knaben machten diese ernsten Fälle einen tiefen und bleibenden Eindruck. Ich wich selten von den Betten des kranken Bruders, der kranken Mutter; ich konnte stundenlang lautlos dasitzen, war unermüdlich, nach meinen schwachen Kräften sie zu pflegen. Da erschien mir der Beruf eines Arztes ein köstlicher, ein himmlischer Beruf. Ich sah, wie Alles nach ihm rief in den schweren Stunden der Leiden, wie er allen ein tröstender Engel erschien, wie schon seine bloße Gegenwart Ruhe und Trost verbreitete; und ich sprach zu mir selbst: Ich will auch Arzt werden, wenn mich Gott groß und tüchtig werden läßt, will die Menschen auch trösten, ihnen ihre Schmerzen zu lindern suchen. Dieser Gedanke ist später immer lebendig in mir geblieben. Nur in der allerjüngsten Zeit, als die großen Bewegungen, die das ganze Land durchzuckten, auch mich nicht unberührt ließen, wurde der Wunsch in mir rege, das ruhige Wirken des Arztes mit der stürmenden Arena des öffentlichen Lebens zu vertauschen. Aber bald verdrängte mein erstes Ideal dieses trügerische Scheinbild; ich fühlte, daß mit meinem Wesen der stille Beruf eines Arztes sich besser vereinigen ließe, ich fühlte den Unterschied zwischen dem wahren und dem falschen Ehrgeiz, zwischen dem ernsten Willen, sich der Menschheit nützlich zu machen, und dem Streben nach äußerem Glanz. Ich verhehle es mir nicht, daß der Beruf, den ich mir erwähle, ein schwerer, verantwortlicher ist; aber ich habe

Spielhagen auf dem Totenbette.

den ernsten und festen Willen, nicht vor den Schwierigkeiten zurückzubeben, ein Mann zu werden, der sich die Achtung, die Liebe, die Dankbarkeit der leidenden Menschheit erwirbt. Möge der Wille zur Tat werden! —

So will ich jetzt den ersten großen Schritt, der mich meinem Ziele um so vieles näher bringen wird, wagen; und bitte schließlich eine Königliche Hochlöbliche Prüfungskommission um gütige Zulassung zu der diesjährigen Maturitätsprüfung.

Fritz Spielhagen.

Gedächtnisrede von Walther Nithack-Stahn.

Schreibt auf meinen Leichenstein: „Dieser ist ein Mensch gewesen, und das heißt, ein Kämpfer sein.“ So mit den Worten des größten Dichters, der auch sein Meister gewesen, betten wir diesen greisen Ritter vom Geist in den Sarg und legen ihm an die Seite sein blankes Schwert, das er, nie befleckt von unreiner Sache, tapfer und treu geführt. Ja, wie es ihm Gott schon in das Angesicht geschrieben hatte, in die Adlerzüge und die hellen Augen: eine Kampfnatur war er und freute sich dessen.

Wir denken seiner frühen Jugend, wo er, noch unklar über seine Bestimmung, aus der Heimat auszog und bald, die Feder in der Hand, ums nackte Dasein kämpfen mußte. Wie es lange Jahre dauerte, ehe sein erstes großes Werk ihn plötzlich auf die Höhe des Erfolges hob und seinen Namen in das Buch der deutschen Dichter schrieb. Aber auch als Dichter blieb er ein Kämpfer. Er hatte es von den Großen gelernt, zu denen er zeitlebens verehrungsvoll aufblickte, daß Dichter und Denker zusammengehören, daß der Poet mit dem Geiste des Propheten gesalbt sein muß. So hat der Werdende gekämpft um eine Weltanschauung. Der diente all der reiche Wissensstoff, den er aus fremden Völkern wie aus dem eigenen unersättlich in sich aufnahm. Ins Unendliche hinaus zog er seinen Gesichtskreis und ließ sich von den Weltweisen auf die Höhe führen, wo vom Standpunkte der Ewigkeit aus alles Irdische sich einordnet in einen großen Zusammenhang; wo alles im unabsehbaren Flusse strömt; wo man die menschlichen Dinge weder verabscheut noch verlacht, sondern sie zu begreifen sucht. Aus solcher erkämpften Weisheit fließt dem Dichter die Gerechtigkeit zu, die einem Schöpfer ziemt. Freilich, er blieb ein Kämpfer auch darin, daß es ihm nicht gegeben war, in erhabener Ruhe über seinen Geschöpfen zu stehen, naiv und absichtslos zu schaffen: zu den Willensmenschen gehörte er, die ihr Glaubensbekenntnis wie eine Fahne entrollen; deren Stimme hinein-

klingt in den Widerstreit der menschlichen Gegensätze; deren Wort scheidet zur Rechten und zur Linken; die darum auch nicht Menschen gestalten können rein der Natur nach, sondern so, wie sie sein **sollen** oder nicht sollen nach dem Urbilde des eigenen Herzens. Denn in eine kämpfereiche Zeit deutscher Geschichte fiel seine Lebensspanne hinein. Der Jüngling hörte den Donner der Revolution, erlebte den Aufstieg des dritten Standes; der reife Mann die Umwälzungen, die das Empordrängen des vierten Standes erregte. Dazwischen gewaltige Volkskriege und das stumme Ringen alter und neuer Zeit und die Sturmflut wirtschaftlicher Katastrophen. In all dem Kampfe stand er mit seiner Seele — nicht zwar im Staub der Walstatt, auch nicht auf der Zinne der Partei, aber doch mit seinem heißklopfenden Herzen immer auf der Seite derer, die ihn die Unterdrückten deuchten, die Verkannten und Gehemmten; immer gegen das, was ihm Torheit war, feige Verblendung, gemeine Selbstsucht, Mammonsdienst, am meisten aber gegen die Heuchelei; immer für das, worin er den Fortschritt der Menschheit sah, die Wahrheit und Güte: ein Dichteranwalt seines Volkes, ein Prediger der Selbsterkenntnis und der Gerechtigkeit.

Es ist wahr: er hat gekämpft, scharf und oft schneidend. Aber an seinem Sarge legen wir wie einen Kranz das hohe Bibelwort nieder: „**So jemand auch kämpfet, wird er doch nicht gekrönt, er kämpfe denn recht.**“

Gar mancher Ruhmeskranz, den die Mitwelt reicht, welkt über Nacht. Aber es gibt einen dauernden, den man nicht siehet, den nicht Menschenhände flechten, sondern der Ewige selbst, der über uns allen ist und in uns allen. Nur der empfängt den Preis, der da „**recht kämpfet**“. Und drei Bedingungen stellt uns der erhabene Richter: zuerst, daß wir nicht uns zugute, sondern für eine **gute Sache** kämpfen. Zum anderen: daß wir es treu und ehrlich tun; zuletzt: daß wir den Mut haben, auch wider uns selbst zu kämpfen.

Was war die Sache dieses Lebensstreiters? Auf jedem Blatte seiner besten Werke steht es zu lesen, in diesem Bilderbuche seines Lebens, der großen Konfession, in der sein Ich durch viele Verkörperungen wandelte: es war das Ziel der **vollen Menschlichkeit**, zu dem er aufrufen und erziehen wollte. „Die wahre Stärke eines Volkes,“ so schrieb er, „ist der sittliche Geist, der in ihm waltet.“ Humanität über alles! so hatte ihn der große Dichter

gelehrt, dessen Sonne noch über dem Horizonte stand, als sein Lebensstern aufging.

Und hat er nicht ehrlich für dieses Ideal gestritten? Ein „freier Mensch" wollte er sein, „freigeboren" wie das Meer, das an die Küste seiner Kindheit brandet; nur auf sich selbst gestellt und seine Kunst — ein deutscher Dichter, nicht mehr und nicht weniger. So hat er mit jener Rücksichtslosigkeit bekannt, die sich wohl Gegner schafft, aber keine Feinde; die auch den Andersdenkenden, wenn nicht bekehrt, so doch erhebt. Und solche Ehrlichkeit besteht die Probe, wenn sie ankämpft auch gegen die eigene Schwäche. Er hat es als Mensch getan, hat die problematische Natur seiner Jugend geläutert zum klaren Manneswillen. Er hat es als Künstler getan, hat sich, den Sohn der Romantik mit der beweglichen Phantasie, dazu erzogen, erst in der Wirklichkeit der Welt zu finden, um zu erfinden. Hat es über sich gebracht, noch im Alter von der Jugend zu lernen, ist seinen eigenen Werken ein strenger Richter gewesen.

Wohl ihm! Dieser adlige Kämpfer, der einst in Reih' und Glied unter den ersten gestanden, stand niemals allein. Auch dann nicht, als es einsamer um ihn ward. Treue Freunde und Verehrer scharten sich um den Hochbejahrten an manchem Ehrentage, umstehen auch heute seinen Sarg. Die treuesten Mitkämpfer umgaben ihn in der Stille des Hauses. Fast vierzig Jahre hindurch die gleichgesinnte Gattin. Welch ein Schmerz für ihn, als sie so unerwartet ihm genommen ward! Da fing das Alter an, ihn, der nicht alt sein wollte, zu belasten. Inniger noch schloß sich um den geliebten Pflegling der Kreis der Kinder und Kindeskinder. Und noch ein schwerer Schlag dieses Winters: als die Tochter, die ihm das Opfer des Lebens gebracht, des Kranken Hand und Auge, von ihm ging. Da erlosch auch ihm langsam die glimmende Fackel.

An einem Ende stehen wir. „Es stirbt mit jedem Menschen seine Welt." Er selber rechnete sich nicht zu den Unsterblichen, die am Himmel der Menschheit unabsehbar glänzen. Doch zählen wir ihn zu den Bürgern der Zeiten, die da kommen werden. Aber noch größere Fragen erheben an einem Sarge ihr Haupt. Der Tod, dem der Dichter so oft im dunkeln Antlitz zu lesen versucht, steht hier und rätselt uns an: Woher? wohin?

Der Entschlafene hat den Schleier nicht lüften mögen, der den Bezirk des Übermenschlichen verhüllt: „Begnügen wir uns mit dem,

was wir sind." Das Unerforschliche schweigend verehren — das hatten ihn große Geister gelehrt. Und die Kirche hatte es nicht verstanden, ihn zu fesseln. Und doch, welcher ernste und hohe Geist käme vorüber an dem wundervollen Gehalt, den sie in menschlichen Gefäßen bietet? Auch unser Toter glaubte, heilig und fest, glaubte an „die dreimal herrliche Majestät des Wahren, Guten, Schönen." Nicht als an Menschenwahngespinste, sondern als an Realitäten, die er als Dichter und Mensch zu bekennen nicht müde wurde. Glaubte an den endlichen Sieg des Guten und den sittlichen Zweck alles Lebens. Und die Humanität war ihm gleichbedeutend — er sagte es — mit dem „wahren Christentum". Wahrlich, nicht dieses hat er bekämpft, sondern gerade um dieses Christentums willen seine Entstellungen, die er in der Welt gefunden, wo das heilige Bild des Mannes, der uns die große Liebe gebracht, zum Himmel entschwebt ist — und

„Als hätt' er nie gehört das hohe Lied
„Der Nächstenliebe, der Mächtige
„Den Fuß auf seines Bruders Nacken setzt."

Das war sein Glaube, daß wir Menschen, aufeinander angewiesen, in Liebe eins sein sollen und werden. Aus diesem Frohglauben heraus, der immer wieder die Schatten des Pessimismus verscheuchte, schuf er die Lichtgestalten seiner Dichtungen. Nach seiner Ansicht sollte man den Dichter von heut zu allererst fragen: Wie stehst du zu Christus? das heißt, zu dem Evangelium von der Brüderschaft des Menschen? „Ich glaube an dies Evangelium von ganzem Herzen, und daß, wer sich nicht zu ihm bekennt, früher oder später zu den Toten geworfen wird."

Nun denn: „So jemand auch kämpfet, wird er doch nicht gekrönt, er kämpfe denn recht." Du aber gehe hinüber vom Kampfplatz dieser Welt zu dem, der dir das Schwert des Geistes gab und nahm. Gehe hin zum ewigen Frieden.

Hermann Sudermanns Rede.

... Im ersten Frühling ist er von uns gegangen. Die Amseln sangen auf den Dachfirsten, und über den Tiergartenweg hin, den er oft geschritten war, neigten sich schon frühbeblätterte Zweige ... Dort — ehe der Sargdeckel ihn barg — sahen wir ihn ruhen in bleicher Hoheit, den Frieden des Überwinders auf steingewordenen Zügen, — ihn, der unser Führer gewesen ist und unser Freund ...

Daß er unsere paar Lobsprüche nicht braucht, hat er im Leben oft genug bewiesen. Nach der herrlichen Würdigung, die wir eben gehört haben, sei mir nur noch ein Wort vergönnt, das uns selbst vielleicht die Seelen entlastet, denn wir schulden ihm viel zu viel.

Was er uns, was er dem deutschen Volke war, — wir Älteren wissen's, wir, die wir einst zitternd und selig über seinen Büchern saßen, in denen wir alles, was wir als Werte des kommenden Lebens von uns verlangten, in leuchtenden Gebilden vorgezeichnet fanden. Und auch die Jugend ahnt es, genau so wie sie ahnt, welche Hochspannung des Gefühls einstmals das deutsche Bürgertum zur Höhe der ihm gebührenden Stellung hinantrieb. Welche Kräfte es dann wieder zurückstießen, und was als Kummer hierüber auch unserm Toten in der Seele saß, davon soll an dieser Stätte geschwiegen sein.

Denn er war's ja vor allen andern, der den Deutschen aus der dumpfen Entmutigung der Reaktion heraus die Bürgerkraft, den Bürger*stolz* zurückgab. Er war's, der in den sechziger Jahren den auseinandergesprengten und zu Boden geworfenen Freiheitskämpfern die Lust am Leben wieder erweckte, und so das Auflodern der Begeisterung schaffen half, das in dem großen Kriege alles, was deutsch empfand, zu *einer* Flamme vereinte. Er hat keine Schlachtenlieder gesungen, er hat auf keiner Walstatt gestanden, und trotzdem ragt er als einer, der bei Marathon gekämpft, mit seinem strengen und doch warmen Pathos mahnend in die ihrer selbst spottende Schwäche der neuen Zeit hinein.

Mitten unter uns stand er als der größte und fast auch der letzte jener Dichter-Denker, denen kein Rahmen weit genug erschien, um ein ganzes Weltbild, mit tausend Gestalten belebt, von tausend Ideen umwoben, kühn hineinzuspannen, ein Weltbild, klarlinig auch in den Verschiebungen, harmonisch auch in Anklage und Unversöhnlichkeit. Er, der gerade in dem Zeitlichen eines dichterischen Gebildes dessen Ewigkeitswert sah, verschmähte es, mehr zu sein als ein Sohn und Schilderer der Zeit, die ihn erzogen hatte, und deshalb wird jede Zeit ihm danken müssen, — vor allem die, der über dem Wühlen nach tausend unterirdischen kleinen Wirklichkeiten die eine große Wirklichkeit, in der wir geistig atmen, fremd geworden ist.

Geschlecht kämpft mit Geschlecht. Das scheint Gesetz, solange die Welt besteht. Und nur selten lernen Schüler mit einem andern Ergebnis, als kraft des Gelernten ihre Lehrer zu verwerfen. Ihm aber wurde das glückliche Geschick zuteil, ein Mittler zu werden zwischen Alt und Neu und sich selbst zu verjüngen, indem er der Jugend die Tore weit auftat. So hat er in mitfreudiger Hingabe manches Werdenden erste Schritte geleitet und warnend seine Hand gehalten, wenn er im Straucheln war. So hat er auch dem neuerwachten deutschen Drama seinen Gruß gebracht und aufrichtig getrauert, wenn nicht alle Blütenträume reiften.

Wie er als Mensch den Zeitgenossen gegenüberstand, auch darüber ist in diesen Tagen des Rühmenden viel geschrieben worden. Von dem Feuer seiner Rede sprech' ich nicht— das schlägt uns aus manchem entgegen, in dessen Innerem kühle Abkehr wohnt. Wer aber seine großen, gütig-forschenden Augen auf sich ruhen fühlte, wer — gleichviel ob im Jubel der Feste oder in stiller Zwiesprach — die Herzenswärme, die er nie recht bergen konnte, wohltätig über sich hinströmen fühlte, der weiß, wieviel er von ihm empfangen hat, und wie unmenschlich gut es tat, sich ihm anheimzugeben. Er selbst hat einmal von sich bekannt, daß er in fünfzig Jahren die Kunst, das Wörtchen „Nein" zu sprechen, nicht erlernt habe. Aber ein Jasager von Geblüt und Gottes Gnaden war er — allem Lebensvollen und Lebenversprechenden, allem, was ehrlich ringt und vorwärts drängt, was sich in Gluten stählt und sich in Gluten verzehrt.

Und doch wird man ein allzu weichherziges Gutsein vergebens bei ihm suchen. Wehe, wenn er sich entrüstete! Und das Sich-